This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

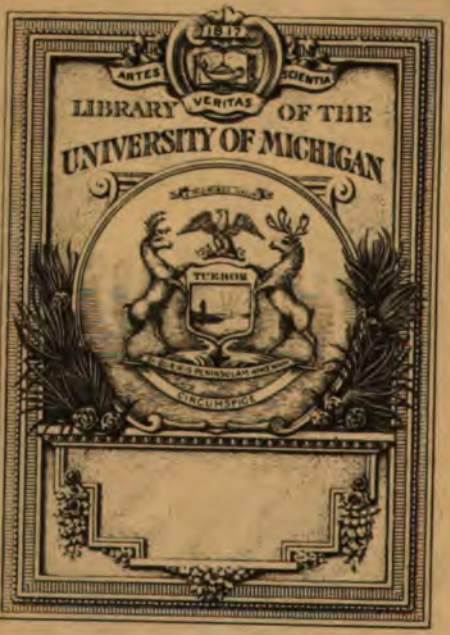
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 892,528


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

GN
310
.D5

Vorſchule

der

Völkerkunde

und der

Bildungsgeſchichte

von

Dr. Lorenz Diefenbach,

correſpondierendem Mitgliede der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin und der Maatſchappy der Nederlandſche Letterkunde zu Leyden, Ehrenmitgliede der Berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache, Mitgliede des Gelehrtenausſchuſſes des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1864.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Den Herren

Carl Auguſt Grafen Boſe
zu Frankfurt a. M.,

Profeſſor D. Anton Theerz
zu Frankfurt a. M.,

Profeſſor D. Auguſt Schleicher
zu Jena

mit freundſchaftlicher Verehrung gewidmet

von dem

Verfaſſer.

Vorwort.

In dieſer Zeit des ausgedehnteſten Völkerverkehrs und der „Nationalitätsfragen" hat die Völkerkunde das Recht und die Pflicht, als eine geſonderte Wiſſenſchaft aufzutreten. Der große Umfang ihres Gebietes entſchuldigt viele Irrthümer, welchen wir mitunter noch ſelbſt bei den kenntnisreichſten Geſchichtſchreibern, Geographen, Tagesſchriftſtellern und Zeitungsſchreibern begegnen, abgeſehen von den abſichtlichen Fälſchungen, welche das Gewiſſen mancher Diplomaten und Publiciſten zuließ. Die Schwierigkeit der Verpflichtung wuchs mit dem großartigen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und insbeſondere der, zu einer ganz neuen Wiſſenſchaft erwachſenden, vergleichenden Sprachforſchung, obſchon eben dieſer Fortſchritt die wichtigſten Mittel zur Förderung der Völkerkunde darbietet. Denn die vielbeſchäftigten Schriftſteller der genannten Fächer konnten jenem Fortſchritte der Hülfswiſſenſchaften der Völkerkunde in ſeinen Beziehungen zu dieſer um ſo weniger folgen, weil es ihr zur Stunde noch an genügenden Lehrbüchern und Lehrſtühlen fehlt, durch welche alle neuen Errungenſchaften der Gehülfinnen in dem Brennpunkte dieſer einen Wiſſenſchaft geſammelt würden.

Das vorliegende Buch will dieſe Aufgabe nicht löſen, ſondern nur zergliedern, um ihre Löſung vorzubereiten und zu erleichtern. Doch gibt es in den zahlreichen Beiſpielen zur Erläuterung dieſer Aufgabe auch ſchon einen Theil des Inhalts, welchen ihre Löſung in einem vollſtändigen Lehrbuche der Völkerkunde zu bringen hat. Überdieß wirbt es den Leſer zum Mitarbeiter nach gleichem Ziele hin, indem es ihm die Rubriken, gleichſam die ſchon eingehefteten

weißen Blätter übergibt, in welche er die Früchte seines eigenen Fleißes und Denkens einzeichnen und einordnen soll.

Eben aber nur denkende und selbstthätige Leser wünsche ich meinem Buche, welche sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aneignen wollen, ohne den Anspruch eigener Fachkenntnis zu machen, jedoch auch, ohne auf das eigene Urtheil zu verzichten. Letzteres gilt namentlich auch für die ganze Weltanschauung, die ihnen überall in dem Buche entgegentreten wird. Der Verfasser und seine gleichgesinnten Leser werden sich immer gerne belehren und bekehren lassen, aber jede unbedingte Autorität, welche der Forschung ihre Ergebnisse schon zum Voraus gebieten oder verbieten will, als eine Sünderin gegen den heiligen Geist der Wahrheit zurückweisen. In erster Linie stehen immer die Thatsachen. Wo ich nicht mit eigenen Augen sehen konnte, suchte ich nach Kräften die Glaubwürdigkeit meiner Quellen zu prüfen, deren genaue Anführung ich, ihnen und mir zu Liebe, durchgeführt habe. Indem ich nämlich meine Bürgen nenne, unterscheide ich anderseits in der Regel meine Ansichten von den ihren deutlich genug, um ihnen auch keine Verantwortung für erstere aufzubürden.

Die sehr häufige Kreuzung der Fäden, die Wechselberührungen zwischen den einzelnen Abtheilungen verhinderten nicht selten eine scharfe Trennung derselben, welche vielleicht eine geschicktere Hand besser durchgeführt hätte, ohne darum das Zusammengehörige allzusehr aus einander zu rücken. In jedem Falle blieb es nöthig, viele einzelne Erscheinungen immer wieder in mehreren Abschnitten zur Sprache zu bringen, und desshalb von einem auf den andern zu verweisen, um wörtliche Wiederholungen zu vermeiden. Die allgemeine Form der Darstellung setzt bei den Lesern, wie sich schon aus dem vorhin Gesagten ergibt, keine Gelehrsamkeit, sondern nur die Aufmerksamkeit des Gebildeten voraus.

Damit der Leser schon bei dem Antritte seiner Wanderung eine Vorstellung von ihrem ganzen Verlaufe habe, gebe ich hier einen Ueberblick ihrer Hauptstationen in flüchtigen Umrissen, welchem ein einfaches Verzeichnis der Rubriken zum Nachschlagen folgen mag.

Die Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und der Sprachen in einem Gerippe, deſſen natürliche Trockenheit und Farbloſigkeit nur durch mehrere Beiſpiele gemildert wird, gleichwohl aber die volle Aufmerkſamkeit des Leſers verlangt, damit er es ſpäter bei den ſehr mannigfaltigen Geſtaltungen des bewegten Lebens nie ganz aus den Augen verliere.

Dieſes Leben und die Grenzmarken jedes Volksthums zeichnen ſich nach folgenden Hauptmerkmalen und Kategorien.

Das äußerlichſte Merkmal bilden die Namen der Völker, nach welchen auch die Eigennamen überhaupt in ihrer Bedeutung für die Völkerkunde kurz gewürdigt werden ſollen.

Das innerlichſte und wichtigſte Merkmal der Abſtammung, der Denkweiſe und des Bildungsganges der Völker: die Sprache, werden wir nach ihrem Grundweſen und nach ihren, gleichſam naturgeſchichtlichen, Entwickelungsſtufen betrachten. Ihre unzertrennliche Verbindung mit dem ganzen Weſen des Menſchen erweitert ihre ethnologiſche (völkerkundliche) Bedeutung zugleich zur allgemein anthropologiſchen (menſchenkundlichen), wie denn überhaupt die Grundlage der Völkerkunde die Menſchenkunde bleibt.

In den weiteren Unterſuchungen über die Volksnatur werden wir dieſe zweiſeitig (dualiſtiſch) als Leib und Seele betrachten, zugleich aber als einheitliche Gliederung, als einen Organismus, deſſen verſchiedene Thätigkeiten ſich wechſelſeitig bedingen, und die von außen her z. B. durch die Beſchaffenheit der Wohnſitze und durch Schickſale der Völker mitbedingt werden. Der genannte Dualismus, die Zweiheit in der Volks- und Menſchennatur, läßt uns die Phyſiologie oder Naturkunde der Menſchheit und die Pſychologie oder Seelenkunde, ſoviel möglich, geſondert verhandeln.

Zuerſt die Phyſiologie: die körperlichen Hauptmerkmale der Verſchiedenheit der Menſchenarten, ſeien ſie urangeborene, oder durch jene äußeren Einflüſſe, mitunter auch ſchon durch innere Entwickelung, entſtanden oder wenigſtens modificiert und umgeſtaltet, alſo durch Klima und Boden, Nahrung, Kleidung und Wohnung, durch die geſammte Lebensweiſe, die wir alsbald nachher noch in

geſonderten Abſchnitten beſprechen werden. Beſondere Aufmerkſamkeit wenden wir hier den ſogenannten Raſſen, ihren Artungen und Miſchungen zu. Auch die graue und graueſte Vorzeit führen wir in ihren Reſten auf und unter der Erde, in den Trümmern verſunkener Völker, ihres Wohnens und Wirkens dem Leſer vor. Eine Reihe der wichtigſten und intereſſanteſten Entdeckungen bis auf die neueſte Zeit beleuchtet nicht bloß die Stellung der verſchiedenen Völker und Raſſen zu einander, ſondern auch die des Menſchen zu der Thierwelt und der ganzen ihn umgebenden Natur — eine bekanntlich in neueſter Zeit vielbeſprochene Aufgabe, zu deren Löſung wir auch an andern Stellen dieſer Schrift mitzuwirken ſuchen.

Auch die Pſychologie werden wir mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Raſſen ſowohl wie der äußeren Einwirkungen und Lebensfaktoren erwägen. Hier werden auch vorzüglich die Einflüſſe beſprochen werden, welche die Wanderungen und die mannigfaltigen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geiſtigen Kräfte und ihre Bildung üben.

Von der zu Grunde liegenden Volksnatur — ihre Veränderungen im Laufe der Zeit eingeſchloſſen — gehn wir auf das Volksleben in ſeinen thatſächlichen Aeußerungen über, welche wir ebenfalls, ſoweit ſich jener Dualismus durchführen läßt, in leibliche und geiſtige, in mehr äußerliche und mehr innerliche ſcheiden.

Erſtere ſind die ſchon vorhin angeführten der geſammten Lebensweiſe, die in hohem Grade von der Natur des Erdſtrichs abhängt, nämlich der Nahrung, Tracht und Wohnung.

Das mehr innerliche Volksleben umfaßt die Anſchauungen und Lebensäußerungen, welche wir zum großen Theile durch den Ausdruck Sitte zu bezeichnen pflegen. Wir werden hier, immer mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Völker, oft auch ihrer ſprachlichen Bezeichnungen, die folgenden Gegenſtände verhandeln.

Die Familie; die Wechſelverhältniſſe ihrer Mitglieder und, auch außerhalb derſelben, beider Geſchlechter; weiterhin die der Mitglieder der volklichen Geſellſchaft überhaupt, ſoweit das Gebiet der Sitten, Gebräuche und Umgangsformen reicht. Es kann

natürlich auf allen ſolchen weiten Gebieten nur von den allgemeinſten Umriſſen und einer mäßigen Zahl von Beiſpielen die Rede ſein.

Der Religion widmen wir einen beſonderen Abſchnitt.

Ebenſo dem Rechtsbrauche in Volk und Staat, in der Gemeinde und in der Familie, die hier wiederholt zur Sprache kommt. Hier verhandeln wir auch die, oft ethnologiſch wichtige, Entſtehung und Rechtsgeſchichte der verſchiedenen Volksklaſſen: der Kaſten, Stände u. ſ. w.

Haben wir nun der Volksnatur und dem Volksleben beſondere Abtheilungen eingeräumt, ſo beſtimmen wir eine dritte der Volksthätigkeit in ihren wichtigſten Richtungen und in ihrer Wechſelwirkung wiederum mit der Geſchichte, ſowie dann mit ihren eigenen Ergebniſſen: dem Wohlſtande und der Bildung der Völker. Ebenſo theilen wir auch wieder dieſe „Volksthätigkeit" in mehr äußerliche und mehr innerliche.

Dieſe Ausdrücke „Volks-natur, -leben und -thätigkeit" ſind eben nur frei gewählte Grenzbezeichnungen für Dinge, die ſich in der Wirklichkeit noch weniger ſtrenge ſcheiden, als dieß unſere Darſtellung zu thun vermag. Das Selbe gilt von der wiederholten Eintheilung nach „Äußerlichkeit" und „Innerlichkeit", weil das Äußere und Innere, Leibliche und Geiſtige überall nur die polaren Richtungen innerhalb Eines Lebens, Weſens und Organismus ſind.

Die äußerliche Volksthätigkeit umfaßt namentlich: die Lebensweiſe ganzer Völkerſchaften als Jäger, Fiſcher, Hirten, Landbauer u. ſ. w., die ſich theils nach wechſelnder Örtlichkeit, theils nach Bildungszeiträumen ändert. Dieſer Abſchnitt beſpricht auch die friedliche oder kriegeriſche Stellung der Völker und Völkerklaſſen zu einander; ſodann das Verhältnis der menſchlichen Thätigkeit zur Thierwelt: die Jagd und Schlachtung, die Züchtung und Zähmung der Thiere. Die Thätigkeit der äußeren Selbſterhaltung entwickelt und potenziert ſich zum Gewerb- und Kunſtfleiße. Wir haben hier zu Gegenſtänden: Induſtrie und Handel; die techniſche Benutzung der Stoffe und Kräfte in der Natur; die Verkehrsmittel. Wir werden hier auch in den Benennungen der

Elemente und der Produkte, der Thiere, Pflanzen und Mineralien einen ſprachlich-ethnologiſchen Wegweiſer finden.

Die mehr innerliche Volksthätigkeit iſt das gewöhnlich durch die Ausdrücke „Bildung, Bildungs- oder Kultur-geſchichte" bezeichnete Gebiet, das in weiterem Sinne auch die, vorhin bei dem „Volksleben" vorkommende, Sitten-, Glaubens- oder Kirchen-, und Staats-geſchichte umfaßt, hier aber in engerem Sinne uns zunächſt die Literatur- und Kunſt-geſchichte bedeutet und zugleich die ganze Volkserziehung, die Unterrichts- und Bildungsanſtalten umſchließt. Haben wir früher die Sprache nach ihrem Organismus als Zweck an ſich verhandelt und daraus ethnologiſche Schlüſſe gezogen, ſo tritt ſie hier in größerer Ausdehnung vor uns als Mittel zum Zwecke, als ausgebildetes Organ für alle Gebiete des Denkens und Fühlens.

Mit der Bildungsgeſchichte in dem ſoeben angegebenen engeren Sinne beſchäftigt ſich die zweite Hälfte dieſes Buches. Sie zeichnet, immer vom ethnologiſchen Standpunkte ausgehend, die Thätigkeit der bedeutendſten Kulturvölker fürs erſte in den verſchiedenen Gattungen der Dichtung und der Wiſſenſchaft, fürs zweite in der Tonkunſt und den (ethnologiſch ſehr wichtigen) bildenden Künſten. Somit zerfällt ſie in zwei Hauptabtheilungen, welche die allgemeine Geſchichte der Literatur und der Künſte verhandeln.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung. Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung 1
Das Volksthum in seinen Einzelheiten 25
Völkernamen 26
Eigennamen überhaupt 33
Die Sprache 38
Die Volksnatur 107
Physiologie 108
Psychologie 202
Gang und Untergang des Volksthums 209
Wohnsitze und Schicksale 209
Volksstimmung 217
Das Volksthum in Gewohnheiten und Einrichtungen 221
Aeußere Lebensweise 221
Sitte 236
Religion 257
Rechtsbrauch 280
Volksklassen 296
Aeußere Volksthätigkeit 315
Geistige Volksthätigkeit oder Bildungsgeschichte in engerem Sinne . . 358
Sprache und Schrift 360
Redekunst 362
Dichtkunst 374
Volksdichtung (Volkslied, Sage und Fabel, Epos) 374
Roman 417
Idyll 437
Märchen 440
Drama 442
Lyrik 478
Satire und Gnomik 488
Festgesang 495

Seite

Die Wissenschaften I. Ueberblick 498
Lehrgedicht 499
Die Forschung, insbesondere in den Naturwissenschaften 500
Geschichtswissenschaft 504
Mathematik und Sternkunde 508
Sprachwissenschaft 508
Die Wissenschaften II. Ethnologische Geschichte der wissenschaftlichen Bildung 518
Geschichtswissenschaft 519
Rechtswissenschaft 541
Glaubenswissenschaft 544
Weltweisheit 551
Naturwissenschaft 572
Landwirthschaftskunde 580
Mathematik und Sternkunde 581
Erdbeschreibung 588
Philologie und die, mit ihr in Wechselwirkung stehenden, Bildungszustände überhaupt 592
Die Künste 647
Die Tonkunst 647
Die bildenden Künste 682

Einleitung.

Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung.

Die **Völkerkunde** (Ethno-logie, -graphie) in unserem Sinne betrachtet und zeichnet die Völker als **Einzelwesen** oder Sammelwesen (Collectiv-Individuen), jedes in den Eigenschaften, die es von andern unterscheiden und es entweder zugleich auch mit andern verknüpfen, oder ihm ausschließlich angehören. Die prüfende Aufzählung dieser Eigenschaften bildet den Hauptinhalt unserer Arbeit.

Jedoch ist der Begriff des Einzelwesens dehnbar und wird oft nur beziehungsweise gebraucht, namentlich bei der Abgrenzung und Eintheilung der Völker nach ihrer **Abstammung**, welche wir als ihre sinnlich und geschichtlich bestimmteste (wenn auch manchmal schwer bestimmbare) Eigenschaft in den Vordergrund stellen.

Wir unterscheiden den Einzelnen, den Einzelmenschen, der seine Stelle in der Gliederung der Familie, der Gesellschaft u. s. w. einnimmt, von dem Vereinsamten in der Zelle der Einzelhaft oder der religiösen Weltentsagung, in der Verbannung oder auch in der Wüste großer Städte. Sodann auch von der willenlosen Nummer des einem fremden Willen unbedingt Unterworfenen, des Abgerichteten, des Arbeiters sine voto auf dem Schlachtfelde oder dem friedlichen Bureau, in der Fabrik, im Bagno. Nicht minder unterscheiden wir das gesunde Gesammtlebensgefühl des gegliederten, auf eigenen Füßen

stehenden und wandelnden Volkes — wie es in niederem Bereiche z. B. die Polypenfamilie besitzt — von der unterthierischen nur mechanischen Einheit der selbstlosen Sklavenhorde unter einem, nicht einmal den Göttern verantwortlichen, Machthaber, der für Alle denkt und will, handelt und genießt, und für welchen Alle arbeiten und leiden, ja sogar genießen und verdauen, wie Vaucansons automate Ente.

Der Einzelmensch kann durch Naturanlage und Schicksal dem Vaterhause gänzlich entwachsen, oder auch ein ewig verlorener Sohn werden. Er kann, nachdem er mit seinem Weibe auch den Wohnsitz seiner Familie oder seines Volkes verlassen hat, ein neues Volk gründen, sogar auch ein zweites mit seiner Kebse, wie einst Vater Abraham. Allerdings erwächst die neue Familie dieses Auswanderers zu einem neuen Einzel- oder Sammelwesen; aber sein Erbe und Stammhalter bleibt den etwaigen Stiefbrüdern oder Vettern so nahe verbunden, daß die von allen gegründeten Volksstämme wiederum Glieder einer umfassenden Einheit werden, die wir Völkerfamilie nennen. Ebenso aber werden sich ihre Nachkommen gewöhnlich wieder in so bestimmten Richtungen verästen und verzweigen, daß uns diese Kunstausdrücke des Stammbaums nicht völlig ausreichen, um die vielfachen Stufen der Sonderung oder Vereinzelung (Individualisirung) zu unterscheiden. Wir stempeln die unentbehrlichsten dieser Ausdrücke möglichst genau, und mahnen unsere Leser, sie im Sinne zu behalten. In dieser Voraussetzung dürfen wir einige derselben auch freier gebrauchen, wo Schwerfälligkeit vermieden werden kann, ohne Mehrdeutigkeit zu befahren.

Bluts- oder Stamm-verwandtschaft nennen wir die gemeinsame Abstammung mehrerer Volkskörper von Einem Elternpaare. Können wir für dieses nicht wiederum Eltern nachweisen, so umfaßt seine sämmtlichen Nachkommen für alle Zeiten der Name der Familie. Er bleibt auch bei den stärksten Ausartungen und Mischungen geltend, so lange noch der ursprüngliche Stock sich als Hauptbestandtheil erkennen läßt; eine Bedingung, die auch für jede Unterabtheilung der Blutsverwandtschaft eintritt. In den meisten Fällen wird sie erfüllt.

Wir geben einige Beispiele, hier nur in Umrissen, ihre ausführliche Begründung und Darstellung uns und Andern vorbehaltend. So werden wir in dieser ganzen Schrift nur kleine Anleihen bei der Masse der Thatsachen machen, um unsere daraus abstrahierten Sätze zu belegen und zu erläutern.

Die Spanier samt den Portugiesen gehören dem Grundstocke nach zur iberischen Familie, ob sie gleich fürs erste, mit Ausnahme der in Spanien und Frankreich wohnenden Basken, das wesentlichste Stammeszeichen, die Sprache, aufgegeben haben und durch die Annahme der römischen Sprache zu einer, aus Völkern verschiedenen Stammes zusammengesetzten, neuen Gliederung gehören, die das Aussehen einer Familie gewonnen hat, nämlich zu dem romanischen Völkerkreise; und obgleich fürs zweite schon frühe fremde Stämme sich zwischen und in die iberischen drängten, wie namentlich erst keltische, dann nach einander italische (römische), germanische, arabische.

Die Esten und Liwen in den russischen Ostseeprovinzen bleiben uns Finnen, obgleich ihre germanische Aristokratie ihre Sprache, gleichwie die einem dritten Stamme gehörige lettische, nur als „undeutsche" verneinend benennt, wozu denn noch seit der russischen Herrschaft slawische Stoffe kommen (älterer schwedischer nicht zu gedenken), die mit der Zeit alle übrigen überwuchern können.

Die osmanischen Türken mischten sich an vielen Orten fast gar nicht mit den von ihnen unterjochten Völkern, desto stärker aber mit der buntfarbigen Mosaik des Sklavenmarktes, mit den erkauften oder geraubten Müttern ihrer Kinder. Ihre Sprache und mehr noch ihre Körperbeschaffenheit zeigt die Einwirkung der Blutmischung; gleichwohl muß der „kranke Mann" noch viel kränker werden, bevor er untergeht oder zuerst und in beiden Fällen aufhört, ein Türke zu sein.

Die mündig gewordenen und entweder im Stammhause verbliebenen oder nach verschiedenen Richtungen ausgewanderten Söhne des vorhin vorausgesetzten Elternpaares bildeten neue Hausgenossenschaften, die wir, zum Unterschiede von der sie erzeugenden und umfassenden

(Ur-, Sammt-) Familie, Stämme nennen. Diesen entsprossen in gleicher Weise Äste, den Ästen Zweige.

Wir versäumen nicht zu bemerken: daß im Stammhause immer nur Ein Majoratserbe verbleiben und sich fortpflanzen kann (wenn es nicht etwa ganz verödet), dessen Nachkommen denen seiner ausgewanderten Brüder nebengeordnet (koordiniert) werden, also einen Stamm neben Stämmen bilden; das selbe Verhältnis erneuert sich bei der Wiederholung dieses Vorgangs in der ferneren Entwickelung des Familienlebens (Ast neben Ästen u. s. w.).

Eine qualitative, nicht genealogische, Überordnung darf ein solcher auf dem Stammgute verbliebener Stamm als primus inter pares, als Angesehenster unter seines Gleichen, nur dann in Anspruch nehmen, wenn er nicht allein nachweist, daß er als unmittelbarer und gesetzmäßiger Erbe (nicht etwa als späterer Besitznehmer) des Stammgutes in diesem auch die wirkliche Heimat der ganzen Sippschaft besitzt sondern auch drittens: daß er die wichtigsten der unter alle Erben vertheilten Güter (die Sprache voran, s. u.) am besten bewahrt hat. Es bleibt aber möglich, daß er in diesem dritten Punkte andern und selbst längst und fernhin ausgewanderten Verwandten nachstehe, wie z. B. die heutigen Bewohner des skandinavischen Festlandes ihrer Kolonie in Island.

Wie wir jedes einzelne Volk aufwärts nach seinem Ursprunge hin als Glied einer Familie u. s. w. verfolgen, so auch stromabwärts in seinen Verzweigungen und jüngeren Familienverbindungen. Diese gehn, wie wir bereits andeuteten, oft so weit auseinander, daß sie einen guten Theil ihrer Ähnlichkeit einbüßen.

Dieß geschieht bei den größeren wie bei den kleineren Stammestheilungen sowohl durch neue Entwickelungen und durch Zuwachs von außen her, wie auch durch verschiedenartige Verluste. Dabei tritt denn auch der Gegensatz auf: daß jeder Blutsverwandte einige oder viele der uralten Familienzüge glücklicher und treuer behält, als der andre oder auch als alle andern. Durch räumliche und zeitliche Ferne, sowie durch die Schärfe der Trennung, können selbst die nächsten Verwandten einander so stammfremd werden, daß sie nur noch an einzelnen Merkmalen einander erkennen, wie z. B. Magyaren,

Lappen und Finnen. Oder gar in solchem Maße, daß jede Dorfgemeinde als der einzige Rest eines besonderen Volksstammes erscheint, wie namentlich auf weiten Gebieten der Urbevölkerung Nordamerikas, wo die Forschung oft erst noch tastet.

Die Forschung hat die Aufgabe: die erhaltenen Erbstücke nach Zahl und Gewicht (Quantität und Qualität), zwei oft sehr ungleichen Eigenschaften, bis ins kleinste zu zergliedern und, in oft sehr verwickelter Gesellschaftsrechnung, zu vergleichen. Urtheile über Bausch und Bogen sind selbst für den geübten Blick ein Wagnis.

Zu den Bildern **Stamm**, **Ast** und **Zweig**, die wir nicht weiter ausdehnen wollen, würde das der Wurzel passen, statt des minder bildlichen Ausdruckes Familie, der uns hier aber anschaulicher und bequemer ist. Altbekannt und geläufig dagegen ist die „Wurzel" des „Wortstammes" in der geschichtlichen Sprachlehre, als Ausdruck für den Grundbestandtheil jedes einzelnen Wortes und seiner Verwandten. Das Wort Stamm mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen (Volksstamm, Stammverwandte u. dgl.) werden wir öfters, wo es die Deutlichkeit gestattet, mit der oben vorbehaltenen größeren Freiheit gebrauchen.

Eine häufige eigenthümliche Gattung von Verwandtschaftsverhältnissen zwischen Völkern und Sprachen bezeichnen wir durch den Namen der **Gruppe**.

Wir gebrauchen ihn, wo entweder aus Einer Wurzel dicht am Boden mehrere Stämme emporwachsen, oder auch aus dem schon sichtbaren eigentlichen Stamme ein oder mehrere stammartige Hauptäste heraustreten, so daß sich diese Nebenstämme u. s. w. gesondert entwickeln und verästen, zugleich aber die Wahrzeichen der Gemeinsamkeit ihres Ursprungs und Grundwesens gegenüber jedwedem andern Stamme der selben Familie mehr und minder deutlich in allen ihren Verzweigungen behalten.

Namentlich in der arisch-europäischen Familie (u. S. 12 ff.) treten solche Gruppen häufig als Zwillingsstämme auf.

Die Trennung dieser Gruppentheile (Zwillinge, Hauptäste, Nebenstämme) ist stark genug, um ihre Sprachen (die selbst wieder sich in Mundarten verzweigen) nie als bloße Mundarten neben einander zu

leicht verfolgen, aber nur ſelten bis zu dem urkundl
Augenblicke des Überganges der Einheit in die Mehr
en bei den redenden Völkern ſelbſt. Übrigens gelten d
ninder, als für die Theile der Gruppen, auch für die
ngeren Verwandtſchaftsſtufen der Völker und ihrer
ſpricht die Sprache viel deutlicher von ſich ſelbſt, als
n. In unzähligen Fällen erkennen wir deutlich die
ntwickelung der Sprachen, nicht ſo aber wie es kam
r, die eigentlichen Urheber dieſer Geſtaltung, ſie gerat
nders bildeten. Wir können z. B. die Lautverſchieb
andten Sprachen viel ſicherer an ſich geſchichtlich verfol
egründung in der natur- und kultur-geſchichtlichen Z
ölker.

Wir geben einige Beiſpiele der Gruppe in ihren ver
ierungen.

Daß die ariſchen Völker Irans und Indiens
ſchen (lettiſchen) und ſlawiſchen je eine Grup
te erſt die neuere Sprachforſchung, welcher auch erſt i
ie alten ariſchen Sprachen den Stoff zur Vergleichung
hin wurde die nahe Wechſelbeziehung jener Volksſtämm
r erkannt, weil die Arier in religiöſem, die Litaue
en vielfach in mehr politiſchem Zwieſpalt gegen einande
un die nächſtverwandten Völker oft in bitterſter Feind

bemerken wir einstweilen dieses. Ursprüngliche Gemeinsamkeit der (ältesten) Götter läßt sich sowohl bei den Ariern in Indien und in Iran, wie bei den litauischen und slawischen Völkern nachweisen. In Wechselwirkung mit der örtlichen und staatlichen Sonderung der Völker bildete sich auch Götterlehre und Religion überhaupt gesondert fort. Die verbleibenden gemeinsamen Gestalten und Namen der Götter und Halbgötter wechselten bei den beiden Hauptstämmen der arischen Gruppe mehrfach ihre Bedeutung, sogar bis zur feindseligen Verkehrung. Nicht so die der litu-slawischen Gruppe; dagegen bildeten die litauischen Völker ein kirchlich-politisches Gemeinwesen mit einem Centralheiligthum des Bundes (Romowe), in welchen selbst einige slawische Grenznachbarn eingetreten zu sein scheinen.

In jenen skandischen Germanen (Schweden, Norwegern, Dänen, Isländern, Färöern u. s. w.) sehen wir wiederum den einen, in den Deutschen der Gegenwart den andern Hauptast einer Gruppe. Doch hat diese Benennung hier eine von ihrem obigen Sinne ziemlich abweichende Geltung, wie dieß die Kunde des germanischen Stammes näher ergibt. Einstweilen geben wir zu bedenken: daß die unter einander selbst bedeutend unterschiedenen hochdeutsch, sächsisch (niederdeutsch und niederländisch) und friesisch redenden Äste der Germanen dennoch gegenüber den weit näher unter einander verwandten Germanen des skandischen Nordens eine gewisse Zusammengehörigkeit zeigen. Dieser Gegensatz entstand durch die sehr alte Trennung der politischen, zum Theile auch der kulturgeschichtlichen, Entwickelung, und prägte sich minder, doch allmählich wachsend, auch in der Sprache aus. Demungeachtet fehlt es nicht an sprachlichen und andern Merkmalen für eine andere, etwa dreifache, Eintheilung der germanischen Völkergruppe, ungefähr seit der Völkerwanderung, in Hochdeutsche, Niederdeutsche samt den Friesen, und Skandier oder Nordländer. Gehn wir weiter in die Vorzeit zurück, so erscheinen in vielen Beziehungen die germanischen Völkerschaften einander näher stehend; aber ihre Anzahl und darum wiederum ihre Mannigfaltigkeit ist größer. So z. B. schiebt sich zwischen Hoch- und Nieder-Deutsche noch der gotische Hauptast ein, während andre in den besiegten Völkern völlig verschwunden und verschollen sind.

In neuerer Zeit dagegen hat die wachsende Macht der hochdeutschen Sprache und ihres Schriftenthums die (nieder-)sächsische Sprache fast überwältigt, und auf Sprache und Bildung des skandischen Nordens einen unermeßlichen Einfluß geübt, gegen welchen neuerdings einige kindische und französierende Skandinavisten, welche den edeln Stammesgeist des eigenen Volkes verkennen, viel zu spät eine Schranke zu errichten suchen.

Eine andere Völkergruppe hat einst Bruderzwist unter fremdes Joch gebracht, unter welchem ihre Volksthümlichkeit langsam, aber sicher, erlischt. Die keltischen Briten in England riefen einst germanische Land- und See-räuber zu Hülfe gegen die, dem andern (älteren) Hauptaste der keltischen Gruppe angehörigen, Skoten. Bei dieser Gelegenheit führen wir ein Beispiel für die öfters entgegengesetzten Richtungen an, in welchen die Forschung, oder mindestens die Laune der Gelehrten vorschreitet. Der irische Engländer Betham trennt die noch lebenden Sprachen der keltischen Gruppe als gänzlich unverwandte von einander, der deutsche Forscher Holtzmann die lebenden Kelten (als Unkelten) von denen des Alterthums.

Gewichtigere, jedoch unserer Ansicht nach dennoch unzureichende Einwendungen sind neuerdings (durch Lottner) gegen die Einordnung der Griechen und der Italer in Eine Gruppe gemacht worden. Bei dieser Gruppe, unserem letzten Beispiele, verweilen wir etwas länger, weil ihre Bestandtheile uns Gelegenheit bieten, die Schwierigkeit engbegrenzter Gruppierung (in unserem Sinne) zu zeigen, wobei denn noch andere Stufen und Gattungen der Eintheilung zur Sprache kommen werden, deren Bestimmung mitunter bis jetzt noch größeren Schwierigkeiten oder Schwankungen unterworfen ist.

Unter dem Namen Griechen (Γραικοί, Graeci) verstehn wir eine Anzahl von Völkerschaften, die nach ihrer Geschichte sowie auch nach ihrer Sprache und andern Abstammungszeichen einander nahe genug stehn, um als Ein Stamm, sogar als Ein Volk zu erscheinen, bei übrigens ziemlich deutlichen Trennungsmarken leichterer Art. Andere gemeinsam gewordene Namen, wie besonders „Hellenen", lassen wir vorläufig zur Seite.

„Volk“ bedeutet uns hier eine ihrer stammlichen und zugleich ihrer politischen Einheit bewuste Vielheit. Gewöhnlich nimmt man bei „Volk“ oder „Nation“ nur die politische Zusammengehörigkeit als nothwendiges Merkmal an, welche nach Umständen auch ganz verschiedene Stämme umfassen kann, jedoch mit qualitativem und meistens auch quantitativem Vorwiegen Eines Stammes. Dieses Verhältnis kommt auch in Griechenland vor, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Der „Staat“ umschließt immer ein „Volk“ in diesen beiden Bedeutungen. Dagegen kann auch ein Volksstamm in mehrere Staaten zertheilt sein, die sich wechselnd mit einander vertragen und schlagen; oder auch staatlich ganz geschieden, wie z. B. emancipierte Kolonien von ihren Mutterländern, oder die ihres Volksthums bewusten dichteren Deutschen in Nordamerika von dem alten (Einen?!) Deutschland, oder auch wie die Britonen in England und in Frankreich, die erst in neuerer Zeit wieder zum Bewusstsein ihrer Stammeseinheit zurückkamen.

Kehren wir zu den Griechen zurück.

Dicht an der also genannten, die Dorier, Jonier (Doren, Jonen) u. s. w. umschließenden, Umfangslinie erblicken wir — von den nebelhaften Pelasgern, sowie von den Phrygiern u. s. w. abgesehen — in Makedonien und Epiros Völkerschaften und Sprachen, welche eine Brücke von dem, nur verschiedene Mundarten redenden, Griechenvolke zu einem andern Stamme gleicher Familie, nämlich dem illyrischen oder dem thrakischen, wenn nicht beiden zugleich, zu bilden scheinen; und die sich zu den eigentlich griechischen Völkern und Sprachen ungefähr wie ein Gruppentheil zu dem andern verhalten. Dieses Verhältnis bleibt, auch wenn Makedonen und Epiroten nur durch Mischung, nicht durch Blutsverwandtschaft mit Thrakern und Illyriern verbunden waren, eine noch nicht hinreichend entschiedene Frage.

Jedenfalls gilt ihre Nebenordnung mit den Griechen unter die Kategorie der „Gruppe“ zunächst nur, solange wir auf der olympischen oder (Balkan-) Haemos-Halbinsel stehn bleiben. Da wir aber jene Kategorie auf die stammverwandten Völkerkreiße dieser und der italischen oder Apenninen-Halbinsel anwenden, so müssen

wir uns begnügen, den Griechen-Namen auch auf die Makedonen auszudehnen und dabei nur etwa zu bemerken: daß der griechische Hauptast der griechisch-italischen Gruppe sich in zwei Hauptzweige theile, deren jeder wiederum in mehr und minder deutlich geschiedene und wiederum im Kleinen sich gruppierende Abtheilungen zerfalle, wie z. B. der eine, „im engsten Sinne griechische", in die ionisch-attische und die aeolodorische Gruppe.

In Italien nun erblicken wir wiederum ähnliche, jedoch nicht gleiche, Verhältnisse.

Der sehr alten griechischen Bevölkerung Unteritaliens (Großgriechenlands) und mehrerer Inseln, sowie anderseits der späten keltischen Einwanderung in Oberitalien zu geschweigen, gewahren wir hier einige Volksstämme, deren stammliche (genealogische) Verhältnisse zu den Griechen wie zu den Latinern und ihren Genossen bis heute noch zu undeutlich sind, um bestimmt oder verneint zu werden.

Es sind dieß namentlich die Japygen nebst den Messapiern, und die Etrusker. Bei Ersteren vorzüglich liegt die Möglichkeit (Mehr nicht!) einer ähnlichen Verwandtschaftsbeziehung zu den Griechen vor, wie der Makedonen, oder vielleicht auch einer Vermittelung zwischen dem ältesten griechischen und dem (in engerem Sinne) italischen Sprachen- und Völker-Kreiße.

Weit deutlicher lassen uns in letzteren die Entdeckungen und Forschungen der neueren Zeit hineinblicken, verbunden mit den Nachrichten der Alten. Es genüge hier, zu sagen: daß Volk und Sprache Roms und wahrscheinlich einiger andern italischen Gebiete mit den, wiederum näher an einander stehenden, Umbrern und Oskern u. s. w. in unläugbar näherer Verwandtschaft stehn, als mit dem (sonst unter allen andern zunächst stehenden) griechischen Kreiße, aber in geringerer, als die griechischen Mundarten unter einander, obgleich ein Zeitraum wahrscheinlich ist, in welchem die umbrische Sprache sich in ähnlicher Weise als Mundart zur lateinischen verhielt, wie z. B. die aeolische in geschichtlicher Zeit zur ionischen.

Ob wir nun gleich die sicher stammverwandten italischen Völker erst in einer Zeit kennen lernen, in welcher sie einander ferner stehn,

als dieß bei den griechischen der Fall ist, abgesehen hier von den Makedonen, dort von den Messapiern u. s. w.; und obgleich die beiden Kreiße weit genug von einander abstehn, um selbst kritischer Forschung Raum zu Zweifeln an ihrer näheren Verwandtschaft überhaupt zu lassen: so wählen wir doch den Ausdruck Gruppe für die Verbindung der Griechen und der Italer.

Wir haben bis dahin immer nur Wechselbeziehungen der Völker besprochen, die sich dem Begriffe der Familie unterordnen: Stämme mit ihren Ästen und Zweigen, die sich großentheils zugleich als Gruppen mit ihren Hauptästen u. s. w. darstellten. Wir kommen nun noch zu zwei andern Eintheilungen der Völker und der Sprachen, die nicht bloß in ihrer Anwendung, sondern selbst noch in ihrer allgemeinen Begründung und Statthaftigkeit bedeutenden Zweifeln unterliegen.

Die eine gehört noch dem Gebiete der Blutsverwandtschaft an und fragt nur nach einer noch umfassenderen Einheit, als die obigen: ob nämlich je zwei und mehrere der bis jetzt anerkannten, großen Völkerfamilien von einer höheren Einheit abstammen, zu welcher sie sich ursprünglich verhielten, wie jetzt ihre Stämme zu ihnen selbst?

Diese Frage tritt auf, wo bei großer Verschiedenheit der physiologischen und sprachlichen Merkmale, sowie der geschichtlichen und geographischen Entwickelung, immer noch viel Gemeinsames bleibt, das sich (nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft) weder durch Mischung und Entlehnung, noch durch bloß dynamische Verwandtschaft (d. h. durch Ähnlichkeit der Anlagen und des ganzen Organismus ohne Blutsverwandtschaft) genügend erklären läßt. Jene großen Unterschiede müßten alsdann durch Hinaufrückung der Brüdertrennung in eine noch weit ältere Zeit, als bei den Stämmen Einer Familie, oder (vielleicht auch: zugleich) durch eine sehr weite und dauernde örtliche Trennung erklärt werden. Ein solches Verhältnis würden wir Familiengruppe nennen.

Wie eine solche entstehn könnte, wollen wir an einem Beispiele zeigen, dessen Anspruch auf diese Geltung wir keineswegs verbürgen, so lange die Wage noch zwischen Ja und Nein schwankt. Indem wir dieß schreiben, hat die Untersuchung über diesen Gegenstand: die mög-

liche Ureinheit der Indogermanen und der Semiten, durch deutsche und italienische Forscher einen neuen Anlauf genommen.

Den obersten Rang unter den bekannten und bis heute in großer Ausdehnung fortdauernden Völker- und Sprachen-familien nehmen vermöge ihrer Naturgaben und ihrer geschichtlichen Bedeutung, sowie durch die Deutlichkeit ihrer Begrenzung und Gliederung, zwei Familien ein, die sich auch in den meisten Zeiten und Räumen ihrer Geschichte berühren, jedoch seltener mischen. Wieweit nach ihnen andere Familien in der Natur- und Bildungs-geschichte der Menschheit zu den höheren Rangstufen gehören, lassen wir hier noch unbesprochen. Den ersten Rang unter jenen beiden Familien nimmt die der indo-germanischen Völker und Sprachen ein, den zweiten die der semi-tischen. Vorerst verzeichnen wir kurz ihre Hauptglieder.

Die indogermanische Familie nennen wir auch die indo- oder arisch-europäische, frühere Forscher die skythische (Boxhorn) und die japhetische, neueste die mittelländische und die ost-westliche. Seit unvordenklicher Zeit haust sie von Hindostan bis nach Westeuropa und verbreitet sich bei Menschengedenken über alle Welttheile. Ihre Hauptstämme sind folgende: In Asien die Arier (in engerem Sinne; mitunter gilt der Name auch für die ganze Familie), sanskrit. Âryâs (Ἄριοι Herodot. VII 62). Sie umfassen zwei Hauptäste: die (brahmanischen) Hindus in Hindustan, von Kafiristan im Norden bis nach Südindien, wo jedoch die drawidischen Urbewohner bei weitem die Hauptbevölkerung bilden, deren Trümmer bis hinauf zu den Brahuis, den Nachbarn jener Kafirs, reichen. In Kabulistan beginnt der iranische oder eranische Hauptast mit den Balutschen (Belutschen) und den Awghânen (Afghanen, Patanen), die auch in Oberindien gesiedelt haben. Zu den Iraniern gehören die Perser, Kurden, Armenier und die Osseten (Iron) im Kaukasus; auf die alten und neuen Bewohner Irans aus anderen Völkerfamilien gehen wir hier nicht ein. In der alten und der mittleren Zeit streiften wahrscheinlich iranische Völker auch nach Europa herein. Hier finden wir heutzutage armenische Kolonien, sowie die zu den Hindus gehörigen Zigeuner (Rom, Sinte, Kale), mehr noch als Fremdlinge.

Aber auch die meisten in Europa einheimisch gewordenen Völker gehören der indogermanischen Familie an. Wir theilen sie in folgende Gruppen (vgl. o. S. 6 ff.).

Die griechisch-italische: die Griechen, deren Vorfahren sowie alte und neuere Kolonien auch in Kleinasien zu Hause sind und welche einst einen großen Theil Süditaliens (Großgriechenland) und der nahen Inseln, besonders Siciliens, bevölkerten; die Italer (Italiker), nämlich die Latiner oder Römer mit ihren Verwandten: den Umbrern, Oskern, Sabinern, Volskern u. s. w. Auf beiden Halbinseln, der olympischen wie der apenninischen, wohnten auch noch andere Stämme, welche theils hellenisiert und romanisiert wurden, theils in den Völkerwanderungen verschwanden. Doch erhielt sich noch mit eigener Volksthümlichkeit und Sprache ein Rest der Illyrier oder der Thraken in den Albanesen oder Schkipetaren, deren Einordnung in die indogermanische Familie noch nicht sicher begründet ist. Ihre nächsten Stammverwandten mögen die Ostromanen sein, auf welche wir unten bei dem romanischen Völkerkreiße kommen.

Die zweite (sicher indogermanische) Gruppe ist die keltische, welche einst Gallien als Hauptland besaß, wie denn auch ihr Blut in den heutigen Franzosen vorwiegt. Von dort aus durchzogen und besiedelten die Kelten oder Galater viele Theile Europas, und eine Kolonie derselben blieb selbst in Kleinasien. Namentlich siedelten sie bleibend in einem Theile Hispaniens, größtentheils mit den iberischen Urbewohnern gemischt, deren Rest in den heutigen Basken (Escaldunac) Volksthum und Sprache erhielt, zugleich der einzige Rest einer ganzen Völkerfamilie, auf welchen wir bei der Physiologie näher zu sprechen kommen, sowie auf die noch räthselhafteren Liguren in den Küstenländern des Mittelmeeres. Sodann eroberten und besiedelten die keltischen Gallier den größten Theil Oberitaliens, nach ihnen Gallia cisalpina (diesseit der Alpen, im Gegensatze zur transalpina = Frankreich) von den Römern geheißen. Auch die Helvetier, welche der nachmaligen Schweiz den Namen gaben, gehörten zu ihnen; aber nicht die Raeti in der Schweiz, Tirol u. s. w., soweit wir bis jetzt sehen. Endlich war Großbritannien fast aus-

ſchließlich von Kelten bewohnt, deren Reſte nur dort und als Auswanderer von dort in der Niederbretagne ſich als ſolche mit eigener Sprache bis heute erhielten. Gerade aber dieſe lebenden Reſte berechtigen uns zur Annahme einer Gruppe, deren einer Hauptaſt in Irland und Schottland, jetzt nur noch in Theilen dieſer früher von ihm erfüllten Länder und auf mehreren Inſeln wohnt, und den Namen der Galen (Gaelen), richtiger und antiker Gaidelen (Gadhelen u. ſ. w.) trägt. Der andere Hauptaſt, welchen wir den britoniſchen oder kymrobritoniſchen nennen, bewohnte vor der ſächſiſchen Eroberung ganz England, wanderte nach ihr zum Theil nach der Bretagne aus, gab erſt ſpäter Volksthum und Sprache in Cumberland, Devonſhire und erſt im 18. Jahrhundert in Cornwall auf und erhält beides jetzt noch in Wales (Cymru) und in der erwähnten Niederbretagne. Zu dieſem zweiten Hauptaſte ſcheinen ſämtliche Kelten des geſchichtlichen Alterthums gehört zu haben; deſto räthſelhafter bleibt die Trennung und jedenfalls frühere Einwanderungszeit des gaideliſchen Hauptaſtes.

Die dritte Gruppe iſt die germaniſche (o. S. 7). Sie theilt ſich in mehrere Hauptäſte, unter welchen die ſtärkſte Grenzmarke zwiſchen den ſkandiſchen (ſkandinaviſchen) oder nordiſchen und allen übrigen läuft, nach der Vorzeit hin aber immer ſchwächer wird. In letzterer unterſcheidet ſich am deutlichſten der, erſt im 17. bis 18. Jahrhundert in einem Reſte in der Krim als ſolcher erloſchene, Hauptaſt der Goten, zu welchem auch namentlich die Gepiden, Rugier, Wandalen, Burgunder gehört zu haben ſcheinen. Aber auch heute noch unterſcheidet mehr und minder unter den Germanen außer den Skandiern die Sprache noch folgende Hauptſtämme: Frieſen, Sachſen (Niederſachſen) oder Niederdeutſche, zu welchen auch die Niederländer (mit Einſchluſſe der Blaminge) und die Engländer gehören; Oberdeutſche in der Schweiz, Deutſchland und Oeſterreich, durch eine ſtarke Lautverſchiebung in der Sprache (ſ. u.) von allen übrigen Germanen der Gegenwart und den meiſten der Vorzeit (in welchen namentlich die Longobarden ſich an ſie anſchließen) geſondert. Außerdem miſchen ſich beſonders ſprachliche Merkmale der oberen und der niederen Deutſchen in alten und neuen Völkerſchaften

im mittleren Deutschland und besonders im Rheinland und in seinen Grenzgebieten, von der Rheinpfalz bis nach Lothringen und den Niederlanden herab. Zu letzteren gehören wahrscheinlich die alten Franken und sicher die „Sachsen" in Siebenbürgen samt ihren Stammverwandten in Ungarn.

Die vierte Gruppe ist die litu-slawische (s. u. über diese Benennung). Den antikeren Hauptast bilden die Litauer, Letten und die alten Preussen (Prusai), die erst nach der Reformation ihre Sprache aufgaben; als erloschener Ast werden auch die Jadwingen genannt. Der jüngere, aber weitaus zahlreichere, Hauptast sind die Slawen (Wenden u. s. w.), zu welchen namentlich die Russen, Serben und übrigen Südslawen (Slowenen u. s. w.), sowie die Polen (Lechen), Böhmen (Czechen), Wenden gehören. Die Letztgenannten bewahren ihre Sprache noch in der Lausitz, während die Sprachen der übrigen, in vielen Gebieten Deutschlands einst die Hauptbevölkerung bildenden, Slawen allmählich bis zum 17. Jahrhundert erloschen sind.

Einige nicht oder nicht sicher zu den Indogermanen zu zählende Bewohner Europas haben wir im Vorstehenden bereits genannt und nennen nur noch: als die ältesten unter den heutigen die Völker der finnischen Familie: Finnländer und Karelen, Esten und Liwen, Lappen, Magyaren; die übrigen Finnen wohnen in Asien. In geschichtlicher Zeit wanderten namentlich ein Türken und Semiten: Juden; Araber früher in Spanien, Sicilien u. s. w., jetzt noch auf Malta und den Nachbarinseln.

Noch weit kürzer fassen wir uns bei der semitischen Familie. Ihre Hauptsitze im Alterthum sind Mesopotamien mit seinen Riesenstädten und Weltreichen, Syrien mit Palaestina und den phoenikischen Küstenländern, Arabien, dessen südlicher Stamm wahrscheinlich Abyssinien einnahm und kolonisierte. Zeitweilig wohnten auch in Aegypten semitische Stämme, wie die Hyksos und die Juden. Fester siedelten solche in Iran (wo die alte Pehlwi- oder Huzwaresch-Sprache eine starke Impfung semitischer Sprachtheile auf iranischen Stamm zeigt) und in Kleinasien, vielleicht bis nach Griechenland hinüber. Unter den zahlreichen phoenikischen Kolo-

nien ist Karthago die berühmteste. Späterer Zeit gehört die Verbreitung der Araber über Aegypten und Mauretanien, und ihre Ansiedelung in europäischen, indischen u. a. Gebieten. Den bekannten Sprachen nach, deren Zahl allmählich durch die Kenntnis der alten Sprachen Babylons und Assyriens, Südarabiens und der persischen Monarchie sich vermehrt, unterscheiden wir als Hauptstämme der Semiten: den arabischen in zwei Hauptästen des Nordens und des Südens (der Himjariten), an welchen sich der abyssinische (aethiopische) in noch nicht ganz erkanntem Maße anzuschließen scheint; den aramäischen, der in chaldäischer und syrischer Sprache bekannt ist; den phoenikisch-hebräischen.

Wir lassen hier die Fragen zur Seite nach einer möglichen uralten Verwandtschaft der Semiten mit den libyschen oder berberischen Völkern und Beider mit dem aegyptischen (koptischen); und gar mit den schwarzen (chamitischen oder kuschitischen) Völkern in und um Abyssinien, wo deutsche und französische Missionäre wahrscheinlich die leicht erklärliche semitische Sprachmischung für Urverwandtschaft hielten. D'Abbadie glaubte sogar in der Hamtonga-Sprache Beweise für den Zusammenhang der semitischen und der indogermanischen Sprachen zu finden.

Dieser Zusammenhang aber bildet den Ausgangspunkt unseres sehr problematischen Satzes: daß Semiten und Indogermanen eine „Gruppe" in höherer Instanz, als die bisher besprochenen, also eine „Familiengruppe" bilden können. Da auch auf anderen großen Völkergebieten, wie z. B. auf dem ural-altaischen (s. u.), eine solche Verwandtschaft jenseit der sicheren Grenze der Familie zur Frage werden kann: so mag denn ihre mögliche Verfolgung hier noch einen kleinen Raum füllen. Wir fingieren dabei die Bejahung der wichtigsten Vorfrage: der, wenn auch entfernten, Sprachverwandtschaft.

Auf einer Hochebene wohnten die gemeinsamen Urahnen der Semiten und der Indogermanen. Auf Hochebenen nämlich, deren maßvolle Lebenskraft in Boden und Klima, deren Fruchtbarkeit ohne tropische Ueberwucherung den letztgeborenen „Erstling der Creatur" weder verkümmern noch im Sinnenleben versinken ließ, suchen wir lieber, als in heißen Himmelsstrichen, die Urheimaten der Völker-

familien, daher auch die Brutstätten der mit ihrem Entstehn und Bestehn am nächsten verknüpften Pflanzen- und Thier-gattungen. Neuestens hat Spiegel (in „Erân") die Gemeinsamkeit der Urheimat oder des Paradieses der hebräischen und der iranischen Sagen wahrscheinlich gemacht.

Ein Sohn jener Urahnen wanderte aus und gründete die Familie der Semiten. Erst geraume Zeit, nachdem diese bereits in ihren, großentheils heißen und ebenen, theils sand- und stein-, theils wasser- und humus-reichen Ländern ein bestimmtes Gepräge des Körperbaus, der Sinnesweise und der Sprache angenommen hatten — als sie vielleicht schon Schiffe erfunden und das „Schiff der Wüste" gezähmt hatten, um ihre Ströme und Seegebiete wie ihre Saharen zu befahren: da erst war auch die Familie des daheim gebliebenen Sohnes und Erben hinreichend angewachsen, um sich weit über die Grenzen des alten Erbes hinaus zu verbreiten.

Schon durch ihr längeres Verweilen im gemäßigten Klima der Urheimat, und vielleicht durch den Umstand: daß ihre fremdstammigen (asiatischen) Nachbarn nicht so tief standen, als die (zumal die afrikanischen) der Semiten, hatten sich ihre Naturanlagen: Leib, Seele und Sprache, reicher entwickelt, als diese zur Zeit ihrer Auswanderung bereits bei den Semiten sich gestaltet hatten. Dazu kam nun auch: daß ihre Auswanderer Ländergebiete besetzten, welche fast überall eine höhere Entwickelung begünstigten, als die der Semiten. Wir meinen in Asien, außer der Urheimat, das dieselbe umfassende Iran, die indische Welt, sodann den vielgegliedertesten und bildungsfähigsten Welttheil Europa, und zwischen beiden viele Theile Kleinasiens und Kaukasiens. Allerdings trafen sie in Iran und in Kleinasien, vielleicht auch bis nach Griechenland herüber, mit semitischen Völkern zusammen (andrer Stämme hier nicht zu gedenken), erhielten aber die Oberhand.

So geschah es, daß die ältere semitische Linie der Urfamilie ihre Anlagen früher, und vielleicht in der Brutwärme ihrer Klimate auch schneller, ausbildete, als die arisch-europäische, aber minder hoch und vielseitig, obgleich letztere die folgenreichsten aller geistigen Errungenschaften erst von den Semiten erhielt, nämlich

die Schrift und das (Ur-) Christenthum. Im übrigen vertheilen sich die Gründer der bedeutendsten Religionen unter Beide, wie wir später finden werden.

Eine solche Erklärung der Ungleichheiten neben bedeutender Gleichheit oder Ähnlichkeit der Naturgaben und ihrer Ausbildungsfähigkeit würden wir in jedem ähnlichen Falle versuchen. Wo nur immer bei der Abwägung dieser Gaben die Ähnlichkeit überwiegt, ist jener Versuch berechtigt, auch wo wir von der Blutsverwandtschaft gänzlich absehen und selbst wo die Einheit der Rasse uns noch zweifelhaft ist, wo nämlich einigermaßen durchgreifende körperliche (physiologische) Verschiedenheiten, besonders im Baue des Kopfes, wahrnehmbar sind. Es fragt sich dann, ob diese Unterschiede erst im langen Laufe der Zeit sich ausbildeten oder ob sie als ursprüngliche nachgewiesen werden können.

Mit der „Rasse" sprechen wir das Stichwort der zweiten jener Fragen aus, die wir noch nicht spruchreif halten. Zur Erläuterung dieses Wortes und seines Begriffes müssen wir etwas weiter ausholen.

Überwinden wir die Hindernisse, die sich der Bejahung der ersten Frage: nach der Blutsverwandtschaft ganzer Familien unter einander, entgegenstellen, auch nur in Einem Falle, ohne daß sich dieser Bejahung eine gleich entschiedene Verneinung für irgend andre Völker- und Sprachen-kreiße von ähnlicher Ausdehnung und Besonderheit zur Seite stellt; mit andern Worten: wenn wir ganze Familien bis zu ihren gemeinsamen Ahnen hinauf verfolgen können, und nun dazu, auch noch außer ihnen, nirgends einen entschiedenen Fall der Unverwandtschaft zwischen andern Völkerkreißen finden —: so befinden wir uns auf dem Wege zum Thurme von Babel, und weiter hinauf zu der alleinigen Urheimat aller Familien und Stämme in Eden. Und ist auch erst nur einmal das Dasein (noch nicht der Ort) dieser allgemeinen und einen Menschenheimat entschieden, so gestattet die daraus folgende Blutsverwandtschaft aller Völker nur noch die Frage des Grades, und löst auch in der Hauptsache das Räthsel der Rasse, aus dem aber dann wiederum neue Räthsel entstehn.

Aber diese geschichtliche Einheit des ganzen Menschengeschlechts ist zur Zeit noch eine offene Frage. Freilich entdeckt die

zunehmende Ausdehnung und Schärfe der Beobachtungen immer mehr Uebergangsstufen zwischen den Varietäten aller Naturreiche, mit Einschlusse der Menschenwelt, und nicht minder auch so viele Ausnahmen innerhalb der Einzelkreiße von ihren Regeln, daß letztere selbst zu ersteren in ein anarchisches Verhältniß treten, indem nämlich die Ausnahmenmajorität die Regeln „majorisierte", d. h. überstimmte und mediatisierte, ähnlich wie in der Aussprachlehre der englischen Sprache. Nach dieser Richtung hin wirkt namentlich das merkwürdige Werk von Waiz über die Anthropologie der Urvölker.

Jedoch würde selbst die Ununterbrochenheit (Continuität) des Zusammenhangs aller Wesengattungen von einem ihrer Pole bis zum andern immer noch nicht ihre gemeinsame äußerliche und thatsächliche Abstammung von Einem Wesen (Keime) beweisen, sondern zunächst nur den inneren Zusammenhang ihrer Gestaltung, etwa wie der Gemälde der einander folgenden Kunstperioden, die ihrem Style nach zusammenhangen und fortschreiten, ohne daß darum eines wirklich dem andern nachgebildet und geradewegs daraus fortgebildet wäre. Ein solcher Zusammenhang der Gestalten und Wesen auf Erden beglaubigte also noch nicht die Einheit ihres Stammbaums und Geschlechtsregisters, sondern vorerst nur das einheitliche Gesetz ihrer Entstehung und Ausbildung, ihrer Eigenschaften und Kräfte, mit griechischem Ausdrucke (von δύναμις Kraft): ihre dynamische Einheit in der Vielheit, und die harmonische Gliederung in dem Leben des ganzen Planeten. Selbst die Herausbildung der Arten und Gattungen aus einander, wie sie am bestimmtesten Darwin annimmt, würde, so lange sie nicht überhaupt in äußerster Folgerichtigkeit auf eine Zahleinheit zurückgeführt wird, diese auch noch nicht gebieterisch für die Menschen und ihre Gattungen fordern, da eben so gut wie der erste und niedrigste Mensch aus dem vornehmsten Affen, auch in gleicher Weise an verschiedenen Orten die ersten Menschen aus ihren jeweiligen Ahnen sich entwickeln konnten.

Wir werden zwar späterhin wiederum (bei der Physiologie und namentlich auch bei der Sprache) die Marksteine zwischen Menschheit und Thierheit berühren und mitunter lockern, dürfen uns aber nicht allzutief in das Labyrinth der Kosmogonie, zu deutsch: in die Werk-

stätte des Weltlebens, hineinwagen, um unser näher und möglichst praktisch gestelltes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

Auf unserem heutigen Standpunkte — bereit, ihn morgen schon durch Gründe verrücken zu lassen — sagen wir: So lange die ursprüngliche Einheit der Sprachen unerwiesen bleibt, ja unerweisbar scheint (wie namentlich Pott, der Beherrscher so vieler Sprachen, annimmt), halten wir es mit den Menschen ebenso.

Wir begnügen uns deßhalb mit der bestimmten Annahme der Kraftverwandtschaft, der dynamischen (virtuellen, formalen) Einheit des Menschengeschlechtes, welcher sich selbst die sichersten und größten Unterschiede der menschlichen Organismen unterordnen. Diese Einheit der Menschennatur ist unabhängig von der Einheit oder Vielheit des Ursprungs der Menschheit nach Orte, Zahl und Zeit, wie wir so eben in der Bemerkung zu Darwins Theorie andeuteten.

Ob und wieweit jene Unterschiede in dunkler Vorzeit angeboren sein, ob und wieweit sie in den Lebensäonen der Menschheit und ihres Planeten im wesentlichen unverändert fortdauern mögen; ob sie, was wichtiger ist, so hohe Scheidewände aufrichten, daß die Schildhalter an beiden Polen dieser dynamischen Einheit Halbgott und Thier heißen: auf diese beiden Fragen wollen wir hier nur einstweilen Folgendes antworten.

Die uns bekannten Beobachtungen und Schlüsse lassen uns ein bedeutendes Maß der Wandelbarkeit annehmen, der Verschlechterung und Verarmung sowohl, wie der Vervollkommnung und Bereicherung der menschlichen Gestalt und Begabung. Die meisten Fälle, in welchen ein Mensch oder ein Volk über oder unter der als menschlich angenommenen (mittleren) Begabung und Haltung erscheint, sind Ergebnisse mehr der Bildung oder ihres Gegentheils, also auch der Krankheit und der Verkümmerung, als einer regelrechten natürlichen Rangordnung. Nicht stimmfähig bei diesem Urtheil sind philanthropische Begeisterung, aristokratische Kastenordnung und Proslavery, jüdisch-christlicher Bibeldienst, noch endlich aprioristerende Philosophie.

Jene Art der Gruppierung nun, die wir Rasse nennen, steht, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, im allgemeinen noch in schwankender Mitte zwischen Bluts- und Kraft-verwandtschaft,

geſchichtlicher und dynamiſcher Einheit. Vorläufig jedoch betrachten wir ſie als eine Gattung der letzteren.

Das Wort Raſſe (aus frz. race, und dieſes nebſt ital. razza u. ſ. w. aus althochdeutſch reiza, Linie) wird gewöhnlich nur vom phyſiologiſch-anatomiſchen Standpunkte aus (dem ſich freilich der pſychologiſche eng anſchließt) für Menſchen und Thiere gebraucht. Es bezeichnet namentlich bei erſteren die in den weſentlichſten Merkmalen des geſammten Körperbaus, beſonders des Knochenbaus, übereinſtimmenden Völker, wobei begreiflicher Weiſe auch die Einheit der Abſtammung und des Wohngebietes häufig vorkommt, aber nicht als entſcheidendes Merkmal gilt. Seit Blumenbach aber haben die Erfahrungen und Anſichten über dieſe Eintheilung und ihre Kennzeichen ſo mannigfache Vor- und Rück-ſchritte gemacht, daß z. B. jetzt mehrere bedeutende Anatomen die Kreuzung und Abwechſelung des Schädelbaus in allen Raſſen zahlreich und allſeitig genug finden, um den alten Begriff der Raſſe überhaupt zu verneinen (vgl. u. a. R. Wagner in den Gött. Anz. 1862 Nachr. 27).

Wir werden bei der Phyſiologie ausführlicher auf dieſen Gegenſtand zurückkommen und die wichtigſten Verſuche der Raſſeneintheilung verzeichnen. Bei den einzelnen Stämmen mögen wir immerhin dieſe Eintheilungen im Auge behalten, aber ohne Vorurtheil für die nächſte Aufgabe: geprüfte Thatſachen zu ſammeln; an dieſen mangelt es weit mehr, als man gemeinhin annimmt.

Da wir Phyſis und Pſyche nur als zwei Seiten Eines Organismus anſehen, ſo verſtehen wir auch unter Raſſe einen Kreiß, deſſen Mitglieder ſich durch Merkmale an Leib und Seele, durch Ähnlichkeit des geſammten Baues oder Organismus als eintrittsfähig ausweiſen müſſen.

Wir müſſen deßhalb die feinſte und vollſtändigſte Äußerung des menſchlichen Weſens, die ſelbſt mit dem Knochenbau in Wechſelwirkung ſteht und doch auch auf Geiſterſchwingen ſich über die ganze Sinnenwelt erhebt, die Sprache nämlich, welcher wir das entſcheidendſte Stimmrecht bei der Abſtammungsfrage zutheilen, auch bei der Raſſenfrage zu Rathe ziehen. Zum Danke dafür aber wird ſie dieſe Frage erſt recht verwickeln, und ſogar dieſelbe auf ihr eigenes Sondergebiet

übertragen, indem ſie daſelbſt eine der Völkerraſſe mindeſtens ähnliche und gleich ſchwierige Ein- und Ab-theilung aufzuſtellen ſucht.

Wir fragen nämlich zuerſt: Kommt bei größeren Menſchenkreißen weſentliche Einheit des (primären) Organismus, zunächſt ſeiner körperlichen Seite, vor neben Grundverſchiedenheit der Sprache (eines ſekundären Organismus)? Mit andern Worten: Kommt es vor, daß Völker, die nach ihrem Körperbau und nach ihrem ſichtbaren Grundweſen überhaupt Einem Stamme anzugehören ſcheinen, dennoch Sprachen ganz verſchiedener Art und Abſtammung als Mutterſprachen reden?

Dieſe Menſchenkreiße können in Einem oder in getrennten Gebieten des Raumes erſcheinen, oder auch ebenſo der Zeit, wenn wir nämlich Reliquien, Abbildungen und Beſchreibungen aus der Vorzeit mit Wahrnehmungen der Gegenwart vergleichen.

Sind nun die Sprachen eines ſolchen Kreißes grundverſchieden, ſo verneinen wir (nach unſerer vorhin angedeuteten Grundanſicht) auch für die Völker die Möglichkeit gleicher Abſtammung, ſolange nicht ein völliger Austauſch der Mutterſprache nachgewieſen werden kann, wie wir dieß z. B. ſchon oben innerhalb des gegenwärtigen romaniſchen Völkerkreißes bemerkten.

Wenn wir alsdann, jedoch erſt nach ſcharfer Prüfung, die Raſſeneinheit, als zunächſt phyſiologiſche Thatſache, nicht leugnen können noch wollen: ſo erſcheint uns die Sprache durch ihre Mehrheit und Grundverſchiedenheit in faſt widerſinniger Unabhängigkeit von dem Baue des Menſchen, zu welchem denn doch auch die Sprachwerkzeuge gehören, und indem ſie (die Sprache) ſich anderſeits deſto enger mit ſeiner Abſtammung verknüpft.

Dieſer letztere Satz bewährt ſich in dem umgekehrten, nicht ſeltenen Falle: daß Völker bei vielfach verſchiedenem Körperbau weſentliche und faſt zweifellos ureerbliche Spracheinheit beſitzen, wie z. B. die ſchon erwähnten finniſchen Lappen und ihre Stammverwandten u. a. in Finnland und Ungarn. Wir werden im folgenden Abſchnitte uns überzeugen, daß in dieſem Falle die Gliederung der Sprache mit weit größerer Selbſtändigkeit und Kraft der Gewalt

äußerer Eindrücke widerstand, als die Gliederung des Körpers und selbst des geistigen Volksthums.

Wir kommen jetzt zu der vorhin angedeuteten Uebertragung des Rassenbegriffs auf das eigenste Gebiet der Sprache, als eines selbständigen, gleichsam von dem Sprechenden losgetrennten, Wesens oder einer „sekundären Gliederung", wie wir sie nach Schmitthenners Vorgange nannten. Da wir uns im nächsten Abschnitte ausführlich über die Sprache äußern werden, wollen wir hier nur einstweilen in Kürze dem Bedürfnisse unseres Zusammenhanges zu genügen suchen.

Die selben, oder mindestens ähnliche, Fragen, welche wir für die Wechselbeziehung der Völker aufstellten, wiederholen sich für ihre Sprachen an sich: ob nämlich Verwandtschaft des (lexikalischen) Stoffes, und dann in der Regel auch ursprünglich des (grammatischen) Baues, oder bloß des letzteren, analog der dynamischen der Völker, also der Rasse, anzunehmen sei. Zur Erläuterung dieser Ausdrücke diene einstweilen Folgendes: Unter Sprachstoff verstehn wir hier die einheimischen Sprachwurzeln (s. o.) und die aus ihnen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, gebildeten Wörter, mit Ausschlusse der aus andern Sprachen entlehnten; unter Sprachbau oder auch Sprachform die Wort-bildung, -beugung und -setzung. In dem Abschnitte von der Sprache werden wir diese beiden Hauptseiten der Sprache näher besprechen, und dabei auch die wichtigen Wandelungen der Wortbeugung und der Satzbildung innerhalb der einzelnen Sprachen im Laufe der Zeit.

Die Verwandtschaft des Sprachstoffes läßt auf die der Volksstämme schließen, soweit nicht ersterer fremde Bestandtheile einschließt, wie z. B. massenhaft in der englischen und der albanesischen Sprache, oder wenn nicht gar fremder Sprachstoff den angeborenen der Volksmehrheit völlig überwältigt hat, wie auf dem schon oben citierten romanischen Gebiete.

Finden wir dagegen Gleichheit oder doch große Ähnlichkeit des Sprachbaues bei Unverwandtschaft des Sprachstoffes: so haben wir das Gegenbild der Rasse ohne Ur- (Stamm-, Bluts-) -verwandtschaft. Wir nennen es, zu bequemerer Unterscheidung, Sprach-

klasse im Gegensatze zu der (gleichstammigen) Sprachfamilie (lieber als Sprachen-, da wir nur „Sprachstamm" sagen dürfen).

Der Forscher hat hier eine zwiefache Aufgabe. Fürs erste: eine ganz bestimmte Verwandtschaft der Sprachformen zu erweisen, die weit über die allgemeine aller Menschensprachen hinausgeht. Fürs zweite: sobald diese Verwandtschaft erwiesen ist, sich zu überzeugen, ob die des Sprachstoffes, mindestens seiner vorherrschenden und naturwüchsigsten Bestandtheile, entschieden verneint werden könne.

Wir glauben zwar, die Umrisse der Rasse und der Klasse, der nur dynamischen Verwandtschaft zwischen Völkern und Sprachen, hiermit deutlich genug gezogen zu haben, soweit wir den ausgeführteren Zeichnungen des nächsten Abschnittes vorgreifen durften. Aber wir geben damit immer nur erst einen Begriff, dessen Wirklichkeit noch nicht erwiesen ist, eine Voraussetzung, die wir in Ermangelung eines Besseren, für Lebensgebiete aufstellen, für welche unsere übrigen und sicherer festgestellten Sammelnamen (Kategorien) nicht zuzureichen scheinen. Scheinen! Denn, wie in vielen andern Dingen, geht auch in der vergleichenden Völker- und Sprachen-kunde der Wellenschlag der Forschung in unserer thätigen Zeit viel zu hoch, als daß wir überall schon in klare, ruhige Tiefe zu blicken vermöchten.

Unser Gewissen gestattet uns nirgends, zu sagen, wo wir erst fragen dürfen, gebietet uns aber, möglichst zur (bejahenden oder verneinenden) Lösung der Fragen beizutragen und Andre zu gleichem Vorgehn aufzumuntern, sei es auch nur um nicht einsam in der Irre zu gehn, um socios habuisse errorum! Wir wollen und können desshalb auch nicht schweigend die ungewisse Zukunft abwarten, in welcher die Stammeseinheit aller Menschen und ihrer Sprachen oder ihr Gegentheil als das Ergebnis ihrer vollständigen Natur- und Entwickelungs-geschichte festgestellt sein wird. Wir bleiben vorläufig bei unserer Voraussetzung der Kraftverwandtschaft, der dynamischen Einheit aller Menschenstämme, solange nicht die Untersuchungen über die Präadamiten älterer Erdzeiträume die Grenzen der Menschheit nach unten zerfließen lassen, und ihre Grenzen nach oben durch die Überartung der Species Mensch in die Species Engel durchbrochen werden.

Das Volksthum in seinen Einzelheiten.

Die **Merkmale**, die wir bei jedem einzelnen Volke zu besichtigen haben, um es in seiner Besonderheit sowie in seinen Beziehungen zu andern Völkern zu erkennen, umfassen das ganze *Dasein* des Volkes, alle seine wesentlichen Eigenschaften in ihrem Entwickelungsgange. Also vor allem seine *Naturanlagen*, sowohl in ihrer zusammenhangenden *Gliederung* und Wechselwirkung (als „Organismus"), wie unter dem Einflusse von *außen* her wirkender Kräfte (Potenzen, Faktoren), und wiederum in ihrer *Gegenwirkung* auf diese. Erleidet ja unser Wandelstern selbst, mindestens seine Oberfläche und nächster Dunstkreiß, viele und oft große Veränderungen durch die Lebensäußerungen seiner eigenen Kinder, insbesondere durch die Thätigkeit der Menschen und der Infusorien.

Eine ausführliche Lösung dieser Aufgabe würde eine *Encyclopädie* bilden, welche mindestens die folgenden Gegenstände umfaßte. Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, besonders der Geschichte der Bildung, des Rechts und der Religion, sowie der Erdkunde; sodann die meisten Theile der Naturwissenschaften und der Seelenlehre, und vorzüglich die diesen beiden zugehörige vergleichende und geschichtliche Sprachlehre. An letztere schlösse sich in zweiter Reihe das aus der Sprache entsprossene Schriftenthum (Literaturgeschichte), das einen wesentlichen Theil der Bildungsgeschichte ausmacht; in ähnlichem Maße auch die Künste, an welche sich wiederum die Gewerbe anreihen, an diese denn endlich die übrigen Gebiete der Volkswirthschaft.

Wir nun wollen und können nur ein Buch, keine Bücherei, ſchreiben. Aber auch die engen Schranken, innerhalb welcher wir jene Aufgabe als die unſere bearbeiten wollen, erlaſſen uns nicht die Zuziehung aller erwähnten Wiſſenſchaften zunächſt immer vom ethnologiſchen Standpunkte aus. Und was wir darinn nicht mit eigenen Augen geſehen und erforſcht zu haben glauben, müſſen wir den Ergebniſſen fremder Forſchung entnehmen, hier wie dort die Möglichkeit des Irrthums vorausſetzend, aber auch das noch nicht völlig Beglaubigte einſtweilen ausſprechend, ſolange die Lücke nicht durch Sicheres ausgefüllt werden könnte.

Somit werden wir uns bemühen, aus der Überfülle des Stoffes das Nöthigſte, das eigentlich Kennzeichnende (Charakteriſtiſche) herauszufinden und nicht ſowohl zu ſchildern, als zu zeichnen, oft nur in flüchtigen Umriſſen, ſelten in Farbenſkizzen. Die Gegenwart der Völker nach ihrer Vertheilung, ihren Eigenſchaften und Zuſtänden liegt uns freilich zunächſt vor Augen, immer aber doch nur als Entwickelungsſtufe. Deſſhalb werden wir auch die hinab in die Vergangenheit führenden Stufen betreten; und vielleicht deuten auch hier und da ſchon weißagende Zeichen auf die Zukunft.

Völkernamen.

Als erſtes Merkmal der Völkerverwandtſchaft und ihres Gegentheils gilt uns die, bereits im erſten Abſchnitte als ſolches aufgeſtellte und in ihren Hauptgraden verfolgte, Abſtammung jedes Volkes nach ſeinem Grundſtocke. Wir erläuterten dort die Begriffe der geſchichtlichen und der dynamiſchen Verwandtſchaft: der Familie und der Raſſe. Von erſterer leiteten wir „Stämme und Äſte“, und wählten für ein dehnbares geſchwiſterliches Verhältnis den Namen der „Gruppe“.

Nun muß aber auch jedes Kind einen oder vielmehr mindeſtens zwei Namen haben, ſelbſt der „elternloſe“ Findling, welchem zu ſeinem Sondernamen auch zum Erſatze des nicht ererbten Familiennamens ein neuer octroyiert wird, wenn ihn nicht eine beſtehende Familie an Kindes Statt annimmt und benamt.

Die den Völkern oder auch nur den Geſchichtſchreibern geläufigen **Völkernamen** ſind äußerſt ſelten in uraltem einheimiſchem, und ſelbſt in ſeiner appellativen Bedeutung noch durchſichtigem, Gebrauche begründet, wie der der ſchon erwähnten indiſch-iraniſchen Gruppe: Âryâs (die Ehrenwerthen). Die meiſten ſind auf ſehr verſchiedenen Wegen entſtanden, und müſſen öfters noch jetzt mit einer gewiſſen Willkür, nach praktiſchen oder wiſſenſchaftlichen Gründen, gebildet werden, wie dieß ja auch bei den allgemeinen Eintheilungsnamen geſchieht. So müſſen wir zu unſerem Gebrauche z. B. die Namen Germanen, Italer — unterſchieden von den modernen romaniſchen Italienern — u. dgl. erſt ſtempeln. Manchmal ergeben ſich bloß formelle Bedenken. Z. B. laſſen ſich die Zuſammenſetzungen Indo-germanen, -europäer, -germaniſch, -europäiſch (für die bereits im vorigen Abſchnitte erwähnte Familie) leichter handhaben, als die Zuſammenſtellung Ariſch-europäiſch, welche wir vorziehen würden, wenn ſie auch ſubſtantiviſche Geſtalt vertrüge, wir müſten denn Ario- oder Aryo-europäer, -europäiſch ſagen; ariſche Europäer beſagte etwas Anderes. Oder wenn wir für den Namen der litu- (oder lito-, letto-) -ſlawiſchen Gruppe ſowohl den der ſlawiſchen Hälfte gäng und gäbe finden, als auch nach dem gegenwärtigen Beſtande der erſten Hälfte nicht mehr die erloſchenen Mundarten der Preuſſen und der Jadwingen mit zu Pathen zu laden haben: ſo finden wir doch noch zwei Formen Eines urſprünglichen Volks- und Sprach-namens, nämlich der Litauer und der Letten als Nebenbuhlerinnen. Wir mögen keine der (auch nur adjektiviſch brauchbaren) Zuſammenſtellungen litauiſch- und lettiſch-ſlawiſch gebrauchen, ſondern wählen oder bilden, um neutral zu bleiben, die Form Litu- als die wahrſcheinliche Grundform (ltu) der verſchiedenen in jenen beiden Sprachen und ihren Mundarten vorkommenden Wechſelbenennungen.

Da bekanntlich auch Gelehrte irren können, Mönche und Chroniſten der früheren Zeit deſſgleichen, ſo darf es nicht befremden, wenn tauſendjähriger Irrthum in einem von jenen willkürlich gegebenen Namen erſt ſpät abgeſtellt wurde — oder auch gar nicht, ſei es fauto de mieux, oder weil er einmal aller Welt ſo geläufig war, wie etwa

Auf- und Unter-gang der Sonne, ſtatt der Erde. So z. B. bewirkte der zufällige Anklang der Teutonen (deren deutſche Abſtammung ſogar nicht unangefochten iſt) an die „Teutſchen“ die Geltung ihres Namens für das deutſche Geſammtvolk und mehr noch für ſeine Sprache (teutonica, theutunica) bis vor nicht gar langer Zeit. Man erſchloß daraus ſogar einen Eponymos (d. h. nach dem Volke erſt benannten Vertreter desſelben) Theuto als Stammvater aller Deutſchen, vielleicht mit einiger Anlehnung an den myſtiſchen Schrifterfinder Theuth (Thoth u. dgl.). Ein ähnliches Spiel mit dem taciteiſchen Tuisco ließ ſich noch eher entſchuldigen.

Hier reiht ſich unmittelbar der Fall an, daß ein Volk nach ſeiner Sprache benannt wurde, nämlich eben die Deutſchen, wenn anders dieſes Adjektiv (thiudisk u. ſ. w.) zunächſt von der Benennung der Volksſprache auf das ſie redende Volk übergetragen wurde; ſein Stammwort thiuda, diot u. ſ. w. bedeutete Volk im Allgemeinen. Wir wollen hier nicht unterſuchen, wieweit auch deuten und deutlich mit dieſen Wörtern verbunden iſt. In jedem Falle bleibt es lächerlich, wenn undeutſch redende Völker des deutſchen Bundes tendenziös „Deutſche“ genannt werden. Eher erwirbt die völlige Aneignung deutſcher Sprache dem Fremdſtammigen auch deutſches Bürgerrecht.

Dagegen gilt die fremde Sprache dem kindlichen und kindiſchen Volke als gar keine Sprache, ſondern als „Vogelgezwitſcher“ und noch Weniger. Auch der Stolz der gebildeten Völker ſieht und hört in dem Fremdſprachigen den „Barbaren“, den Mlĕčchas des alten Inders; das dazu gehörige Zeitwort (vielleicht denominativ, vgl. Bopp, Gloss. Sanscr. h. v. und dagegen Benfey, Griech. Wurzellexikon II. 313 ff.) bedeutet undeutlich, unverſtändlich reden, wie unſer uhd. wälschen und wälsch, das urſprünglich auch nur das Undeutſche bezeichnet. Der ſlawiſche, auch in die übrigen oſteuropäiſchen Sprachen übergegangene, Name des Deutſchen: Njemec (magyar. Nemet) — der in Hankas altböhmiſchen Gloſſen durch barbarus überſetzt iſt —, fem. njemka, wird gewöhnlich von njemŭ ſtumm (vielleicht auch dumm; altruſſiſch bei Neſtor wiederum auch barbarus) abgeleitet; dagegen von slovo Wort (aber auch von slava Ruhm) der einheimiſche Name des Slawen: Slovan, Slovjeninŭ (bei Mi-

kloſich) u. ſ. w., der anderſeits bekanntlich das traurige Loß ihn tragender Stämme durch die beſondere Form und Bedeutung des Sklaven verewigte. So waren auch in der antiken Zeit andre Sklavenbenennungen, wie die attiſchen „Γέται καὶ Δάοι“ (Strab. VII. p. 304), und daraus der Davus der römiſchen Komiker (ſtatt des lat. Dacus) eigentlich Völkernamen; und letztere überhaupt wurden häufig zu Gattungsnamen für Charaktere und Berufsklaſſen.

Ebenfalls von ſprachlichem Standpunkte aus gebrauchen wir den Namen romaniſch auch für die Völker, welche „romaniſche“, d. h. von der alten römiſchen abſtammende, Sprachen reden, nach dem Vorgange dieſer Völker ſelbſt, beſonders in ihrer früheren Zeit. Noch jetzt gilt Rumonsch u. dgl. in Graubünden nicht für das Volk, ſondern nur für ſeine Sprache, und iſt im Grunde Eins mit Romans, wie ſich die altprovenzaliſche Sprache ſelbſt nannte. Dagegen gieng der für Sprachen und Völker übliche Römername der byzantiniſchen Griechen (als Oſtrömer): Ῥωμαῖοι (ſpr. Roméi), und der auch der Sprache nach wirklich romaniſierten Romuni, Rumuni (Walachen, Moldauer und Zinzaren) von den Völkern aus, und verdankt ſein Daſein, gleichwie der Name Rûmi u. dgl. für Europäer überhaupt unter Arabern, Türken u. ſ. w., der Nachwirkung der altrömiſchen Weltmacht. Der äußerlich und innerlich abhängig gewordene Gallier u. ſ. w. gab einſt den Stolz auf den alten eigenen Namen hin für die Ehre, civis Romanis (römiſcher Bürger) zu ſein oder doch zu heißen, und dichtete ſich gar einen Stammbaum an, der mit dem gleich zuverläſſigen des Römers in Troja ſeine Wurzel fand.

Des Rûmi jüngerer Zwillingsbruder iſt der Fĕringi, Φράγκος, der Franke, mit welchem die chriſtlichen und unchriſtlichen Oſtländer oft den Weſtländer überhaupt bezeichnen; denominatio a potiori, (Benennung nach dem Mächtigeren), ſeit Karls d. Gr. Weltherrſchaft?

Bei den Byzantinern bedeutet Φραντζίσκος den Franzoſen, Franciscus, eine Ableitung von dem Namen des fränkiſchen Beſiegers, welchen bekanntlich die vorher romaniſierten Völker Galliens erhielten, und welchen ſogar nicht ſelten deutſche Elſäſſer mit verächtlicher Verachtung ihres eigenen Stammes für ſich in Anſpruch nehmen.

Wir reihen hier ein Beispiel andrer Namengebung an. Umgekehrt, wie verbreitete Wurfwaffen der Franken nach ihnen francisca angelsächs. france altnord. frakka (aber nach W. Wackernagel Verkleinerung aus framea) genannt wurden, geschah dieß mit dem Volke der Sachsen, das nach seinem sahs (Messer) benannt wurde. Doch leitet Wackernagel auch den Volksnamen Franke von dem Waffennamen ab. J. Grimm (Geschichte der d. Spr.) glaubt in frank (und frei) altnord. frackr die alte Grundbedeutung erhalten; dagegen möge indessen meine Zusammenstellung in m. Goth. Wtb. I. 403 beachtet werden, deren Wiederholung und Ergänzung hier zu großen Raum wegnehmen würde. A. Kuhn geht sogar auf sanskrit. prâñc procedens, oriens, zurück. Der Name Sachse bedeutet im Munde der keltischen Völker in Groß- und Klein-Britannien noch heute den Engländer als Nachkommen ihres Besiegers, des (Angel-) Sachsen; bei andern Völkern den Deutschen überhaupt, weil ihnen der sächsische Volksstamm zuerst bekannt wurde.

Auf diesem Wege sind viele Gesammtvolksnamen üblich geworden, indem das ganze Volk durch seine Nachbarn mit dem Namen eines seiner Zweige bezeichnet wurde, der zuerst mit jenen in Berührung kam.

Der Name Germani bezeichnete ursprünglich nur einen einzelnen, vielleicht sogar nach einem undeutschen (keltischen) benannten, deutschen Stamm, und breitete seine Geltung, vielleicht unter Mitwirkung einer volksthümlichen lateinischen Deutung, weiter aus. Wir heutzutage gebrauchen ihn gewöhnlich (und so in diesem Buche) für alle Stämme deutschen Blutes, den skandinavischen eingeschlossen, die ihren einheimischen Sammelnamen bei dem Beginne der großen Völkerwanderung oder noch früher vergessen haben mögen.

Bei mehreren romanischen und neukeltischen Völkern gilt für alle Deutschen der Name der Alamannen (Allemannen), der ursprünglich (gleich dem der Markomannen) nur einen großen deutschen Völkerbund bezeichnete, in welchem indessen naturgemäß zuvörderst die näher verwandten Völkerschaften zusammentraten.

Die Namen Hellas, Hellen (älteste Form Sellos?) mögen als Beispiel gelten, daß das Uebergewicht eines einheimischen Stammes auch seinen Namen auf die übrigen Stammesgebiete ausdehnte.

Die Ruſſen dagegen wurden wahrſcheinlich nach den germaniſchen (ſtandiſchen) Auswanderern benannt, die ſich einſt unter ihnen feſtſetzten und Staaten gründeten.

Öfters wird der Name des Volkes erſt von dem des Landes abgeleitet, wie Nieder-, Hol-, Engel- (Eng-), Ir-, Schottländer. In Engelland ſteckte ſchon der Stammname der Angeln. Die deutſchen Schweizer nennen ſich ſelbſt Dütſche, die Stammverwandten in Deutſchland aber Dütſchländer. Ihr eignes Land hat den Namen Schweiz, Schwiz von einem ſeiner Cantone angenommen. Sein Anklang an Schweden begründete oder begünſtigte eine Legende von ſtandiſcher Einwanderung. Aber dieſer Anklang iſt nur ſcheinbar, da der Landes- und Volks-name Schweden aus der Zuſammenſetzung Svithiod (Suethidi u. dgl.) d. h. Swi-Volk entſtand. Isländiſch heißen Sviar pl. die Schweden, ihr Land Sviariki, d. h. Swi-Reich, woraus ſchwed. Sverige dän. Sverrig.

Der erwähnte Name Niederländer trennt ſeit Belgiens Losreißung politiſch die beiden niederländiſchen Stämme in den früher vereinigten Staaten, die jedoch noch beide in Holland wie in Belgien den deutſchen Namen (duytsch, dietsch, nêder-, nêr-duytsch) nicht aufgegeben haben. Der Stammverwandte in England legt ihnen ausſchließlich, während er die übrigen Niederdeutſchen zu den Germans zählt, den Namen Dutch (Deutſche) bei, womit der Yankee wiederum die Deutſchen in Amerika überhaupt bezeichnet.

Mannigfach lehrreich ſind die Völkernamen auf den britiſchen Inſeln von der alten bis zur heutigen Zeit. Wir wählen nur die umfaſſendſten aus.

Die germaniſchen Eroberer nahmen den keltiſchen Briten nicht bloß das Land, ſondern auch den Namen ab, der ſich nur bei ihrem Zweige in Klein-Britannien, Britannia parva, der Bretagne Frankreichs erhalten hat. Außerdem behielten Jene ihren altgermaniſchen Sondernamen Angeln in dem vorhin erwähnten des Landes Engelland, jetzt in England verſtümmelt, roman. Angleterre, Inghilterra u. ſ. w., daher neugriech. Ἰγγιλτέρρα, und in der Ableitung engliſch, english, romaniſch inglese, anglais u. ſ. w., daher u. a. neugriech. Ἰγγλέζος. Der gewaltigere Sachſenname

verblieb, wie ſchon bemerkt, den gemiſchten Nachkommen der Angelſachſen bei den von ihnen beſiegten Kelten. Unter dieſen behielt der eine Hauptaſt der Gruppe in Irland, Hochſchottland und auf den kleinen Inſeln bis heute im Volke den Sammtnamen des Gaidelen (Gaideal, Gaoidheal, Gaele, Gale), durch Eirionnach (Iriſch) und Albannach (Schottiſch) unterſchieden, wogegen bei den andern Völkern jetzt die Namen Iren und Schotten oder Skoten, auch Ir-, Schott-länder, gewöhnlich die Bewohner dieſer Inſeln ohne Unterſchied des Stammes bezeichnen. In Schottland theilen ſich Kelten und Germanen geographiſch in Highland und Lowland, High- und Low-landers, wie wir denn dort unter Hoch-ländern, -ſchotten die galiſche (gaideliſche) Bevölkerung des Hochlands verſtehn. Wiederum iſt zu bemerken, daß Scoti, Scotia, Schotten, Schottland urſprünglich für die keltiſchen Iren und ihre Inſel galt, ſpäter aber mit ihnen nicht bloß nach Nordengland, Alba (uralter Name der ganzen Inſel, bekannter in abgeleiteter Form Albion) auswanderte, ſondern auch dort ausſchließlich haftete und ſeine Geltung erweiterte, während er in der alten Heimat verſchwand.

Schon vor Caeſar waren Belgen vom Feſtlande in Britannien und Irland eingewandert. Der daheim verbliebene Volksſtock behielt dieſen Namen für ſein Land, das er ſpäter mit germaniſchen Einwandrern theilte, vergaß ihn aber, wahrſcheinlich erſt bei dieſer Einwanderung, für ſich ſelbſt und tauſchte ihn gegen den Namen der Wallonen aus, den ihm (in abgeleiteter Form) wahrſcheinlich die germaniſchen Nachbarn gaben, und welchen durch geſchichtliche Fügung auch ſeine Stammverwandten, die kymriſchen Vealhas, Vealas der Angelſachſen in Wales, wie in Corn-wall diesſeit und jenſeit des Kanals ebenfalls durch Germanen erhielten. Dieſem merkwürdigen Namen Walche, Wale u. dgl., angelſächſ. Vealh ſlaw. Vlach, Vloh u. ſ. w., begegnen wir vom weſtlichen bis zum öſtlichen Ende Europas als Völkernamen, immer aber nur im Munde fremdſtammiger Nachbarn. Seine Entſtehung werden wir an andrer Stelle beſprechen.

Eigennamen überhaupt.

An dieſe Beiſpiele aus den zahlreichen Namengattungen der Völker reihen wir noch einige Bemerkungen über andre Namengattungen innerhalb der Völker und Länder, deren ethniſche (volkliche) Deutung mindeſtens gleicher Hülfe der Sprachkenntnis bedarf, wie die der ganzen Gebiete. Wir meinen die Namen der einzelnen Familien und Menſchen, der Wohnorte und ſonſtiger Örtlichkeiten, beſonders der Gewäſſer, Berge, Gefilde, Waldungen. Zunächſt nur die Einzel- oder Eigennamen. Die Gattungsnamen der Örtlichkeiten, Thiere und Pflanzen, auf welche wir unten bei der Bildungsgeſchichte kommen werden, gehören als Wörter ſchon unmittelbar zur Sprache. Sofern auch die Eigennamen aus der bekannten Landesſprache ſtammen, kann ihre Bedeutung ſehr lehrreich ſein, auch für die Sprache ſelbſt, wenn ſie ältere Formen derſelben erhielten, oder durch ihre ſehr häufige Entſtellung aus noch heute verſtändlicher Urgeſtalt intereſſante Beobachtungen und Aufgaben für den Sprachforſcher bieten. Ihre Wichtigkeit erhöht ſich, wenn ſie Reliquien ganz verſchwundener Sprachen und Bevölkerungen ſind, wie z. B. keltiſche, ſlawiſche, romaniſche Namen in Deutſchland und noch mehr liguriſche, illyriſche, thrakiſche, ſkythiſche in Oſteuropa, ungriechiſche in Kleinaſien u. ſ. w., weil dieſe Namen den Werth äußerſt ſeltener Sprachreſte beſitzen.

Die älteſten Namen ſind ihrer Natur nach die der nicht von Menſchenhänden geſchaffenen Örtlichkeiten. Aber ihre Dauer iſt ſehr verſchieden. Ihr Wechſel rührt zwar öfters von verſchiedenen Volksſtämmen her, die einander folgten; nicht ſelten aber auch von räthſelhaften Urſachen, wo die neuen Namen gleicher Sprache mit den alten angehören, ohne daß eine zeitweilige Verödung des Landſtriches bekannt geworden wäre. Die zahlreichſten und deutlichſten Beiſpiele des Namenwechſels als Wahrzeichens der Völkerwanderungen dürften die Flüſſe bieten. So müht man ſich vergeblich mit deutſchen Deutungen unſers „freien deutſchen“ Rheines ab, weil er den Namen vielmehr höchſt wahrſcheinlich von den Galliern erhielt, die allerdings ein älteres „hiſtoriſches“ Recht auf ihn haben, als wir

Nachkommen ſeiner germaniſchen Ueberſchreiter und Bewältiger. Auch der Name unſers Maines ſtammt von den Galliern her. Die römiſchen Formen Maenus, Moenus, Menus ſind ſchon verderbte, wie ſich u. a. aus Inſchriften ergibt, ſowie aus dem Namen der ſeiner Mündung gegenüber erbauten Stadt Magontia, Mogunti-a, -acum, Mogontiacum u. ſ. w., der ſich allmählich, ähnlich dem Flußnamen, in Mainz verderbt hat, zunächſt aus der althochd. Form Máginza, neben welcher die mittellateiniſche, aber aus älteſter Zeit überkommene, des Flußnamens Magus ſteht. Der Flußname Saone in Frankreich entwickelte ſich aus dem galliſchen Sauconna. Ein älterer Name dieſes Fluſſes war Arar, ein, vielleicht noch älterer, dritter Brigulos. Dieſe Namen gehören vielleicht verſchiedenen Volksſtämmen der Anwohner an, die einander auch in der Zeit folgten. Der Flußname Rhone, vulgo weiblich im Hochdeutſchen, wie auch im kymriſchen (doch wohl der Gelehrten?) Rhodwyn, hat in letzterem und in dem altdeutſchen und noch jetzt alamanniſch-ſchweizeriſchem Rotten masc. (lautverſchoben) den alten Dental erhalten, welchen der galliſche (wenn nicht etwa von griechiſchen Anſiedlern gegebene?) Ῥοδανός, Rŏdanus beſaß.

Auch die Ortsnamen überdauern häufig die Sprachen und Völker, von welchen ſie herſtammen. Viele ſeit geſchichtlichem Gedenken deutſche Städte und Dörfer tragen noch galliſche, viel mehrere ſlawiſche Namen, wenn auch längſt entſtellt und verdeutſcht, wie anderſeits deutſche Ortsnamen verwelſchten. In Frankreich haben ſehr viele Städte ihre alten galliſchen u. ſ. w. Namen ganz verloren, dagegen aber den einſt appoſitiv darneben ſtehenden Volksnamen zum Hauptnamen erhoben und darinn wichtige Zeugniſſe für Daſein und Wohnſitze zahlreicher Völkerſchaften erhalten, wenn auch in äußerſter Verwelſchung. In Griechenland haben ſich oft die Namen der Städte beſſer erhalten, als die der Gewäſſer, Gebirge und Bezirke, welche entweder neue griechiſche, oder ſlawiſche und andre fremde bekamen. In Nordamerika wird bald das Andenken der rothen Raſſe nur noch in zahlreichen verſtümmelten Flußnamen u. dgl. fortleben, aber auch in Gebiets- und Orts-namen, wie z. B. Chicago, wogegen andere, wie Manhattan, im gewöhnlichen Ge-

branche durch europäiſche erſetzt wurden, welche ſelbſt wieder wechſelten. Ähnlich verhält es ſich mit verſchwundenen Sprachen und Völkern Europas, deren Beſtimmung oft ſehr ſchwierig iſt, weil die ärmlichen und unverſtändigen Nachrichten der alten Schriftſteller ihre ethniſche Stellung mehr als ungewis laſſen. Dieß gilt namentlich von den Raeten und Vindelikern, deren Spuren überdieß oft irrig in romaniſchen Ortsnamen Tirols und der Schweiz geſucht werden, weil dieſe in einer von den Namen anderer romaniſcher Gebiete ſehr abweichenden Weiſe ſich aus urſprünglich lateiniſchen oder deutſchen entwickelten. Eine andere Frage iſt es: ob zu dieſer Eigenthümlichkeit die vorromaniſche Volksſprache nachwirke.

Wir geben einige wenige Beiſpiele von Ortsnamen in Deutſchland, über welche in neuerer Zeit gute geſchichtliche Arbeiten von Förſtemann, Weigand, Stark u. A. vorliegen. Worms, altdeutſch Wormiza, entſtellt aus dem ganz oder halb keltiſchen Namen Borbetomagus. Die Umgebungen der Stadt zeigten und zeigen mitunter eine wahre Namenchronik alter Geſchichte und Sage. Aus der Zeit der Burgunder, deren Königsſitz einſt Worms war, ſtammte der ausgegangene Ort Burgunthart (hart Wald), ſowie von dem grimmen Hagene des Burigundenhofes, freilich in alter Zeit, die platea Hagenonis in der Stadt, 1141 und nahe bei ihr der Weinberg Hagenbrunno 1156 benamt waren. Von den Franken, welche den Burgundern folgten, reden u. a. die Stadtnamen Frankônô-dal und -furt (Frankenthal und Frankfurt) an Rhein und Main, erſterer nahe bei Worms. Urkunden und Bilder der Bodenbeſchaffenheit, des Grundes und Urſprunges der erſten Anſiedelung (worauf wir noch mehrmals zurückkommen werden) ſind in den meiſten Ortsnamen zu ſuchen, nicht immer aber leicht zu finden. So z. B., gröſtentheils in der zweiten Hälfte von Zuſammenſetzungen, in rod, rode (Rodichin, jetzt Rœdchen, u. ſ. w.), niederrhein. rath; feld, felden u. ſ. w.; au; wald, busch, hart, hagen oder hain, auch hag und hecke, hecken; brunn, brunnen, born; bach, niederd. beek; berg, hœhe, bœhel (bœhl); burg, stein; hûs, hûsin, nhd. haus, hausen (oft ohne Zuſammenſetzung; auch Ein-, Fünfhaus); kirch, kirchen, münster (ebenfalls oft ohne Zuſammenſetzung);

stat, steten, städt u. dgl.; hof, hofen u. ſ. w. Die Endung -en u. ſ. w. iſt gewöhnlich urſprünglich die des Pluraldativs, vor welchem einſt „zu, zu den“ u. dgl. ſtand, manchmal auch vor Singulardativen. Einige Belege kommen unter folgenden Beiſpielen aus Heſſen und den Grenzgebieten vor. Gießen hieß urſprünglich ze den giezen (ad fluenta), ſpäter im 14. Jahrh. pl. nom. die giessen und sg. nom. der gieze (mittelhd., aus ahd. der giozo, das Flüßchen). Der Dorfname Michelnau iſt urſprünglich dat. sing. „ze der michelen owa“ 1187 = zu der großen Aue; auch der nom. sing. kommt in der alten Zuſammenſetzung Mychilauwe (ohne n) vor. Das Dorf Burggräfenrode hieß 1405 (zum) Rôde und erhielt 1483 einen Burcgreven in ſeiner Burg, daher die Zuſammenſetzung. Langenhain, noch jetzt, wie ſchon 1280, vom Volke der hayn (im hãn u. ſ. w.) genannt, hieß 1341 „daz dorf zume langenhayn.“ Sehr oft ſind Namen der Ortſchaften von denen des Gehölzes entnommen, in und bei welchem die Siedelung begann, wie der Eiche, Buche, Birke, Linde, Erle. So die Dorfnamen Eichen, Großeneichen (zu den großen Eichen); verhüllt und entſtellt Meiches, vermuthlich aus im oder zum eiches (Eichwald); Garbenteich, im 12 Jahrh. Gariwartis (Eigenn.) eich fem., in ſinnloſem Sinne nach Volkes Weiſe neubelebt; Büseck, im Volke Bousich, aus Buches eichehe d. i. wohl Buchos (nicht der Baumname) Eichengehölz. Linden oder Großenlinden hieß zo grôßin linden; darnach baute man Lützellinden, das noch jetzt den unverſtändlich gewordenen (lützel klein) Namen trägt, und darneben ein ſynonymes Kleinlinden, das aber im Volke Linnes heißt, wie ſchon frühe Lindehe, Lindee, d. h. Lindengebüſch (ahd. lindahi). Die uralte Benennung der hauk (altnord. haugr) d. i. Hügel, kommt als Flurename vor in der Wetterau bis nach Frankfurt herauf, namentlich in den Dorfmarken von Melbach, Niedererlenbach, Praunheim; in einem Stadttheile von Friedberg, noch jetzt der hauk, im 14. Jahrh. uf dem hauge; die wetterauer Ausſprache hâk veranlaßte die falſche Umdeutung des Ortsnamens Herrenhauk in -hâg. Eine als Appellativ urlängſt verſchollene Benennung für Wohnorte, lâr, ſteckt in vielen Ortsnamen, z. B. Wetzlar, früher Wetzflar u. ſ. w., worinn f der Reſt eines alten Wortes für Fluß,

Bach ist; Mainzlar, früher Mancilar; Birklar, früher Birchenlar; Hollar, früher Holûnlar; Lollar. Amalienhûsen im hessischen Hinterlande hat in dem heutigen Namen die Amelûse das altdeutsche û erhalten, ist aber etymologisch unverständlich geworden, weil die zahlreichen Ortsnamen des Bezirkes -hûsen in -hausen gewandelt haben, auch in der Volkssprache. Das kurze a in Alsfeld hat ebenso die Erinnerung an die alte Form (11. Jahrh.) Adelesfeld verloren; noch mehr das an alt angeglichene Altenstadt, ahd. Alahstat, die an den vorchristlichen alh, alah d. h. Tempel; gleichen Namen trug die Königspfalz Alstidi bei Dietmar von Merseburg. Die verschwundenen Bieber haben sich in dem jetzt gleichlautenden, in Hessen häufigen, Ortsnamen verewigt, der ursprünglich zur biberâ, d. h. zum Biberbach, lautete und sich besser in dem Geschlechtsnamen Bibra erhielt.

Besondere Beachtung verdienen die Personennamen. Eine Menge germanischer Namen unter Romanen und Slawen bezeugt die Mischung dieser Völker, unter Ersteren auch häufig als Namen vornehmer Familien die geschichtliche Qualität derselben. Doch gehören vielleicht mitunter die schönsten und volltönendsten den Nachkommen besiegter Geschlechter an. Wenigstens tragen in alten Namenverzeichnissen von Klosterurkunden in Frankreich und der Schweiz deutsche Namen viele Angehörige niederer Stände, die schwerlich alle Nachkommen gotischer, burgundischer, fränkischer Eroberer waren. Die möglichen Erklärungen dieser Thatsache dürfen wir hier nicht verfolgen. Auf der pyrenäischen Halbinsel, auf welcher die alte iberische Sprache außerhalb des baskischen Gebietes längst der romanischen das Feld räumte, tragen noch viele Familiennamen ihr Gepräge, während andre Eigennamen die Erbzeugnisse anderer Stämme sind, welche auf die Halbinsel einwanderten. Wir würden Viel um ein Onomastikon der Griechen des Mittelalters und der heutigen Zeit geben, weil aus ihren Namen viele Streiflichter auf sonst sehr dunkle Zeiträume fallen; ihre Sichtung erfordert übrigens vielseitige Sprachenkenntnis. Unter allen christlichen und mohammedanischen Völkern haben die Namen der Kalenderheiligen u. s. w. die meisten einheimischen Vornamen verdrängt.

Die Sprache.

Die Sprache ſtellen wir wiederholt an die Spitze aller Abſtammungszeugniſſe der Völker, und verweilen deſſhalb länger bei ihr, ſtets jedoch mehr nur nach ihrer Beziehung zur Völkerkunde. Wir nehmen ſie ſogar häufig gleichbedeutend mit dem Volke, das ſie redet („de taal is gansch het volk!“), als deſſen wahrnehmbarſte und ſicherſte Vertreterin, als ſein tiefinnerſtes Erbtheil. Dieß wird ſie ſogar dort, wo das Volk dieſes Erbe gegen einen jüngeren errungenen und noch mehr aufgedrungenen Beſitz austauſchte, der ihm ſchnell gènug zur andern Natur wurde. Es iſt bezeichnend, daß viele der heutigen politiſchen „Nationalitätsfragen“ zugleich als „Sprachfragen“ auftreten, wie z. B. in Schleswig und in Öſterreich.

Wir machen unſere Leſer darauf aufmerkſam, daß wir in ein wiſſenſchaftliches Gebiet eintreten, auf welchem mehrere Wegſtrecken nicht die landübliche „belehrende Unterhaltung“ unſerer populären Naturgeſchichten und illuſtrierten oder nicht illuſtrierten Zeitſchriften, ſondern nur Nahrung für aufmerkſame Lernbegier bieten. Wir werden zwar als Illuſtrationen Beiſpiele aus den einzelnen Sprachen und Sprachkreißen einfügen, aber eben nur ſo viele, daß die allgemeinen Lehrſätze dadurch wirklich illuſtriert, d. h. anſchaulich gemacht werden, und ſo wenige, daß der Zuſammenhang der ganzen Darſtellung nicht dadurch geſtört und zerſplittert wird. Am ſparſamſten werden wir damit gerade bei einem Theile dieſes Abſchnittes ſein müſſen, der vorzugsweiſe abſtrakter Natur und Gegenſtand des rechnenden und zergliedernden Verſtandes iſt. Wir meinen die Eintheilung der Sprachenwelt in Gattungen, zunächſt nach dem Bau der einzelnen Sprachen, wobei die mächtige Ausdehnung des Gebietes und die verwickelte Berechnung die reichlichere Beweisführung der aufgeſtellten Sätze durch Beiſpiele aus hundert und aber hundert Sprachen verbietet und nur die Zuziehung einzelner ſchlagender Belege räthlich macht.

Die allgemeine Natur der Sprache haben wir im Verlaufe dieſes Abſchnittes in unſerer Weiſe dargeſtellt, laſen aber ſeitdem eine Schil-

derung derſelben von M. Carriere, die unſere Leſer gewis nicht minder, als uns, anſprechen wird, weſſhalb wir ſie ihnen mittheilen. „Daß wir Menſchen mit einander reden, gehört zu den großen Wundern des Daſeins, die geheimnisvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblaſſen und verſchwinden. Noch unbeſtimmt und dunkel, einer Ahnung gleich, regt ſich im Gemüthe eine Idee; der Geiſt ſucht ſie ſich klar zu machen, indem er ſie in Worte faßt und ausſpricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge. Die aus der Bruſt durch den Kehlkopf ſtrömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt, und ihre ſo bereiteten Wellen pflanzen ſich nach außen fort. Da ſchlagen ſie an das Ohr des Hörenden und bringen darinn Bebungen beſonderer Art hervor. Die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet; dort erwecken ſie Tonempfindungen, und durch dieſe wird die Seele des Zweiten angetrieben, ſich die ſelben Gedanken im Bewuſtſein zu erzeugen, die der Erſte gedacht und ausgeſprochen hat. Als ſolcher Vorgang ſtellt ſich die alltägliche Erſcheinung des Geſprächs der näheren Betrachtung dar. Ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit desſelben führt zu den umfaſſendſten und wichtigſten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menſchheit, und zu deren Löſung.“ Nicht minder ſinnvoll und ſchön äußert ſich J. Grimm in ſeiner Abhandlung „über den Urſprung der Sprache“ über deren erſten Zeitraum: „Ihr Auftreten iſt einfach, kunſtlos, voll Leben, wie das Blut im jugendlichen Leib raſchen Umlauf hat. Alle Wörter ſind kurz, einſilbig, faſt nur mit kurzen Vokalen und einfachen Konſonanten gebildet; der Wortvorrath drängt ſich ſchnell und dicht wie Halme des Graſes. Alle Begriffe gehn hervor aus ſinnlicher ungetrübter Anſchauung, die ſelbſt ſchon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entſteigen. Die Verhältniſſe der Wörter und Vorſtellungen ſind naiv und friſch, aber ungeſchmückt, durch nachfolgende noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritte, den ſie thut, entfaltet die geſchwätzige Sprache Fülle und Befähigung; aber ſie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes,

Stätiges; darum ſtiftet dieſe früheſte Sprache noch keine Denkmale des Geiſtes und verhallt, wie das glückliche Leben jener älteſten Menſchen, ohne Spur in der Geſchichte.“ Unſere Leſer mögen bei der erwähnten Eintheilung der Sprachgattungen nochmals zu dieſen Worten des großen Meiſters zurückkehren.

Eine fertige gegliederte Sprache ward und wird nie einem Menſchen angeboren oder anerſchaffen; aber ſeine erſten Laute kündigen ſchon ihren Urſprung an, und ihre Werkzeuge brachte er mit auf die Welt. Dieſe haben wir hier nach beiden Polen: dem leiblichen und dem geiſtigen, ins Auge zu faſſen.

Im allgemeinen ſind zwar die Sprachwerkzeuge anatomiſch ziemlich genau unterſucht, aber unſeres Wiſſens noch nicht in Beziehung auf die Unterſchiede der Menſchenraſſen, obgleich gerade dieſe vorzüglich auf anatomiſchem Wege begründet werden. Vielleicht liegt die Urſache dieſer Unterlaſſungsſünde nicht ſowohl in der Schwierigkeit der Unterſuchung, als in der Unbekanntſchaft der Anatomen mit der vollen ethnologiſchen Wichtigkeit der Sprache. Auch die einfacheren Unterſchiede der Stimme bedürfen noch vielfach anatomiſcher Begründung, namentlich wo ſie ethnologiſche Bedeutung haben, wie z. B. die unter den Italienern verbreitete Klangfülle und Biegſamkeit der Singſtimme, und die oft behauptete tiefe, dem Ohre des Weißen (und nicht bloß des Abolitioniſten) wohlklingende Stimmlage der Neger in Nordamerika. In Afrika dagegen ſoll (nach H. Smith bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker I 109) ihre Stimme bei den Männern heiſer und ſchwach, bei den Weibern ſehr hoch und ſchrillend lauten. J. Hunt (Sitzung der Anthropological Society im September 1863, ſ. „Reader“ 1863 p. 324) ſagt: die Stimme des Negers gleiche öfters dem Alt eines Eunuchen. Die Mexikaner (Azteken) haben nach Gomara (bei Waitz a. a. O. 64) ſchlechte Singſtimme.

Dagegen haben weniger anatomiſchen, als bildungsgeſchichtlichen, darum aber doch theilweiſe körperlichen Grund die von römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern berichteten Stimmeigenheiten „barbariſcher“ Völker in Rede, Geſang und Schlachtruf, ſowie auch das grauenhafte „Kriegsgeheul“ der nordamerikaniſchen Urbewohner, welches ſelbſt die

einzelnen Stämme unterſcheidet und ganz beſonders durch die Stimmlage dem Ohre des Weißen fremdartig erklingt. Sogar unter den verſchiedenen Bevölkerungsklaſſen Eines Stammes finden wir Eigenheiten der Stimme verbreitet, die auf Unterſchieden leiblicher und geiſtiger Lebensweiſe beruhen, mit der Zeit aber ſich vererben, und zwar nicht bloß durch Erziehung, ſondern auch durch allmähliche Bildung und Umbildung des Organs. Wir werden aber auch nachher auf den Erfahrungsſatz kommen: daß die phyſiologiſchen Unterſchiede in Sprache und Ausſprache, die mit dem Bau der äußeren und inneren Sprachwerkzeuge in Wechſelwirkung ſtehn, keineswegs immer auf Verſchiedenheit der Familie oder der Raſſe zurückdeuten, ſondern auch zwiſchen nahen Blutsverwandten vorkommen. Anderſeits können fremdſtammige Lautgattungen, gewöhnlich auch mit einiger Wortmiſchung verbunden, in die Sprachen eindringen, z. B. franzöſiſch j in die deutſche, britoniſche u. a. Bei Eigennamen geſchieht dieß begreiflicher Weiſe noch häufiger, als bei Fremdwörtern. So nimmt die deutſche Sprache Ortsnamen mit fremden Lauten und Formen, die ſie in früherer bildungskräftigerer Zeit nach ihrem Organe umgeſtaltete, jetzt weit häufiger unverändert auf.

Uns bleiben die Mängel anatomiſcher Kenntnis der Sprachwerkzeuge in der erwähnten Beziehung ſehr empfindlich. Wir müſſen eben aus wahrnehmbaren Erſcheinungen und Thatſachen auf ihre, uns noch verborgenen, Urſachen und Geſetze ſchließen.

Wir ſtehn hier an einem der Punkte, an welchen gerade durch die große Verſchiedenheit der Menſchen zugleich und über derſelben ihre dynamiſche Einheit hervorleuchtet. Wir verfolgen zuerſt unſern obigen Satz etwas weiter.

Die einzelnen Laute und noch mehr die Lautverbindungen der Sprachen ſind, oft alſo ſelbſt bei nächſtverwandten Volkszweigen, ſo verſchieden, daß wir auf entſprechende Unterſchiede der Sprachwerkzeuge, namentlich ihrer Bewegungsnerven, ſchließen müſſen. Es gehört längere Übung der Sprach- und der Gehör-werkzeuge dazu, wenn Menſchen Eines Volkes, aber weit aus einander liegender Stämme desſelben, eine und die ſelbe, den Redenden von Kind auf bekannte, Umgangs- und Schrift-ſprache zu wechſelſeitiger leichter Verſtändlichkeit reden oder

leſen ſollen, zumal ſolange ſie bei der eigenſten Ausſprache beharren. Bei längerem Verkehr bilden ſich Zugeſtändniſſe und Vermittelungen, bei welchen oft eine wenig beugſame Beſonderheit (Individualität) dem Einfluſſe einer umgebenden Mehrheit die Wage hält und ſich dieſer, auch bei dem beſten Willen, nur ſchwieriger und unvollkommener angleicht, als mancher ganz fremdſtammigen Ausſprache und Sprache. So z. B. wird der nämliche neuhochdeutſche Text, wörtlich, aber in fließender Rede, vorgetragen von Oſtfrieſen und von Alamannen, welche noch nicht oder erſt ſelten aus dem heimiſchen Sprachkreiße hinaus horchten, Jedem von Beiden anfangs faſt unverſtändlich ſein. Noch viel ſchwerer wird Einer des Andern Ausſprache (vulgo „Accent“) erlernen, und gar, wenn er ſie in ihrer Quelle und ganzen Fülle aufſucht, nämlich in der Volksſprache.

Hierhin gehört ein Vorgang von großer Bedeutung: die Lautverſchiebung innerhalb großer und kleiner Sprachenkreiße, welche in allen oder den meiſten Sprachen im Laufe der Zeit eintritt, oft aber zugleich örtlich ſich entwickelt und gleichzeitig mit den älteren Lautſtufen anderer Bezirke und Volkstheile fortdauert, wodurch ſie zum bleibenden Stammesmerkmal wird. Wir bemerkten dieſen Vorgang oben bei dem hochdeutſchen Stamme gegenüber den Brüdern, welche wiederum in ähnlicher Weiſe ſich von den meiſten übrigen Indogermanen unterſcheiden. So hat auch die armeniſche Sprache, ohne aber ihre Formen ſonſt weſentlich zu verändern, wie dieß bei den germaniſchen Stämmen geſchieht, in vielen Gegenden die geſchichtlich bekannten alten Lautſtufen behalten, in andern verſchoben, und zwar mehrfach recht eigentlich gewechſelt, indem z. B. die Tenues p, k, t zu den Mediae b, g, d wurden und umgekehrt, wobei die alten Lautzeichen (Buchſtaben) beibehalten wurden und nur örtlich die Ausſprache umtauſchten. Verſchiedenartige Lautverſchiebungen, einestheils wagerechte und gleichzeitige im Alterthum ſowie in ſpäteren Zwiſchenräumen, anderntheils lothrechte im Laufe der Zeit, alſo in einer Folge von Verwandelungen, zeigen ſich z. B. auf griechiſchem und romaniſchem Sprachgebiete. Leider dürfen wir dieſe Sätze nicht durch eine Darſtellung der wichtigſten Lautverſchiebungen verſinnlichen, weil wir eine gleiche und weitgreifende ganzer Lautſyſteme zu Grunde legen

müßten. Einiges Nähere wird sich im Folgenden gelegentlich ergeben, am reichlichsten aus einer Reihe von Verwandtschaftsnamen, welche wir hier einfügen, um unsern Lesern einen (wenn auch Vielen überflüssigen) tieferen Einblick in die sprachlichen Entwickelungen zunächst der Indogermanen zu geben. Es ist mehr nur Zufall, daß wir diese Wortgattung aus der Menge der Beispiele herausgreifen; jedoch hat gerade sie auch eine große innere Bedeutung, weil sie dem engsten Kreiße, der Familie nämlich, angehört. Wir geben immerhin auch in dieser Auswahl nur Bruchstücke und Beispiele, dürfen uns auch nicht auf nähere Erörterungen der Völker- und Sprachen-namen und ebensowenig der Schrift- und Aussprach-regeln einlassen. Nach diesem Exkurse mögen die Leser mit uns den hier abreißenden Faden wieder anknüpfen.

Soviel möglich, reihen wir die indogermanischen Stämme und Gruppen an einander wie folgt (vgl. unser obiges Verzeichnis). Arier in Asien: Inder, Iranier; Griechen und Romanen; Kelten; Germanen; Litauer und Slawen. Zweifelhafte und fremde Stämme: Albanesen, Finnen, Kaukasier, Drawiden, werden gelegentlich berührt.

1. Vater sanskrit. altpers. pitár, nom. sg. pitâ; pali bengal. tamul. (entlehnt) pita; zend. patar, pitar, nom. sg. patâ; balutsch. pith awghan. plâr neupers. padar, peder, in Mundarten wakhan. faet ghilan. pîr; osset. füd, plur. fudälthä; dialekt. fid, pl. fidtha, neben fidaltha Vorväter; armen. hayr. griech. πατήρ (neugriech. πατέρας); lat. păter, (Ju-, Dies-) -pĭter; ital. span. (port.) pâdre portug. pai provenz. paire altfranz. peire nfrz. père (churwälsch bap, neben patern väterlich, patria Vaterland u. s. w.; ostroman. tatä, neben patriä Vaterland). gaidel. athair (jetzt ausgesprochen âhir), neben dem entlehnten paidir Mönch, wie deutsch pâter und selbst kurd. patrí id. aus lat. pater; (kymrobriton. tad Vater). got. fadar (neben atta, das auch in andern german. Sprachen auftritt) langobard. sächs. neunord. altfries. fader altfries. feder, feider angelsächs. fäder engl. father (fâdher) neuniederd. neufries. vaer, vâr altnord. fadir althochd. fatar mittel- und neu-hochd. (mnhd.) vater nhd. vâter; aus dem Germ. entl. finn. faari. slaw.

patka neben batĭka Demin. gehört vielleicht nicht hierher, ebenſowenig der verbreitete Stamm otĭcĭ? Der litau. Aſt hat ein beſonderes Wort litau. tẽwas lett. têws preuſſ. tâws. alban. tátë, neben babá, iſt mit dem oſtroman. Worte eines. Einige Ableitungen: ſanskr. pitr-aya, -ivya älterer Vatersbruder; gr. πατρυιός Stiefvater lat. patruus Vatersbruder = agſ. fädera mnd. fadre altfrieſ. federia u. dgl. (räthſelhaft aber nordfrieſ. wangeroog. pei) ahd. fataro, vediro u. dgl. mhd. vetere nhd. vetter. Vaterſchweſter agſ. fadhu nnd. vade afrſ. fethe nordfrſ. fedde. nhd. gevatter = ahd. kevatero mhd. gevatere agſ. geſäder afrſ. fadera nfrſ. nnd. nnord. (daher auch lapp.) fadder; fem. ahd. gevatira, givatera nhd. gevatterin; darneben die gleichbed. Lehnwörter aus lat. pater mhd. pate, ſpäter patt nhd. pâte, und aus lat. patrinus im Odenwald pettern in der Wetterau petter mhd. pfetter; litau. pûtas vermuthlich aus nhd. pâte.

2. Mutter ſanskr. mâtár; neuperſ. mâder awghan. mur. gr. ματήρ, μήτηρ (ngr. μητέρα, auch μάνα); lat. mâter ital. ſpan. (port.) madre port. mãi (mit Naſenlaut) provenz. maire afrz. meire nfrz. mère (churw. oſtrom. mamma). gaibel. mathair (ſpr. mâhir vgl. 1); (kymrobrit. mamm); hierher vielleicht kymr. modryb Muhme, Matrone. altſächſ. môdor altſ. agſ. môdhor nnd. frieſ. nnord. môder zſgz. nnd. ſchwed. môr nfrſ. moar, moer; engl. mother altn. môdir ahd. mûter u. dgl. nhd. mutter (got. aithei ahd. eidî altn. eidha). preuſſ. mûti lett. mâte litau. mote in Ableitungen, gew. = motere Gattin, aber motina Mutter; ſlaw. mati, gen. (ſerb.) matera; materĭ-nii, -skŭ = lat. maternus. alban. mótrša Schweſter hierher? (mémë, émmë Mutter). Ableitungen u. a. lat. matertera, matrona; Mutterſchweſter ahd. muotera agſ. môdrie mnd. moddere nnd. mödder afrſ. môdire nordfrſ. medder.

3. Bruder ſanskr. bhrâtar altperſ. brâtar zend. brâtarĕ (brâturyĕ Baſe); hinduſtani u. ſ. w. bhâî mahratt. bhâu zigeun. bhrâl, brâl; balutſch. brâth awghan. vrôr huzwareſch berur nperſ. birâder u. ſ. w. kurd. brâ oſſet. arváde ervâde (aus bhrâde, vrâde), plur. ervádelthä; armen. éghbayr (aus brair). griech.

(ἀδελφός Bruder) φρατήρ, φράτωρ Mitglied einer φράτρα, φρατρία d. i. Bruderſchaft, einer urſprünglich blutsverwandten Volksabtheilung; lat. frâter ital. fratello (Demin.; frate, frà Mönch) prov. fraire frz. frère (frater Mönch) churwälſch frar, frer (fratern = lat. fraternus ital. ſpan. port. fraterno) oſtrom. frate (ſpan. hermano port. irmão aus lat. germanus). gaidel. brâthair, (vgl. 1. 2.); kymr. brawd, pl. broder (brodorion Landsleute) korn. brauder briton. breur, pl. breudeur. got. altſ. brôthar agſ. brôdhor, brêdher engl. afrſ. brother, pl. engl. auch brethren; nnd. frieſ. nnord. brôder zſgz. nnd. brôr u. ſ. w.; nnländ. broeder altn. brôdhir ahd. bruadar u. ſ. w. mhd. bruoder nhd. brûder. preuſſ. brâtis, Demin. pl. bratrîkai; litau. brôlis (brotussis Bruderſohn) lett. brâlis; ſlaw. bratrŭ, brat u. ſ. w., daher mordwin. (finn.) brat, und magyar. barat Mönch, Freund. alban. entlehnt frátinist brüderlich (vëlá, vla u. ſ. w. Bruder, vgl. eſtn. welli lapp. welj id.).

4. Schweſter ſanskr. svasar (aus svastar), nom. sg. svásâ (auch bhaginî, bhagnî prâkrit. bahinî hinduſt. bhenâ zigeun. bhên u. ſ. w.); zend. khanhar nperſ. khvâher (jetzt kâher ausgeſprochen) kurd. chur awgh. chûr balutſch. ghwâr oſſet. chorra, chore, cho huzwar. khoh (neben khat-man aus ſemit. ăchath) armen. khoyr. (gr. ἀδελφή); lat. soror (aus sosor? vgl. ſanskr.) ital. obſol. sorore, jetzt sorella (Demin.) ſpan. port. sor (Kloſterſchweſter; hermana, irmãa Schweſter ſ. 2.) churw. sorrur, sora, sour oſtrom. sorâ. gaidel. piuthar u. bgl. (aus spiusthar?); kymr. chwaer briton. choar korn. wuir, hôr (vgl. die iraniſchen Formen). goth. svistar ahd. suister amhd. altſ. afrz. swester nhd. schwester agſ. sveoster u. bgl. altn. systir; in den neuen ſächſ., frieſ. und nord. Sprachen fällt ebenfalls v weg oder ſteckt in dem wechſelnden Vokal sü-, si-, sö-, se-, sa-ster. preuſſ. šostro litau. sessů, gen. sessers (lett. mâse, vgl. litau. mósza Mannsſchweſter); ſlaw. sestra u. bgl. Finniſche Völker entlehnten vermuthlich von germaniſchen oder auch ſlawiſchen Völkern finn. sisar eſtn. sõssar mordwin. sasor tſcheremiſſ. šužar wotjak. (ältere Schweſter) suser. Aus gleicher Wurzel sva entſtanden viele Verwandtſchafts-

namen, wie z. B. altſlaw. svjestĭ Mannesſchweſter ſerb. svast Frauenſchweſter, und beſonders die Namen der Verſchwägerung in der folgenden Nummer.

5. Schwiegereltern ſanskr. çvaçurau dual., sing. masc. çvaçura fem. çvaçrû; çvaçurya Schwager; nperſ. khvâser (kâser) id. khusûr, khesû kurd. kasú Schwäher (Schwiegervater) armen. skésrayr (-ayr Mann?) id. skésur, késur Schwieger. gr. ἑκυρ-ός m. -ά f. (ngr. uur πενθερ-ός, -ά) Schwiegereltern = lat. socer m. socrus f. ital. suocero ſpan. suegro port. sogro m. (-a f.); aus lat. consocer oſtrom. cuscru und daraus alban. krusku; vgl. aus lat. consobrinus (Vetter) ſpan. sobrino churw. cusrin ital. cugino frz. cousin (aus lat. cognatus Schwager ital. cognato ſpan. port. cuñado churw. quinau m. quinada f. oſtrom. cumnátu, daraus alban. kunát). Schwiegereltern alban. vjécher-i m. -a f. (aus sv-?). kymr. chwegr f. chwegrwn m. korn. huweger f. hwegeren m. (Frauenvater). got. svaihr-a m. -o f.; masc. ahd. svehur u. vgl. (auch bisweilen Schwager) amhd. agſ. mnl. swêr nhd. schwæher u. ſ. f.; fem. ahd. suigar u. vgl. nhd. schwiger agh. mnl. sweger altn. ſchwed. sværa u. ſ. f. Schwager (ſächſ. auch mitunter Schwiegerſohn) u. a. amhd. ſächſ. (auch engl. dial.) frieſ. swager nnord. svâger, neben ahd. gesulo mhd. geswige, geswie, geswei oberd. geschwei. Schwäher, Mannesvater litau. szeszuras, szeszorus ſlaw. svekrŭ u. ſ. f., neben neuſlaw. svak ruſſ. svojak (svoi eigen, ſein), verſchieden von den aus dem Deutſchen entlehnten und hybriden Wörtern für Schwager und Schwägerin litau. szwógeris m. szvégerka f. poln. szwagier m. -ka f. böhm. šwagr m. -owa f. niederlauſitz. šwar m. -owka f.; nlauſ. šwiger-syn m. -žjowka f. Schwiegerkinder.

6. Sohn ſanskr. sûnu (sûnus) comm. Sohn, Tochter; aus gleicher Wurzel (su erzeugen) sut-a m. -â f. und griech. υἱός m. Masc. got. sunus ahd. altſ. agſ. afrſ. sunu altn. sonr (r aus s Nominativſuffix) afrſ. engl. ſchwed. son nhd. nnl. ufrſ. sôn (zoon) nnd. sœne u. ſ. w. nnd. dän. sön. litau. sûnús preuſſ. souns; ſlaw. sŭnŭ u. vgl., daraus vermuthlich perm. (finn.) zon.

7. Tochter ſanskr. duhitár bengal. ghî; zend. dughdhar nperſ. dokhter u. vgl. armen. dustr, in Zſſ. ducht; awghan. lûr,

hſûr griech. θυγάτηρ (ngr. θυγατέρα tzakon. σχάθη). ültgaidel. (angeblich) dear. got. dauhtar altſ. ahd. dohter ältſ. agſ. dohtor mnd. frieſ. dochter engl. daughter (obſol. doftyr, dial. in Cruven drister, ſo?) hd. tochter altn. dôttir ſchwed. dotter dän. datter. litau. dukte, .gen. dukterês; preuſſ. dukti; aſlaw. dŭšti, gen. dŭštere; ruſſ. doči böhm. dcera (obſol. dci), accus. dceř; poln. corka. Aus dem Germaniſchen entlehnten wiederum die Finnen lapp. daktar mordwin. techter finn. eſtn. tütär u. dgl. moxan. taiter tſcheremiſſ. üdür u. dgl.

8. Für mehrere Verwandſchaftsgrade, beſonders Neffe und Enkel (beider Geſchlechter) gilt folgendes Wort, deſſen Grundbedeutung vielleicht vaterlos (naptar aus na-pĭtar, -pătar) iſt. ſanskr. aperſ. zend. náptar ſanskr. (in den Veden) napât m. (zend. m. acc. naptarĕm gen. nafedhrô) Enkel, ſanskr. naptar auch Sohn; zend. napat, napa, nap m. Enkel; ſanskr. naptrî, naptî zend. napti f. Enkelin; nperſ. nevâdeh m. u. dgl. (aus napât u. dgl.) Enkel. gr. ἀνεψιός; νέποδες pl. m. Kinder, nepotes bei den Alexandrinern; lat. nepot, nom. nepos m. neptis f. ital. nipote u. ſ. f. churw. nefs, nevs, neiv m. neza, niazza f.; aus frz. neveu altengl. nevoy, nevew neuengl. nephew (ph vielleicht durch german. Miſchung); afranz. niepce nfrz. engl. niece. alban. nip finn. nepa gen. newa lapp. näpat Neffe; finn. nepaat u. dgl. pl. Vettern. ahd. nefo u. dgl. Neffe, Vetter niftila mnhd. niftel ält. nd. nichtel nnl. nicht (nhd. nichte aus dem Niederd.) Nichte, mhd. auch Verwandte überh., nml. auch Enkelin; nhd. neffe = afrſ. neva; mhd. mml. nnd. neve id., Vetter agſ. nefa, genefa Neffe, Enkel, ſylviſch (am Montervſa) nuwo Enkel nnl. nêf id., Neffe, Vetter (auch Mücke, frz. cousin) altn. nefi Bruder, Familienglied; nift altn. Schweſter, Braut, Neuvermählte, Weib überh. anfrieſ. Nichte ahd. agſ. id., Schwiegertochter.

9. Schwiegertochter ſanskr. snušâ armen. nu; oſſet. fai-nus Schwägerin; in kaukaſ. Sprachen laziſch nusa Braut thuſchiſch nus Schnur çin (neu) -nus tſchetſchenz. nuskul Braut. gr. νυός, ἐννός (vgl. νέμφη?); lat. nurus ital. nuora oſtrom. port. nora ſpan. nuera. alban. núseja neuvermählte Schnur oder Schwägerin nuset'

e malljit die Nymphen des Berges. ahd. snura, snôra amhd. snûr mhd. snore, snörge nhd. schnûr, früher und noch jetzt dialekt. schnurche, schnörche agh. snora u. dgl. nl. snâr ſlaw. snocha Schnur, Braut.

10. Ähnlich, wie in 9, wechſeln die Bedeutungen in folgendem Worte: got. bruths ahd. mittellat. brûta amhd. brût altſ. nnd. nnord. brûd engl. bride u. ſ. f. = nhd. braut, ahd. mlt. brûta auch = churw. brütt, brit franz. bru Schnur, altſ. brûd auch Gattin. Aus germaniſchen Sprachen lett. brûte poln. (in Niederſchleſien) bruta eſtn. prûd lapp. brudes Braut; gaidel. brideach Jungfrau, Braut aus engl. bride?

11. Schwager (Mannsbruder) ſanskr. dêvaras (jüngerer Mannsbruder); armen. tagr (tal Mannsſchweſter). gr. δαήρ (δαϝήρ); lat. levir. litau. dẽwẽris lett. deeweris; ſlaw. déverŭ poln. dziewierz. agſ. tâcor afrſ. tâker ahd. zeihhur.

Wenn auch, nach unſerem oben Geſagten, mitunter Laute ſtammfremder Sprachen und ſelbſt ihr geſammter Klang nicht ſo ſtarke Unterſchiede zeigen, wie manche blutsverwandte Sprachen und Mundarten, ſo werden wir dennoch im Ganzen die zahlreichſten und ſtärkſten Verſchiedenheiten des Lautes in den Sprachen des verſchiedenſten Baues und der getrennteſten Völkergebiete zu ſuchen haben, wie z. B. zwiſchen den indogermaniſchen, amerikaniſchen, afrikaniſchen Sprachenkreißen.

Bei dem Wandel und den Abweichungen der Laute innerhalb ſtammverwandter Sprachgebiete (auffallender, als auf ſtammfremden!) haben wir einen Unterſchied zu beachten, der zu manchen ſchwer lösbaren Fragen führt.

Häufig gehn Laute bei jener Verſchiebung in andre über oder tauſchen ſich (wie theilweiſe im Armeniſchen ſ. o.) gegen andre wechſelſeitig aus, die ſchon gleichzeitig mit ihnen, nur an andern Stellen, der Sprache geläufig waren oder bleiben. Sonderbar genug, da dieſe Umbildung durch keine entſprechende des Organs bedingt zu ſein ſcheint, für welche ſich dann möglicher Weiſe klimatiſche, diätetiſche u. a. Gründe finden ließen. Im Allgemeinen gehört hier-

her auch, um ein geläufiges Beispiel anzuführen, die Lautverschiebungsleiter: Tenuis, Aspirata, Media, die von Calcutta bis nach Wien reicht.

Aber eben an sie knüpfen wir den zweiten und stärkeren Wandel des Lautes. Abgesehen von ihren Lücken und Unvollkommenheiten, fragt es sich, ob jene Lautgattungen wirklich auch überall auf dem weiten Gebiete nur mit einander abwechseln, und nicht auch jede für sich zeitlich und örtlich eine mannigfache Geltung und Aussprache haben, welche hier und da bis zu völliger Ungleichartigkeit und (unter den redenden Stämmen) wechselseitiger (bedingter) Unaussprechbarkeit gelangen.

Wir bejahen diese Frage und geben einige wenige Beispiele, da wir hier nicht erschöpfend auf die Sache eingehen können. Tenuis und Media werden im Grunde im mittleren und südlichen (südwestlichen) Deutschland ebenso genau unterschieden, wie im nördlichen, abgesehen von der landschaftlich verschiedenen Stellung beider. Aber der Süddeutsche (mit Ausnahme des Schweizers u. s. w.) spricht beide Lautgattungen anders aus, als der Norddeutsche und mit ihm die meisten Völker, ja, diesen ist seine Aussprache, besonders der Media, eine ganz fremdartige. Die Media nämlich lautet hier nicht, wie anderswo, mit nasaler Schwingung an, sondern klingt weit härter, jedoch nicht ganz so hart, wie die norddeutsche u. s. w. Tenuis. Die süddeutsche Tenuis ihrerseits ist eigentlich eine (sanskritische) tenuis aspirata, d. h. die Tenuis plus h, also p-h, t-h, k-h (verschieden von f, th, ch). Es ist im Grunde eine besondere Lautverschiebung innerhalb der allgemeinen. Außerdem nun ist das weiche s des Norddeutschen (z der Franzosen u. s. w.) ebenso fremdartig dem Süddeutschen, wie umgekehrt Jenem ursprünglich das š (sch) des Letzteren, das jedoch seine häßliche Herrschaft immer weiter ausdehnt. Nehmen wir noch hinzu, daß die Umlaute œ (offenes vom geschlossenen im Niedersächsischen unterschieden) und æ in mehreren Gegenden des nördlichen und östlichen und in den meisten des südlichen Deutschlands fast oder ganz zu e und i verdünnt sind, was für die Mundbewegung einen ähnlichen und noch größeren Unterschied macht, als jene verschiedene Aussprache der Medien: so begreift man, daß erfahrene

Beobachter den Unterſchied der Volksſtämme an ihrem Sprechen nicht bloß hören, ſondern auch ſehen, reſp. den Redenden recht eigentlich am Munde abſehen. So arg iſt es aber nirgends mit ſolchen Wahrzeichen, wie in der ſemitiſchen (ſüdarabiſchen) Sprache Ehhkili, deren Sprecher ſich ſchon von weitem durch völlige Mundverzerrungen kenntlich machen, ohne welche ſie manche, in den übrigen ſemitiſchen und wohl auch in allen andern Sprachen nicht vorkommende, Laute ihrer Sprache nicht zur Welt bringen können.

In manchen Fällen läßt ſich (wie ſchon oben angedeutet wurde) Ein- und Nach-wirkung fremdſtammiger Sprachen bei Lauten und ganzen Lautklaſſen vermuthen, durch welche ſich eine Sprache von ihren Verwandten unterſcheidet. Die Laute der (von mûrdhan m. Kopf) ſogenannten Mûrdhanya-Klaſſe (Kopflaute, Cerebralen, Lingualen) des ſanskritiſchen Alphabets reichen bis nach Awghaniſtan hinauf, und ſind vollkommen in dem, von Südindien bis zu der genannten Nordgrenze vor den eingewanderten ariſchen Sprachen herrſchenden und mehr und minder noch lebenden, Stamme (oder Familie) der ſogenannten drawidiſchen Sprachen zu Hauſe. Man vermuthet deſſhalb das Eindringen jener Lautgattung aus der Sprache der beſiegten Urbewohner in die der Sieger, obgleich die Miſchung des Sprachſtoffes in verhältnismäßig ſehr geringem Grade in dieſer Richtung ſtattfand, deſto ſtärker aber in der umgekehrten, nämlich von der Sanskrit-Sprache aus in die drawidiſchen. Einzelne den Cerebralen ähnliche, wenn nicht gleiche, Laute kommen indeſſen auch in europäiſchen Sprachen und Mundarten indogermaniſcher Familie vor. In zweien iraniſchen Sprachen: der armeniſchen und der oſſetiſchen, ſind Laute der kaukaſiſchen Nachbarinnen eingedrungen, vielleicht unter Mitwirkung gleichartiger lautbildender Örtlichkeit, zunächſt aber durch Verkehr, wie denn auch Wörter jener Sprachen eindrangen. (Vgl. auch Schleicher, Zur vergl. Sprachengeſchichte S. 29 ff.)

Eine ähnliche Erſcheinung bei den britiſch-keltiſchen Gliedern der indogermaniſchen Familie bietet keine Handhabe für jene Erklärung, da keine fremdſtammigen Bewohner beider britiſchen Hauptinſeln vor der Einwanderung der zwei über ſie verbreiteten keltiſchen Hauptſtämme bekannt ſind. Dieſe beiden nämlich unterſcheiden ſich durch eine eigen-

thümliche Aussprache der flüssigen Laute (besonders l, r, n) von den übrigen indogermanischen Sprachen. Ob die gallische und andre keltische Sprachen des Festlandes in der Vorzeit diese Aussprache ebenfalls hatten, fragt sich; was das Bas-Breton davon hat, läßt sich aus Großbritannien herleiten.

In gleicher Weise, wie sich die Völker im Laufe der Zeit Lautgattungen angewöhnen, gewöhnen sie sich solche auch ab, und verlernen die Fähigkeit, allermindestens die Leichtigkeit, sie auszusprechen. Die reine Aspiration der mutae, zumal der mediae, nämlich der Nachtritt des h nach denselben, den die Inder (theilweise mit Einschlusse der Zigeuner) allein noch (auch nach jenen Cerebralen) folgerecht durchführen, wird einst der ganzen Familie gemeinsam gewesen sein. Die ältesten Griechen sprachen wahrscheinlich noch die, in Inschriften öfters mit zwei Buchstaben geschriebenen, tenues aspiratae ΠΗ, ΚΗ (ph, kh) und wandelten sie erst später in die einheitlichen Laute Φ, Χ; vgl. jedoch dagegen und für die Aspiraten überhaupt einen so eben erschienenen Aufsatz von Ebel in Kuhns Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung XIII 4. ΤΗ kommt unseres Wissens nicht vor, vielleicht weil es schon früher als einheitliches Θ ausgesprochen wurde? Noch später assibilierte sich auch die Dentalmedia Δ unorganisch, während ihr etymologischer Vorgänger (sanskrit.) dh in obigem th, Ð steckt. Die germanischen Sprachen mochten einst alle die assibilierten Dentalen besitzen; die Frage: ob und wo etwa die Media unorganisch aus der Tenuis entstand? lassen wir hier bei Seite. Die hochdeutsche Sprache verlor unter den bekannten am frühesten die Assibilation; darnach die sächsischen, bis auf die englische, die noch beide Lautstufen ausspricht, aber nur die Tenuis schreibt. Langsam kommt sie den friesischen abhanden bis heute; in den nordischen (skandischen), unter welchen die isländische sie noch erhält, erlitt sie eine eigenthümliche Wandelung (in die unaspirierte Tenuis, bei den übrigen in die Media), und in der verschliffensten, der dänischen, Sprache trat sie dafür an etymologisch falscher Stelle auf (bei schließendem d, wenigstens landschaftlich). Die meisten Indogermanen Europas haben das h ihrer Vorfahren verlernt und sprechen es gar nicht mehr aus, oder schwach (franz. h besonders in ursprünglich deutschen Wörtern),

oder stärker, wie ch, χ, namentlich die Griechen in fremden Namen, während sie den spiritus asper ihrer Altvordern nur noch schreiben, nicht mehr sprechen.

Wir kommen nun auf die nothwendige Wechselwirkung von Laut und Lautwerkzeugen zurück, und dürfen weiter die Vermuthung aufstellen: daß bei letzteren nicht bloß die weicheren Theile, sondern in langer Folge der Geschlechter auch der Knochenbau, mindestens des Kopfes, demnächst des Halses und der Brust, sowie anderseits der Gehörwerkzeuge, mannigfache und nicht unbedeutende Änderungen erleiden muß, und zwar sogar innerhalb der engsten Volkskreiße, wie sich aus unsern Beispielen ergab. Unsere Leser wollen sich dieses Schlusses weiter unten erinnern.

Ein solches Auseinanderwachsen der Sprachlaute und ihrer aktiven und passiven (Gehör-) Werkzeuge in zunehmender Ausdehnung des Raumes und der Zeit bleibt immer — wie bei jedem andern Familien-erbtheil und -merkmal — die Vervielfachung (Differenziierung) einer ursprünglichen Einheit, soweit eine solche angenommen werden kann. Denn auch hier dürfen wir die Regel: daß kein einzelnes Ding oder Wesen einem andern völlig gleich ist (duo perfecte similia non dantur), nicht vergessen. Die Zwillinge oder die zwei ähnlichsten Söhne der Urahnen waren immerhin von einander verschiedene Einzelwesen; ja die Ahnen selbst, Mann und Weib, erwuchsen in allmählichem Wandel des Stoffes und der Form aus Embryonen zu Greisen. Adams erstes Lallen klang anders, als sein letztes Wort, und selbst Evas Beredtsamkeit war nur eine Entfaltung urweiblicher Naturanlage.

Freilich dürfen wir nicht einmal den Ursprung verschiedenartiger Sprachlaute aus dieser bedingten Einheit annehmen, wo sie bei stammfremden Sprechern vorkommen, solange uns die Ureinheit des Menschengeschlechtes mindestens zweifelhaft ist. Wo sich aber diese Einheit verneinen läßt, tritt desto stärker eine andere hervor: die dynamische der ganzen Menschheit, welche wir im Beginne unserer Erörterung der Verschiedenartigkeit der Sprachlaute bereits andeuteten.

Obgleich nur die Minderheit der Menschen das Vermögen oder, richtiger, die hinreichende Schärfe der Auffassung und Wiedergebung

(Reproduction) beſitzt, um die ihr ungewohnten und fremdartigen Sprachlaute vollkommen nachzuahmen: ſo wird doch bedingungsweiſe jedem geſunden und unverdroſſen ſtrebenden Menſchen die Erlernung und genaue Nachahmung jedes wirklich unter Menſchen vorkommenden Sprachlautes möglich ſein, und ſei es das Schnalzen der Hottentotten.

Übrigens halten wir dieſe wechſelſeitige Nachahmungsfähigkeit weder hinreichend noch unerläßlich nöthig, um die Sprachfähigkeit als eine allgemein menſchliche Eigenſchaft zu erweiſen. Denn die nur äußerliche und lautliche Nachahmung könnte Sache des Wiederhalls, eines mechaniſchen oder thieriſchen Automaten ſein. Und anderſeits gilt uns die künſtlich-genaue und abſichtliche Gleichheit — ihre Erweislichkeit vorausgeſetzt — weit weniger, als die natürliche Ähnlichkeit der Sprachlaute und überhaupt der Verſtändigung durch die Sprache bei den verſchiedenen Völkerfamilien und Raſſen.

So verſchieden und ſogar ungleichartig die Laute und der Bau vieler Sprachen erſcheinen, ſo dürfen wir doch in weiterer Bedeutung eine allgemeine Gleichartigkeit des leiblichen und geiſtigen Sprachvermögens bei allen Menſchen annehmen. Die vorhin beſprochenen Unterſchiede in dem Bau der Sprach- und Gehör-werkzeuge werden wahrſcheinlich auch bei genauerer Unterſuchung die Grenzen des menſchlichen Gattungsbegriffes ebenſowenig überſchreiten, wie die vollſtändiger bekannten Unterſchiede in der Sprache ſelbſt, ihrem Laute, Baue und Wurzelbeſtande. Das Selbe glauben wir von der geiſtigen Seite der Sprache, von ihrer Kraft nämlich: Anſchauungen in gegliedertem Klangbilde wiederzugeben, und in zwar höchſt mannigfacher, aber ſtets ſinnreicher und jedem ſinnigen und aufmerkſamen Menſchen zugänglicher Weiſe. Sinnvoll ſagen chineſiſche Chroniſten: „Der Weiſe Soüi-gin (engliſche Schreibung) gab zuerſt den Pflanzen und Thieren Namen; und dieſe Namen waren ſo bezeichnend (expressive), daß jedes Dinges Weſen (nature) aus ihnen erkennbar war“ (Tylor bei Pott, Anti-Kaulen XXIV). Noch bündiger ſagt Thomas von Aquino: „Nomina debent naturis rerum congruere“ (ebdſ. 131). Das lebendige Wort ſoll alſo ſeinen Gegenſtand ausſprechen. Kein göttliches Siegel iſt unvertilgbarer, als die Sprache (an ſich, nicht ſo

im einzelnen). Auch bei dem Pescherähh und bei dem Neuholländer bleibt sie ein wundervolles Kunstwerk der Natur. Freilich hat auch hier die Möglichkeit urweltlicher Mittler zwischen dem Menschen, der Säugethierordnung der Zweihänder, und der übrigen Thierwelt ein Wort mitzusprechen.

Wir lassen zwar hier noch die Praeadamiten im Alluvium ruhen, gehn aber dafür schon über sie hinaus, um ein Grenzgebiet unserer Wissenschaft zu streifen und, nach einer noch bestimmteren Aussprache unsers adellichen Menschenbewußtseins, ein desto demüthigeres Bekenntnis auszusprechen.

Die gegliederte (organische) Sprache ist ein Eigenthum oder eine Eigenschaft nicht bloß aller (gesunden) Menschen, sondern auch allein der Menschen. Aber wir wiederholen gleichwohl die Behauptung: daß die Sprache (als fertige Gliederung) dem Menschen nicht angeboren ist, sowenig dem oder den Urmenschen, wie dem Menschenkinde, dem infans, jeder geschichtlichen Zeit. Aus keines Adams Haupte kann die Sprache fix und fertig, wie aus Jupiters Haupte Minerva, ins Dasein gesprungen sein. Vielmehr, wie die urerste Anschauung nur Empfindung war, war auch ihr Wiederhall, ihr Ausdruck im Munde des Menschen nur ein Empfindungslaut, ein beseelter Klang, noch nicht einmal so sprachhaft, wie das schriftmäßig gewordene Empfindungswort, die Interjection.

Nun besitzen die höheren Thiergattungen nicht bloß solche Lautzeichen, neben Gebehrden und Mienen, zum Ausdrucke des Schmerzes und der Angst, des Verlangens und des Behagens, der Liebe und des Hasses, des Spiels und der Neckerei wie der Drohung und des Zornes u. s. w.: sondern in gleichem Maße, wie sie sich im Verkehre mit den Menschen nach ihrem ganzen sonstigen Wesen ausbilden, bildet sich auch diese erste Thiersprache aus. Wer mit psychologischem Sinne völlig zahme Hunde und Katzen beobachtet hat, weiß, daß sie nicht bloß — gleichwie in Gestalt und Farbe — weit größere Mannigfaltigkeit in jenen allgemeinen Empfindungslauten gewinnen, sondern auch ganz bestimmte Töne und Tonfolgen für ebenso bestimmte Zwecke. So für die Scala von der leisen Bitte bis zum ungeduldigen Verlangen, sowie für bestimmte Gegen-

stände und Zeitpunkte des Wunsches, z. B. für Malzeiten, Ein- und Aus-laß durch die Thüren, Begleitung des Menschen auf Ausgängen. Die, stets durchgehende, Stimme der Katze hat hierbei an Färbung und Feinheit des Ausdruckes ähnliche Vorzüge vor der, weit seltener (in Geheul, Gewimmer u. dgl.) durchgehenden, Stimme des Hundes, wie sie die Streich- und Blas-instrumente vor dem nur schattenriß-artigen, wenig nachhallenden Klange des Klaviers voraushaben. Dagegen hat im gezähmten Zustande der Hund vor der Katze voraus eine weit größere Mannigfaltigkeit sowohl der Arten, wie der individuellen Gestaltungen und Sinnesweisen innerhalb je Einer Art, und ebenso auch der Sprech- und Ausdrucksweise. So z. B. bellt der feige knabenhafte Polterer ähnlich als Hund, wie als Mensch, um nur Ein Beispiel zu nennen. Der Grund dieser Verschiedenheit von der Katze liegt zwar einestheils in der Gattung, aber auch darinn, daß die Katze weit weniger willkürlich gepaart und gezüchtet und überhaupt mehr ihrer ursprünglichen Natur überlassen wird, als der Hund.

Vergessen wir nicht, nach dem aktiven Sprachvermögen der höheren Säugethiere und noch zahlreicherer Vögel auch das passivere des Verständnisses nicht bloß für Laute ihnen ebenbürtiger Wesen, sondern auch für ein ganzes Wörterbuch menschlicher Ausdrücke, geltend zu machen. Allerdings reicht auch dieses Auffassungsvermögen nicht bis zur Zergliederung gegliederter Rede, wohl aber bis zum Verständnisse ganzer Sätzchen als Einheiten, in seiner Auffassung ganz bestimmter Tonreihen, also immerhin einer Gliederung, die weit über den Schall des vokalischen Rufes, des Pfiffes oder des konsonantischen Zischens, Schnalzens u. s. w. hinausgeht. Die Verschiedenheit der Menschensprachen findet ihr Gegenbild in der der Vogelbanden je einer und derselben Vogelart, wie z. B. der Buchfinken und Kanarienvögel (s. A. v. Humboldt, Reise nach Peru I 212).

Nach alle Dem verhält sich die Thiersprache zur menschlichen ähnlich, wie der sogenannte Naturtrieb oder Instinkt zur menschlichen Denkkraft oder Vernunft. Das heißt: beide unterscheiden sich in Wahrheit nicht durch ihr Grundwesen, sondern nur, aber freilich unermeßlich, durch die Grenzen ihrer Bildungsfähigkeit.

Auch hier fehlt uns noch die genügende Belehrung über die Vergleichung der Stimmwerkzeuge der verschiedenen Thierarten mit einander, wie mit denen der Menschen.

Für das Verhältnis beider zu einander haben wir nun noch Folgendes zu bemerken.

Wir haben vorhin die Dehnungsfähigkeit der menschlichen Lautwerkzeuge hervorgehoben, welche — wenigstens bei einem Maximum von Naturvollkommenheit, wie von Fleiß und Übung — keinen Laut menschlicher Sprache (krankhafte Eigenheiten ausgenommen) für irgend einen Menschen von stammfremder Zunge unbedingt unnachahmbar werden läßt. Im Bereiche dieser Dehnungsfähigkeit liegen nun sogar die eigenthümlichen Laute vieler Thiergattungen, von dem Brummen der Schmeißfliegenflügel und dem tieferen Contrebasse des Bären oder des grollenden Bullenbeißers an bis zu dem zärtesten chromatischen Laufe der Katze und den diatonischen Intervallen der Nachtigallenmelodie. Wir fanden solche Thiersprachengenies nicht bloß unter halbwilden nordamerikanischen Jägern, sondern auch unter ebenfalls naturvertrauten, aber zum Theil feingebildeten Europäern.

Eine ähnliche, aber weit beschränktere, Fähigkeit der Thiere, menschliche Laute, Rede oder Gesang, nachzuahmen, findet sich bekanntlich bei den Vögeln (Singvögeln, Spottdrossel, Papagai u. s. w.), ob sie gleich in den meisten übrigen Beziehungen dem Menschen weit ferner stehn, als seine Gattungsgenossen, die Säugethiere.

Es galt uns bei dieser Abschweifung, die Natur der Sprache überhaupt zu kennzeichnen.

Wenn wir sie als die bedeutendste Vermittlerin zwischen dem anschauenden Ich im Menschen und den von diesem angeschauten (sinnlichen und geistigen) Dingen erkannten: so erkennen wir auch die Nothwendigkeit ihres organischen Zusammenhanges mit der Anschauungskraft im Menschen, und zugleich denn ihr Bedingtsein durch dieselbe, da wir dieser die Priorität einräumen, obgleich der Empfindung der Empfindungslaut oft mit telegraphischer Schnelle folgt.

So läßt uns denn der Unterschied der Sprachen in Klang, Bau, Wortsinn (und Wortfolge) einen entsprechenden Unterschied der Anschauung und Auffassung bei den sprechenden Völkern,

Volksstämmen und Rassen voraussetzen, der ungleich mehr in ihrem inneren Wesen und Organismus begründet, als durch den Unterschied der Erscheinungen, der Sprachgegenstände in der Außenwelt hervorgebracht sein muß. Ein Andres ist es mit der überall vorauszusetzenden Einwirkung der Außenwelt auf den Organismus der Menschen selbst und auf seine Entwickelung im Laufe der Zeit und der Geschlechtsfolgen, also auch auf seine Sprachbegabung.

Karl Vogt (Zoolog. Briefe II 545) macht auf die Organe der Sprache, nach ihrer geistigeren, wie ihrer sinnlicheren Seite, im Gehirne aufmerksam, freilich nur vermuthend. Er sagt u. a.: „Ein dürftiger Anhaltspunkt für Untersuchungen der Art ist uns darinn gegeben, daß die Sprachen der meisten Völker, welche stark vorragende Kiefer und eine zurückweichende Stirne, also eine geringere Entwickelung der vorderen Hemisphärenlappen besitzen, meist nur Bezeichnungen für concrete Gegenstände und Erscheinungen haben, der Worte für abstrakte Gegenstände aber [bis jetzt, und wie einst alle Sprachen!] gänzlich entbehren, während bei den meisten dieser Völker bei einer so bedeutenden Entwickelung der hinteren Hemisphärenlappen der Reichthum der Sprache an Lauten den übrigen Sprachen Nichts nachgibt."

In allen vorhin genannten Beziehungen erscheint die Einheit neben oder, richtiger, über der Mannigfaltigkeit. Die selten gehemmte Sonnenglut über Persiens entwässerten Ebenen und der Nebelhimmel über den schottischen Hochlanden, die Natur der Schweiz und der sibirischen Steppen, und selbst die Naturveränderungen im Gefolge der Bildung oder der Barbarei auf einem und dem selben Volksgebiete müssen allerdings sehr verschiedenartig auf den sehenden, hörenden, fühlenden, redenden Menschen einwirken. Aber immer bleibt ein allumfassender Charakter aller bewohnten Zonen, und nirgends ist die Menschenheimat Erde ein schlackenhafter Mondkörper ganz ohne Dunstkreiß oder eine Sonne mit Flammenkreiß, oder ein Meeresgrund mit Wasser statt der Luft; ebensowenig denn auch der Mensch ein feuerathmender Salamander der Sage, wie ein durch Kiemen athmender und stummer Fisch.

Auch jener psychologische und gleichsam logische Unterschied der inneren Sprachbildung durch die Weltanschauung verhält sich zu der über der Mannigfaltigkeit schwebenden Einheit der Menschen-

natur ebenſo oder ähnlich, wie der vorhin gezeichnete Unterſchied der äußeren Sprachentfaltung und ihrer Werkzeuge.

Wie dort, finden wir auch bei dieſer Innenſeite des Sprachvermögens, bei dem Denkvermögen, deſſen Außenſeite das Sprachvermögen iſt, jene große Dehnbarkeit, Nachahmungs- und Aneignungsfähigkeit. Je nach dem Maße der Begabung, in welcher ſich Paſſivität und Wandelbarkeit mit aktiver Beſitzergreifung des fremden Eigenthums verbinden muß, lernt der Menſch oder das Volk, die eine fremde Sprache annehmen, auch andere Geſtaltung und Fügung der ſinnlichen Anſchauung und zugleich der Vorſtellungen und Ideen.

Außer dieſem exoteriſchen, in ein andres Sprachgebiet übergreifenden Wechſel gibt es auch einen eſoteriſchen im Inneren der Sprachgebiete, welcher zugleich den Satz bezeugt: daß ſelbſt ein großer Unterſchied des Sprachbaues an ſich noch keinen entſprechenden Unterſchied der Abſtammung beweiſt.

Im Laufe der Zeit nämlich erleidet jede Sprache, wenn auch die einzelnen Sprachen und Sprachklaſſen in ſehr verſchiedener Stärke, eine Umgeſtaltung, die in engſter Verbindung ſteht mit einer gleichen der Vorſtellungsweiſe, beſonders der Reihenfolge und Rangordnung der Theile einer zuſammengeſetzten Vorſtellung. Sie äußert ſich vorzüglich in ſogenannter grammatiſcher Hinſicht: im Bau des Satzes und, damit wechſelbezüglich (correlativ), in den Wortformen, zunächſt der Abbeugung; nicht geringer, aber weniger regelmäßig, in dem Vorrathe der Wörter, und vielleicht auch in der merkwürdigen Vorſtellungsverknüpfung (Ideenaſſociation) im Bereiche der einzelnen Wortſtämme mit ihren Ableitungen und Zuſammenſetzungen. Wir kommen unten wiederholt auf dieſen Gegenſtand zurück.

Im ganzen iſt der Stoff, auch wo er großen Schaden leidet, weit dauerhafter als die Form. In den romaniſchen Sprachen erhielten ſich weniger Nachwirkungen ihrer fremden Vorgängerinnen aus ihren, den Stoff überlebenden, Formen, als Reſte ihres Wortſchatzes. In der engliſchen Sprache überdauert der deutſche Sprachſtoff die ſehr zertrümmerte deutſche Sprachform, indem dieſe dagegen ſich zugleich mächtiger erweiſt, als der durch die franzöſierten

Normannen eingedrungene fremde Sprachſtoff, ſofern dieſer ſich vielfach in Ausſprache und Tonfall dem eingeborenen Geiſte der Volksmehrheit anbequemen muſte, weit mehr, als ähnlicher in der hochdeutſchen Sprache. In Wortbildung und Zuſammenſetzung, Prä- und Suffixion findet zwar hier Austauſch der Mittel ſtatt, aber der angelſächſiſche Grundſtoff gibt weit mehr, als er von dem franzöſiſchen empfängt.

Wir laſſen es für jetzt bei dieſen Andeutungen bewenden, um einen Umriß der wichtigſten Unterſchiede des Baues in den bekannteren Sprachen zu geben, wie ſich dieſe theils neben, theils nach einander, nach Raum und Zeit oder nach beiden zugleich geſtalten. Wir haben dieſelben bereits am Schluſſe des vorigen Abſchnittes den „Sprachklaſſen“ zu Grunde gelegt und gebrauchen dieſe Benennung auch hier für die Eintheilung der Sprachen nach ihrem Bau, aber in möglichſt weitem Sinne, ſo daß innerhalb Einer Hauptſprachklaſſe, welche dann auch zur Unterſcheidung Sprachgattung heißen mag, ſich engere Kreiße nach gleichen Merkmalen bilden können.

Die Sprach-gattung oder -klaſſe kann, gleichwie die Menſchenraſſe, ebenſowohl gleich- wie fremd-ſtammige Glieder umfaſſen, oder wenigſtens muß ſie ſolange als möglich unabhängig von der Frage nach der Abſtammung der Sprachen feſtgeſetzt werden.

Wir werden auch hier nur Beiſpiele dieſer Eintheilung geben, ſoweit ſie unſer ethnologiſcher Hauptzweck erfordert, ohne kritiſcher Begründung oder Anfechtung viel Raum zu geſtatten.

Die von Schleicher und W. v. Humboldt zuerſt feſtgeſtellte und auch von Steinthal neben andern angenommene „morphologiſche“ Eintheilung nimmt drei Welttheile für die ganze Sprachwelt auf Erden an, bei welcher indeſſen die erſt in unſeren Tagen, durch Reiſende, Miſſionäre und die kritiſchen Bearbeiter ihrer Mittheilungen, näher bekannt werdenden Sprachen Afrikas noch faſt gar nicht in Betrachtung gezogen ſind. Am erſten kann uns Pott berichten, ob dieſer Erdtheil Stoff zu einem neuen Sprachwelttheil in ſich ſchließe; auch Fr. Müller hat ihm neuerdings ſeine Forſchung zugewendet.

Die erſte, d. h. alterthümlichſte und unterſte, Gattung oder Klaſſe bilden die einſilbigen und zugleich nebenſtellenden (neben-, bei-ſetzenden, juxtapoſitiven, iſolierenden) Sprachen. Ihre (immer oder

doch weitaus größtentheils) einsilbigen Wörter stehn nicht etwa als Wurzeln den aus ihnen erwachsenen Bildungen gegenüber, sondern sind gleichsam (soweit unser Blick reicht) mit Einem Male vollständig und fertig ins Dasein getreten, und keines weitern Wachsthums fähig. Nicht in organischer Wandelung und Verzweigung, sondern in anorganisch-krystallinischer oder vielmehr noch loserer Weise andere ihres Gleichen an sich ziehend und sich anreihend, bilden sie Sätze.

Schon hier geht es nicht ohne eine mindestens innere, logische Umwandlung der untergeordneten Wörter ab, die ihre ursprünglich selbständige Bedeutung zu einer nur dienenden verflüchtigen, wie z. B. ein chinesisches Wort, das selbständig „Gebrauch" bedeutet, in der Bedeutung der (instrumentalen) Präposition mit vor ein gegenständlicheres Wort tritt, wobei freilich die Grundbedeutung des Gebrauches, der Handhabung noch deutlich genug sichtbar ist. Andre chinesische Partikeln, welche nicht bloß unsern trennbaren Partikeln entsprechen, sondern auch unsere Beugungssuffixe u. dgl. ersetzen, haben ihre Selbständigkeit noch weit mehr vergessen, oder erscheinen außer jener untergeordneteren Anwendung nur in pronominaler Bedeutung, die wir ja auch bei unsern ältesten Suffixen u. s. w. zu Grunde legen. Indessen kommt auch jene weit stärkere Verflüchtigung nicht gar selten in den flektierenden Sprachen vor, und namentlich auch in den jüngeren und verschliffeneren Phasen indogermanischer Sprachen. Franz. chez (bei) entstand aus (in) casa (Haus), rez (de chaussée u. s. w.) aus rasum, lez (neben) aus latus, unser hochd. neben aus in eben. Viele unserer Wortbildungsendungen (Bildungssuffixe) sind noch als besondere Wörter kenntlich und aus früheren Zeiträumen belegbar; wir kommen nachher darauf zurück. So stellt sich denn auch neben chines. „Mann-Kind" = Sohn, „Weib-Kind" = Tochter unser engl. he-, she-friend, lat. anser mas u. s. w. Vollends muß die Urzeit unserer Sprachen noch weit mehr Ähnlichkeiten mit den nebenstellenden gezeigt haben.

Das Gebiet der letzteren geht durch das „himmlische Reich" Chinas (mit Ausschlusse der „Tataren" der Mandschu-Dynastie), übersteigt den Himalaya, umfaßt namentlich Tibet und die sog. indochinesischen Völker Hinterindiens.

Die ſtoffliche (Wurzel-) Verwandtſchaft dieſer Sprachen untereinander, welche zugleich die der Völker bezeugen würde, iſt nach ihrem gegenwärtigen Beſtande noch weit mehr zu verneinen, als die Raſſeneinheit der ſie redenden Völker. Aber auch ihr Bau zeigt noch ſo große und durchgreifende Verſchiedenheiten, daß z. B. Steinthal zwar die chineſiſche mit den hinterindiſchen unter die gemeinſame Kategorie der nebenſetzenden ſtellt, letztere aber zu den „formloſen", dieſe zu den „Formſprachen" zählt (Steinthal, Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaus. Berlin 1860. S. 327) und von jenen und mehreren Mitgliedern ganz anderer Sprachklaſſen emphatiſch ſagt: ihnen mangele der Satz, der chineſiſchen dagegen das Wort.

Dieſe erſte Staffel der Sprachenleiter nannten wir die alterthümlichſte. Die auf ihr ſtehenden Völker können nichtsdeſtoweniger ebenſogut die jüngſten wie die älteſten ſein. Wie alt ſie, als Raſſenindividuum genommen, auch ſein mögen, ſo ſind ſie ihrer Sprache, zum Theil auch andern Eigenthümlichkeiten nach, auf einer urſprünglichen (primitiven) Stufe ſo ziemlich ſtehn geblieben, während die übrigen Völker eine oder zwei höhere Sprachſtufen erſtiegen. Damit meinen wir freilich wiederum nicht eine geſchichtliche oder ſtammliche, ſondern nur eine dynamiſche Stufenfolge der Völker und der Sprachen; alſo nicht die Chineſen und ihre Genoſſen als Stammväter der Indogermanen u. ſ. w. Vielmehr nehmen wir nach Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſen auch für die Sprachen höherer Stufen eine Urform an, die eben nur wieder dynamiſch jenen aſiatiſchen der einſilbigen Klaſſe neben- oder zu-geordnet iſt, ſtofflich aber andern Familien zugehört.

In gewiſſer Beziehung iſt dieſe Kindheit der Sprache überhaupt ihr vollkommenſter, weil durchſichtigſter und naturwüchſigſter, Zuſtand. Freilich aber verhält ſich ihr Bau zu dem der höchſten Sprachklaſſe nur etwa wie der der kyklopiſchen Mauer mit ihren rohen Werkſtücken zu der aus klein und fein ausgearbeiteten Stückchen kunſtvoll zuſammengeſetzten Moſaik.

Nach dem Vorgeſagten können wir die folgenden Stufen ebenſowohl als Sprachgattungen auffaſſen, wie als Sprachperioden, die ſich (wiederum zunächſt nur formell) aus einander entwickeln, ſo-

fern in vielen und wesentlichen Stücken die eine schon zu einer Verfassung gelangt ist, zu welcher die andere noch unterwegs ist.

So ist denn eine zweite Sprachgattung gewissermaßen nur der Uebergang von der ersten zur dritten. Wir bemerkten aber auch bereits, daß sogar diese dritte noch manche Züge der ersten aufzuweisen hat, ja sogar solche neubildet, wie denn anderseits die Strömung schon innerhalb der ersten Gattung beginnen muste.

Das ursprünglich selbständige Wort, das nur zur Bezeichnung einer Nebenbedeutung, einer besonderen Gestaltung oder Beziehung eines gewichtigeren, in dem Vordergrunde des Satzes stehenden Wortes benutzt wird, kann noch eine Zeit lange in seiner Besonderheit aufgefaßt und desshalb auch ausgesprochen werden, aber schon sogleich in schwächerer Färbung und Betonung. Aus dieser muß dann allmählich auch eine stärkere Abnahme der Selbständigkeit hervorgehn, wie Verkürzung (Zusammenziehung, Verstümmelung), Schwächung des Lautes nach Länge, Quantität, Betonung und Farbe (Qualität) u. s. w. Endlich wird das dienende Wort mürbe und reif zur Verschmelzung mit dem Herrschenden, in Gestalt von Vor-, Nach- und Einschubs-silben (Af-, Prä-, Suf-, In-fixen).

Gans- und Enten-männchen heißt später Ganser und Enterich, Hund- und Fuchs-weibchen Hündin und Füchsin, neben der Zaube oder (niederd.) Teve und der Fohe, aus welcher einst der Fuchs entstanden war. Diese „movierenden", das Geschlecht bezeichnenden Endsilben hatten irgend einmal und vielleicht in irgend welcher vollständigeren Gestalt auch selbständige Bedeutung. Dagegen haben wir noch Nichts von einer „Fischin, Vogelin" u. s. w. vernommen. Viele Thiergattungen führen bekanntlich in beiden Geschlechtern ganz verschiedene und unverwandte Namen.

Ähnlich, wie mit der Bezeichnung des Geschlechtes, gieng es mit der der Abstammung und so vieler andern Beziehungen, welche wir durch Affixe zu bezeichnen pflegen, und die sowohl in der Wortbildung, mit Einschlusse der Steigerung, wie noch feiner in der Wortbeugung (Declination und Conjugation) vorkommen. Während in unsern indogermanischen Sprachen der Ursprung vieler dieser Silben, vielleicht für immer, unkenntlich geworden ist, läßt er sich bei

vielen noch mehr und minder nachweisen. So z. B. läßt er sich im Neuhochdeutschen, außer den noch trennbaren Präfixen um, über, unter u. s. w., für die untrennbaren be, ge, ver, zer u. s. w. und die Suffixe lich, bar, haft, schaft, heit u. s. w. theils deutlich erweisen, theils zurückerschließen. Wir lassen hier die Frage zur Seite: ob die Präpositionen aus einst untrennbaren Präfixen entstanden, welche aber selbst noch früher aus selbständigen Wörtern gebildet wurden.

Diese und ähnliche anatomische Untersuchungen zeigen uns die Entwickelungsstufen der Sprachen, welche wir vorhin als „Perioden" mit ihren „Gattungen" vereinigten. Sie fallen indessen nicht ganz mit diesen zusammen, wie folgender flüchtige Umriß zeigt, welcher freilich erst durch die unmittelbar nach ihm fortgesetzte Erläuterung verständlicher wird.

Die erste dieser Stufen fällt mit der ersten Gattung zusammen, als die der Neben- oder Nebeneinander-stellung.

Die zweite Stufe bildet den Uebergang der ersten Gattung in die höheren. In ihr nämlich wird jene „Nebenstellung" zur näheren „Zusammenstellung", in welcher die Wörter (der Nebenbegriffe mit denen der Hauptbegriffe) sich gleichsam die Hände reichen, aber noch trennbar sind. Somit unterscheidet sich von dieser Stufe

die dritte: der untrennbaren Zusammensetzung; beide zusammengenommen gehören der zweiten Gattung an, welche wir sogleich nachher als die „anfügende" zeichnen werden.

Die vierte Stufe steigert die Zusammensetzung zur innigen Verschmelzung, wobei freilich Theile der verschmolzenen Wortkörper auch zerschmelzen, und die vorher immer noch mit einiger Persönlichkeit begabten Diener als bloße Werkzeuge gebraucht und immer mehr verbraucht werden. Die dienenden Wörter nämlich werden zu ableitenden und abbiegenden Silben. Diese vierte Stufe kennzeichnet die dritte Gattung (die „anbildende" s. nachher), welche den ersten Rang unter allen einnimmt. Dieser Rang war ihr zwar angeboren und ihre vornehme Anlage hat sich in der Folge als Erbweisheit bekundet; aber diese spätere Ausbildung ist weit deutlicher, als die Angeborenheit der Anlage. Wir wagen nicht die Behauptung: daß

die Wurzeln oder Embryonen der Wörter ſchon, wie die der Thiere und der Pflanzen, implicite, im erſten Keime ihre ganze künftige Geſtaltung und Entwickelung in ſich trugen und gerade ſo und nicht anders hervorbringen muſten. Gleichwohl zeigen ſich ſchon bei den einfachen Wortwurzeln bedeutende Unterſchiede, ſogar zwiſchen Sprachen und Sprachfamilien Einer Gattung, wie der indogermaniſchen und der ſemitiſchen. Es fragt ſich aber: ob bei mikroſkopiſcher Unterſuchung dieſe Unterſchiede als völlig urſprüngliche ſich bewähren. Wir können bei ſolchen Fragen nicht verweilen, und nehmen nun die Aufzeichnung der Gattungen wieder auf.

Die zweite Sprachgattung iſt die anfügende oder „agglutinierende“ (anleimende). Erſt nur locker, dann immer feſter fügt ſie die Wörter zuſammen, welche vorher ganz loſe, nach der Rangordnung ihrer Begriffe, an einander gereiht waren. Wiederum kommen ſolche, anfangs noch lösbare, Zuſammenfügungen auch in der jüngſten Sprachperiode, gleichſam aufs neue vor. So z. B. kann die Futurumsbildung der meiſten romaniſchen Sprachen durch die Zuſammenſetzung mit habere früherhin noch, neben der ſchon vollendeten Verſchmelzung, als Zuſammenſtellung auftreten, und ſogar ein Perſonfürwort als Gegenſtand der Handlung zwiſchen ihre Beſtandtheile einſchieben laſſen. Oder vielmehr zeigen ſich die Theile des Sätzchens noch in klarer, logiſcher wie körperlicher Sonderung, wie in dir vos ai neben vos dirai (ich habe euch zu ſagen); auch in der Schreibung noch unterſchieden ſteht dir hai neben dirai; die italieniſchen Nebenformen (aus habeo) zeichnen ſich in dar-, far- ò und -aggio. Die malayiſchen Sprachen, die man, ſamt den ural-altaiſchen (mongoliſchen, türkiſchen, finniſchen) und den kaukaſiſchen, zu den anfügenden zu zählen pflegt, ſchieben in ähnlicher Weiſe Bildungsſilben in das Innere der Wörter ein, die zwar völlig kenntlich, jedoch nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt und Bedeutung bekannt ſind. Einigermaßen läßt ſich damit im indogermaniſchen Kreiße die Einſchiebung eines, aber anderweitig noch in ſeiner Sonderbedeutung hervortretenden, Hilfszeitworts in das Zeitwort keltiſcher Sprachen, zunächſt der alten iriſchen vergleichen. Einſchiebungen von Silben in ſanskritiſchen und andern indogerma-

niſchen Zeitwörtern ſind anders aufzufaſſen. Mannigfache, namentlich auch pronominale Einſchiebungen (Infixionen) neben anderartigen Umgeſtaltungen bilden bei Sprachen verſchiedener Gattung und Familie Conjugationsformen, durch welche (je in Einem Worte) oft ſehr zuſammengeſetzte Beziehungen ausgedrückt werden. So namentlich in den (in engerem Sinne) kaukaſiſchen Sprachen, noch mehr aber in der baskiſchen Sprache und in ſämmtlichen amerikaniſchen.

Letztere — welchen ſich alſo in Europa die iberiſche oder baskiſche Sprache zugeſellt, jedoch dem Stoffe nach ganz, dem Baue nach großentheils, in um ſo merkwürdigerer Beſonderheit und Einſamkeit daſtehend — zeigen eine Verſchmelzungs- und Einverleibungs-fähigkeit, welche weit über das ſchon erwähnte Verſchmelzungsvermögen der dritten Sprachgattung hinausgeht. Sie werden zwar zu der anfügenden Gattung gerechnet, bilden aber eine ziemlich ſcharf umgrenzte Abtheilung oder Art derſelben, welche wir die einverleibende (incorporierende) oder verſchmelzende oder (nach Du Ponceau) polyſynthetiſche nennen.

Die amerikaniſchen Sprachen, über deren theils wirkliche, theils ſcheinbare große ſtoffliche Verſchiedenheit von einander wir uns ſpäter äußern werden, machen aus einem ziemlich langen und vieltheiligen Satze gleichſam Ein Wort, indem ſie von ſeinen einzelnen Beſtandtheilen oder Wörtern nur Stücke nehmen und zuſammenfügen. So wenig deutlich uns auch die Geſetze dieſer Wortbehauung ſind, verneinen wir hier doch a priori eine regelloſe Wortverſtümmelung. Wir geben einige Beiſpiele, zwei nach Du Ponceau (bei Pickering-Talvj Indian. Sprache. Lpz., Vogel S. 4 ff.) aus der Sprache der Delawaren in Nordamerika. Ein Schmeichelruf der Frauen an ein Kätzchen, Hundchen u. dgl.: kuligatšis! bedeutet „(gib mir) deine hübſche Pfote klein (Pfötchen)!“ und iſt gebildet aus k pron. inseparabile du dein; wulit hübſch; wichgat Pfote, Bein; šis (schis) -chen, Verkleinerungsſuffix. Aus pilsit keuſch und lenape Mann ſchmilzt pilape Jüngling zuſammen. Ein drittes Beiſpiel aus der Sahaptinſprache (wohl = Sprache der Schahaptan = Nez percés etc. in und um Kanada) nehmen wir aus Steinthal a. a. O. S. 14: hi- (er) tau- (bei Nacht gethan) tuala- (im

Regen gethan) wihnan- (wihnata zu Fuße reiſen) kau- (kokauna vorbeiziehen) -na (bedeutet den Aoriſt und die Richtung vom Sprechenden her); das ganze Satzwort bedeutet „er reiſt in regnichter Nacht vorbei". Bei Pickering-Talvj S. 50 iſt ſogar ein aus 17 einſilbigen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes Satzwort aus der Sprache der Tſalaki (Thiroki, Cherokee) in Nordamerika aufgeſtellt. Das erſte Beiſpiel erinnert zwar an italien. zampettina (hübſches Pfötchen) und an ngr. ποδαράκισον (dein Füßchen oder Pfötchen); aber die ſonderbare Auswahl und Verſchmelzung (ſtatt der Zuſammenſetzung) einzelner Worttheile in den amerikaniſchen Sprachen überſteigt alles Maß der Verkürzung und ſelbſt der Verſtümmelung, die z. B. bei indogermaniſchen Zuſammenſetzungen, vorzüglich auch bei der Reduplication, vorkommt. Wir unſers Theils wiſſen nicht, ob die edelſten und weſentlichſten Theile der Wörter verſchluckt oder verſchwiegen werden dürfen, und wie weit bloß lautliche (phonetiſche) Neigungen und Abneigungen conſervativen und logiſchen Geſetzen die Herrſchaft ſtreitig machen.

Die Einverleibungskraft der baskiſchen Sprache, die ſich auch bei den zahlreichen romaniſchen Lehnwörtern geltend macht, zeigt ſich vorzüglich in den mannigfachen Beziehungen des Subjekts und des Objekts innerhalb der einzelnen Conjugationsformen, welche überdieß durch ein einfaches angehängtes n zu Participien werden. So z. B. in einem Wiegenliedchen bei W. v. Humboldt (Mithridates IV 331): gura (wollen) d- (es, sc. ſchlafen) o- (thuſt) zu- (du) -n (Suff. part. act. praes., deutſch -end) egunen (Tages) baten (eines), gleichſam „eines du ſchlafen wollenden Tages", d. h. „eines Tages, wo du es (ſchlafen) willſt".

Indeſſen wetteifert mit dem baskiſchen Zeitworte das türkiſche, wie ein Beiſpiel aus Kaſembegs Grammatik (deutſch von Zenker Lpz. 1848 vgl. Schleicher, Sprachen Europas Bonn 1850 S. 74, Steinthal a. a. O. S. 15) zeigen mag: sev- (lieb-, Wurzel) iš- (wechſelſeitig, Ausdruck der Reciprocität) dir- (Ausdruck der Transitivität) e- (unmöglich) me- (nicht, Ausdruck der Verneinung) -mek (-en, Infinitivſuffix), in ſumma „ſich wechſelſeitig zu lieben nicht nöthigen können". Zu deutſch „Liebe läßt ſich nicht erzwingen!" Wahrſcheinlich pflegen auch türkiſche Romantiker beiderlei Geſchlechts

ſich einfacher auszudrücken, als der Grammatiker; ohne Zweifel aber iſt dieſe Bildung dem kunſtvollen Getriebe der Sprache völlig angemeſſen.

Die Abwägung oder Berechnung der Sprachgattungen nach ihren wechſelſeitigen Werthverhältniſſen iſt eben nicht leicht und einfach. Jedoch wird ſchwerlich ein Proteſt erhoben werden gegen das Primat der dritten Sprachgattung, der anbildenden oder ableitenden und abwandelnden oder abbeugenden (flexiviſchen), wie wir dieſes auch den beiden von ihr umfaßten Völkerfamilien zugeſtanden: der indogermaniſchen und der ſemitiſchen.

Der Vorrang der erſteren prägt ſich wohl in der Sprache entſchiedener aus, als in dem ſonſtigen Weſen dieſer Völkerfamilien. Die Juden in den gebildeten Theilen Europas und die Araber in Spanien berechtigen uns zu der Vermuthung: daß die Semiten, wenn ſie lange vor Moſes und Mohammed als jugendfriſche Einwanderer an der Stelle der Indogermanen Europa eingenommen hätten, nicht weſentlich in ihrer Entwickelung hinter der thatſächlichen der letzteren zurückgeblieben ſein würden. Gewis würden dann zwar auch ihre Sprachen eine andere Geſtalt, als die thatſächliche, erhalten haben, reſp. weit ſchneller zerfallen ſein; aber die gebildeteſte und von der Bildung zernagteſte ſemitiſche Sprache würde ſich immerhin zu ihrer Ahnengeſtalt verhalten, wie ihrerſeits die engliſche zur angelſächſiſchen, die franzöſiſche zur lateiniſchen, ſo daß die urſprüngliche Rangfolge der beiden Familien durch Zeit und Entwickelung bei den Sprachen nicht ſo weit ausgeglichen worden wäre, wie bei den Menſchen.

Indeſſen kann auch bei einigen der durchgreifendſten unter den zahlreichen Unterſcheidungsmerkmalen dieſer beiden großen Sprachfamilien die Wage des Werthes noch ſchwanken, wie z. B. bei der größeren Gewalt, welche den ſemitiſchen Vokalen, zum Erſatze für ihre Eintönigkeit in den Urbildungen (Wurzeln), zur Bezeichnung der Richtung, Beziehung und leiſeren Umwandelung der Begriffe, beſonders in den Gattungen und der Abwandelung der Zeitwörter, gegeben iſt, und die ſomit auch eine ſehr feine Sinnenauffaſſung für die vokaliſche Tonleiter vorausſetzt und verlangt. Im allgemeinen gehört dieſe Eigenſchaft einem älteren, aber geſtünderen und vollſaftigeren Zeitraume der Sprachen überhaupt an, darum jedoch nicht der älteſten,

welche wahrscheinlich geringere Verschiedenheit der Selbstlaute hatte. Dieß gilt eben auch für die indogermanischen Sprachen, wie denn anderseits auch in den semitischen Sprachen der neueren Zeit der Verfall des Vokalismus begonnen hat. Ähnlich verhält es sich mit dem Personwandel in der Conjugation, der bei den Semiten annoch viel deutlicher, als bei den Indogermanen, sich an die Fürwörter anlehnt, und eben wegen seiner Alterthümlichkeit der zweiten (anfügenden) Sprach-gattung oder -periode noch näher steht. Freilich zeigt sich bei indogermanischen Sprachen in absteigender Lebenslinie ein Streben, die Verdunkelung der angebildeten, angehängten Personfürwörter im Zeitwort durch Anfügung neuer oder auch durch Wiederholung der alten, dabei aber oft veränderten, aufzuwägen. Aber diese und ähnliche Vorgänge tragen, eben auch jener semitischen Personenbezeichnung gegenüber, das Gepräge eines spätsommerlichen zweiten Triebes des Lebenssaftes. Am deutlichsten mag sich der Vorrang des Indogermanismus in der (antiken) Declination und in der Zusammensetzungsfähigkeit herausstellen.

Vergleichen wir die besterhaltenen Sprachen der dritten Gattung mit den beiden andern Gattungen, so zeigt sich leicht ihr hoher Verdienstadel im Vergleiche mit dem Geburtsadel und dem Conservativismus namentlich der ersten (nebenstellenden) Gattung. Die Sprachen der alten Inder, Preussen und Litauer, Griechen und Italer unterscheiden am feinsten und vernehmlichsten die verschiedenen Redetheile, die Wort-ableitung, -steigerung, -beugung, die Schattierungen der Grundbegriffe u. s. w.

Hier sind wir indessen noch keineswegs zu Ende, sondern finden uns beinahe zu einer Wallfahrt nach Kevelaer veranlaßt, sowohl indem wir auf bereits Angedeutetes zurückkommen, als weil der vor uns liegende Weg an sich den früher durchwanderten Stadien so ähnlich sieht, daß wir zurückzuschreiten vermeinen.

Jenseit der Mittagshöhe ihres Lebens nämlich geht der Entwickelungsgang der Sprachen, wie jedes andern Organismus, nach kurzem oder eigentlich nie völligem Verweilen, abwärts, und dabei in vielen Stücken scheinbar rückwärts, nach dem Ursprunge hinab. Am

auffallendſten iſt dieſe Erſcheinung bei den Sprachen der gebildeteſten und am raſcheſten vorgeſchrittenen Indogermanen. Ihre „ſynthetiſche“ Natur wird durch Welken und Verfall wieder zur „analytiſchen“. Nämlich die zur ſchönen Einheit verwachſenen Bildungs- und Beugungsformen ſchleifen ſich ab bis zur Unkenntlichkeit und Unbrauchbarkeit, und plötzlich tritt der Hauptbegriff, alſo das Haupt-Wort, nackt und bloß und dazu gewöhnlich voll Narben und Verſtümmelungen auf, ſo daß es einer Menge äußerer Mittelchen und Zuthaten bedarf, um wieder in Geſellſchaft auftreten und ſich geltend machen zu können. Die zerriebenen Endungen des Zeitworts reichen nicht mehr aus, um Zahl, Perſon und Zeit zu unterſcheiden, und müſſen durch ausdrückliches Ausſprechen der Perſonfürwörter und durch Hülfszeitwörter erſetzt werden; ebenſo die verſtümmelten Fallformen des Nennwortes durch Artikel und Präpoſitionen.

Allerdings aber wird durch dieß Zerfallen und das dadurch veranlaßte Neubauen und Neuzuſammenſetzen eine weit feinere und der fortſchreitenden Bildung entſprechende Geiſtesäußerung möglich, als je zuvor. Ich erlaube mir, hier ein Plagiat aus einer verſchollenen Schrift von mir ſelbſt („Über Leben, Geſchichte und Sprache“ Gießen 1835) anzufügen: „Immer willkürlicher waltet der Geiſt mit der Sprache, und nicht bloß mit ihren Formen, ſondern auch mit ihrem Wörtervorrathe. Sonderbare Beziehungen der Sprache zur Geſchichte zeigen ſich: Ehrenhafte Worte pejorieren ihre Bedeutung, Deminutive erhalten den Rang ihrer Primitive, und dieſer Kurs erhöht ſich zur augmentativen Bedeutung, ſo namentlich in der jetzigen griechiſchen Volksſprache. Die ſchönen Gebäude der Sprachen zerfallen allmählich. Verlaſſen auf verödetem Boden, wie der feenhafte Todtenpalaſt zu Agra, ſtehn noch einzelne reiche Antiken in der Gegenwart. Aber der freie Menſchengeiſt trauert nicht über das Zerfallen der Form, die, obgleich reich und ſchön, dem erwachſenden zu enge ward, ſondern er waltet wunderbar mit den Trümmern. Erhabene Menſchen, die Fürſten im Reiche der Kunſt und der Wiſſenſchaft, adeln die geſunkenſten Sprachen; und die Theile einer nur aus Trümmern beſtehenden Sprache fügen ſich unter eines Shakeſperes Hand bald zur feinſten Moſaik, bald zum erhabenen Pantheon zuſammen.“

Eben die engliſche Sprache, als Vertreterin der zerfallenſten, „von der Kultur benagteſten“ Sprachen, kann als Zugführerin einer neuentſtehenden vierten Entwickelungsperiode gelten.

Wir dürfen jedoch nicht vergeſſen, daß viele Erſcheinungen dieſes Zerfalls durch keinen Optimismus der Bildungsgeſchichte geadelt werden können. Solche kommen bei ſämmtlichen Sprachen vor, auch bei denen der beiden erſten Gattungen, ohne daß das verſchliffene und zerſtückelte Material zum Erſatze für die Einbuße immer deſto brauchbarer für feineren Gedankenausdruck wird. Beſonders gilt dieß von der Entwerthung der beſeelten Worte zu geſtempelten Wörtern. Ihre etymologiſche Bedeutung und deſſhalb auch ihr Zuſammenhang mit den Sprößlingen der gleichen Wurzel wurde in zahlloſen Fällen vergeſſen, ſei es, daß das Etymon, das Stammwort oder wenigſtens deſſen Urbedeutung aus der Sprache verſchwand, oder daß das einzelne Wort ausartete und bis zur Unkenntlichkeit des Urſprungs entſtellt wurde. Häufig würde ſchon geringe Kenntnis der Sprachgeſchichte, ja nur ein wenig Nachdenken und Aufmerkſamkeit auf den Zuſammenhang der wenig oder gar nicht entſtellten Wörter über ihre lautliche und logiſche Verwandtſchaft aufklären. Aber gerade dieſer Mangel an Verſtändnis des Sprachlebens, dieſe Entwöhnung von der bewuſten Bildung der Worte und darum auch von der inſtinktartigen Begründung ihrer Wahl nach ihrer Urbedeutung charakteriſiert die ſpäteren Sprachzeiträume. Einige wenige Beiſpiele ohne lange Wahl mögen dieſe Sätze verdeutlichen.

Das Adjectiv nhd. nnd. schœn mhd. schœne erhielt den Umlaut (œ) durch die alte Endung i in ahd. altſächſ. skôni; ſein Adverb schôn, deſſen Zuſammenhang mit ihm die neuen Hochdeutſchen und Sachſen vergeſſen haben, lautete einſt skôno, mhd. schône, deſſen Endung (o) ebenfalls abfiel, aber ihrer Natur nach keinen Umlaut nachwirkte. Ähnlich verhält es ſich mit dem vergeſſenen Zuſammenhang der von dieſem Stammworte abgeleiteten Zeitwörter schœnen und schônen. Beider Bedeutung vereinigt ahd. scônen, iſt aber ſchon aus zweien Ableitungen zuſammengefloſſen, deren eine, scônjan, das umlautwirkende j beſaß. Eine kleine Auswahl aus dem reichen Stoffe dieſes Wortſtamms wird auch den Zuſammenhang der aus

einander gegangenen Bedeutungen beleuchten. Die heutige Bedeutung unſers schœn hat ſchon das got. skauns, zeigt aber außer der Bedeutung „wohlgeſtaltet“ in Zuſammenſetzung noch die einfachere und ältere „geſtaltet“ überhaupt, welche nebſt der Form vielleicht auf Verwandtſchaft mit skavjan nhd. schauen deutet und etwa auf „Ausſehen, Sichtbarkeit“ u. dgl. zurückzuführen iſt. In mehreren alten und lebenden Mundarten bedeutet das Adjectiv auch hell, nett, rein, anmuthig; das Adverb verflüchtigte erſt allmählich die Bedeutung „ſchön, geziemlich“ (vgl. unſer Adverb „ziemlich“), die es noch jetzt in oberdeutſchen Mundarten hat, in die heutige. Man vergleiche etwa die Synonyme „bereits“, nnd. „reide, reids, greids“, die das Bereitete, Bereite, Fertige bedeutet; wie auch „klar, hell, rein“ als Adverbien, „klar“ (fertig) als Adjectiv, zumal in Mundarten und vertraulicher Rede, ähnlich gebraucht werden. Die Bedeutung rein, „ſchön ſauber, ſäuberlich“ tritt mehrfach, wie im Adjectiv und Adverb, auch im Zeitworte auf; vgl. nhd. („den Wein“) schœnen = klären; in der Schweiz ebenſo und für ſäubern überhaupt, während dort schônen „ſich erhellen, aufheitern“ (des Wetters) bedeutet, gleichwie auch im älteren Neuhochdeutſch schœnen (nach Friſch). Unſer schônen bedeutet eigentlich „rein, vollſtändig u. dgl. erhalten“, woran ſich auch die Bedeutungen des Sparens und des Verſchonens knüpfen; nnd. nnl. verschônen bedeutet ſchonen und reinigen; hd. beschœnen urſprünglich „ſich putzen“ in zwiefachem Sinne als „ſich reinigen“ und darnach „ſich ſchmücken“; dann, zumal im Niederl., moraliſch „rein machen“ = nhd. beschœnigen, wie denn auch dafür ſich „schœn“ machen (entſchuldigen) vorkommt (nach Schmeller, Bair. Wb. III 369).

Nhd. ſehr und verſehren vermitteln wir durch wenige Beiſpiele aus vielen. Got. sair n. Schmerz; hd. ſächſ. frieſ. sêr n. id.; sêre f. id., Verſehrung, Wunde; adj. ſchmerzlich, wund, ſchwärend, altſächſ. auch ſchwer, beſchwerlich, wie engl. sore, sorely; adv. ahd. sêro, in den jüngeren Sprachen sêre, sêr, ahd. nur in der Bedeutung des Adjectivs; allmählich kommt die heutige Bedeutung „in ſchwerem, hohem Maße,“ vgl. auch mhd. sêre wunt ſchwer verwundet. Das Zw. sêren, ver-, be-sêren bedeutete Schmerzen verurſachen,

mitunter auch, empfinden; ein Adj. amhd. sêreg agſ. sârig ſchmerzlich, traurig. Auch kelt. sâr m. bedeutet leibliche und geiſtige Verſehrung; gaidel. adj. und praefix. ſehr.

Nhd. senden got. sandjan u. ſ. w. bedeutet eigentlich „gehn laſſen, machen“ als Cauſativ von (mhd. noch ſtark biegend) sinden gehn, reiſen. Dazu u. a. got. sinth altſ. sîth amhd. sind m. Gang, Reiſe, -mal (wie gang u. dgl. in mehreren germaniſchen Sprachen); got. gasintha, mith-g. m. (Mitgänger) Begleiter, Gefährte plur. Geleite, Genoſſenſchaft, gr. συνοδία (ὁδός Weg); ſo ahd. saman-, gi-sindo mhd. gesinde ſächſ. gesîdh m. u. ſ. w. Begleiter, neben dem Neutrum ahd. gisindi amnhd. gesinde altſ. gisîdhi Geleite, ſpäter meiſt in der nhd. Bedeutung. So vermittelt ſich ſogar der vornehme gesandte mit dem gesindel.

Nhd. u. ſ. w. sêlig altſ. sâlig ſtammt nicht von seele (ahd. seula got. saivala), ſondern von got. (sêls) agſ. sêl gut übh.; altn. ſchwed. sæll (säll) glücklich, daher das zſgſ. altn. ôsæll ſchwed. usel dän. ussel adj. und ſogar nnord. subst. m. usling unglücklich, vgl. nhd. unsêlig kein Glück habend noch bringend, und ebenfalls in allmählicher Zuſammenziehung in fränkiſchen Mundarten ünsẽlig, ünslich, unstlich unglücklich, elend (in nhd. unselig, wie bei vielen anderen Zuſammenſetzungen, verſtärkt die Vorrückung des Accentes auf die Stammſilbe den Begriff). Mit altſ. sâlig zuſammengeſetzt iſt lofsâlig lobenswerth. Noch unbeſtimmtere Bedeutungen hat nhd. sêlig in Zuſammenſetzung mit glück-, gott-, fried-, hold-, aber auch feind- (mit Etwas verſehen, praeditus Grimm, Gramm. II 574). Ähnliche allgemeine Bedeutung gewinnt agſ. eadig (got. audags ahd. ôtac) ſelig, reich (praeditus) in Zuſammenſetzungen. Dagegen ſind die nhd. Zſſ. arm-, saum-selig nur an selig angelehnt, das eigentlich hier Ableitung von sal in mhd. armsal n. Elend und ahd. sûmsal (Saumſal) n. mhd. sûmesele f. iſt.

Dieſes armselig iſt mit dem allgemein germaniſchen Adjectiv arm zuſammengeſetzt, das in den blutsverwandten Sprachen keine ſicheren Angehörigen hat, dagegen in den finniſchen Sprachen Europas. Man beachte in folgenden Beiſpielen die Bedeutungsübergänge. lapp. armes mitleidswerth, miserabilis arme, armo Mitleid,

Erbarmen finn. armahtaa ſich erbarmen armias wohlwollend, theilnehmend finn. eſtn. armas lieb, angenehm. An dieſe Bedeutungen ſchließen ſich germaniſche an. got. arms elend, arm arman, ga-a. mitleidig ſein, ſich erbarmen arma-hairts (hairtô Herz) barmherzig, während nnl. armhartig ſowohl armſelig wie kleinmüthig bedeutet, aber ahd. arm- neben barm-herzi agſ. nur earmheort barmherzig. Dagegen gehört vermuthlich einem andern Wortſtamme unſer barmherzig ahd. barmen, in jüngeren Sprachen er-barmen.

Nhd. schuster (û, u), richtiger schuhster mhd. schuchsutære, schuechs'tere, schue's'ter, iſt zuſammengeſetzt aus schuh und ahd. suttari u. dgl. mhd. sutere, das Schuſter und Schneider bedeutet, eigentlich Näher, wie lat. sutor, von der verbreiteten indogermaniſchen und ſelbſt finniſchen Wurzel sû ſanskr. zigeun. siv (suv u. ſ. w.) z. B. in den nähen bed. Zww. litau. suti (praes. suwu) lett. šut aſlaw. šiti (prs. šiva) lat. suere got. ahd. siujan mhd. seuwen u. ſ. f. Zu den zahlreichen Sprößlingen dieſer Wurzel gehört auch nhd. saum m. u. ſ. f., das urſprünglich Naht übh., dann Saumnaht, Kleiderrand bedeutet; daher wiederum u. a. das Zw. nhd. sæumen, altn. sauma nähen, flicken u. dgl. (von dieſem und von einander verſchieden ſind sæumen zaudern und saumlast u. ſ. w.).

Das nhd. und allgemein germaniſche Wort schalk m. bedeutet urſprünglich, wie got. skalks, Knecht, Diener, woraus ſich die heutige Bedeutung entwickelte; ebenſo auch die Bed. Dreifuß im Mhd., oder älteren Nhd., wie im Nnd. Nnl. die verwandte der Balkenſtütze und. dgl. Dem mhd. „der Pfannen schalk" entſpricht ganz das ſchwäb. Pfannen-knecht, vgl. nhd. Stiefel-, Licht-knecht u. ſ. M. Auch in keltiſche und finniſche Sprachen iſt skalk eingedrungen, ſchwerlich urſprünglich dort zu Hauſe. In zweien Zuſammenſetzungen durchwanderte es die romaniſchen Sprachen und kehrte durch dieſe in die nhd. zurück als Sene- und Mar-ſchall. Erſterer iſt vermuthlich urſprünglich der älteſte Hausdiener, vgl. got. sins, sineigs (lat. senex u. ſ. w.) alt, burgund. sinista (Älteſter) Oberprieſter. ahd. marah-scalc mhd. marschalk iſt der Pferdeknecht, deſſen Rangerhöhung viele Analogien findet, wie z. B. unſere adellichen Stall-meiſter und -junker, und beſonders den franz. connétable ital. contestabile u. ſ. f. aus

comes stabuli Stallgraf; daher auch unſer Konſtabel und nl. coninestavel id., an Königsſtab aſſimiliert.

Das allgemein germaniſche Adj. eigen engl. own u. ſ. f. entſtammt, vermuthlich als part. pass., dem Zeitworte got. aigan ahd. eigan u. ſ. f. haben, beſitzen, engl. owe praet. ought, deſſhalb I ought to do (ich ſoll thun) eig. ich hatte oder hätte zu thun. Dagegen hat nhd. ereignen Nichts damit zu ſchaffen, ſondern iſt gefälſcht aus dem früheren nhd. ereugnen, neben eräugen, ereigen ahd. araugian mhd. erögen zeigen = got. augjan amhd. ougen u. ſ. f., aus auge got. augo u. ſ. f.

Wir ſchließen noch einige „Volksetymologien" an, Belege für den Sprachbildungstrieb ſpäterer Zeiträume, der das Fremde oder in der eigenen Sprache unverſtändlich Gewordene umgeſtaltend an verſtändliche Wörter ähnliches Lautes anlehnt, um eine Art von Sinn hineinzubringen. Der Maulwurf iſt erſt ſeit dem 15. Jahrh. aus moltwurf entſtanden, weil das allgemein germaniſche Wort molta got. mulda u. ſ. f. Staub, Erde nicht mehr überall verſtanden wurde; die Erde, welche er aufwirft, wurde zum Maule, womit er dieß thut. — armbrust f., früher ntr., entſtanden aus mittellat. arcubalista (Bogenſchleuder), entſtellt in arbalista provenz. arba-lesta, -resta frz. arbalète; die deutſche Umformung mochte die Haltung bei der Spannung im Sinne haben. — Der Krebß ahd. krebiz, chrepazo u. ſ. f. geſtaltete ſich franz. escrevisse (écr.) wallon. grav-iche, -ase, wurde aber engliſch zum craw-, cray-fish (Krähenfiſch) potenziert. — lat. asparagus, unſer Spargel, iſt dem Engländer sparrow-grass (Spatzengras). — griech. καρυόφυλλον (Nußblatt) wurde im Mittellatein gario-, garo-filum u. dgl. (an filum Faden angelehnt?) frz. girofl-e, -ée ital. garófano; nl. u. a. ghenoffel, geroffels-, groffels-negelin (hd. nægelchen nd. nælke, daher nhd. nelke); engl. gilly-flower, indem fl zu flower Blume erwuchs. — lat. ligusticum wurde umgelautet und umgedeutet u. a. in libu-, libi-, levi-, lupi-sticum, lumbi-cista, -sticium, hd. liebe-, lebe-, leber-stöckel, liebstück mnd. lubbestok (lubbe Gift) u. ſ. w.

Trotz allem Wandel iſt doch nicht leicht irgendwo eine Sprache im Laufe ihrer inneren Entwickelung, ſowie durch Zuſammenſtoß, Ver-

leht und Miſchung mit fremden Sprachen ſo ganz entſtellt worden, daß ſie der Völkerkunde nicht noch einige untrügliche Urſprungszeugniſſe vorweiſen könnte. So z. B. würde ſich die heutige engliſche Sprache, abgeſehen von ihren früheren Phaſen, ſchon durch die Reſtchen ihrer Wortbeugung als germaniſche ausweiſen; auch Wortbildung und Wortvorrath ſind in dem Hexenkeſſel ihres Gemengſels vorwiegend germaniſch geblieben (o. S. 58–59). Hier, wie bei allen Sprachmiſchungen, trägt die Bedeutung und Verwendung einheimiſcher Wörter neben eingewanderten bildungsgeſchichtlichen Charakter. Dahin gehört der Gebrauch der altſächſiſchen Namen für die ſchlachtbaren Thiere, der franzöſiſchen für ihr eßbares Fleiſch (calf, ox neben veal, beef u. ſ. w.).

Allerdings bleibt bei manchen Sprachen die Einreihung in einen Stammbaum ſchwierig, aber zunächſt, weil ſie nicht bloß verkümmerte und ſehr gemiſchte, ſondern auch die einzigen Reſte von Sprachgebieten ſind, deren ältere Geſtalt und Ausdehnung uns unbekannt ſind; oder weil ſie durch ſcharfe, ja feindliche, oft auch zeitlich und räumlich weite Trennung von den Verwandten auch qualitativ ſo weit von dieſen ſich entfernten, daß nur der Blick des Forſchers die Verwandtſchaftszeichen erkennt. Erſt in unſern Tagen z. B. wurde die armeniſche Sprache nach Gebühr dem iraniſchen Kreiße zugetheilt, und gar die früher, freilich mangelhaft, erkannte ariſch-europäiſche Natur der keltiſchen Sprachen wiederentdeckt, während dagegen über die gleiche Natur der ſehr gemiſchten Sprache der Albaneſen die Akten noch nicht geſchloſſen ſind. Beſtimmter, als dieſe, erklären wir die, ebenfalls ſtark gemiſchte, Sprache der Basken für den einzigen Reſt einer verſchwundenen Familie, deſſen ſchon erwähnte nur formelle Ähnlichkeit mit den amerikaniſchen Sprachen nicht überſchätzt werden darf, wie auch die neuerdings wieder hervorgeſuchte Möglichkeit libyſcher Sippſchaft nicht viel mehr Grund zu haben ſcheint, als die Scheingleichung der Iberer auf der Pyrenäenhalbinſel und am Kaukaſos.

Es gibt eine Gattung der Sprachbildung mit verſchiedenen Unterarten, die zu keiner der genannten Kategorien gehört, weil ſie nicht ſowohl entſtand, als gemacht wurde, und deſſhalb auch in Sachen der Völkerkunde nicht eigentliches Zeugnis abzulegen vermag. Und

doch wirkt auch bei ſolchen künſtlichen oder willkürlich gebildeten Sprachen, oder eher Sprachgemengen, nicht ganz ungemiſchte Willkür, ſobald ſie zu wirklichen Verſtändigungsmitteln mehr und minder abgeſchloſſener Geſellſchaftsklaſſen erwachſen.

Die bekannteſten dieſer ſogenannten Sprachen ſind die Gaunerſprachen, demnächſt die der fahrenden Leute und Bettler, der Händler, Handwerker, Jäger, Bergleute, Schiffer, Studenten, Freimaurer, religiöſen Geheimbündler und Fanatiker, Philoſophen und andrer Schulengenoſſen, Diplomaten und Publiciſten u. ſ. w., die übrigens meiſtens nur in einer Anzahl der gewöhnlichen Sprache beigemiſchter, oft auch organiſcher und alter geſchichtlich berechtigter, Ausdrücke beſtehn. Auch die Kinder treten hier zwiefach auf. Einmal in dem natürlichen Kauderwelſch des in Lautwerkzeugen und Denkkraft noch völlig unreifen Alters, das durch willkürliche, aber dieſer Entwickelungsſtufe angemeſſene Wortbildungen der Erwachſenen (Spielgenoſſen, Wärter, Angehörigen) vermehrt und längere Zeit hindurch beibehalten, ja in einzelnen Ausdrücken als Erbgut der ganzen Kinderſchaft je eines Volkes ſo beſtimmt ausgeprägt wird, daß es in den Wörterbüchern der Schriftſprache Aufnahme findet. Zweitens in dem kindiſchen Verſuche, durch Einſchiebung gewiſſer Silben (z. B. bi in der „Bi-Sprache“) oder andere willkürliche, jedoch geregelte, Lautveränderungen Geheimſprachen zu bilden, welche jedes Kind zwar leicht ſprechen aber faſt gar nicht (im Hören) verſtehn lernt, wie dieß ja auch bei dem Schwulſte lyriſcher, religiöſer und philoſophiſcher Überſchwänklichkeit und Originalſucht vorkommt. Jene Einſchiebung erinnert nur von fern an eine oben erwähnte organiſche in mehreren Sprachen.

Wir wollen nun noch folgende Einzelheiten aus den zahlreichen Willkürſprachen bemerken. Die verbreitetſte Gaunerſprache in Deutſchland hat ſofern einen wirklich ſprachlich-organiſchen und deſſhalb auch volklichen Urſprung, als ein großer Theil ihres Wörterſchatzes der hebräiſchen Sprache entnommen iſt, oder vielmehr der „judendeutſchen“ Miſchſprache, in welcher die jüdiſchen Mitglieder der erſten Banden den Genoſſen den willkommenen Kern einer Miſchſprache zubrachten, den ſie nun gemeinſam durch Aenderungen

und Zusätze fortbildeten. Dieß Gemisch ist unter dem Namen „Rotwälsch“ bekannt.

Das ehrliche „Judendeutsch“ selbst ist die, jetzt allmählich, zumal in den gebildeten Kreißen, erlöschende Familiensprache der Juden, welche die deutsche mit zahlreichen, oft noch hebräisch flektierten, Wörtern ihrer alten Stammsprache mischt. Als Geheimsprache wird sie nur bei vorkommender Gelegenheit, namentlich beim Handel, angewendet, ohne jedoch Nichtjuden die Erlernung zu erschweren, wenn sie Lust dazu bezeigen.

Jene Bereicherung der deutsch-hebräischen Gaunersprache gieng vor sich, indem Juden und gute deutsche Christen, aber schlechte Staatsbürger, nicht ohne Phantasie theils deutsche Wörter umbildeten, oft auch nur umdeuteten d. h. ihre Bedeutung änderten, theils aus deutschem Stoffe neue Wörter formten, die in sinnbildlicher Weise mit ihrem (etymologischen) Grundsinne verknüpft und dadurch leichter behalten und gebräuchlich wurden. Diese Verknüpfung fand auch bei jenen nur umgedeuteten, aber lautlich unveränderten Wörtern statt, auch bei ursprünglich hebräischen dieser Art, also immerhin ein nicht unorganisches, nur halb willkürliches Verfahren; vollständig neue Wortschöpfungen kommen nicht leicht vor. In ähnlicher Weise entstanden die Gaunersprachen anderer Länder, wie die Germanía in Spanien, die lingua zerga oder das Gergo in Italien, das Argot in Frankreich, die Hántyrka in Böhmen, das Slang und Cant in England u. s. w. Wir geben einige Beispiele, zunächst nach Pott („Die Zigeuner“ u. s. w.); bei den meisten bedarf die Symbolik keiner Erläuterung.

Galgen balanza (Wage, kaum des Gerichtes und der Todten, wohl nur nach der Gestalt); frz. borne, finibusterre. Gerichtsbeamter padrastro (Stiefvater), ähnlich madrastra Kette, Kerker, der auch temór (Furcht) heißt; eingekerkert rotwälsch krank. Degen rotw. stoßflinte, lang,- blank-michel; span. (Germania) centella (Funken, lat. scintilla), filosa (von filo Schneide). Span. gobierno Pferdezaum; ähnlich rotw. regierung Strick zum Binden der Bestohlenen, auch der gestohlenen Schweine (um den Hals, um die Stimme zu ersticken). Rotw. sperling, eig. sperrling (von sperren) Knebel; verdienen stehlen, rauben; das dadurch

Gewonnene stück brot; geschäft Jahrmarkt. Die Kirche nennt der fromme spanische Dieb salud, estrella (Stern); an Merkurs Stelle sind bei den italienischen Banditen die Kirchenheiligen getreten. Rotw. klucke mit den kücken Vorleglöffel mit den Eßlöffeln; griffling m. Hand, Finger, Handschuh. Aus den Namen der weißen und schwarzen Farbe bilden sich viele Wörter, wie rotw. weißert m. Weißbrot, Weck weißheitsschieber Bäcker; böhm. (bĕl Weißes) bĕlka Milch bĕlo Tag, dagegen die Nacht tmawá (tmawý finster) rotw. schwarza, schwerze f. ital. bruna-materna (von ihrem mütterlichen Schutze?). Kaffee rotw. schwärzling, schoger i. q. jubend. schocher majim (schwarzes Wasser). Pfarrer rotw. schwarzfärber frz. sanglier (von der Schwärze des Ebers), jubend. und rotw. gallach (Geschorener, von der Tonsur). Hebräische und rabbinische Wörter im Rotwälschen klingen oft deutsch, z. B. schmire böhm. (Hauthyrka) šmir Wache aus hebr. smîro id. (mašmor Gefängnis); rotw. gfar, gĕfâr (gefahr) Dorf aus hebr. kĕfar, kĕfor id., daher auch kaffor rotw. (auch studentisch u. s. w. allgemein üblich) käffer Bauer. Auffallend selten kommen indisch-zigeunerische Wörter in den Mischsprachen der Gauner vor, wie z. B. čûrin, čûri Messer (hindust. čhûri sanskr. xurî) in dem „chourineur" der „Mystères de Paris" von E. Sue.

Der erwähnte kindische Trieb, neue Sprachen zu bilden, läßt sich auch bei ausgewachsenen müßigen Sprachgenies nachweisen. Kardinal Mais Collectio auctorum classicorum enthält Beispiele solcher Versuche, die in Zellen- oder Schulen-luft vertrockneten Gehirnen entsprossen zu sein scheinen, aber Methode in den Wahnsinn zu bringen suchen und dadurch im Gegensatze zu den ganz unorganischen Lautgeburten tollgewordener Irvingianer stehn. Deutlicher liegt bei der Lingua ignota sanctae Hildegardis größtentheils das Spiel hysterischer Schwärmerei mit wirklichen Wörtern und Sprachlauten vor. Ein selbstbewustes Spiel des Witzes ist das Sprachgemisch der macaronischen Gedichte, welche in gleicher Weise nieder- und hochdeutsche Wörter lateinisch flectieren, wie die Zigeuner Spaniens die indischen Wörter ihrer Muttersprache in kastilianische Beugungs- und Satz-formen stecken.

Die ſonderbare, durch Sitte geheiligte Willkür polyneſiſcher Herrſcher ſchaffte bei beſtimmten Anläſſen Worte der Landesſprache für immer ab und octroyierte dem Volke dafür neue, ich weiß nicht, ob gleich willkürlich gebildete.

Vereinzelte Einwirkungen ähnlicher Art pflegt auch unter weit gebildeteren Völkern bis heute politiſche und kirchliche Sitte und Macht zu üben. Die Weihen, Glaubens-ſätze und -urkunden, Myſterien und Sakramente der antiken und modernen Kirchen weihen einzelne Wörter zu ausſchließlich kirchlichem Gebrauche und legen ein polyneſiſches Tabu auf ihren Gebrauch im weltlichen Leben, oder fromme Scheu des Volkes läßt ſie allmählich aus dieſem verſchwinden, wodurch denn ein Erſatz durch andre nöthig wird. So z. B. griech. Brot und Wein im Abendmahl noch ἄρτος und (minder ausſchließlich) οἶνος, im profanen Leben aber ψωμί und κρασί (Krume und Miſchtrank); auch wol ὀψάριον (ψάρι) Fiſch, urſprünglich, wie ὄψον, der zubereitete, eßbare, auch im n. T.; ἰχθύς vielleicht wegen ſeiner myſtiſchen Bedeutung außer Gebrauche. Auf dieſem Wege kommen auch viele Fremdwörter herein und werden endlich zu Lehnwörtern mit einem Bürgerrecht, das mitunter ſpäter ſeine Ehren wieder verliert. Das beſondere Prieſterthum wurde durch das allgemeine, das die Reformatoren ausriefen, wieder auf ſeine etymologiſche und altchriſtliche Bedeutung als Presbyterenthum zurückgeführt und, wo es beharrte, zum Pfaffenthum degradiert, welches letztere urſprünglich ebenfalls einen makelloſen Sinn hatte. Der τύραννος und der δεσπότης verſchlimmerte ſich zum Tyrannen und zum Despoten, der Landesherr von Frankreich herrſcht bequemer als Volkskaiſer der Franzoſen; die Namen Demokrate und Republikaner bekamen in Nordamerika eine ganz andre Geltung, als in Europa, und ſind dort zu feindlichen Gegenſätzen geworden, wie denn in der Geſchichte die, aus der allgemeinen res publica entſtandene, Republik öfters den einheimiſchen Freiſtaat nicht bloß dem Namen, ſondern auch dem Begriffe nach verdrängt hat. Eine eigenthümliche Erſcheinung iſt die Scheue vor vielen, urſprünglich unverdächtigen und anſtändigen Wörtern, welche durch Verbildung und Unſittlichkeit eines Zeitraums eine unſittliche Nebenbedeutung erhalten haben oder wenig-

ſtens an unſaubere Dinge erinnern. Eine ähnliche Scheu vor an ſich natürlichen und deſſhalb reinen Vorſtellungen und ihren Namen entſteht auch im Gefolge wirklich feiner Bildung, wie denn die Schamhaftigkeit überhaupt ein Erzeugnis der Bildung iſt. Selbſt der roheſte Bauer gebraucht noch zahlreiche anſtändige Synonymen für allmählich allzu derb und unmittelbar gewordene Bezeichnungen, deren hohes Alterthum oft die vergleichende Sprachforſchung beweiſt, obgleich viele Wörterbücher ſie todtzuſchweigen ſuchen, was dem Sprachforſcher als eine Gewaltthat gilt. Nur die Prüderie der guten Geſellſchaft ächtet ſolche Dinge und Worte im Übermaße, aus Befangenheit und geheimem Bewuſtſein der Mitſchuld an dem Verderbnis der Zeit. Das Meiden und Umſchreiben ſelbſt wird dann oft zum lüſternen Spiele. Auf andre Gattungen von Pſeudonymie aus mancherlei Scheu kommen wir unten bei den Frauenſprachen.

Wenn jene, durch mehr und minder willkürliches Übereinkommen (conventionell) geſchaffenen, fortgebildeten und innerhalb beſtimmter Kreiße der Geſellſchaft und der Ungeſellſchaft, unter den Outcaſts und Banditi, verbreiteten Sprachen dem Streben nach *Sonderung* und nach Unverſtändlichkeit für die außerhalb jener Kreiße Stehenden ihr Daſein verdankten: ſo kommen wir nun auf eine willkürliche Sprachverbreitung und -annahme aus *entgegengeſetztem* Beweggrunde zu ſprechen, die ſich manchmal paradoxer Weiſe unmittelbar an jene anknüpft. So wird nämlich der erwähnte *jüdiſch-deutſche* Handelsjargon nicht minder, als die auf gleichem Grunde erwachſene Gaunerſprache, auch von Leuten erlernt, in deren Adern kein jüdiſcher Blutstropfen iſt, während anderſeits die *Zigeuner* ihre (wirkliche) Volksſprache gerne als Sonderorgan ihres *Stammes* für ſich behalten und mit den *Zunftgenoſſen* nur deren Sprache oder Zunftjargon reden (vgl. das oben Bemerkte).

Dieſe zweite Gattung willkürlicher Sprachenverwaltung iſt die weit über die *ſtammlichen* (volklichen, ethniſchen) Kreiße hinaus gedehnte Verbreitung *wirklicher* (organiſcher) Sprachen, theils ebenfalls für beſtimmte Gebiete der Geſellſchaft und der Intereſſen, theils zur nöthigen Verſtändigung mit Jedermann auf meiſtentheils be-

ſtimmten und oft weiten Strecken, deren Landesſprachen ſich dann der Länge nach nicht ganz der Einwirkung der Fremdlinge entziehen können.

So wurde die lateiniſche Sprache, theils die mehr und minder klaſſiſche, theils die nach Ort und Zeit vielfach umgebildete und verbildete, im ganzen Occidente zur Sprache der Verträge und Urkunden, der Kirche und der Schule, der Wiſſenſchaft und des gebildeten Verkehrs. Später, bei zunehmender volksthümlicher Bildung, wurde ſie theils, namentlich in reformierten und nationalen Kirchen, durch die Landesſprachen, theils durch die franzöſiſche erſetzt, welcher neueſtens wieder die diplomatiſche Alleinherrſchaft durch die Landesſprachen ſtreitig gemacht wird. Seit einiger Zeit theilt ſie überdieß das Recht der „Weltſprache“ mit der engliſchen, bleibt jedoch noch immer die allgemeine Verſtändigungsſprache in den höfiſchen Kreißen der vielſtammigſten Staaten. Gleiche, und zwar naturgemäßere, Geltung hat neben ihr die hochdeutſche Sprache in Skandinavien, auch in Holland; ſodann am Hofe der Romanows in Rußland, und in der gebildeten Geſellſchaft ſlawiſcher, magyariſcher und oſtromaniſcher Volksgebiete. Am deutſchen und öſterreichiſchen Kaiſerhofe war früher ſpaniſche und italieniſche Sprache gebräuchlich. Dieß ſind beide noch im chriſtlichen und mohammedaniſchen Orient, die ſpaniſche jedoch mehr nur unter den aus Spanien ſtammenden Juden. Die italieniſche theilt ihre Geltung in Handel und Verkehr in vielen Gegenden des Oſtens mit der griechiſchen, welche einſt die Reichs-, Bildungs- und Schrift-ſprache des ganzen weiten Oſtreichs war. In vielen Küſtenſtrichen des Mittelmeers dient die Lingua Franca, zunächſt aus der italieniſchen Sprache gerädebrecht, zur Verſtändigung zwiſchen Oſten und Weſten, wird aber neuerdings beſonders in Algier durch die franzöſiſche Sprache verdrängt. In den weſtindiſchen Kolonien haben die Neger die Sprachen ihrer Herrn entgliedert (disorganiſiert), mit einigen Zuſätzen verſehen, und in neuen, freilich ziemlich lockeren, Formen zu allgemeinen Verſtändigungsmitteln unter einander und mit ihren Herrn gemacht. In San Domingo haben ſie in weniger zerrütteter Weiſe ſich ein eigenthümliches Franzöſiſch zurecht gemacht. In weiten Strecken Südamerikas, namentlich Braſiliens, reden die Be-

wohner neben den amerikaniſchen Mutterſprachen und der portugieſiſchen das Guarani oder Tupi als „lingoa geral“ (linguam generalem), gemeinſame Verkehrsſprache. Die großartige Verbreitung der Kečua (Quichua)-Sprache in Peru wurde durch die erobernden Inkas einſt ſyſtematiſch betrieben.

Wo Völker verſchiedener Sprache dicht an einander angrenzen und, ungehemmt durch natürliche und künſtliche Scheidewände, lebhaft mit einander verkehren, ohne daß jedoch eines ſammt ſeiner Sprache in dem andern gänzlich aufgienge und ohne daß auch eine Sprache vor der andern zum allgemeinen Verkehrsmittel würde: da entwickelt ſich oft ein ſo vielſeitiger und federkräftiger Sprachſinn, daß zwei- und drei-erlei Stämme von früh auf ihre zwei oder drei Sprachen vollſtändig mehr ſich angewöhnen, als bloß erlernen, und ihre urſprünglichen Mutterſprachen nur noch im vertrauten Kreiße des Hauſes gebrauchen, wenn nicht auch dort eine ſtammliche Miſchehe die traulichſte Zwieſprache in zweien Sprachen führen läßt. Die Wechſelwirkung iſt ſo organiſch mächtig, daß nicht ſelten z. B. der wälſche Schweizer, der nicht ſelbſt deutſch ſpricht, durch das häufige Hören dieſer Sprache von Kind auf mit Leichtigkeit die, ſeinen Organen ſonſt fremden, tiefen Kehltöne und harten Konſonantengruppen der alemanniſchen Mundart ausſprechen lernt.

Die ſelben Erſcheinungen treten bei Kolonien inmitten fremdſprachiger Völker auf, wofür auch ſchon die Nachrichten und Inſchriften des Alterthums zahlreiche Beiſpiele geben.

Das Kirchenthum, das im Weſten die lateiniſche, im Oſten die griechiſche und die arabiſche Sprache weit über die nationalen Grenzen hinaus verbreitete, hat aber auch nicht bloß unter Völkern Eines Blutes die blutigſte Zwietracht hervorgebracht, ſondern auch ihre ſprachliche Trennung herbeigeführt, mindeſtens vergrößert und erhalten, namentlich auf ſlawiſchem Gebiete. Dort ſcheidet nicht bloß halbgriechiſche und lateiniſche Schrift die griechiſchen von den römiſchen Katholiken, ſondern auch im Sorbenlande eine abweichende Mundart die letzteren von den Proteſtanten; doch beſteht auch hier der Unterſchied mehr in dem Gebrauche einiger Schriftzeichen. Dagegen hat der eingeborene, aber aus Hochmuth und Eigennutz mohammedaniſch

gewordene Adel Bosniens die Stammsprache beibehalten, jedoch nicht ganz ohne Spuren der türkisch-arabischen Genossenschaft in Glauben, Verfassung und Bildung.

Wir treten jetzt auf ein ebenso großes wie merkwürdiges Gebiet der Sprach- und Völker-kunde über, das als kolossale Ausnahme die Regel der Einheit von Abstammung und Sprache zu erschüttern droht. Wir meinen eine (bisher schon einige Male berührte) weit mächtigere Verbreitung einzelner Sprachen und Mundarten, als die vorbezeichneten Vorgänge zeigten, da sie allmählich zur Alleinherrschaft auf dem eroberten Boden wird, dessen Sprachen sie entweder in entlegene Winkel und sogar, im Munde der Flüchtlinge und Auswanderer, zum Lande hinaus drängt, oder gänzlich erstickt, so daß sie also einen wirklichen Sprachaustausch herbeiführt.

Es ist uns vergönnt, Ereignisse dieser Gattung in ihrem Werden zu belauschen. Indem wir uns auf die nothwendigsten Umrisse beschränken, wollen wir von der Gegenwart ausgehn.

Wir sehen in Deutschland wie in Frankreich eine von zweien, in Spanien und Italien, wie früher in Griechenland, eine von mehreren ebenbürtigen Mundarten allmählich zur Alleinherrschaft in Staat, Kirche, Schriftenthum und Gesellschaft gelangt. Zwar haben sich zwei Äste der niederdeutschen Sprache (oder Hauptmundart) auf allen jenen Gebieten erhalten und sogar auf andre Welttheile verbreitet: die holländische und die englische Sprache; aber in Deutschland weicht sie immer mehr der hochdeutschen Schwester, ist noch bei Menschengedenken in vielen Landschaften aus den gebildeten Familien verschwunden, und hat zwar jetzt, in dem Zeitalter der „Nationalitäten", einen neuen Aufschwung genommen, der aber doch mehr nur dem schönen Eifer mehrerer Schriftsteller zuzuschreiben ist und den Sieg der rauher klingenden Sprache aus „Hochdeutschland" nicht hemmen wird. Die schöne Provenzalsprache, die am frühesten zur Sprache der Bildung und der Dichtung erwachsene Tochter Roms in der Provincia romana, ist in Frankreich unter dem Drucke der schon früh verstümmelten und klanglos gewordenen nordfranzösischen Sprache in bloße Volksmundarten zersplittert; und ihr katalonischer Zweig ist jetzt auch nur Provinzmundart der wohlklingen-

deren kaſtilianiſch-ſpaniſchen Sprache gegenüber, wie ebenſo auch die galiciſche Sprache, die eigentlich zur portugieſiſchen gehört, durch ihre politiſche Trennung von dieſer aber iſoliert wurde.

Wenn hier nur nächſtverwandte Sprachen und Mundarten einander verdrängen, ſo ſehen wir ebenſo Schritt vor Schritt die Sprachen der Basken in Spanien und Frankreich, der Kelten in Großbritannien und Frankreich, der Romanen in Graubünden u. ſ. w., der Litauer und Letten in Preußen und Rußland, der Sorben in Sachſen und Preußen u. ſ. f. zurückweichen vor nicht oder nicht nahe ihnen verwandten Sprachen (romaniſchen, germaniſchen und ſlawiſchen). Dieſen häufigen und bereits ſehr alten Vorgang werden wiederum jene, auch auf mehreren der eben genannten Gebiete auftretenden, Nationalitätsbeſtrebungen nicht aufhalten. Der mächtigere allgemeinere Drang nach Bildung läßt auch die Völkerſchaften und Volksklaſſen, welche bisher in ihrer Abgeſchloſſenheit noch die alten Sprachheiligthümer bewahrten, zu der Literatur der großen Schriftſprachen wallfahrten. Ueberſetzungen reichen aus mehreren Gründen nicht aus.

Den großen Sprachenwechſel der romaniſierten Völker können wir bei den meiſten durch alle Zeitalter hindurch verfolgen, wenn auch nicht immer in heller Beleuchtung. Auch zeigen ſich, bei allgemeiner Gleichheit des Vorgangs und ſeiner Gründe, bedeutende einzelne Verſchiedenheiten. Wir haben dieſe Völker und ihre Sprachen bisher ſchon öfters berührt, auch bei den Wörtervergleichungen Beiſpiele aus letzteren gegeben. Hier mag eine kurze Ueberſicht derſelben ihre Stelle finden, bei welcher einige Wiederholungen früher zerſtreuter Bemerkungen ſich nicht vermeiden laſſen; ſodann einige Beiſpiele aus dem romaniſchen Wörterſchatze. Ausführliches findet der Wißbegierige beſonders in der Grammatik und dem Wörterbuche der romaniſchen Sprachen von Diez. Bei der Literaturgeſchichte kommen wir auch auf dieſes Gebiet zurück.

Italien, das urſprünglich vielſprachige Mutterland, wurde frühzeitig ganz romaniſiert. Seine heutige Zertheilung in drei Sprachprovinzen: Ober-, Mittel-, Unter-italien, läßt ſich nicht ſtrenge durchführen. Stark von den übrigen Mundarten, doch auch von ein-

ander, verſchieden ſind die oberitalieniſchen, die an den Seealpen in die provenzaliſchen übergehn, in der Schweiz die Einwirkungen der Grenznachbarn (ſ. nachher) empfinden. Von den lombardiſchen weicht die venezianiſche ſehr ab, noch mehr die genueſiſche; die piemonteſiſche reicht ſchon in ein anderes Sprachgebiet hinüber, und vermittelt, namentlich durch konſonantiſche Flexionsſuffixe, die provenzaliſche und vielleicht auch die raetoromaniſche Sprache mit der italieniſchen. Im Süden haben die ſardiſchen Mundarten, insbeſondere die von Logudoru (Logodoro), Anſpruch auf den Rang eines beſonderen Romanzos, mit vielen antiken Flexionen, und werden mit den eigentlich italieniſchen beſonders durch die ſiciliſche vermittelt. Außerdem hat in Sardinien eine katalaniſche Anſiedelung ihre Sprache behalten. Auch griechiſche (byzantiniſche), albaneſiſche, deutſche, ſlawiſche, arabiſche (auf Malta und den nahen Inſeln) Anſiedelungen auf italieniſchem Gebiet haben ihre Sprachen erhalten, immer ſtärker mit der italieniſchen gemiſcht und ihr weichend.

In mehreren Eigenſchaften zunächſt der italieniſchen verwandt iſt die oſt- oder dako- und thrako-romaniſche (rumuniſche, romäniſche) Sprache in Walachei, Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Bukowina u. ſ. w., in Thrakien, Makedonien, Albanien, ein verſprengter Theil in Iſtrien. Ihre Bedeutung wächſt neuerdings durch literariſche Ausbildung, ſowie durch die politiſche Geltendmachung des Volksthums in den Donaufürſtenthümern und in Oeſterreich (Siebenbürgen, wo die Romanen die Mehrheit in dem Völkergemiſche bilden). Die ſtärkſte Miſchung der Sprache iſt die ſlawiſche; demnächſt kommen griechiſche, auch einige türkiſche und weit weniger deutſche Wörter vor, als in allen Schweſterſprachen. Einige albaniſche Wörter ſind vielleicht altes gemeinſames Stammgut, wie auch gewiſſe Lautgattungen und die Stellung des Artikels als Suffixes, welche auch die (ſlawiſche) bulgariſche Sprache hat. Die Ausſprache der gequetſchten Laute (suoni schiacciati, sons mouillés) unterſcheidet mehrere Mundarten; das gequetſchte g lautet in der Walachei wie im Franzöſiſchen (j), in der Moldau wie im Italieniſchen; das c hier und dort wie im Italieniſchen, aber

wie ts (c, z) bei den thrakischen u. s. w. Romanen, welche daher den Spitznamen Zinzaren erhielten; ihre Sprache hat überhaupt viele Besonderheiten.

Die romanischen Sprachen der Schweiz theilen sich in drei Äste: die italienischen und französischen (die provenzalischen, hier und da den italienischen näher stehenden) „Patois", und die raetoromanische oder churwälsche Sprache (Romansch, Rumauntsch u. dgl.). Letztere steht in den Mundarten Graubündens der provenzalischen, in denen Ober- und Unter-Engadeins (Ladin) der italienischen näher, vermittelt aber überhaupt die Merkmale dieser beiden Sprachen und hat außerdem viele eigenthümliche in Lauten, Biegungen und Wortvorrath. Dieser ist in Graubünden sehr mit deutscher Sprache gemischt, welche die romanische immer mehr verdrängt. Letztere reichte einst durch das ganze Rheinthal und Vorarlberg bis an den Bodensee und wahrscheinlich sogar in die Lechlande hinein, so ziemlich die Gebiete der alten stammverwandten Raeti und Vindelici füllend. Auch werden Mundarten derselben in Tirol gesprochen, wo die Ortsnamen auf ihre früher weit größere Verbreitung deuten, gänzlich von der italienischen Sprache Südtirols unterschieden. Selbst das Furlano (die Mundart Friauls), beonders in seiner älteren Gestalt, trägt Spuren dieses Sprachastes; für dieses und das Piemontesische behalten wir uns bestimmteres Urtheil vor.

Frankreich theilt sich in die, immer mehr zur Alleinherrschaft gelangende, französische Sprache des Nordens und die provenzalische des Südens, welche durch die katalanische (Kataloniens) gleichsam in die spanische Sprache übergeht. Lebende Ursprachen Frankreichs sind die keltisch-britonische der Niederbretagne und die baskische, deren Gebiet politisch unter Frankreich und Spanien getheilt ist. Deutsche Mundarten reichen vom Oberrhein durch Lothringen bis nach Flandern. In Belgien spricht der wälsche Volkstheil die wallonische, zunächst zur nordfranzösischen gehörige, Sprache.

In Spanien ist die kastilianische Mundart die herrschende geworden. Die katalanische, zur provenzalischen gehörige, nannten

wir ſchon, ebenſo die galiciſche, die zu der Sprache Portugals, der nächſten Schweſterſprache der ſpaniſchen, gehört. Wir bemerkten bereits, daß viele Familiennamen Spaniens noch das Gepräge der iberiſch-baskiſchen Sprache tragen. Die arabiſche Sprache ſcheint ſeit etwa 200 Jahren verhallt zu ſein. Viele ihrer Wörter blieben in der ſpaniſchen, nicht ſo viele in der portugieſiſchen Sprache.

In allen romaniſchen Sprachen, mit Ausnahme der oſtromaniſchen, iſt die gröſte Zahl der Lehnwörter germaniſchen Urſprungs.

Aus lat. capere (ital. capire faſſen, begreifen) nehmen, faſſen Frequent. captare; daher u. a. churwälſch cattar, chattar finden, gewinnen; ſpäter zſgſ. adcaptare (mittellat. accapitare u. dgl.): ital. accattare aſpan. acabdar aportug. achatar afrnz. acater rouchi (nordfrz. Mundart) acatá nfrz. acheter verſchaffen, ein Gut erwerben, neuital. entlehnen, erſtreben, betteln u. dgl., dann kaufen; Subſt. ital. accatto provenz. acapta frz. achat. Weitere Zſſ. mit re: ital. raccattare port. regatar frz. racheter; mit re-ex: ſpan. rescatar port. resgatar loskaufen. — Lat. captivus: it. cattivo id. (gefangen); elend, ſchlecht, böſe; die Grundbedeutung haben die Formen ſpan. cautivo port. captivo, cativo frz. captif; die ſekundäre ſpan. cativo prov. caitiu frz. chetif.

Lat. capitale mlat. auch captale Beſitzthum, beſonders Vieh (nach der Kopfzahl?), daraus mlt. catallum id. afrz. chatel bewegliches Gut übh. engl. chattle Vieh; ſodann prov. cabdal afrz. chaudel ſpan. port. caudal Vermögen Ueberfluß u. dgl.; nhd. kapitál u. ſ. w.

althochd. heigiro u. dgl. Reiher = afrz. hairon nfrz. héron (neben aigrette Reiherbuſch) prov. aigron katal. agron ſpan. airon it. aghirone.

nhd. herberge ahd. heriberga (hari Heer) afrz. her-, helberc m. herberge f. (noch in der Bed. Kriegslager) prov. alberc m. alberga f. churwälſch albierg m. aſpan. ital. albergo nſpan. port. albergue nfrz. auberge m.; Zw. ahd. heribergôn (ſchon in der Bed. herbergen) afrz. herbergier nfrz. (h)éberger prov. ar-, albergar ſpan. albergar it. albergare.

Die nfrz. Sprache verſtümmelte allmählich aqua in ô (eau), habui in ꝛ (eus, afrz. ëus), augustus in û (aout, neben áouter) u. ſ. w.

Die lat. Wörter palatium und palatum (gemeinſame Grundbedeutung Gewölbe? vgl. gr. *οὐρανίσκος* u. vgl.) miſchten ſich in frz. palais, unterſchieden ſich aber in ital. palazzo und paláto ſpan. port. palacio und paladar (port. auch palato, padar) churwälſch palaz und palat (Gaumen, auch ital. cielo della bocca churw. čiel da la bucca).

Der ital. Ruf „Zu den Waffen!“ all'arme! wurde zum subst. m. ſo wie zu frz. alarme ſpan. port. alarma oſtrom. larmă f. nhd. lärm m. (ganz eingebürgertes Lehnwort, neben dem Fremdwort alárm m.).

Den häufigen Wechſel der Liquiden zeigt lat. ital. ánima neben it. (poet.) ſpan. port. alma churw. olma prov. anma, arma afrz. anime, anme, arme, airme nfrz. âme oſtrom. ínimă (me dóre = frz. j'ai mal au coeur, ich habe Leibweh, nur in der Walachei, nicht in der Moldau).

ital. baldacchino ſpan. frz. baldaquin nhd. báldachin m. (Thronhimmel), von dem aus Seide und Goldfäden gewirkten Stoffe aſpan. balanquin afrz. baudequin, und dieſer nach der Stadt Bagdad ital. Baldacco benannt.

Aus got. vardja ahd. wart-o, -a Wache, Wächter (ſchweiz. wart m. Thürwart) ahd. wartên ſehen, im Auge, Acht haben u. ſ. f. ſtammen it. guardare ſpan. port. prov. churw. guardar churw. dial. vurdar, urdar frz. garder in den ahd. Bedeutungen, die ſinnlichere des Sehens mitunter nur in roman. Zſſ.; Subſt. it. ſpan. churw. guardia prov. guarda frz. garde; daher u. a. it. guardiano u. ſ. f.

Ähnliche Bedeutungen in got. vahtvô ahd. wahta nhd. wacht f. u. ſ. f. ital. (cremon.) prov. guaita afrz. guette f. nfrz. guet m.; Zw. ahd. wahtên it. guatare, guaitare prov. guaitar frz. guetter anſchauen, lauern.

Aus ahd. faltstuol (Faltſtuhl, curulis sella) afrz. faudestueil nfrz. fauteuil it. ſpan. port. faldistorio m.

Die Leber der mit Feigen gemäſteten Gans, mlt. ficatum (scil. jecur), wurde zum allgemeinen Worte für Leber: ſchon in dem ſehr alten Romanzo der Caſſeler Gloſſen figido ital. fégato ſard. figáu venez. figá lombard. fidegh (aus fighed) port. figado ſpan. hígado ſtrom. ficát churw. fio frz. foie m.; ganz wie ngr. συκότι n. aus συκωτὸν ἧπαρ. Wahrſcheinlich entſtand ebenfalls aus dem Namen eines römiſchen Gerichtes porcus trojanus gefülltes Schwein (nach dem trojaniſchen benannt), welches ſpäter p. de Troja heißen konnte, der roman. Name für Sau übh.: wiederum ſchon in den Caſſeler Gloſſen und ital. troja (aſpan. troya) prov. trueia katal. truja frz. truie f.

Aus dem lat. cuppa, cûpa Faß, ſpäter (mlt.) auch Trinkgefäß, Becher entwickelten ſich viele romaniſche und in der Folge auch deutſche Wörter, z. B. ital. coppa f. coppo m. ſpan. port. prov. churw. copa f. port. copo m. churw. coppa, cuppa f. cupp m. frz. coupe oſtrom. cofă f. Becher, Schale u. dgl. churw. coppa del chiau (des Hauptes) Schädel; daher auch nhd. kopf (der Taſſe wie des Thieres), welches das echt deutſche Haupt got. haubith u. ſ. f. im Hd. zurückdrängte. Daher auch ſchon ahd. ſpan. port. prov. cuba frz. cuve nhd. kûfe f.; oſtrom. kupă ein Maß; Demin. prov. cubel churw. cuvaigl nhd. kuebel m., woraus ſpan. cubilete frz. gobelet m. Becher; neben churw. cupaigl m. Butterſchale. Ferner u. v. a. afrz. cope picard. coupet, couplet m. Gipfel übh. nhd. kuppe Dem. küppel; auch die kuppel ital. cúpola, daraus ſpan. cúpula frz. coupóle f.

Auf die oft merkwürdigen Neubildungen und Unterſchiede der romaniſchen Sprachen in Wort- und Satz-bau können wir hier nicht eingehn.

Wenn wir in den vorhin gegebenen Beiſpielen volkliche und ſprachliche Minderheiten immer mehr zuſammenſchmelzen ſahen, ſo geſchah bei der Romaniſierung faſt überall das Widerſpiel, wogegen wiederum die germaniſchen Eroberer des Römerreiches in Italien, Gallien und Iberien ziemlich ſchnell verwelſchten, freilich zahlreiche Spuren in den romaniſchen Sprachen zurücklaſſend. So die Goten, Burgunden, Longobarden u. ſ. w.; am ſchnellſten in dem ſpäteren

Frankreich die Normannen, welche bekanntlich bei ihrer nachmaligen Eroberung Englands ſchon nicht mehr ihre Stammſprache, ſondern die ihnen ganz angeeignete franzöſiſche importierten.

Die Frage: Warum die Minderheit der römiſchen Eroberer die Beſiegten romaniſierte, die der germaniſchen aber von letzteren romaniſiert wurde? iſt noch nicht hinreichend beantwortet und verdient eine Monographie. Ein Hauptgrund liegt in der Macht der Bildung und des verfeinerten Lebensgenuſſes, welche die Römer brachten, die Germanen vorfanden; ein andrer in dem, ſchon oben erwähnten, geſtempelten Gebrauche der römiſchen Schriftſprache, welche auch in ihrer Verderbnis fortwährend als urkundliche Gerichtsſprache galt und durch den Sitz des abendländiſchen Kirchenthums in Rom neuen Aufſchwung bekam.

Bisweilen zeigt ſich auch ein wiederholter Wechſel der Sprachen, wie der Volksſtämme ſelbſt. In vielen und großen Gebieten Deutſchlands ſchoben ſich ſlawiſche Völker den deutſchen eher nach, als daß ſie dieſe verdrängt hätten; wurden aber ſpäter wieder von deutſchen theils barbariſch zernichtet oder doch verdrängt, theils friedlicher einverleibt und germaniſiert. In Griechenland thaten und erlitten die Slawen Ähnliches. In Schleswig wird jetzt in Gegenden deutſch geſprochen, wo früher däniſch; in neueſter Zeit dagegen will oder wollte die Gewalt der Dänen ihre Sprache dem ganzen Lande aufdrängen. Das Elſaß war einſt galliſch, wurde früh deutſch, und ſträubt ſich noch heute, wenigſtens im Kerne des Volkes, gegen die Sprache der „Wälſchen“, ob es gleich ſchwerlich mit den übrigen „Schmerzenskindern“ Deutſchlands bei dem Schützenfeſte in Frankfurt a. M. aufgetreten wäre, wenn wir auch Luſt und Muth gehabt hätten, es einzuladen.

Die großartigſte Erſcheinung dieſer Gattung bleibt immer die Verbreitung der römiſchen Sprache über einen großen Theil des Orbis romanus. Sie verdrängte, wie wir zum Theile ſchon erzählten, die durch Europa (bis nach Kleinaſien, wo ſie erſt ſpät in der griechiſchen aufgieng) verbreitete Keltenſprache, Britannien und Irland ausgenommen (ſ. vorhin); die iberiſche (und keltiberiſche) der pyrenäiſchen Halbinſel; bis an die Grenze der griechiſchen Propaganda auch die

dakiſch-thrakiſche in Südoſteuropa, deren Reſt, wenn nicht zunächſt der illyriſchen, die albaneſiſche iſt, welche auch viele alte und neuere römiſche Beſtandtheile, neben zahlreicheren griechiſchen, auch türkiſchen, ſlawiſchen u. ſ. w., aufgenommen hat. Die dako- (thrako-, oſt-) -romaniſche Sprache hat viele ſlawiſche Wörter und ſelbſt Bildungsſilben aufgenommen.

Traurig für den Ethnologen iſt das Verſchwinden der vorrömiſchen Sprachen, beſonders denn auch das völlige und frühe der Urſprachen der romaniſierten Etrusker, Japygen, Liguren u. ſ. w. des alten Italiens ſelbſt. Der Unverſtand und Hochmuth der beiden „klaſſiſchen" Völker: der Griechen und der Römer, ließ die Sprachen der „Barbaren" unbeachtet oder gab höchſtens einige trümmerhafte Bemerkungen über ſie. Hätten die klaſſiſchen Schriftſteller, ſtatt kindiſcher und künſtlicher Stammſagen der Völker, Wörterbücher und Sprachlehren derſelben hinterlaſſen, ſo würde die Völkerkunde dreier Welttheile überall klar ſehen, wo ſie jetzt nur in dichter Dämmerung taſtet und die klaſſiſche Unterlaſſungsſünde verwünſcht.

Da die romaniſchen Weſtvölker Europas durch ihre Sprachen, durch den altrömiſchen Unterbau ihrer Bildung, durch die — jedoch nicht ausſchließliche und immer mehr vermorſchende — neurömiſche Glaubensgemeinſchaft, und endlich durch ihre örtliche Stellung nahe genug zuſammenhangen: ſo iſt die neuerdings aufgetauchte Benennung einer „romaniſchen Raſſe" (für unſern Ausdruck „rom. Völkerkreiß") nicht ganz unberechtigt und kann eine ſehr gewichtige Thatſache bedeuten, wenn es kühnen und klugen Politikern gelänge, unter dem Banner romaniſcher Rede, Sitte und Religion dieſe Völker den germaniſchen als ihren Erbfeinden, ſowie den ſlawiſchen und ihren griechiſchen Glaubensgenoſſen entgegenzuſtellen. Auf letzterer Seite hätten ſie ſogar einige Sympathien bei den Oſt- (Dako- und Thrako-) Romanen griechiſchen Glaubens zu erwarten.

Selbſt in der neuen Welt ſtehn ſich germaniſche und romaniſche Zungen und Völker gegenüber, nämlich engliſche und ſpaniſche, neben andern Bruchtheilen, unter welchen deutſche (hochdeutſche), portugieſiſche und, mitunter noch, franzöſiſche die beträchtlichſten

ſind. Überdieß haben dort raſſenhaft weit aus einander liegende Völker: Europäer und Amerikaner, nicht bloß die beiderſeitigen Sprachen in Gebrauch genommen, ſondern auch ausgetauſcht, vorzüglich in Südamerika, wo viele Indianer, und zwar ohne ſtarke Miſchung, wie es ſcheint, ihre Sprachen beim Gebrauche der ſpaniſchen und portugieſiſchen ganz vergaſſen. Nicht ſo häufig iſt der umgekehrte Fall, bei welchem die Ehen der Europäer mit Indianerinnen oft mitgewirkt zu haben ſcheinen, und (Individuen ausgenommen) nur in Südamerika, wo das indianiſche Blut und Volksthum nicht bloß ſich erhält, ſondern die Eingewanderten ſogar allmählich zu abſorbieren ſcheint. In Paraguay hat das Guarani, in Cuenca u. ſ. w. die alte Inkaſprache Kečua (Quichua) das Spaniſche ſelbſt bei den (wenigen) reinblütigen Spaniern verdrängt (vgl. o. über die Verbreitung dieſer Sprachen). In Nordamerika ſollen nur die, zu den Algonkins gehörigen, Brothertons jetzt ausſchließlich engliſch ſprechen.

Die Verbreitung der engliſchen Sprache übertrifft dem Raume nach weit die der römiſchen. Gleichwohl nannten wir dieſe die großartigſte, weil ſie weit bevölkertere und von höher organiſierten und im Ganzen weit gebildeteren Urbewohnern gefüllte Gebiete einnahm, als die Angliſierung in Nordamerika und gar in Auſtralien; freilich erlöſchen dort überall die eingeborenen Stämme, und Europäer wandern nach, die ſich bis jetzt ebenfalls ſchnell angliſieren; erſt neuerdings gewinnt das deutſche Volksthum größere Bedeutung und Dauer. Oſtindien, mit ſeiner alten Bildung und ſeinen weitaus zahlreicheren Bewohnern großentheils edelſter Raſſe, rechnen wir hier nicht, weil es von den Engländern nur beherrſcht, nicht entnationaliſiert wird, wiewohl ſich neueſtens ſtärkere Einflüſſe europäiſcher, minder ſpeciell engliſcher, Bildung zeigen, die aber faſt nur das Sanskrit und die lebenden Landesſprachen zu Organen wählen. Sogar die aufblühenden Hochſchulen werden jetzt mit indiſch redenden und, wo möglich, eingeborenen Lehrern beſetzt. Die Sanskritſprache muß dabei, gleichwie in Europa die lateiniſche, ihren lebenden Töchtern und Nachfolgerinnen immer mehr Platz machen. Viel häufiger, als die Eingeborenen engliſch lernen, erlernen nothgedrungen im ſtaatlichen und geſchäftlichen Verkehr die Engländer die Landesſprachen, am meiſten das

Hinduſtani, das zu der Reihe der oben beſprochenen Verkehrsſprachen unter verſchiedenen Stämmen gehört, ſeinem Grunde nach aber eine einheimiſche, nur ſtark gemiſchte, Sanskritide iſt.

Die Triebfedern und Mittel der Sprachverbreitung wiederholen ſich zwar überall und immer, aber in ſehr verſchiedenen Maßen. Die alten Römer und die Engländer haben dabei Vieles gemein: Geſchicklichkeit im Koloniſieren und in Handelsverbindung, wie z. B. römiſche Weinhändler und Commis voyageurs Gallien romaniſieren halfen; ſodann Heiligung aller Mittel im Kriegführen. In manchen Dingen ließen die Römer das Volksthum der Beſiegten ungeſtört und trieben ſogar mit den beiderſeitigen Göttern Tauſchhandel, zufrieden, wenn die Beſiegten nur ihren Caeſaren göttliche Ehre erwieſen und klingende Opfer ſpendeten — während dagegen die Spanier den Unverſtand der amerikaniſchen gente sin razon (Volk ohne Vernunft), der ihren gekreuzigten Gott nicht begreifen konnte, mit dem Tode beſtraften, und doch bis heute nur bewirkten, daß die Religion der Inquiſition und der zwieträchtigen Madonnen weißer und ſchwarzer Farbe ein wunderliches Gemiſch mit den alten Landesreligionen bildet, das weder mit dem mildleuchtenden Urchriſtenthum, noch auch mit dem farbenglänzenden Romanismus Ähnlichkeit hat. Die Franzoſen gelten als gute Soldaten, aber als ſchlechte Koloniſierer; und es fragt ſich noch ſehr, ob der neue „Kaiſer der Araber“ in den Tuilerien die Araber und Kabylen Algeriens durch Einimpfung der franzöſiſchen Sprache vollends zu getreuen Unterthanen umſchaffen kann, wenn er auch will. Die Deutſchen ſind Koloniſten ohne Gleichen, aber ſchlechte Koloniſierer, weil ſie nur allzu leicht ihr Volkseigenthum vergeſſen und vertauſchen, und im Auslande häufiger eitel auf ihre Vielſeitigkeit, als ſtolz auf ihre Selbſtändigkeit ſind. Mitſchuld trägt freilich ihr Mangel an ſtaatlicher Einheit, gleichviel, ob wir darinn überhaupt einen Mangel ſehen oder, wenigſtens centraliſierten Deſpotien gegenüber, einen Vorzug. Die germaniſchen Niederländer werden ſich ähnlich zu den eingeborenen Bevölkerungen des malayiſchen Archipelagos verhalten, wie die Engländer zu denen Indiens; Beider Herrſchaft trägt das Gepräge des „Herrn Company“, der urſprünglichen Handelsgewalt.

Osteuropa und ein guter Theil Asiens würde ebenso griechisch geworden sein, wie Westeuropa römisch, wäre nicht Griechenland und das ganze Oströmerreich politisch in der Einheit des Türkenreiches untergegangen. Dieses ist zu barbarisch, um, einen Theil Kleinasiens ausgenommen, sprachliche Propaganda zu machen, und um griechischer Bildung, mit ihren Licht- und Schatten-seiten, zugänglich zu werden. Diese Bildung hatten die früheren ungriechischen Bestandtheile des byzantinischen Reiches in verschiedenen Maßen angenommen. Etwas später wurden die slawischen Eindringlinge im Inneren Griechenlands völlig in Griechen umgewandelt; in Landschaften, wo sie massenhafter wohnten, nahmen sie wenigstens das griechische Kirchenthum an.

In neuerer Zeit dagegen äußert der Panslawismus auch dort seinen Einfluß kaum weniger gegen das Griechenthum, als gegen das Türkenthum. Ersteres hat selbst in den romanischen Donaufürstenthümern den alten Boden großentheils verloren, dafür aber in dem bisherigen Königreiche Hellas Grund und Boden zu einer neuen Verbreitung gewonnen, obgleich oder weil letzteres eine absichtlich verpfuschte diplomatische Schöpfung ist, die gegen diese Absicht ihrer Schöpfer das, trotz aller Epoden derselben unheilbare, Geschwür des „kranken Mannes" so lange offen erhält, bis es selbst eine lebensfähigere nationale und geographische Abrundung gewonnen hat. Wenn einmal in Konstantinopel die türkische Sprache als Staatssprache aufhört, so dürfte nicht die russische ihre Erbin werden, sondern die griechische ihr altes Recht wiedergewinnen.

Unter den Schkipetaren oder Albanesen zeigt sich nicht bloß in Attika und anderswo neben griechischer Nachbarschaft, sondern auch z. B. schon vor dem Freiheitskriege auf der fast ausschließlich von ihnen bewohnten Insel Hydra, die leicht erklärliche Erscheinung: daß die Weiber ausschließlich die alte Muttersprache reden, die Männer aber außerhalb der engsten heimischen Kreiße mehr die griechische, welche denn überhaupt der (so gut wie schriftlosen) albanesischen immer mehr Herr wird.

Ein Unterschied in der Sprache beider Geschlechter unter amerikanischen Völkern ist in mehreren, wenn nicht den meisten, Fällen kein stammlicher. Das Gleiche gilt auch von andern Sprach-

Grammatik der Kiriri-Sprache, her. von H. C. v. d. Gabelentz Lpz. 1852 S. 59). Der Volksname der Karaiben auf den Antillen lautet bei den Männern Callinago, bei den Weibern Calliponau; es fragt ſich, ob beide Namen für das ganze Volk ohne Unterſchied des Geſchlechtes gelten. Gerade unter den Inſelkaraiben berichtet die Sage (nach Breton im Mithrid. III 677): daß ihre Vorfahren vom Feſtlande gekommen ſeien und nur die Frauen des beſiegten Volkes am Leben erhalten haben, unter welchen Reſte der alten Sprache im Gebrauche geblieben ſeien. Breton (a. a. O. 697 ff.) gibt folgende Beiſpiele dieſer Sprachen der Männer und der Frauen (in franzöſiſcher Schreibung): Gott 1. icheiri, ioulouou 2. chemiin; Erde 1. nonum 2. monha; Sonne 1. hueyu 2. cachi; Mond 1. nonum (? ſ. Erde) 2. chirititi; Menſch 1. oüékelli 2. eyeri; Weib 1. oüelle 2. inhara; Kinder 1. mouleketium 2. niankaénum; Auge 1. énoulou 2. acou; Haar 1. ouéche 2. itibouri; Caſſavabrot 1. aleiba 2. marou. Dieſe Wörter können nicht wohl Einer Sprache, kaum Einem Sprachſtamme angehören.

Von den Mongolinnen berichtet der Burjäte Galſang Gombojew (in den Mélanges asiatiques der Petersburger Akademie II 665 ff. vom 6/18 Juni 1856): daß ſie aus ehrfürchtiger Scheu und Sitte andere Wörter, als die Männer, für gewiſſe Begriffe und Gegenſtände gebrauchen. So für den Filz, deſſen Gebrauch ihm ein feierliches Anſehen verſchafft, und für diejenigen Appellative, die zufällig auch Namen der älteren Verwandten des Ehemannes ſind. Hier, und wahrſcheinlich mehr und minder auch in andern Fällen, hangen Unterſchiede in der Sprache der Frauen als ſolcher mit ihrer geſelligen Stellung und Geltung zuſammen. Anderſeits ſchließen ſich an dieſes Meiden und Erſetzen der Benennungen aus Scheu, Aberglauben u. dgl. verwandte Erſcheinungen auf andern Gebieten, wie auf den ſchon oben S. 60 ff. erwähnten der Religion u. ſ. w. Man nennt den Teufel nicht gern bei ſeinem wahren Namen, und ebenſowenig auch der Indianer mancher nordamerikaniſchen Stämme ſich ſelbſt bei dem ſeinen, welchen er zumal den Fremden verhehlt und durch einen adoptierten erſetzt. Die finniſchen Liven geben unter gewiſſen Umſtänden, wie namentlich wann ſie auf der See ſind, mehreren

unverheirateten Jugend beider Geſchlechter von der der (erwachſenen) Verheirateten bei den ſüdamerikaniſchen Mbayas (nach Azara) läßt ſich vielleicht mit den oben berührten Eigenheiten der Kinderſprache aller Völker in Lauten und Wörtern vergleichen.

Eine Grundverſchiedenheit der Sprache unter beiden Geſchlechtern würde ſich in Amerika nach den dortigen Verhältniſſen am beſten durch die, auch in Volksſagen begründete, Vermuthung erklären: daß die Vorfahren des Volksſtockes die Männer eines beſiegten Stammes ausrotteten und die Weiber für ſich behielten, welche dann ihre alte Mutterſprache zunächſt auf ihre Töchter vererbten. Letztere wurde von den Söhnen zwar ebenfalls verſtanden und vermuthlich in früher Kindheit auch geſprochen, ſpäter aber als Frauenſprache gemieden. Wir geben einige, uns gerade zur Hand liegende, Mittheilungen.

In der Sprache der ſüdamerikaniſchen Omaguas heißt bei den Männern das Weib huaina, bei den Weibern ſelbſt cunia, dort der Sohn teagra, hier memuera (nach Gilij in Adelungs Mithridates III 611); gerade bei dieſen Begriffen könnten ganz verſchiedene Wörter Einer Sprache angehören, etwa wie erzeugen und gebären, Vater und Mutter, Sohn und Tochter u. ſ. w. Dieſer Wortgattung gehören auch folgende Beiſpiele an. In Centralamerika (Mithridates III., 3 S. 123 ff. nach ſpaniſcher Schreibung) bei den Huaſtecas: Vater 1. (Männerſpr.) paylom 2. (Weiberſpr.) pap; Sohn 1. atic 2. tam; Bruder 1. Huaſt. atmim, atatal Othomi qhuâdâ 2. Huaſt. xibam Oth. tdâ; Schweſter 1. Huaſt. ixam Oth. nqhû 2. Huaſt. bayil, acab Oth. qhuhvê. In Nordamerika bei den Thirokis (Cherokeſen) bedeutet (nach Talvj, Indianiſche Sprachen Lpz. 1834 S. 78 ff.) ungkitaw bei den Frauen mein Bruder, bei den Männern meine Schweſter, für welche die Frauen ungkilung ſagen; leider kennen wir die Etymologie dieſer, offenbar zuſammenhangenden, Benennungen nicht. Auch bei den Sioux lauten die Verwandtſchaftsbenennungen im Munde beider Geſchlechter verſchieden, ohne darum zweierlei Sprachen anzugehören. Bedeutender iſt der Unterſchied anderer Wörter, ſogar interjectionaler Ausrufe, bei beiden Geſchlechtern nordamerikaniſcher Völker (a. a. O.), der Interjectionen auch bei den braſilianiſchen Kiriri (ſ. Mamiani,

Grammatik der Kiriri-Sprache, her. von H. C. v. d. Gabelentz Lpz. 1852 S. 59). Der Volksname der Karaiben auf den Antillen lautet bei den Männern Callinago, bei den Weibern Calliponau; es fragt sich, ob beide Namen für das ganze Volk ohne Unterschied des Geschlechtes gelten. Gerade unter den Inselkaraiben berichtet die Sage (nach Breton im Mithrid. III 677): daß ihre Vorfahren vom Festlande gekommen seien und nur die Frauen des besiegten Volkes am Leben erhalten haben, unter welchen Reste der alten Sprache im Gebrauche geblieben seien. Breton (a. a. O. 697 ff.) gibt folgende Beispiele dieser Sprachen der Männer und der Frauen (in französischer Schreibung): Gott 1. icheiri, ioulouou 2. chemiin; Erde 1. nonum 2. monha; Sonne 1. hueyu 2. cachi; Mond 1. nonum (? s. Erde) 2. chirititi; Mensch 1. oüékelli 2. eyeri; Weib 1. oüelle 2. inhara; Kinder 1. mouleketium 2. niankaénum; Auge 1. énoulou 2. acou; Haar 1. ouéche 2. itibouri; Cassavabrot 1. aleiba 2. marou. Diese Wörter können nicht wohl Einer Sprache, kaum Einem Sprachstamme angehören.

Von den Mongolinnen berichtet der Burjäte Galsang Gombojew (in den Mélanges asiatiques der Petersburger Akademie II 665 ff. vom 6/18 Juni 1856): daß sie aus ehrfürchtiger Scheu und Sitte andere Wörter, als die Männer, für gewisse Begriffe und Gegenstände gebrauchen. So für den Filz, dessen Gebrauch ihm ein feierliches Ansehen verschafft, und für diejenigen Appellative, die zufällig auch Namen der älteren Verwandten des Ehemannes sind. Hier, und wahrscheinlich mehr und minder auch in andern Fällen, hangen Unterschiede in der Sprache der Frauen als solcher mit ihrer geselligen Stellung und Geltung zusammen. Anderseits schließen sich an dieses Meiden und Ersetzen der Benennungen aus Scheu, Aberglauben u. dgl. verwandte Erscheinungen auf andern Gebieten, wie auf den schon oben S. 60 ff. erwähnten der Religion u. s. w. Man nennt den Teufel nicht gern bei seinem wahren Namen, und ebensowenig auch der Indianer mancher nordamerikanischen Stämme sich selbst bei dem seinen, welchen er zumal den Fremden verhehlt und durch einen adoptierten ersetzt. Die finnischen Liven geben unter gewissen Umständen, wie namentlich wann sie auf der See sind, mehreren

Dingen und Weſen mehr und minder bildliche Namen ſtatt der gewöhnlichen (ſ. Sjögren, liviſche Grammatik her. von Wiedemann Petersb. 1861 Einl. S. LXXVI).

Wir gedenken auch noch der Amazonen, die (nach Bohuß Sjeſtrenewitſch) kampffertig dem ſkythiſchen Männerheere gegenüberſtanden, aber auf friedliche Unterhandlungen eingiengen, worauf beide Heere erſt mit einander ſprachen, ohne ſich zu verſtehn, darauf aber ſich verſtändigten, ohne mit einander zu ſprechen. Die Folge dieſes ſtummen Verſtändniſſes war ein neues Volk, über deſſen Sprache wir keine Nachricht haben.

Von den „Britones Armorici“ in der Bretagne erzählt Nennius (Hist. Brit. 23) eine gräuliche Sage, welche den keltiſchen Namen dieſes Landes: kymr. Llydaw, Llettaw korn. Lezou gaidel. Leatha, Leta und des Volkes kymr. Letewicion u. ſ. w. agſ. Lidviccas als „semitacentes, quia confuse loquuntur“ (vgl. oben über die Bezeichnung der Fremdſprachigen als Stummer u. dgl.) erklären ſoll. Die aus Britannien nach Armorica eingedrungenen Britonen hätten dort das männliche Geſchlecht ausgerottet und die Frauen und Töchter geheiratet, ihnen aber die Zungen ausgeſchnitten, damit ſie die Kinder nicht ihre alte Sprache lehren könnten.

Jene Verbreitung von Kulturſprachen über ihre natürlichen Grenzen hinaus, wenigſtens als Verkehrsmittels zwiſchen ſonſt fremdſprachigen Völkern, zuſammengenommen mit der Verbreitung des Verkehrs und einer gleichartigen Bildung überhaupt, würde endlich folgerecht zu einer Geſammtſprache (Paſilalie) der weltbürgerlichen Zukunft führen. Bevor letztere eintritt, betrachten wir jene als ein Problem unter vielen.

Sicher aber iſt das Verſchwinden der Sonderſprachen und der Volksmundarten innerhalb je eines volklichen und ſtaatlichen Kreißes mit zunehmender Gleichheit der Bildung, der bürgerlichen Rechte und der Stellung in der Geſellſchaft. Wir ſagen Amen dazu, wollen aber vor dieſem Verſchwinden alle Volksmundarten in allen ihren Eigenheiten mit möglichſter Genauigkeit aufgezeichnet wiſſen, weil wir ihnen unberechenbaren Werth für die Stammes- und Bildungs-geſchichte der Völker und Sprachen zuerkennen.

der griechiſchen Sprache ſind die einſt ſo bedeutenden und ausgeprägten Unterſchiede der Mundarten, mit Ausnahme der lakoniſchen, faſt ganz verwiſcht; dagegen haben ſich in dem räumlich und politiſch zerſplitterten Volke neue gebildet. Den gröſten Reichthum an Mundarten haben die germaniſchen und die romaniſchen Völker, abgeſehen von den ſtärkeren Theilungen, wie des Südens und des Nordens in Deutſchland, Frankreich, Italien.

In der Regel werden allmählich die Mundarten der Schriftſprache zum Raube, die ſich erſt aus ihnen bereichert hat. Wohl ihnen und ihren Sprechern, wenn ſie auch volklich zu dieſer Schriftſprache gehören! In der deutſchen Schweiz bildet ſich langſam für den Umgang der Gebildeten ein ſchönes Hochdeutſch aus, obgleich ſelbſt die Schriftſprache noch viele Provinzialismen feſthält. Die franzöſiſchen Mundarten der Schweiz werden, gleich den provenzaliſchen Schweſtern, allgemach in der franzöſiſchen Geſammtſprache aufgehn. Die churwälſchen Mundarten machen neuerdings einen Anlauf zur Einigung, werden aber erlöſchen, bevor ſie zu dieſer gelangen. Die italieniſchen Schweizer werden ihre Mundarten der neu aufſtrebenden Spracheinheit Italiens opfern. Die deutſchen Elſäßer werden verwälſchen, wenn Deutſchland keine Kraft erwirbt, ſie wieder an ſich zu ziehen!

Wir haben die Völker ſammt ihren Sprachen in Familien, Gruppen, Stämme, Gattungen, Klaſſen u. ſ. w. eingetheilt. Aber ſchon hier, wo nur Beiſpiele aus den einzelnen Völkern gewählt wurden, ſahen wir öfters die Grenze zwiſchen Sprache und Mundart verſchwimmen. Die niederdeutſche Sprache oder Hauptmundart zerfällt, wie wir bemerkten, innerhalb Deutſchlands in Volksmundarten; ein alter Sonderaſt derſelben iſt in Flandern ſeit der Erſchaffung Belgiens gleicher Gefahr ausgeſetzt, behält aber in Holland und ſeinen Kolonien volle Geltung als Sprache. Uebrigens verblieb den Geſellſchaftskreißen, die in den meiſten Theilen Niederdeutſchlands die alte Mutterſprache aufgaben, neben einer Anzahl von Wörtern und Ausdrucksweiſen, ihr ſanfter Klang in der Ausſprache der anfangs als Fremdſprache erlernten hochdeutſchen als ethniſches Merkmal. Bei jenem großen

Bei mehreren Völkern hat (wie ſchon erwähnt) mehr das Glaubensbekenntnis als die Abſtammung Unterſchiede der Sprache erhalten oder ausgebildet, wie z. B. bei den ſlawiſchen Sorben beider Lauſitzen, den romaniſchen Waldenſern im Piemont, den ſemitiſchen, ſyriſchen und chaldäiſchen Chriſten (Neſtorianern und Jakobiten) des arabiſchen und kurdiſchen Oſtens; der Schrift bei den Slawen griechiſcher und römiſcher Kirche.

Bei den mundartlichen Beſonderheiten der Juden, zu welchen auch gewöhnlich eine eigenthümliche Tonweiſe noch unerklärten Urſprunges gehört, hat ſtammliche, confeſſionelle und geſellige Abſonderung gewirkt, abgeſehen von der Miſchung mit der alten Stammſprache. Ähnliche Unterſchiede der Tonweiſe, z. B. einer gedehnten und ſingenden, kommen indeſſen auch unter Blutsverwandten vor, z. B. unter Mundarten in Deutſchland und ſogar unter nahen Ortſchaften, die ſonſt weſentlich gleiche Mundart reden. Es fragt ſich: ob einzelne verbreitete, aber immer mehr abnehmende, Eigenheiten der Juden in der Ausſprache deutſcher Laute ihren Grund in Eigenheiten des Sprachorgans haben, namentlich das Anſtoßen der Zunge bei dem harten s, deſſen ebenfalls häufiges Vorkommen bei ungemiſchten Deutſchen wenigſtens dieſen Grund hat. Dann müſte aber die Abnahme dieſer Eigenheit auch mit einer Änderung des Organs verknüpft ſein, und deutet vielleicht eher auf eine bloße Gewohnheit, welche geht wie ſie kam. Aus einem hebräiſchen Ziſchlaute möchten wir indeſſen die Gewohnheit nicht herleiten; wenigſtens fanden wir kaum irgendwo eine Einwirkung des bekannten hebräiſchen tiefen ch (Cheth) der deutſchen Juden auf ihre Ausſprache des Deutſchen.

Die Quantität und Qualität der Mundarten unter den einzelnen Völkern iſt ſehr verſchieden; die Gründe dieſes verſchiedenen Maßes ſind theils ethniſche, theils bildungsgeſchichtliche. Die ſlawiſchen Sprachen ſind zahlreich genug und ihre Unterſchiede großentheils bedeutend. Dagegen haben ſich die einzelnen gewöhnlich in nur wenige und wenig abweichende Mundarten geſchieden, am wenigſten die verbreitetſte: die ruſſiſche, zumal, wenn wir die kleinruſſiſche Mundart als Sprache von ihr trennen. Auch die magyariſche Sprache hat wohl nur Eine bedeutender abweichende Mundart. In

der griechiſchen Sprache ſind die einſt ſo bedeutenden und ausgeprägten Unterſchiede der Mundarten, mit Ausnahme der lakoniſchen, faſt ganz verwiſcht; dagegen haben ſich in dem räumlich und politiſch zerſplitterten Volke neue gebildet. Den gröſten Reichthum an Mundarten haben die germaniſchen und die romaniſchen Völker, abgeſehen von den ſtärkeren Theilungen, wie des Südens und des Nordens in Deutſchland, Frankreich, Italien.

In der Regel werden allmählich die Mundarten der Schriftſprache zum Raube, die ſich erſt aus ihnen bereichert hat. Wohl ihnen und ihren Sprechern, wenn ſie auch volklich zu dieſer Schriftſprache gehören! In der deutſchen Schweiz bildet ſich langſam für den Umgang der Gebildeten ein ſchönes Hochdeutſch aus, obgleich ſelbſt die Schriftſprache noch viele Provinzialismen feſthält. Die franzöſiſchen Mundarten der Schweiz werden, gleich den provenzaliſchen Schweſtern, allgemach in der franzöſiſchen Geſammtſprache aufgehn. Die churwälſchen Mundarten machen neuerdings einen Anlauf zur Einigung, werden aber erlöſchen, bevor ſie zu dieſer gelangen. Die italieniſchen Schweizer werden ihre Mundarten der neu aufſtrebenden Spracheinheit Italiens opfern. Die deutſchen Elſäßer werden verwälſchen, wenn Deutſchland keine Kraft erwirbt, ſie wieder an ſich zu ziehen!

Wir haben die Völker ſammt ihren Sprachen in Familien, Gruppen, Stämme, Gattungen, Klaſſen u. ſ. w. eingetheilt. Aber ſchon hier, wo nur Beiſpiele aus den einzelnen Völkern gewählt wurden, ſahen wir öfters die Grenze zwiſchen Sprache und Mundart verſchwimmen. Die niederdeutſche Sprache oder Hauptmundart zerfällt, wie wir bemerkten, innerhalb Deutſchlands in Volksmundarten; ein alter Sonderaſt derſelben iſt in Flandern ſeit der Erſchaffung Belgiens gleicher Gefahr ausgeſetzt, behält aber in Holland und ſeinen Kolonien volle Geltung als Sprache. Uebrigens verblieb den Geſellſchaftskreißen, die in den meiſten Theilen Niederdeutſchlands die alte Mutterſprache aufgaben, neben einer Anzahl von Wörtern und Ausdrucksweiſen, ihr ſanfter Klang in der Ausſprache der anfangs als Fremdſprache erlernten hochdeutſchen als ethniſches Merkmal. Bei jenem großen

Sprachentausche der Romanen blieben verhältnismäßig wenig keltische, iberische u. s. w. Wörter übrig. Sogar die Nachwirkung der alten Landessprachen auf die Aussprache und noch mehr auf den Bau, resp. die Zertrümmerung und Umgestaltung, der neurömischen Sprachen haben wir früher überschätzt, da sich viele Abweichungen von der lateinischen Sprache (außer denen der alten rustica von der Schriftsprache) nachweislich erst im Laufe und im Geiste der späteren Zeit bildeten, nachdem die Ursprachen längst verhallt waren. Die gröste Zahl der unlateinischen Wörter in den romanischen Sprachen (s. o. bei diesen) rührt von den germanischen Siegern her.

Um aus dem stammgemischten Wörtervorrath einer Sprache nicht bloß auf die verschiedenen (ursprünglichen und hinzugekommenen) Bestandtheile eines Volkes zu schließen, sondern auch auf seine Berührungen mit andern Völkern ohne Blutmischung, also auf seine Beziehungen zu diesen (und ihren Sprachen) in Politik, Religion, Sitte, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel u. s. w., bei Angrenzungen und Wanderungen im Verlaufe der Geschichte u. s. w. —: müssen wir die Wörter nicht bloß zählen, sondern auch wägen. So z. B. die französischen Wörter in der englischen (z. B. o. S. 75 die für Fleischspeisen), hochdeutschen, niederländischen, den skandinavischen und selbst den übrigen romanischen Sprachen; die altgriechischen Benennungen für die höheren Bildungsgebiete in den meisten Sprachen (für die Sternkunde sogar in der alten indischen); die deutschen Wörter in den romanischen und slawischen Sprachen; die lateinischen Lehnwörter in der neuhochdeutschen Sprache, oft noch neben echten und alten deutschen in andern germanischen Sprachen, wie Fenster aus fenestra neben Windauge (englisch, nordisch), Spiegel aus speculum neben engl. lookingglass, während deutscher Glaube und Aberglaube sich mit den Lehnwörtern Religion und Kirche mischt, der Dichter (dictator) aber und die Natur ganz die alteinheimischen guten Wörter skôp (skôf) und knuat u. dgl. verdrängt haben. Der Eifer des volksthümlichen Sprachreinigers kann viele Fremdwörter noch durch gute und allgemein verständliche, selten durch neu, wenn auch sprachgemäß, gebildete ersetzen; eingefleischte Lehnwörter fast nie.

Unter letzteren verstehn wir die alten, durch den Gebrauch völlig eingebürgerten und dadurch zugleich auch in Laut und Betonung der Sprache assimilierten Fremdwörter. Sie haben die größere Wichtigkeit, aber auch mitunter Schwierigkeit, für ethnologische Schlüsse. Oft sind sie Vagabunden, die schon mehrere Sprachen durchwandert haben, bevor sie in die unsere kamen; oder gar, die unsere eigenen verlorenen Söhne sind und erst wieder heim kommen, wann sie ihre Gewänder zerlumpt und mit fremden Lappen geflickt haben, wie eben unsere obige „Rasse". Manchmal stellen sich Lehnwörter von ähnlicher Gestalt und Bedeutung dicht neben einheimische, wie z. B. neuhochd. verdammen, aber noch mittelhd. verdamnen althd. virdamnôn aus lat. damnare neben das ganz gleichbedeutende niederd. verdœmen früher hochd. vertumen, vertœmen, fortuoman got. af-domjan; das Lehnwort wurde, wie es scheint, durch die Kirche eingeführt.

Viele Lehnwörter sind demnach nicht leicht als solche zu erkennen. Stehn sie neben ähnlichen eingeborenen oder auch nur neben den ausländischen Formen des zweifellos gemeinsamen Urwortes, so bezeugen gewöhnlich Mängel und Unregelmäßigkeiten der Lautverschiebung, also ihre unvollständige Angleichung (Assimilierung), ihren fremden Ursprung. Besondere Aufmerksamkeit auf solche Möglichkeiten hat die Sprachforschung als Hülfswissenschaft der Völkerkunde bei solchen Wortgattungen zu richten, die auf alte Heimaten, Wanderungen, Bildungszustände schließen lassen. Unser Löwe, eigentlich Lewe, ist nicht etwa ein Wahrzeichen aus alter Ostheimat, sondern von dem römischen leo entlehnt, dieser aus dem griechischen λέων, der aber selbst vielleicht aus einer nicht-arischen Sprache und Landschaft Asiens stammt. Der Luchs dagegen ist kein Einwanderer, sondern ein Bruder des griechischen λύγξ, dessen Geschwister sich weit hinauf gen Osten zeigen. Vielmehr noch erweist sich der Hund als treuer Genosse auch des arisch-europäischen Menschen, der sich jedem Klima gleich seinem Herrn anbequemte und dabei auch seinen guten alten Namen von Indien bis Irland, nur mit den gesetzlichen zeit- und orts-gemäßen Lautänderungen, behielt. Der römische Pflug aratrum bürgerte sich unter den britischen Kelten, dem Namen, weil ohne Zweifel auch der Sache nach, ein, obgleich diese die Wurzel ar mit den Römern gleichberechtigt

beſaßen und wahrſcheinlichſt daraus einheimiſche Benennungen des Pfluges gebildet hatten. Dies letztere Wort iſt im Oſten Europas, beſonders unter Germanen und Slawen, weithin verbreitet, ſtammt aber vielleicht ſchon von den alten Raeten her (vgl. meine Origines Europaeae v. Plaumorati).

Völlige Sicherheit für die Abſtammung einer Sprache gibt erſt das übereinſtimmende Zeugnis ihres Wortvorrathes und ihres Baues. Letzterer iſt zwar das gewichtigſte Merkmal der Gattung und der Klaſſe, für die ſtoffliche Verwandtſchaft aber mehr nur, ſoweit ſeine urſprüngliche Geſtalt ermittelt werden kann. Die oben erörterte Veränderung der, in Wechſelwirkung mit Wort-beugung und -bildung ſtehenden, Satzbildung im Laufe der Zeit ſteht großentheils unter dem Einfluſſe von Bildungsſtationen, an welchen Völker gleicher Abſtammung an weit auseinander liegenden Zeitpunkten, unverwandte dagegen gleichzeitig ankommen können. So z. B. zeigen die romaniſchen Sprachen und (aber in geringerem Maße) auch die modernen germaniſchen (am meiſten die engliſche) und die neugriechiſche Sprache, gegenüber den antiken ſynthetiſchen Sprachen den analytiſchen Charakter der ſpäteren Entwickelung durch Verluſt und Erſatz von Beugungsformen, ſowie in Wortfolge und Satzbildung. In letzterer jedoch ſtehn hoch- und nieder-deutſche Sprache noch in älterer (kunſtvollerer oder auch verwickelterer) Wortfolge der einfacheren, deutlicheren und gleichſam proſaiſcheren gegenüber, welche die ſkandinaviſchen Sprachen und die engliſche mehr und minder mit den romaniſchen theilen, unter welchen wiederum die italieniſche, im Gegenſatze beſonders zur franzöſiſchen, noch viele antike und ſelbſt neugeſchaffene Satzbildungen verwickelter Art bilden kann.

Die genealogiſche Schlußfolgerung aus dem Wortvorrathe hat zwar auch manche Schwierigkeiten, da die Geſtalt der Wörter großem Wechſel unterworfen iſt. Verwandte Wörter werden einander unähnlich, unverwandte dagegen verſchmelzen miteinander völlig zu Einer Form (beſonders häufig im Engliſchen); viele einſt allen verwandten Sprachen gemeinſame Wörter gehn einigen oder allen verloren, wogegen in den einzelnen Sprachen neue ſich bilden oder aus der Fremde zu- oder hin und her wandern, was wir vorhin ausführlicher be-

ſprachen. Aber wir haben wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß in all ſolchem Wechſel und Wellenſchlage immer der Grund, wenigſtens dem Auge des Forſchers, ſichtbar bleibt. Im ganzen, ſobald wir uns vergewiſſert haben: welche Wörter einer Sprache die in ihrem Boden wurzelnde Mehrheit bilden, ſo entſcheidet dieſes Zeugnis ihre Abſtammung, alle übrigen Zeugniſſe überwiegend; demnächſt denn auch, vor allen außerſprachlichen Zeugniſſen, die Abſtammung des Volkes, ſofern wir uns überzeugen, daß es ſeine Stammſprache nicht gegen eine andre ausgetauſcht hat.

Stellen wir aber auch die Sprache allen andern Abſtammungszeugniſſen voran, alſo auch dem des Körperbaus, deſſen ſtärkſte Veränderungen ſie überdauert, wenn gleich nicht ohne Mitleiden: ſo ſehen wir in ihr doch immer nur einen Theil oder, lieber, eine — und zwar die feinſte und reichſte — Aeußerung der ganzen Volksnatur. Wie dieſe überhaupt, iſt auch die Sprache leiblich und geiſtig zugleich, wie wir bereits geltend machten, und zwar vorwiegend geiſtig, ob ſie gleich zunächſt durch die Sinne vernommen, gehört und geſehen, wird.

Geſehen nämlich wird (ungerechnet die Schrift, auf welche wir ſpäter kommen) fürs erſte die, bereits oben erwähnte, auf die Muskeln des Mundes u. ſ. w. wirkende Bewegung der Sprachwerkzeuge, die bei den verſchiedenen Sprachen, ja Mundarten, verſchieden in die Augen fällt, und der Länge nach auf die dauernde Muskelhaltung der Volksſtämme einigen Einfluß üben muß.

Fürs zweite die bald die Lautſprache hülfreich begleitende, bald ſelbſtändig und allein redende Geberde. Am mannigfaltigſten bei den lebhaften Kindern des Südens und des Oſtens, haben ganz beſtimmte, aber örtlich oft verſchiedene und ſogar mitunter gegenſätzlich wechſelnde, Bewegungen des Kopfes, der Hände, der Arme und der Schultern, der Augen ſamt ihren Lidern und Brauen, der Lippen, der Geſichtsmuskeln überhaupt u. ſ. w. ganz beſtimmte Bedeutung. Doch auch unſere deutſchen Bauern und noch mehr die Bäuerinnen begleiten ihre Rede mit den ausdrucksvollſten Schwingungen der Arme, Biegungen des Oberkörpers u. ſ. w., ſo daß man dieſes Accompagnement zu dem Texte in Noten ſetzen könnte. Mit der Bildung

geht die Abnahme dieſer Beweglichkeit Hand in Hand, und die Rede ſelbſt wird accentloſer, gleichtöniger.

Wie bei der Lautſprache, und noch deutlicher, ſehen wir auch hier verwandte Erſcheinungen bei den Thieren, vorzüglich den höheren Säugethieren, bei welchen denn noch die Bewegungen der Ohren und des Schwanzes eine ſehr beredte Rolle ſpielen. Zu dieſen naturwüchſigeren Zeichen treten denn auch noch, unter Mitwirkung menſchlicher Bildung und Abrichtung, mehr bewuſte und willkürliche, wie z. B. das Stehn und Gehn auf den Hinterfüßen, namentlich der Thiere, deren Vorderfüße handartig gebraucht werden können.

In eigenthümlicher Mitte zwiſchen der lautloſen Geberde und der Lautſprache ſtehn viele, wiederum ganz beſtimmte und dabei volklich und örtlich verſchiedene, hörbare, meiſt konſonantiſche Zeichen der Bejahung, Verneinung, Frage, des Zweifels, der Abweiſung, Herbeirufung, Verwunderung, Stillung und Beſchwichtigung, des Bedauerns u. ſ. w., welche durch die Zunge und alle übrigen beweglichen Theile des Mundes und des Rachens von der Stimmritze bis zu den Lippen, mit Hülfe des Athems, hervorgebracht werden. Einige derſelben, wie z. B. hm! ſt! ſch! brr oder prr!, ſind mehr und minder in der Schrift aufgenommen, welche jedoch die meiſten nicht genügend wiedergeben kann. Gleichartig ſind viele konſonantiſche Laute, durch welche wir gezähmte Thiere locken, ſcheuchen und hetzen. Vokaliſche Laute und ganz gegliederte Silben zu gleichen Zwecken bilden ſchon den Uebergang zu dem bekannten Gebrauche wirklicher Wörter; ſolche werden auch aus jenen gebildet, beſonders Thiernamen, auch Zeitwörter. Alle dieſe Laute ſind ebenfalls örtlich verſchieden. Das Auffaſſungsvermögen der Thiere für ſie haben wir bereits oben beſprochen.

Alle ſolche Verſtändigungszeichen zwiſchen Menſch und Thier und ihr Verhältnis zur Sprache, wie zur Lebensweiſe und Bildung der Völker, haben nicht geringe ethniſche Bedeutung. Hier dürfen wir nur die Kategorien bezeichnen, da wir Beiſpiele nicht ohne tieferes Eingehn und ausführliche Erörterung zu geben vermögen. Ohne ethniſche Bedeutung iſt z. B. die Geberdenſprache mit und zwiſchen Taubſtummen; auch die telegraphiſche Fingerſchrift, welche für die einzelnen Buchſtaben des Alphabetes beſondere Zeichen hat.

Die Volksnatur.

Jene **Volksnatur** — eine Unterart oder Verzweigung der allgemeinen Menſchennatur — umfaßt, wie wir ſchon beim Beginne dieſes Abſchnittes äußerten, alle Anlagen, Kräfte wie Schwächen, eines **Volkes**, ſeine leibliche wie geiſtige Beſchaffenheit, zunächſt wie ſie ihm in der Mehrheit ſeiner Mitglieder angeboren, dann aber auch, wie ſie theils allmählich, theils raſcher, durch beſondere Kraftentwickelungen oder auch durch Gewaltthaten des Schickſals (Kataſtrophen), geworden, gewachſen und verwachſen iſt, ſich aus- und um-gebildet hat, nicht ſelten bis zur „andern Natur". Die erſte, urſprüngliche Natur der Völkerfamilie und der ganzen Raſſe ſtand freilich in völligem Einklange mit der ganzen Natur ihrer Geburtsorte und der darinn eingeborenen übrigen Weſen, und ſofern iſt die Eintheilung der Raſſen nach zoologiſchen und botaniſchen Provinzen dem Grundſatze nach vollkommen richtig, von den Syſtematikern (Swainſon, Agaſſiz, Nott; vgl. die Kritik von Waitz in deſſen Anthropologie I 218 ff.) aber ſehr willkürlich ausgeführt worden. Namentlich überſehen ſie die Wahrſcheinlichkeit relativ ſpäter Einwanderung der Menſchen in die kälteſten Erdſtriche. Wir kommen unten bei Menſchen (Schädelkunde) und Thieren wiederholt auf dieſe Provinzen zurück.

So verwächſt die Naturgeſchichte der Völker mit ihrer Bildungsgeſchichte; und je vielſeitiger ein Volk gebildet iſt, deſto ſchwerer erkennen wir ſein Grundweſen als unterſchieden von dem anderer Völker, weil die Bildung immer mehr die Unterſchiede der Völker ausgleicht und die Beſonderheiten als Verneinungen behandelt, die durch die große Bejahung des Weltbürgerthums aufgehoben werden. Wie weit auch eine ſo ziemlich entgegengeſetzte Auffaſſung eine Berechtigung haben könne, zeigt die, von uns mehrfach berührte, quantitativ wie qualitativ ſtärkere Entwickelnng der Beſonderheit oder Individualität durch Bildung und Erziehung und der Drang der „Nationalitäten" in der Gegenwart, ſich geltend zu machen. Wir kommen bei der Raſſenlehre etwas ausführlicher auf dieſe und ähnliche Gegenſätze zurück.

Eben jenes Grundwesen, das wir vorhin Volksnatur nannten, muß uns beschäftigen, soweit es sich aus den Beobachtungen und Berichten aller Zeiträume ergibt, bevor wir die Geschichte, die Entwickelungen und Schicksale der Völker und des Volkslebens im Laufe der Zeit, verfolgen. Freilich spielen immer Naturbeschreibung und Naturgeschichte in einander über.

Ob wir gleich bei dem Einzelwesen, wie bei der Gattung, und so denn auch bei allen Lebenseinheiten bis zur Lebensallheit, dem Universum, hinauf, die untrennbare Einheit der lebendigen Gliederung, des Organismus annehmen: so betrachten wir ihn doch auch nach seinen beiden polaren Richtungen, möglichst unterschieden als Leib und Seele u. dgl. Wir theilen deßhalb unsere Volksnaturbeschreibung oder Biologie in Physiologie und Psychologie, mit dem immerwährenden Vorbehalte der wechselseitigen Ergänzung. Auch hier wieder geben wir nur Umrisse und Beispiele; zuerst denn der **Physiologie** in weiterem Sinne, mit Einschluß der Anatomie.

Physiologie.

Das Gerippe des Menschen gilt uns als Bild des Todes, und tritt uns auch nicht eher unmittelbar vor Augen, als bis sein früherer Inhaber es als herrenloses Gut hinter sich gelassen hat. Aber es ist nicht bloß der dauerhafteste Theil der Menschengestalt, und es war nicht bloß der Träger des Fleisches, sondern seine Gestalt und ganze Beschaffenheit bedingte in hohem Grade die ganze Gestalt des lebenden Menschen. Die beweglichsten und ausdrucksvollsten Züge des Antlitzes hiengen größtentheils von dem starren Schädel ab, den ihr schnell vergängliches Kleid bedeckte. Die blühenden Lippen und der unmittelbarste Spiegel des Geistes im Körper: das strahlende Auge, lassen nur ihr nacktes farbloses Kalklager zurück. Das schwache Haar, das doch viele lebende Schädel nur allzufrüh verläßt, hält auf den todten noch am längsten aus.

Diese Dauerhaftigkeit des Gerippes läßt uns in ihm die Stammesurkunden ganzer begrabener und längst von der Erde ver-

schwundener Völker suchen, von deren einst lebender Gestalt nur theilweise noch Bildwerke und Münzen einen Nachschimmer geben, weshalb wir auch unten bei der bildenden Kunst noch einige Ergänzungen zu diesem Abschnitte liefern werden. Aber die Bedeutung des Gerippes für den ganzen Organismus läßt uns in ihm auch für die Abstammung der gegenwärtigen Völker ein entscheidenderes Zeugnis suchen, als in der Außenseite des lebenden Menschen. Doch selbst das Gerippe ist nicht bloß ebenfalls vergänglich, leidet unter Druck und anderen Einwirkungen der Stoffe, unter und in welchen es begraben liegt, zerfällt, sobald eine um Jahrtausende jüngere Atmosphäre in die geöffnete Gruft dringt; sondern es ist auch bei Lebzeiten, ja bei Lebensanfang seines Trägers künstlichen und gewaltsamen Änderungen ausgesetzt, insbesondere der wichtigste Theil desselben, der Schädel, das Hauptgehäuse der Sinne und des Sinnes.

Der Misgeburten, der Höcker und Schiefheiten ganz zu geschweigen, welche nicht selten einen rein mechanischen Ursprung haben, hat der krankhaft verkehrte Formensinn vieler Völker die Sitte hervorgebracht, dem Schädel der Neugeborenen durch Schienen und Pressen unnatürliche Rundung, Plattheit, Länge, Spitze u. s. w. zu geben, in China den Frauenfuß, auf der Höhe europäischer Bildung Füße, Rippen und Brustkasten des Stutzers und der Modedame durch Schnüre und Bande zu verkrüppeln. Die haute volée der Eingeborenen in Peru fand nur den Flachkopf aristokratisch, in andren Theilen Amerikas den nach hinten zugespitzten, oder den cylinderartig verlängerten Schädel. In allen Welttheilen kommen und kamen solche Verunstaltungen des Schädels vor und lassen selbst bei sehr alten ausgegrabenen Schädeln Bedenken gegen die Rassenhaftigkeit ihrer Gestalt auftauchen. Am verbreitetesten dürfte diese Unsitte in Amerika sein. Wie so viele andere Eigenthümlichkeiten der „wilden Völker", bezeugt sie eine vieljährige Entfernung von dem animalisch gesunden Naturzustande, eine verschrobene Bildung und Kunstanschauung, die oft nicht, wie bei den „Kulturvölkern", erst aus wirklichem Schönheitssinne einer wieder gesunkenen Bildung ausgeartet, sondern eine unmittelbar vom Baume der Erkenntnis gepflückte verkrüppelte Frucht ist. Angeboren und in ihrer Art naturgemäß kann diese Anschauung

der betheiligten Volksstämme schon deßwegen nicht sein, weil sie in ihrem eigenen Schädelbau doch wohl nicht ein Urbild vor sich hatte und dieses nun zum Extrem verbildete. Vielleicht dürfen wir eher, wie bei manchen Gestaltungen der Kopf-rüstung und -tracht, an Vorbilder aus der Thierwelt denken. Zahlreiche Nachrichten über die künstlichen Misstaltungen des Schädels, der Zähne u. s. w. finden sich u. a. bei Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne (Genève 1855), vgl. R. de Belloguet, Ethnogénie Gauloise II 154 ff. 162; und bei Ecker in Westermanns Illustrierten Monatsheften 1862 Nr. 69 ff.

Wahrscheinlich, wenn auch noch nicht hinlänglich erwiesen, ist die Einartung solcher unkünstlerischen Kunsterzeugnisse in die Volksnatur durch lange und unausgesetzte Wiederholung; also auch ihre Fortpflanzung, wenn auch nicht so völlig, daß nicht der alte Gebrauch immer wieder nachhelfen müste.

Ähnlich wird es sich mit wirklichen Krankheiten, z. B. der Haut, verhalten, die durch aufgedrungene Gewöhnung, schlechte Nahrung, Wohnung und gesammte Körperpflege bei ganzen Stämmen und Gesellschaftsklassen entstehn, und endlich erblich, wenigstens erbliche Neigung, zu werden scheinen. Manche Krankheiten, wie z. B. der Weichselzopf (s. Hufeland bei Prichard-Wagner Naturg. d. M. I 194) scheinen zugleich an Oertlichkeiten und an Stämmen zu haften, an letzteren aber, im Gegensatze zu Nachbarn, nur durch eine, in langem Zeitraume erblich gewordene, Anlage.

Die folgenden Bemerkungen entnehmen wir einem Vortrage über den Einfluß der Bodenverhältnisse auf das Vorkommen von Krankheiten und über die wissenschaftliche Ursachlehre (Aetiologie) der Krankheiten überhaupt, welchen Prof. Hirsch aus Berlin in der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stettin gehalten hat (s. Frankf. Conversationsblatt 1863 Nr. 233). Maßgebende Bodenverhältnisse sind nach diesem: 1. die Elevation (Gebirge, Hoch- und Tief-land) 2. die Configuration (Küsten- und Binnenland, Thal) 3. der Gehalt (mineralogische Beschaffenheit, Gehalt an organischem Detritus, und Fähigkeit zur Auffaugung von Feuchtigkeit). Unabhängig davon ist die Gruppe der Hautkrankheiten (Pocken, Masern, Scharlach),

des Keichhustens und der Influenza. Eine andere Gruppe, namentlich die Lungenschwindsucht, wird nicht durch das Klima (in engerem Sinne), sondern durch die Elevation beeinflußt; 800—1000 Metres über dem Meeresspiegel kommt dieselbe nicht vor, während dort gerade die Katarrhe herrschen. Die Figuration übt ihren Einfluß z. B. auf das Gelbfieber, welches, mit einer einzigen Ausnahme, sich nicht weiter als 9 engl. Meilen von dem Ufer großer Bassins entfernt; und auf den, oft mit Kropf verbundenen, Kretinismus, der nur in tief eingeschnittenen und wenig erhellten Thälern vorkommt. Der Erdbodeninhalt wirkt auf Wechselfieber und Malariakrankheiten, die in Sumpfboden mit reichem organischem Detritus hausen; und auf die Cholera, die an einen porösen und leicht durchfeuchteten Boden gebunden ist, wie Pettenkofer nachweist. So z. B. herrschte die Cholera in Steiermark auf Granitboden mit, durch Alluvium ausgefüllten, großen Rissen. Im Spessart hat Virchow den Kalkboden mit Magnesiagehalt als Bedingung des Kretinismus erwiesen.

Gewisser und vollständiger, als die allmähliche Vererbung gewaltsamer und krankhafter Bildungen, ist die Einartung (das Werden zur andern Natur) körperlicher Gewohnheit, Haltung, Geberde, welche durch Naturbedürfnis hervorgerufen wurde. Darwin und seine Genossen nehmen sogar eine völlige Umartung an, die im langen langsamen Gange der Weltalter unter veränderten Naturverhältnissen durch nothwendige Gewöhnung nicht bloß Gattungen und Arten, sondern auch ganz verschiedene Klassen des Thierreichs in einander übergehen lasse, von den niederen zu den höheren aufsteigend. Diese Einwirkung der zufälligen oder nothgedrungenen Lebensweise beginnt mit der Umartung, wenn nicht gar Neuartung, einzelner Organe und Glieder, die sich bei Thieren wie bei Pflanzen nachweisen läßt.

Hier genügt uns der bestimmtere Satz: daß die Naturgewalt veränderter Lebensbedingungen, wie des Klimas und des Bodens u. s. w., die Lebenskraft und Gestalt, sogar denn auch den ursprünglichen Knochenbau der Menschen umbilden kann.

Starke Hitze und Kälte, bergiges oder ebenes, trockenes oder wasserreiches Land, mühvolle Arbeit in freier Luft oder in dumpfer Werkstätte, Bücher- und Schreib-stube u. s. w. bewirken auch bei ver-

wandten Völkern und Menschenklassen augenfällige Veränderungen, am schnellsten der Farbe; allmählich auch der Umrisse und Maße (Dimensionen) in Wuchs (Statur), Außengliedern (Extremitäten) und selbst im Schädel; sodann der Haltung, die mit dem Knochenbau, auch des Fußes, besonders der Sohle, in Wechselwirkung steht. Nicht geringeren Einfluß hat das Klima auf die Stimmung, das Temperament und die geistigeren Kräfte des Menschen überhaupt. Allbekannt ist z. B. die erschlaffende Wirkung des tropischen Klimas auf die europäischen Einwanderer. Ferner steht die Beschaffenheit der Nahrungsmittel in sehr verschiedenem Verhältnisse zu dem Kalkgerüste des Skelettes, sowie zu dem gesammten Lebensprocesse der Wesen, wie wir unten etwas näher zeigen werden. Wie dehnbar die Natur der höchstorganisierten Thiergattungen ist, erweist u. v. a. die Gewöhnung der fleischessenden Raubthiere, namentlich des Menschen, des Hundes und der Katze, im Kulturleben oder im Mangel an die Pflanzenkost, deren Rückwirkung auf den Charakter unverkennbar ist. Seltener findet sich die umgekehrte Gewöhnung z. B. des Pferdes und des Rindes an die Verzehrung von Fischen, die freilich der kirchlichen Fastendiät nicht als Fleisch gelten.

Die gemäßigten Gebiete der kälteren Erdgürtel scheinen dem derben Wachsthum und auch der Lebensdauer am günstigsten zu sein. Dagegen wird nach den Polen hin in der Regel Mensch und Thier, wie z. B. das arktische Rennthier und der Finne als Lappe, viel kleiner, wobei jedoch die freiere Menschennatur immer die häufigsten Ausnahmen zeigt, und z. B. neben dem großen Patagonen der kleine Feuerländer wohnt. Jedoch verweigert die Geschichte oft die hier sehr wichtige Auskunft: ob nicht der Unterschied des Wuchses bei Bewohnern Eines Erdstriches, aber verschiedener Abstammung und Rasse, von der verschiedenen Zeit ihrer Einwanderung, also der Frist ihrer Gewöhnung an Klima und Lebensweise, herrühre. Dazu kommt denn noch die bleibende Verschiedenheit der letzteren, wie z. B. zwischen den Lappen und den meisten eingeborenen d. h. in unvordenklicher Zeit eingewanderten Völkern Nordasiens von den weit später eingewanderten Indogermanen, wie den Russen und noch mehr den skandischen Germanen. Das Klima und die ausschließliche Pflanzennahrung

haben dem indischen Stammverwandten des hellfarbigsten, größten und grobknochigsten Nordeuropäers Bronzefarbe, kleinen feinen und geschmeidigen Körperbau und selbst gewisse Eigenheiten des Schädels gegeben. Roget de Belloguet (a. a. O. II 14. 36.) vermuthet nach seinen Beobachtungen stärkere Einwirkungen der äußeren Natur auf die gemischteren Stämme. Aus gleichem Grunde erklärt Hunt (Sitzung der Ethnological Society im Herbste 1863, s. „Reader" 1863 p. 403) den physiologischen Kosmopolitismus der Juden, Zigeuner, Chinesen als reiner Rassen.

Eine zwar auch durch klimatische Verhältnisse mitbedingte, aber von freier Wahl weit abhängigere Ursache körperlicher Eigenthümlichkeiten ist die Kleidung, wie wir vorhin schon andeuteten und ebenfalls unten weiter sehen werden. Doch wollen wir bereits hier einige Augenblicke länger bei ihr verweilen. Die Alten unterschieden auf den Schlachtfeldern der Kriege zwischen Kambyses und den Aegyptiern nach Herodotos (III 12) die Schädel der Perser an ihrer, durch Turbantragen verursachten, Weichheit und frühen Verwitterung von denen der Aegyptier, welche von Kindsbeinen an die Köpfe schoren und der Sonne aussetzten, weßhalb sie denn auch seltener, als andere Völker, Glatzen bekämen. Übrigens dürfte die Schädelhärte der Aegyptier eher rassenhaft sein. Azara (Voyages dans l'Amérique méridionale II 59 bei Prichard-Wagner, Naturg. d. M. I 335) fand in Paraguay auf den Todtenhöfen die Gebeine der Guaranis viel verweslicher, als die der Spanier, ein Seitenstück zu der vorigen Nachricht.

Auf den Bau des Fußes, dessen Wechselwirkung mit der Haltung wir vorhin erwähnten, hat die Bekleidung den größten Einfluß. Wir behaupten nicht zu Viel mit der allgemeinen Verkrüppelung des Fußes, besonders der Zehen, durch den modernen und modischen Schuh, weit über Chinas Grenzen hinaus. Das niedlichste feinbeschuhte „Füßchen" so mancher gefeierten Schönen würde das gesunde Auge anwidern, wenn sie als Barfüßele aufträte. Schon die mindeste Bekleidung hemmt die Muskelthätigkeit der Zehen; und vielleicht würde der Affe durch eine lange Reihe beschuhter oder auch nur bestrumpfter Affenalter die Würde des Vierhänders verlieren. Jedenfalls steht ihm der kletternde

Barfüßer unter unsern Proletariern, vielmehr noch unter halbwilden Waldvölkern, bedeutend näher, als der Kulturmensch mit seinen müßigen und beschuhten Füßen und Zehen. Wir lasen in der That von einzelnen Volksstämmen, daß sie gewohnt und durch den Bau des Fußes befähigt seien, ganz nach Affensitte zu klettern. Jedoch wird diese Fertigkeit bei dem Neuholländer (den Viele überhaupt dem Affen am nächsten stellen) nicht sowohl angeboren als angeübt sein, wie die auch von gebildeteren Stämmen, z. B. „vielen Hindus“ (Perty, Anthropolog. Vorträge Lpz. 1863 S. 138), behauptete fingerartige Zehenfertigkeit. Kein Menschenfuß besitzt einen Daumen mit jenem Muskel (opponens pollicis), der ihn bei der Hand den Genossen entgegenstellt. Aber bis zu sehr weiten Grenzen dehnt Willenskraft und beharrliche Übung auch den gleichsam widernatürlichen Gebrauch der Muskeln und der Bewegungsnerven aus, wie z. B. bei den Gliederverrenkungskünstlern, den Kautschukmenschen u. s. w., sowie bei dem wirklichen handartigen Gebrauche des Fußes, den sich armlos Geborene anüben.

Die Bekleidung der Hand hat geringeren, aber immerhin nicht unbedeutenden, Einfluß auf die Gebrauchsfähigkeit und dadurch auch auf den Bau dieses Gliedes. Die fortwährend und enge beschuhte Hand der feinen Dame würde bei jedem herzlichen Drucke die Thierhaut sprengen, die sie über die eigene gezogen hat, und endlich sie den Gebrauch der Fingermuskeln ganz verlernen und diese erstarren lassen, wenn nicht eine andere Modepflicht eine glückliche Reaction übte. Das moderne Klavierspiel nämlich gebietet nicht bloß die Enthüllung selbst der züchtigsten Hand, sondern nöthigt sie auch zur stärksten Kraftentwickelung, sogar zu der eben berührten Gewöhnung der Muskeln nach Richtungen hin, welchen ihr natürlicher Bau entschieden widerstrebt.

Den folgenreichsten und für unsere Wissenschaft wichtigsten Einfluß der Kleidung auf den Körperbau wollen wir nur kurz erwähnen, aber desto stärker betonen. Wir meinen diejenigen naturwidrigen Moden, welche nicht bloß unmittelbar auf den Körper ihrer Träger und vorzüglich ihrer Trägerinnen wirken, und durch diesen vermuthlich in allmählicher Mittelbarkeit auf die künftigen Geschlechter; sondern welche auch diese letztere Wirkung in allernächster Mittelbarkeit aus-

üben und durch dieselbe eine unabsehbar wachsende Folgenreihe begründen. Schnürbrüste, Schnürhüften, Reifröcke und s. v. Krinolinen, allzugroße Enge und Wärme unaussprechlicher Kleidungsstücke, und wiederum Sansculotterie zu kalter und windiger Unzeit — sind ebensoviele Sünden gegen die Nachkommen der in Schnüre und Reife gebundenen Ahnen.

Ob der Satz: „Mit der Ursache hört die Wirkung auf (cessante causa cessat effectus)" auch auf die erblich gewordene Änderung der ursprünglichen Körperbeschaffenheit anzuwenden sei? ist ebenfalls eine folgenreiche Frage. Sie tritt ein, wann ein Volk oder einzelne Volkstheile in eine ältere Heimat zurückgehn oder in eine neue übersiedeln, deren Beschaffenheit sammt der daraus hervorgehenden Lebensweise von der ihrer Vorgängerinnen abweicht.

Im ersten Falle fragt es sich: ob eine Rückartung, eine restitutio in integrum, in einer Zeitdauer möglich sei, welche jener der Abwesenheit ungefähr entspricht? Das Prinzip der Erblichkeit selbst steht der Wahrscheinlichkeit der unbedingten Bejahung entgegen, weil auch von dem späteren Erbe ein und der andere Theil zu sehr zur anderen Natur geworden sein würde, um nicht auch bei der Wiederbesitznahme des früheren oder auch des ursprünglichsten Erbes seine Stelle zu behalten und einige Einwirkung auf letzteres zu äußern. Indessen würde schon eine bedingte Bejahung eine wichtige Voraussetzung (Präjudiz) für die mögliche geschichtliche Einheit des Menschengeschlechtes abgeben. Zu solchen Beobachtungen würde sich heutzutage, wo die massenhaften Völkerwanderungen und Völkerversetzungen früherer Tage etwa nur noch bei den Urbewohnern der neuen Welt vorkommen, vielleicht noch Gelegenheit bei den einzelnen Rücksiedelungen der Nachkommen europäischer Auswanderer ergeben. Aber abgesehen von der Schwierigkeit der ununterbrochenen Beobachtung so zerstreuter Fälle durch befähigte Menschen, bedarf jede durchgreifendere Verwandelung so langer Zeiträume, daß eine Akademie für die Lösung solcher Preisaufgaben die Frist nicht unter einem Jahrtausend bestimmen dürfte.

Für die Rückartung aus einer, mehr nur durch die Lebensweise entstandenen Entartung verweist Vogt (Vorlesungen über den Menschen Gießen 1863 II 232 ff.) auf beide Vorgänge bei dem Pferde, und

schließt aus denselben auf die Entartung der im 17. Jahrh. durch die Engländer ins Elend (aber auch in Gegenden von bestimmter Bodenform) getriebenen Iren. Diese sollen offene vorgestreckte Mäuler mit vorragenden Zähnen und fletschendem Zahnfleisch, vorragende Backenknochen, eingedrückte Nasen, dicke Bäuche, krumme Beine, niedren Wuchs bekommen haben. Vogt faßt diese Wandelungen nur als pathologische, kretinartige, nicht als rassenartige, auf. Jedoch werden sie zu letzteren, wenn sie nicht bloß zahlreiche Ausnahmen, sondern die Regel bei einer ganzen, zumal stammlich gleichen, Bevölkerung geworden sind, und besonders, wenn sie nicht bloß durch die Fortdauer der äußeren Bedingungen, sondern auch durch eine Erblichkeit ständig werden, die sich, wenigstens einige Generationen hindurch, auch in andrer Örtlichkeit und Lebensweise erhält. Vogt selbst gibt a. a. O. die Veränderlichkeit der Rasse durch Klima und Entbehrungen zu, glaubt aber, daß statt der Umbildung häufiger Erlöschen eintrete, indem „die erste und allgemeinste Einwirkung der klimatischen Veränderungen in einer Abschwächung der Zeugungskraft" bei beiden Geschlechtern bestehe.

Die zweite der obigen Fragen: nach der Wirkung neuen und wiederholten Ortswechsels, bedarf natürlich ebenso langer Frist zu ihrer Lösung und unterliegt den gleichen, vorhin erwähnten, Gesetzen der Erblichkeit. Jeder neue Wechsel des Ortes und der Lebensweise gesellt zu den alten Faktoren einen neuen.

Je mehr übrigens der Völkerverkehr zunimmt und die Macht der Wahlverwandtschaft die der Blutsverwandtschaft überflügelt: desto eingreifender tritt noch ein anderweitiger Faktor auf und macht Striche durch die sichersten Rechnungsvoranschläge. Dieser ist die Mischung der Völker, die bei jedem Ortswechsel in neuen Stoffen und Maßen vorgeht, und selbst ohne Ortswechselung und Auswanderung, wo mit dem Thorschlusse der Ghettos, der Negerquartiere, der Indianervorstädte u. s. w. allmählich auch der Thorschluß der Herzen und Neigungen aufhört, am langsamsten freilich zwischen verschiedenen Rassen.

Gerade die semitischen Juden, an welche wir hier erinnert werden, geben das weiteste Feld für eine rückwärts schauende Lösung jener Doppelfrage, sowohl durch die verhältnismäßig erhaltene Un-

gemischtheit innerhalb ihres Gemeindeverbandes, wie durch ihre beispiellose Zerstreuung und Hinundherwanderung, mit Einschlusse der Rückwanderungen nach Palästina. Zugleich aber findet dennoch auch hier die Beobachtung verwirrende Schwierigkeiten. Namentlich geht mit der Zerstreuung gleich beispiellose Verschiedenheit und, großentheils, Unglückseligkeit der Verhältnisse Hand in Hand, in welche das zersplitterte Volk geschleudert oder gepreßt wurde, und welche in allen Zonen nachweislich krankhafte Einwirkungen auf den Organismus äußerten, wie solche auch z. B. bei den Cagots in Frankreich ähnlich entstanden. Glücklicherweise bewährt sich auch hier jenes Causalgesetz, und die gesunde Federkraft des Organismus läßt die krankhaften Nachwirkungen böser Zeit nicht lange dauern, wann eine bessere Zeit mit der Erkenntnis der Ursachen auch ihre Hebung lehrt und den jungen Geschlechtern die nöthigen Heilmittel in die Hand gibt.

Im Zusammenhange mit diesen Untersuchungen steht die wichtige und durch Thier- und Pflanzen-reich gehende über die Veränderlichkeit der Rassen durch dauernde Einwirkungen von außen wie durch Mischung. Eine Vorfrage bildet ihre Mischbarkeit. Da diese an sich unter allen Menschenrassen unseres Wissens thatsächlich erwiesen ist, so knüpfen sich an sie die weiteren Fragen: erstens der Fortpflanzungsfähigkeit der Mischlinge (Mestizen, Bastarde); zweitens die, dieser wieder untergeordnete, der Dauer und Stetigkeit der Mischlingsformen als neuerzielter Rassenkennzeichen.

Zur Beobachtung dieser so wichtigen Möglichkeit einer stetigen und fruchtbaren Neuartung ist die Gelegenheit nicht so häufig vorhanden, wie dieß die häufige Vermählung namentlich der weißen Erdengötter mit den Töchtern der schwarzen, gelben, rothen Rassen und Kasten (sanskr. varnâs d. i. Farben) vermuthen läßt. Denn dem Weißen werden die Nachkommen dieser gemischten Ehen aus wiederholten Verbindungen mit der weißen Rasse in jedem neuen Mischungsgrade verwandter und anziehender, die Mulattin reizender, als ihre Mutter war. Die Quarterone zu New-Orleans nimmt sogar in der Romantik einen anerkannten Rang ein, ein zweifelhaftes Vorrecht neben gewissem Unrecht, das ihr theils von der Gesellschaft, theils von dem Dämon der eigenen Mischnatur angethan wird.

Aber auch schon in dem ersten Grade der Mischung erscheinen nicht selten Abkömmlinge, in welchen die eine oder die andere Rasse vorherrscht; und im zweiten Grade deutliche Rückartungen, meistens in die niedere Rasse der Großmutter. Eine wenig gemischte und zugleich als solche gattungstreu mehrere Menschenalter hindurch fortgepflanzte Mischrasse sind die Mulatten in San Domingo; doch fehlen uns zur Zeit noch genaue Nachrichten über sie. Ähnlich verhält es sich mit den massenhaften Bevölkerungen von Mulatten in ganzen Gebieten Westindiens und Brasiliens, von Mestizen (Mischlingen der Weißen und der Indianer) in den meisten Theilen Südamerikas, von mehreren anderen Mischrassen in Asien und Afrika (s. Prichard-Wagner a. a. O. I 185 ff.). In allen diesen Fällen liegt die Fortpflanzung der Mischbevölkerungen aus sich selbst als fast unleugbare Thatsache vor, bei welcher der Zufluß fremden und rassenhaft reineren Blutes nur wenig mitwirkt. Eine genaue Berechnung dieses Zuflusses ist ebenso wichtig wie schwierig.

Die Fortpflanzungsfähigkeit der Mischlinge ist auch klimatisch verschieden. Wenigstens lesen wir, daß der, in Europa gewöhnlich kinderlose, Maulesel in Südamerika seinen Stammbaum bis auf 9 Ahnen zurückführen könne. In allen diesen Dingen hat die unbefangene und scharfsichtige Beobachtung noch sehr Viel zu berichten, bevor die Wissenschaft Gesetze aufstellen kann. Waitz a. a. O. I 186 ff. hat viele Beobachtungen über die Rassenmischung und ihre Wirkungen verglichen. Aber das Skelett der Mestizen, mit einiger Ausnahme des Schädels, ist noch nicht hinlänglich mit dem der reinen Rassen verglichen worden. Noch mehr fehlt es an Beobachtungen der Organe und Atome ihrer Fortpflanzung, welche bei gemischten (hybriden) Säugethieren, Vögeln und Pflanzen sehr genau untersucht, und häufig verkümmert und mangelhaft gefunden wurden.

Der Verfasser eines Aufsatzes über die geschlechtliche Fortpflanzung der Gewächse in den „Grenzboten" 1864 Nr. 15 bemerkt: daß bei Mischlingen aus verschiedenen Arten die Fortpflanzung durch ungenügend ausgebildeten Blüthenstaub gehemmt werde, aber bei Mischlingen aus verschiedenen bloßen Varietäten (d. h. minder verschiedenen Arten) gesteigerte Fruchtbarkeit zeige.

Bei der Untersuchung über die sehr verschiedenartigen Einwirkungen der Mischung auf die Fortpflanzungsfähigkeit nicht bloß, sondern auch auf die ganze Qualität des leiblich-geistigen Organismus kommt auch die wichtige Doppelfrage hinzu und sogar in die Quere: ob die ungemischte Fortpflanzung innerhalb enggeschlossener Kreiße des Volksstamms und der Familie den Organismus verschlechtere (vgl. u. a. Plagge, Die Quellen des Irrsinns Neuwied 1863), ob also die Mischung das Blut erfrische und verbessere, wovon das bedingte Gegentheil bei der eigentlichen Rassenmischung angenommen wird. Wir kommen weiter unten noch einmal auf diese Fragen zurück, und unterscheiden hier das behauptete Bedürfnis der europäischen Stämme in der neuen Welt: durch stete Mischung mit neueingewanderten Europäern sich vor völliger Entartung oder Verkümmerung zu retten. Wir schreiben nämlich letztere hier nicht der Mischung mit andern Rassen zu, sondern planetarischen und klimatischen Ursachen.

Bei jeder Mischung nicht nur, sondern bei jedem Werden eines neuen Einzellebens ist außer den beiden Faktoren des Einzelpaares noch ein dritter thätig, nämlich der des neuen Lebens selbst. Diese Selbstthätigkeit oder Selbstentwickelung des Einzelwesens in seinem eigenen Lebensprocesse nennen wir die Kraft oder (mit Darwin-Rolle) das Recht der Sonderung (Individualisation), oder das Individualitätsgesetz.

Das Kind (Einzel- oder Sammel-wesen) ändert an dem elterlichen Erbe Viel schon durch Besitznahme und Gebrauch, erhielt Manches davon gar nicht oder verliert es wieder, steigert Anderes, und gewinnt oder erschafft endlich Neues dazu. Das Kind gleicht 1) dem Vater 2) der Mutter 3) sich selbst und allein — so daß selbst die Elterneitelkeit zugeben muß: „das gelungenste Porträt müsse ähnlicher sein, als das Original selbst.“ Pott sagt (in seiner „Ungleichheit menschlicher Rassen“ Lemgo 1856 S. 65): „Durch fortgesetzte Mischungen muß nothwendig ein Volk allmählich ein Anderartiges werden, als die zur Mischung beitragenden Faktoren für sich.“ Mit ihm machen wir auf C. Vogts Äußerungen („Köhlerglauben“ u. s. w. S. 72) aufmerksam. Er fordert mit Recht Fest-

stellung der reinen Rassencharaktere, bevor man ihre Veränderung durch Mischung untersuchen wolle. Er vermisst genauere Angaben über die Abstufungen der unterscheidenden Charaktere bei den konstatierten Mischlingen in Südamerika, weiß aber: daß Zambos, Mulatten und Mestizen keiner bestehenden Rasse gleichen, weßhalb denn auch wahrscheinlich keine solche durch Mischung entstehen könne. Was Schütz (A. A. Zeitung 1855 Nr. 88 Beilage) dagegen anführt, reicht nicht aus. C. Vogt nahm freilich wenigstens früher die Unveränderlichkeit der Rassen und deßhalb auch die Mehrheit ihrer Urväter als Dogma an. In seinem neuesten Werke („Vorlesungen über den Menschen" Gießen 1863) macht er der allmählichen Umgestaltung der Organe (auch der feinsten, wie des Gehirns und der Schädelcapacität) durch äußere Einwirkung wie durch Bildung größere Zugeständnisse.

Unter den körperlichen Merkmalen der Abstammung steht der Schädel obenan. Er ist freilich zwar der greifbarste, aber immer nur sehr derbe und oberflächliche Umriß des höchsten Lebensorgans: des rassenhaft in Größe, Gewicht und Bau wechselnden Gehirns. Dieses ist z. B. bei dem Neger sehr abweichend von dem des Kaukasiers (vgl. Combe gegen Tiedemann bei Cotta, „Briefe über A. v. Humboldts Kosmos" 3. A. I 370); jenes nähert sich den Typen des europäischen Kindes und Weibes (s. u.), anderseits auch des Affen. Wiederum ist der Schädel des afrikanischen Negers länger und schmäler als der des australen; mit der Natur des Schädels hängt auch die des Haares zusammen, das bei beiden Rassen kraus, aber nur bei dem Afrikaner wollig ist. Andere, wirklich vorhandene, Unterschiede trennen beide schwarze Rassen nicht so entscheidend, wie der Schädel. Wichtig sind hier u. a. die Windungen des Gehirns, deren Zahl und Deutlichkeit mit der Höhe der Organismen zunimmt. Sodann die Capacität, der Innenraum des Schädels. Über diese und die Hirnmasse, namentlich deren Messungen bei den verschiedenen Rassen, finden wir bei Waitz (a. a. O. I 298 ff. vgl. auch Perty „Anthropologische Vorträge" S. 72) Angaben, die oft nicht übereinstimmen. Zu unterscheiden ist die Größe des Kopfes in seiner ganzen äußern Erscheinung. Man schreibt ihre

Ausdehnung auch besonders Einflüssen der Oertlichkeit zu (Waitz a. a. O. 44), wie z. B. dem kälteren Klima.

Eben auch bei der Schädelcapacität zeigen sich nach mehreren Beobachtungen Unterschiede und Veränderungen, die nicht von der Rasse und ihrer Mischung abhangen, sondern andern physischen und psychischen Entwickelungsgründen zugeschrieben werden müssen. So hat Broca (s. Vogt a. a. O. I 108 ff.) die Zunahme dieser Capacität im Laufe der Jahrhunderte bei der (immer stark gemischten) Bevölkerung von Paris im allgemeinen nachgewiesen. Aitken Meigs findet die Schädelcapacität der in Afrika geborenen Neger stärker, als bei den Negersklaven Nordamerikas. Wir verweisen jedoch auf weiter unten vorkommende Beobachtungen über letztere von entgegengesetzter Bedeutung, welche darum die fluchwürdigen Folgen der Sklaverei nicht ausschließen; nur muß man die, häufig noch weit scheußlicheren, Zustände in Afrika selbst in Gegenrechnung stellen. Vogt (a. a. O. 245) beschränkt die klimatischen Einflüsse auf den Neger im nördlichen Amerika und auf den Weißen in Afrika auf Schattierungen der Hautfarbe, und leitet stärkere Wandelungen in dem ganzen Organismus der Genannten von Mischung her — Beides allzu bestimmt, da wir z. B. geistig ausgezeichneten Mulatten, wie dem Mathematiker Lille Geoffroy aus Martinique, und dem zum Fulahstamme gehörigen (s. u.) Schauspieler Ira Aldridge auch Beispiele reinblütiger Neger von ähnlicher Begabung entgegenstellen werden.

Vogt selbst (a. a. O. II 234 ff.) verzeichnet die Beobachtungen von Reiset: „Die in den Antillen geborenen Negerkinder haben alle Charaktere des Negers, nur abgeschwächt. Die Haare und die Farbe bleiben; aber das Gesicht verliert die Schnute, und in allen andern Beziehungen nähert sich der Creolenneger dem Weißen.“ Ebenso von Réclus: „Die Neger der V. Staaten haben durchaus nicht mehr den selben Typus, wie die Neger in Afrika. Ihre Haut ist selten sammetschwarz, obgleich fast alle ihre Ahnen aus Guinea eingebracht wurden. Sie haben keine solche hervorstehende Backenknochen, keine so dicken Lippen, so platten Nasen, so dichte Wolle, so bestialische Physiognomien, so spitze Gesichtswinkel, als ihre Brüder in der alten

Welt". Vogt meint nun, ähnliche Varietäten fänden sich auch in Afrika selbst. Wir kommen unten ebenfalls auf diese Gegenstände zurück.

In neuerer Zeit wurde, wie wir bereits bemerkten, die Schärfe der rassenhaften Unterscheidung der Schädelformen von gewichtigen Stimmen angefochten. Crawfurd erkennt sogar weder dem Schädelbau noch der Sprache die Geltung eines Abstammungszeugnisses zu! Nicht genug, daß die früher allzu bestimmt abgegrenzten Normalschädel der einzelnen Rassen allmählich durch eine Menge von Zwischenstufen kaum weniger, als Lavaters Frosch- und Menschengesichter, mit einander verbunden worden sind: so finden sich innerhalb der einzelnen Rassen, ja der sicher blutseinheitlichen Völkerfamilien und -stämme sehr verschiedene Schädelformen und Zahnstellungen, bei welchen die Erklärung durch jene künstliche Entstaltung nicht anwendbar ist, obgleich letztere sich auch auf das Gebiß erstreckt. Retzius und C. Carter Blake theilen die Südamerikaner in lang- und kurzschädelige Völker (s. den Sitzungsbericht der British Association zu Newcastle im „Reader" 1863 II 418 ff.). Es fragt sich: ob in diesen und vielen andern Fällen (s. nachher) nicht die Örtlichkeit mächtiger wirke, als die Abstammung. A. Wagner (A. A. Z. 1855 S. 1723) verweist auf die Abbildungen europäischer Schädel in Webers „Lehre von den Ur- und Rassenformen", unter welchen entschieden mongolische, amerikanische, malayische und selbst aethiopische Charaktere vorkommen. Vgl. auch R. de Belloguet a. a. O. 125 nebst Citaten; und vorzüglich, auch für die verwirrende Mannigfaltigkeit typischer Merkmale überhaupt (der Complexion u. s. w.), Waitz a. a. O. I 242 ff. Munzinger in Petermanns Mittheilungen 1863 Nr. 5. Perty a. a. O. 65 ff.

Diese Mannigfaltigkeit würde minder auffallen, wenn sie nur sporadisch, obgleich immerhin häufig, bei Einzelmenschen vorkäme, weil sie dann bald nach jenem Rechte der gesunden Sonderlebenskraft, bald nach Art der künstlichen Umbildungen zu beurtheilen wäre. Aber es ist nicht mehr bloße Ausnahme und Laune der Natur und der Menschen, wenn ganze und oft zahlreiche Stämme Einer Familie den andern gegenüber solche Merkmale als Stammeszeichen besitzen.

Wenn! Wie so häufig in unserer Wissenschaft, müssen wir den Einwürfen wiederum Zweifel entgegensetzen. Hier nämlich sind die Beobachtungen noch keineswegs so festgestellt, daß wir sichere Schlüsse daraus fällen könnten. So z. B. schreiben nur einige Beobachter den iranischen, zahlreichere den lituslawischen, Indogermanen gedrückteren Schädelbau zu, als nicht bloß ihren übrigen Familiengenossen, sondern auch den, ihnen ferner stehenden, Kaukasiern (in engerem Sinne). Andre Beobachter der Gegenwart, nicht minder antike Zeugnisse und Bildwerke, geben den Persern und ihren nächsten Verwandten hohe Stirnen. Unter den Slawen sollen die Kleinrussen viel kürzere Köpfe haben, als die Großrussen (Perty a. a. O. 93). Es fragt sich: ob die Langköpfe in vorgeschichtlichen Gräbern Rußlands Russen angehörten, oder eher der ural-altaischen Rasse. Selbst den jetzigen Griechen schreiben manche Beobachter, vielleicht nicht ohne Einfluß von Fallmerayers slawischer Ableitung, Kurzköpfe zu, im Gegensatze zu den antiken. So auch den germanisierten Nachkommen der slawischen Abodriten in Meklenburg (s. Gött. Nachr. 1864 Nr. 5). Auch unter den übrigen Deutschen machen mehrere Forscher, wie z. B. Pruner, ähnliche Unterscheidungen, und theilen dem Süden lange, dem Norden kurze Köpfe zu; wogegen nach C. Vogt (Vorlesungen über den Menschen II 163) die norddeutschen Holländer unter allen Europäern verhältnismäßig die längsten Schädel besitzen. Er behauptet (ebds. 181) mit v. Baer: daß der alemannische Stamm breiteren und kürzeren Kopf habe, als der fränkische und hessische, und setzt hinzu: die Schädel der schwäbischen Alemannen seien weit kürzer und gerundeter als die (längeren und eckigeren) der schweizerischen. Nach einer nicht ausreichenden Zahl von Messungen, mehr nach dem allgemeinen Eindrucke der Schädelansicht (Vogt a. a. O. I 57), unterschied Retzius die langköpfigen Schweden von den kurzköpfigen Russen, und nahm als äußerstes Verhältnis der Länge zur Breite des Schädels ungefähr 9 : 7 bei jenen, 8 : 7 bei diesen an.

Bemerkenswerth ist die, von Vogt (a. a. O. II 177 ff. vgl. 290 ff. 320 ff.) nach den Berichten von His u. A. angenommene, Verwandtschaft der Schädelformen nach Gebieten, also im Grunde

nach jenen zoologischen Provinzen (s. o.), auch bei nach Stamm und Siedelungszeit ganz verschiedenen Völkern. Aus der fossilen Urzeit bis in die Gegenwart sollen sich in dem niederländischen Gebiete (Niederrhein, Belgien, Holland) wie in der Schweiz die vorhin genannten Schädelformen erhalten, resp. den nach einander folgenden Völkerschichten angebildet haben (so wenig sonst Vogt der Umbildungsfähigkeit der Rassen geneigt ist). Gleichwohl scheidet sich von der übrigen, wenigstens der gegenwärtigen deutschen, Schweiz der romanische, vielleicht richtiger raetische, sehr kurze und runde Schädel in Graubünden, dessen älteste Exemplare aus gleicher Zeit mit den anderartigen der tieferen Seegestade der Schweiz stammen. Wir werden nachher bei Raeten und Etruskern auf diese Angabe zurückkommen. Außer Graubünden sind solche Kurzköpfe auch in einigen Gräbern des Wallis und des Waadtlandes gefunden worden (nach Pruner und Vogt a. a. O. II 325). Die Ähnlichkeit dieser „romanischen" Schädelform mit der finnisch-lappischen ist übertrieben worden, sowie auch die der letzteren mit den fossilen der ältesten skandinavischen Zeit, wiewohl wir in Skandinavien die ältesten Bewohner im geschichtlichen Zeitalter dem finnischen Stamme zuzählen.

Aeby (bei Vogt a. a. O. II 290 ff.) nimmt für schmale und breite Schädel (Lepto- und Platy-Kephalen) folgende Provinzen an. Schmale in der südlichen Hälfte der Erde, breite in der nördlichen; die schmalsten in Afrika und Polynesien mit Neuholland, die breitesten in Europa und Nordasien. In der Mitte zwischen beiden liegt Südasien: China, Japan u. s. w. mit mittlerer Schädelbreite, Hindustan mit entschiedenem Schmalschädel, Inseln bei Java mit Breitschädeln. Im hohen Norden machen die ausgeprägten Schmalschädel der Grönländer eine Ausnahme.

Wieweit die einzelnen Theile (Knochen und Knorpel) des Schädels: Vorder- und Hinter-kopf, Wangenknochen, Nasenbein, Zahnlade und Zähne, Gaumen (in Wechselwirkung mit der Zunge, und beide mit der Sprache), Lage des (inneren und äußeren) Ohres u. s. w. in Berechnung kommen, hat die vergleichende Zergliederung (Anatomie) im einzelnen nachzuweisen. Wir wählen auf den folgenden Seiten

wiederum nur die wichtigsten Umrisse und Beispiele der ethnologischen Merkmale aus, welche uns Anatomie und Physiologie gewähren.

Waitz (Anthropologie I 260) kritisiert besonders die kraniologischen Rasseneintheilungen. Retzius unterschied zuerst Lang- und Kurzschädel (Dolicho- und Brachy-Kephalen) in je zwiefacher Gruppierung mit geradliniger oder vorspringender Kinnlade (Ortho- und Pro-gnathen), die sich auch, örtlich und innerhalb der Familien und Rassen, kreuzen. So sind z. B. orthognathe Brachykephalen Türken, Lappen, Slawen, Basken; prognathe dagegen die Südseevölker; prognathe Dolichokephalen Afrikaner, nämlich Neger, Hottentotten, Kopten. Jeune (Über Schädelbildung 1846) theilte topisch und typisch, jedoch mit vielen, vermuthlich durch Mischung entstandenen, Mittelformen: Hochschädel im Westen und Süden Europas und Asiens; Breitschädel Mongolen und viele Malayen; Langschädel Neger; alle drei Gattungen in Amerika. Wir fügen noch einige Beobachtungen und Meinungen aus vielen zu (vgl. Perty a. a. O. 65 ff.)

Weber nahm vier Hauptschädelformen an: die runde vierseitige keilartige und ovale, deren beide erstere A. Wagner (Geschichte der Urwelt II 34) zu Einer, der breitgesichtigen, verband, zugleich aber auch alle drei durch zahlreiche Zwischen- und Misch-formen. Die letztgenannte umfaßt namentlich die uralischen Völker, die keilartige die schwarze, die ovale die kaukasische Rasse. Die Gesichtswinkel in dieser Reihenfolge messen 75—80, 70—75, 80—85°. Der, nach A. Wagner breitgesichtige, Tunguse ist nach R. Wagner (Zoologisch-anthropologische Untersuchungen I) prognather Dolichokephale (vorragend-tieferiger Langschädel), wie der Chinese und der Neger. Zu letzterem aber steht der Tunguse im sonstigen Schädelbau und im ganzen physischen Habitus im schärfsten Gegensatze, wie Beider Schädel nach zwei verschiedenen Seiten zu dem rundlich ovalen der Kaukasier (Arier und Semiten). Welcker (Untersuchungen über Bau und Wachsthum des menschlichen Schädels Lpz. 1862) läßt den Schädel des Menschen sich von dem des Affen erst von dem Zeitpunkte der Nahtverknöcherung an stärker entfernen (vgl. u. S. 127 über Kinderschädel der Affen und der Menschengattungen). Nach ihm theilen die kleinsten

deutschen Schädel den Horizontalumfang mit den (meisten) Schädeln der Schwarzen, Malayen und Amerikaner; die der Mongolen haben etwas größeren. Welcker vermittelt die Kurz- und Lang-köpfe durch Recht- oder Gerad-köpfe (Orthokephalen) — welche Vogt (a. a. O. I 57) lieber mit Paul Broca Mittelköpfe, Mesati- oder Mesa-Kephalen nennt —, immer wieder mit Mittelstufen. Der deutsche Schädel sei kein Langschädel, da er durch größere Breite, durch Überwiegen des Querdurchmessers über den Längedurchmesser sich von der mittleren Menschenschädelform unterscheide.

Beachtungswerther noch ist seine Unterscheidung des weiblichen Schädels von dem männlichen bei den Deutschen, indem er zwischen letzterem und dem kindlichen mitten inne stehe, mehr dolichokephal und prognath sei, als der männliche, und von diesem an Horizontalumfang (100 : 97) wie an Größe der Hirnhöhle (Schädelcapacität) und des Hirngewichtes (100 : 90) übertroffen werde. Mit Huschke und Welcker sagt Vogt (a. a. O. I 7. 93 ff.): daß die Verschiedenheit des männlichen Schädels vom weiblichen bei den höher gebildeten Völkern am stärksten sei, sogar stärker, als die zwischen Schädeln gleiches Geschlechtes von verschiedener Rasse. Je tiefer die Rasse stehe, desto schwieriger werde die Geschlechtsbestimmung ihrer Schädel. Vogt knüpft an diese Sätze, die er jedoch nicht sicher festgestellt glaubt, und auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehn mögen, die Beobachtung: daß das Weib bei den niederen Rassen und Völkern die, anderswo den Männern zukommenden, schweren Arbeiten leiste, weßhalb der Beschäftigungs- und Ideen-kreiß beider Geschlechter gleich sei; wogegen „je höher die Civilisation, auch die Theilung der Arbeit auf geistigem wie materiellem Gebiete um so vollständiger wird". Aber wir leugnen einmal den letzten Satz, und werden in einem andern Abschnitte das, mit der allgemeinen Bildung fortschreitende Eindringen und Erheben des Weibes in jene männlichen Gebiete besprechen. Sodann sind eben auch bei den rohen Völkern diese Gebiete keineswegs für beide Geschlechter die selben, vielmehr die Theilung der Arbeit ja offenbar vorhanden. Nur erscheint sie uns fremdartig und, mit Recht, widernatürlich, wie anderseits die Emancipation der Frauen zur Unnatur ausarten kann.

Besondere Beachtung in der Schädelkunde erheischt, wie das Geschlecht, auch das Lebensalter, besonders das des Kindes, das mit dem Geschlechte des Weibes Analogien zeigt. Wie der Schädel, ja auch das geistige Wesen, des Affenkindes dem des menschlichen näher steht und erst später thierischer wird: so verhält es sich ähnlich auch mit dem Kinde niederer Rassen, besonders der afrikanischen, im Verhältnisse zu den höheren (vgl. Vogt a. a. O. I 241 ff.). Es fragt sich: wieweit die Erziehung mit dem psychischen Leben, freilich in weit längeren Fristen, auch der körperlichen Entwickelung andre Richtungen geben könne.

Wir kehren wieder zu den bloß ethnologischen Unterschieden der Schädel und ihres Inhalts zurück. Huschke (Schädel, Hirn und Seele des Menschen Jena 1853) behauptet: daß die germanischen Völker etwa 100 Kubikmeter mehr Gehirn besitzen, als die romanischen; man bedenke indessen die ursprüngliche große Stammverschiedenheit unter letzteren. Jenen schreibt er unter allen Völkern die größte Schädelhöhle zu, die kleinste den Peruanern und den Australiern. Auch in andern Berechnungen trennt und verbindet er Völker ohne Rücksicht auf ihre Stammverwandten; ein wichtiges Zeugnis für die Umartung, wenn die Rechnungen richtig sind. Die größten Schädel gibt er den alten Griechen, den Deutschen und den Juden, freilich mit Ausnahmen auf allen Seiten. Von der Größe des Schädels hängt indessen, wie er zugibt, nicht immer die des Gehirns ab.

Auf die mannigfachen Methoden und Werkzeuge der Messung, Abbildung und Abformung des Schädels und des ganzen Körpers (vgl. u. a. Perty a. a. O. 71. Vogt 2. 3. Vorlesung) können wir nicht näher eingehn und erwähnen nur folgendes Wenige, zur Orientierung der nicht fachmäßigen Leser hoffentlich Genügende. Besonderen Werth haben Lucaes geometrische Zeichnungen. Huxley (Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur, a. d. Engl. von Carus Braunschweig 1863 S. 163) zählt folgende Hauptverhältnisse des Schädels als Gegenstände der Vergleichung auf. Absolute Größe des Schädels und seiner Kapsel, sowie ihrer Durchmesser. Relative Größe der Gesichtsknochen (besonders der Kiefer und Zähne) im Vergleiche mit denen des Schädels. Der Grad, in welchem

der obere (und mit ihm der untere) Kiefer unter den vorderen Theil der Schädelkapsel nach hinten und unten, oder vor dieselbe nach vorn und oben rückt. Das Verhältnis des Querdurchmessers des Schädels zu dem (durch die Wangenbeine gemessenen) des Gesichtes. Die mehr abgerundete oder mehr giebelförmige Gestalt des Schädeldaches. Der Grad, bis zu welchem der hintere Theil des Schädels abgeflacht ist, oder über die Leiste vorspringt, an und unter welcher sich die Nackenmuskeln ansetzen. Vogt stellt außerdem die Schädelmessungssysteme von Virchow, Welcker, C. E. v. Baer auf, sowie für die Messungen des ganzen Körpers das merkwürdige, in 78 Nummern von den Weltumseglern Scherzer und Schwarz aufgestellte Schema.

Das Angesicht ist quantitativ bei den Thieren vom Menschen abwärts ein bedeutenderer Theil des Kopfes, als bei diesem; bei ihm aber, qualitativ, ein desto bedeutsamerer. Vogt (a. a. O. I 161 ff.) hebt die Hauptpunkte hervor, in welchen es unter den Menschen selbst große Verschiedenheiten zeigt, bei den Einzelnen, wie bei ganzen Rassen. So, außer der Gesammtform des Gesichtes, die Verhältnisse seiner Abschnitte und einzelnen Theile zu einander; die Form, Größe und Stellung des Auges, dabei auch die Ausbildung des, bei den weißen Rassen nur angedeuteten, dritten Augenlides bis zur thierischen Nickhaut, die Größe der Hornhaut im Verhältnisse zum Augapfel, die Farbe der Regenbogenhaut; die Größe und Gestalt der Nase, die Stellung der Nasenlöcher eingeschlossen; ebenso des Mundes, die Bildung der Lippen; die Abflachung der Wangen; die Gestalt und Stellung des Kinnes; die Ohren nach Gestalt, Stellung, Dimensionen und Stoff. Überall kommen bei dem Gesichte neben dem Knochenbau schon die weichen Theile zur Sprache.

Nächst Schädel und Zubehör bieten auch andere Knochen und Knorpel bedeutende Rassenmerkmale dar, namentlich Bau und Lage des Beckens (vgl. u. a. die Schriften von M. J. Weber, Brolik, Prichard-Wagner I 377 ff.; für Laien ist der wichtige Gegenstand noch zu wenig spruchreif und zugänglich) und die Extremitäten, besonders die Füße; wir gedachten ihrer schon oben. Auch Gefüge, Härte, Gewicht, vielleicht auch Farbe des Gerippes mit Einschlusse des Schädels zeigen rassen- und stamm-hafte Unterschiede. In Afrika

namentlich ist Härte und Dichte des Schädels vorherrschend. Aber z. B. auch der Kelte der Niederbretagne berühmt sich, gegenüber dem Franzosen („Gall"), eines härteren Schädels. Vgl. auch die obigen Nachrichten aus Herodotos und Azara.

Ein ebenso vergängliches wie wichtiges Rassenkennzeichen ist auch das Herz, „l'oval du coeur dont le grand diamètre serait en largeur dans la race blanche, en longueur chez les nègres et qui deviendrait à peu près carré dans la race jaune et presque rond dans la rouge" (Serres im Moniteur 1855 3. Febr. s. De Belloguet a. a. O. S. 14). Überhaupt scheint die Beschaffenheit, die Gefäße und Bewegungen des Blutes sammt Allem, was damit näher zusammenhängt, theils nach den Klimaten, theils nach den Rassen verschieden zu sein. So z. B. wurde bei der amerikanischen Rasse langsamer Pulsschlag beobachtet (Prichard-Wagner Naturg. des Menschen I 169), sowie größerer Umfang der Leber und deßhalb tiefere Lage des Nabels (Serres bei Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen S. 30). Dagegen hat sich der angeblich raschere Pulsschlag der Südländer nach Waitz (Anthrop. I 125) nicht bestätigt.

Mehrere wichtige Merkmale ergibt auch das, einigermaßen (nicht ganz) von dem Knochengerüste unabhängige Fleisch (die Carnation), wie z. B. die wulstige und aufgeworfene oder schmalgeränderte und zierlich geschwungene Lippe (s. vorhin über das Antlitz), die starke oder schwache und affenartige Wade, das natürliche Polster (Cul de Paris) und andere Überschwänklichkeiten der hottentottischen Venus, wie denn die Steatopyga und das Os coccygis bei südafrikanischen Menschen- und Schaf-stämmen häufige provinzielle Eigenthümlichkeiten sind. Ferner die sichtbare wie die fühlbare und meßbare Beschaffenheit der Haut und des Haares, auf welche wir wiederholt zurückkommen werden. Auch unterscheidet der Geruch die Rassen, wie namentlich in Amerika Indianer, Neger und Weiße, so auch die Australier (Marcet im „Globus" 1863 Nr. 33), mag nun der Grund in der natürlichen Beschaffenheit der Haut allein liegen, oder in mittelbaren und unmittelbaren Einwirkungen von außen. Wir wagen indessen, jedem Einzelwesen einen individuellen

(passiven) Geruch zuzuschreiben, der dem feinsten Spürsinne des Menschen und des Thieres bemerklich ist, abgesehen von krankhaften Steigerungen und Eigenthümlichkeiten, wie z. B. der an bestimmten Personen haftenden Ausdünstung, stark und widrig riechendem Athem und Schweiße u. dgl. Eben jener Spürsinn bedingt sich gleichsam wechselseitig mit der Spürbarkeit der Einzelwesen. Pflege und Bildung (Reinlichkeit an Körper und Kleidung) nicht allein, sondern auch besonders die Nahrung und die ganze äußere Lebensweise haben großen Einfluß auf diesen individuellen und ethnischen Geruch, dessen Stärke wenigstens durch den Wechsel dieser Einflüsse verändert werden dürfte, wenn auch „semper aliquid haeret", das aller Seife und Beleckung der Kultur Stand hält.

Waitz prüft noch folgende Kategorien, die wenigstens theilweise als Rassenmerkmale, jedoch nur unzulänglich, geltend gemacht werden: das (vorhin schon erwähnte) Blut nach seiner Wärme und Bewegung, auf welche die des Gemüthes so großen und, in dem, mit der Hautfarbe zusammenhangenden, Erröthen und Erbleichen, sichtbaren Einfluß übt; den bevorzugten Gebrauch der rechten Hand; die relative Kraft der Muskeln und der Sinne; die Stufenjahre: die Mannbarkeit, das Alter, und die Lebensdauer überhaupt; die (schon oben von uns erwähnten) Krankheiten und Misbildungen, die bald organisch bald mehr pathologisch erscheinenden Eigenheiten und Schwächen; das Zahlverhältnis beider Geschlechter; die Ernährung und Verdauungskraft; die Acclimatisationskraft, also die Widerstandsfähigkeit der Sondernatur gegen den Ortswechsel, und anderseits dessen umbildenden Einfluß; endlich auch die Beschaffenheit der thierischen Parasiten (Läuse, Flöhe, Eingeweidewürmer u. dgl.) in Bezug auf die der Rassen, analog mit ihrer Verschiedenheit und Wandelung bei andern Thiergattungen.

Bevor wir in der rein physischen Rassenmerkmalschau fortfahren, ziehen wir die Psychologie mit in die Verhandlung. Waitz (a. a. O. I 16 ff.) weist den geistigen Rassenmerkmalen als solchen den entschiedenen Vorrang vor den leiblichen an. Beide sind oft schwer zu trennen und stehn in unleugbarer Wechselwirkung. Wir möchten lieber sagen: die Äußerungen der geistigen Kräfte der Rassen und der

Menschen überhaupt (Handlung, Sprache u. s. w.) sind der Beobachtung weit wahrnehmbarer, als ihre (körperlichen) Organe und Träger, zumal die wichtigsten Geheimnisse des Gehirns, demnächst des Rückenmarks und der Nerven. Wenn wir mit vielen neueren Forschern auch die unbedingte und ausnahmslose Durchführung der Abhängigkeit des geistigen Lebens von jenen Werkzeugen, namentlich dem Gehirne, noch als ungelöste Aufgabe betrachten: so bezweifeln wir doch nicht die Regel dieser Abhängigkeit, und vermuthen in ihren Ausnahmen nur Mängel unserer Beobachtung, unserer Kräfte und Mittel zur Erkenntnis jener Organe. Jedenfalls setzt jede Function ein Organ voraus.

Der phrenologische Schädeltaster hält sich an die derbsten Wirkungen der mehr nur quantitativen Hirnumrisse auf dem Schädel, wobei noch manche Beule oder sonstige krankhafte, von innen oder außen kommende, Erscheinung mit in den Kauf genommen wird. Er begreift eben nur den greifbaren Ueberrock des Geistes. Wir aber begnügen uns noch nicht einmal mit der meß-, wäg- und zähl-baren Quantität des Gehirnes selbst (die auch je nach dem Bau des Schädels verschieden vertheilt sein kann, vgl. u. A. Engel bei Waitz a. a. O. I 299); sondern wir vermuthen auch in seiner, mehr als mikroskopischen, Qualität verborgene Träger und Maße des Geistes, und zwar die allerwichtigsten.

Beiderlei Eigenschaften aber, die Masse wie der Stoff an sich, stehn unter den gestaltenden Einflüssen der Übung, also der Bildung, nach dem allgemeinen Gesetze der Wechselwirkung zwischen Organ und Function, Werkzeug und Wirksamkeit, auf welches wir in diesen Blättern öfters zurückkommen. Natürlich meinen wir positive und negative Wirkungen, je nachdem die Ursache arbeitet oder ruht, sodann auch gesund und naturgemäß oder krankhaft (schwindsüchtig oder mit Fiebergewalt) arbeitet. Wiederum gilt das Gesetz, daß mit der Ursache die Wirkung aufhört.

Die subtile Frage: ob Organ oder Function bei dieser Wechselwirkung der Zeit nach die Grundursache sei, ob also auch in ethnischer Beziehung der Physis oder der Psyche der geschichtliche Vorrang gebühre: wagen wir zu Gunsten der ersteren zu entscheiden.

Im Anfang war der Stoff! Freilich wird er schon bei seiner ersten Bewegung mit elektrischer Schnelle zur Form eines bestimmten Inhaltes, der bereits bei seinem embryonischen Werden auf seinen Erzeuger zurückwirkt. Dennoch fallen beide nicht in Einen mathematischen Punkt zusammen. Aber mit der Zeit kann sich dieses Verhältnis umkehren, wenn wir anders mit Recht (wenn auch mit hinkendem Gleichnisse) sagen dürfen: der Stoff wächst und wandelt sich nur in arithmetischer, sein jüngster und edelster Sohn aber, der (Menschen-) Geist in geometrischer Proportion, so daß dieser sich mit der Zeit zwar nicht völlig von jenem emancipiert, wohl aber in der Wechselwirkung die thätigere Stellung einnimmt und in stärkerem und rascherem Maße sein Organ umbildet, als dieses ihn jetzt noch bestimmen, resp. begrenzen kann. Indem nun ferner der Geist seine Schranke zwar nie (in völliger dualistischer Sonderung) aufhebt, aber immer mehr erweitert, erhält er natürlich selbst freieren Spielraum, und seine Bewegungen gegen die beschränkende Form werden immer müheloser und erfolgreicher. Und so weiter und wachsend bis — leider nicht in Ewigkeit, aber doch bis in unberechenbare Zeit! Wir werden später unten, wo wir leise an die Pforte der Zukunft klopfen wollen, uns dieser Sätze erinnern. Treten wir jetzt wieder auf unseren festern prosaischen Boden zurück.

Der Bequemlichkeit wegen fassen wir die kennzeichnende Farbe der Haut, des Auges und des Haares, bei welcher wir noch verweilen und welcher wir unten bei den Beispielen der Rasseneintheilung vielfach begegnen werden, in dem englisch-französischen Ausdrucke Complexion zusammen.

Nach Flourens (bei Perty a. a. O. 76) findet sich gleichermaßen bei allen Rassen über der Lederhaut (dem Derma) eine doppelte Epidermis oder Oberhaut, und zwischen der inneren Lage der Letzteren und der Lederhaut der mehr und minder stoffreiche Farbenapparat, dessen Grundlage Kohle ist. Die innere Epidermis nennen wir mit Vogt u. A. die Schleimschichte, aus deren Zellen die obere, die Hornschichte, hervorzugehn scheint. „Die Färbung der Haut beruht wesentlich auf den innersten Zellen der Schleimschicht", auf deren Kernen sich dunkle Farbenkörnchen niederschlagen. Vogt a. a. O. 153 ff.

gibt Ausführlicheres über Farbe, Schichten und ganzen Bau der Haut, namentlich auch (nach Kölliker) bei dem Neger, bei welchem sich die Färbung sogar auf innere Körpertheile erstreckt (ebds. und S. 229. 234. nach Pruner, sowie in einer ausführlichen Besprechung des Negertypus von J. Hunt in der Sitzung der Anthropological Society am 17. Nov. 1863 s. „Reader" 1863 II p. 672).

Die Farbe des Haares liegt in der, die Haarröhren füllenden Flüssigkeit. Die Farbe des Auges in seinen verschiedenen Theilen würde einer ausführlicheren Darstellung bedürfen, als unser Raum und gegenwärtiger Hauptzweck gestatten.

Alle diese Farben haften nur bis zu einem gewissen Grade an Rasse und Volksstamm und selbst am Einzelwesen. Indessen ist jener oft schnell vorübergehende, manchmal (wie beim Haare) dauernde, Wechsel der Farbe, welcher durch Zustände und Anregungen des physischen und psychischen Gefühls beim Chamäleon wie bei dem feinsinnigen Menschen hervorgerufen wird, nicht gleichartig mit dem Wechsel der Complexion. Greises (graues und weißes) Haar ist ein andres, als das gesunde weiße oder aschblonde erwachsener Menschen und selbst der Kinder, ließe sich indessen eher mit letzterem vergleichen, wann dieses später in dunklere Tinten übergeht. Das Erröthen und Erbleichen beruhet nicht auf eigentlichem Farbenwechsel der Haut, sondern auf Blutbewegungen. Die dunklere Färbung der zunehmenden Jahre erstreckt sich gewöhnlich auf das Haar nicht allein, sondern auch auf Haut und Augen. Blaue Kinderaugen können später braun werden und im Alter wieder bläulich, schwarze sind gewöhnlich angeboren und bleiben. Wir wissen ja, daß selbst der Schädel mit zunehmenden Lebensjahren seine Form ändert. Solcher Farben- und Formen-wechsel nach den Altersstufen des Einzelwesens, ja auch des Sammelwesens, also ganzer Völker (Näheres bald unten) ist noch nicht durchweg genügend erklärt. Auch wohl nicht die Einwirkungen des Alters, der Lebensweise und der Gemüthsbewegungen auf das Haar, das bald bei greiser Farbe in seiner Fülle bleibt, bald großentheils ausfällt, ohne daß die ausfallenden noch auch die zurückbleibenden Haare greisen. Die beiden Hauptgründe der eigentlichen Complexion sind, ähnlich wie bei dem ganzen Körperbau, die Abstammung und die Natur des Wohnplatzes, an welche sich die der

Lebensweise knüpft. Natürlich hat auch hier die Mischung der Stämme die ihrer Merkmale zur Folge.

Der Regel nach stimmt die Farbe der Haut zu den, näher unter einander verbundenen, Farben der Augen und des Haares. Nicht sehr häufig sind blaue (bläuliche, graue u. dgl.) Augen mit schwarzen Brauen und Wimpern; häufiger braune, aber weit seltener ganz dunkle, Augen bei blondem Haare. Der Bart behauptet öfters Autonomie, der kunstreichen Willkür des Trägers zu geschweigen.

Die Farbe der Haut hat wohl mehr Schattierungen, als die des Auges, und ist jedenfalls ungleich stärker wechselnden und mehr zufälligen Einwirkungen ausgesetzt. Die Feldarbeit in freier Luft bronziert oft den norddeutschen Bauer, daß er dem französischen ähnlich wird. Sein vielleicht ursprünglich hellblondes Haar erhält alle Stufen zwischen strohgelb und schmutzbraun, das Auge aber behält die graublaue Farbe, wenn es sie ursprünglich besaß. Häufiger behalten Bäuerinnen unter gleichen Verhältnissen sehr helle Haut, während dagegen ihr Haar ebenfalls sehr bald „wetterfarb" wird.

Dagegen aber wird Haut und Auge zugleich durch Gelb- und Schwarz-sucht gefärbt; und schon eine nervöse Ermattung entfärbt das braune Auge. Krankhaft ist auch die helle oder eher bleiche Complexion des Albinos, die selbst unter Negern (bekanntlich auch unter Thieren) vorkommt und die sonstigen Rassenmerkmale nicht ändert.

Nicht immer sind solche krankhafte Änderungen ganz ohne ethnische Bedeutung. Vielleicht sind es auch vorzugsweise bestimmte Volksstämme, unter welchen regellos neben ganz dunkler Complexion hellfarbige, von der des Albinos unterschiedene, und dabei häufiger mit rothem, als mit gelbem oder aschblondem, Haare verbunden, vorkommt. Wir bemerkten sie namentlich unter den Juden in Deutschland und etwa auch unter den Oberitalienern.

Weit mehr ethnischen Grund mag die Erscheinung ganz dunkelfarbiger Familien neben den häufigeren recht eigentlich blondhaarigen mit hellblauen Augen und weißer Haut unter den Engländern haben, wenn anders bei ersteren keltisches (altbritisches oder auch im Gefolge der Normannen hereingekommenes französisches) Blut

im Spiele ist, wogegen sich jedoch Manches einwenden läßt. Auf verwandte Erscheinungen kommen wir alsbald nachher zu sprechen.

Künstliche Einwirkungen auf die Farbe der Haut und des Haares sind viel erkennbarer, vorübergehender und ethnisch unwichtiger, als jene obigen auf den Schädel und auf das Gerippe überhaupt. Ethnische Bedeutung haben sie als verbreitete Sitte. Schminke, Ätzung und Tatowierung der Haut, färbende Seife, Färbung, Bleichung, auch Kräuselung u. s. w. des Haares, dazu auch, (schon bei den alten Aegyptern) Perücken und Touren, sind leidige uralte Erfindungen. Oft giengen sie gerade von wenig gebildeten, ja fast wilden Völkern aus, wie so viele andere häßliche und keineswegs naturwüchsige Gebräuche, z. B. die erwähnten Schädelverhunzungen, auch das Kauen und Rauchen beizender und narkotischer Stoffe, das vergiftend auf den Einzelmenschen und seine Nachkommen wirkt.

Jene Wandelung, besonders die Verdunkelung, der Complexion bei dem Einzelwesen, dem erwachsenden Kinde, tritt denn auch bei ganzen Völkern im Laufe der Zeit auf. In vielen Fällen aber reichen die uns bekannt gewordenen Mischungen nicht zur Erklärung aus, und ebensowenig der Wechsel der Wohnsitze, wodurch wir sonst die Verschiedenheit der Complexion zwischen blutsverwandten Völkern oft hinreichend erklären können. Etwas deutlichere Mitwirkung zu dieser Veränderung innerhalb Eines Volkes in geschichtlicher Zeit zeigt bisweilen der geringere, aber dennoch nachgerade wirksame Wechsel des Klimas, welchen das Volk im eigenen Lande ohne Ortswechsel erfährt.

Die Gründe dieser klimatischen Veränderung sind verschieden: bald menschliche Thätigkeit und Unthätigkeit, wie Anbau oder Verödung und Verheerung, Entwässerung, Entwaldung u. dgl., bald planetarische und atmosphärische Vorgänge. Letztere haben in der Urzeit der Erde, wohl theilweise auch schon des Menschengeschlechtes, die stärksten und ausgedehntesten Veränderungen des Bodens und seines Pflanzen- und Thier-lebens hervorgebracht. In geschichtlicher Zeit wirkten vulkanische Ausbrüche, Überflutungen durch Lava, Sand, Schlamm, Wasser, Wanderungen der Gletscher und des Treibeises u. s. w. In Grönland schlossen Eismassen einen ganzen bewohnten Landtheil von der

lebensfähigen Welt ab und ließen eine dänische Kolonie hülflos erstarren. Auch Island wird immer kälter, und leidet zugleich unter vulkanischer Verwüstung und Verschlackung früher bewohnbarer Gegenden. Wer weiß, wielange noch seine wackeren Bewohner ihre altgermanische Sprache und Sitte in ihrem arbeitsvollen Stilleben bewahren können! Gleiches gilt von den Nordfriesen mehrerer Inseln und Halligen; das Meer drängt sie allmählich zur Auswanderung und Zerstreuung, wie denn die Feindschaft der Nordsee nicht geringen Antheil an der Zersplitterung und Schwächung des zähen friesischen Volksthums hat. Bekannt ist ihre Rache an ganzen Bevölkerungen Hollands, die ihr den fruchtbaren Boden erst mühevoll abgerungen hatten, nur um mit ihm rettungslos zu versinken. Griechenlands heilige Haine hat frevelnde Menschenhand zerstört, und thut es immer wieder von neuem zu Gunsten der Ziegenherden und ihrer unidyllischen Hirten, wo die Staatsgewalt in dem entwaldeten und entwässerten Lande neue Waldung anpflanzt. Umgekehrt hat die civilisierende Gewaltthat englischer Grundbesitzer die keltischen Urbewohner Hochschottlands von ihrem alten Boden vertrieben, um ihn zur Trift für ihre Schafherden zu machen. In Persien haben Barbarenhände das kunstreich bewässerte Land aus einem Garten in eine Wüste verwandelt, die immer mehr ein Opfer des Sandes wird, während dagegen in Algerien artesische Brunnen aus der Sandwüste neue Oasen zu Tage fördern. Die Fortschritte oder gleichsam die glücklichen Rückschritte in Aegypten unter Ismail Pascha durch Canal-, Weg-, Acker-bau und Industrie schildert ein Berichter der A. A. Z. 1863 Nr. 285 Beilage. Wo vorher ausgedehnte Wüsten nur zu Sonnenbrennspiegeln dienten, bewässern jetzt Dampfpumpen die Baumwollsaaten; und wo einst das Kameel durch Sand und Staub watete, rollt jetzt die Locomotive. In Oberaegypten waren sonst 2000 Feddans Land mit Baumwolle bepflanzt, jetzt 100,000. Alexandria zählte zu Anfange unseres Jahrhunderts 15,000 Einwohner, jetzt 400,000, darunter 70,000 Fremde. Die sonst so schädlichen Einflüsse des Klimas haben sich mit ihm durch die Bodenkultur ungemein gewandelt. Die große Wasserverdunstung erzeugt Frische, die Vegetation lockt den sonst so spärlichen Regen an, und das Thermometer,

das vor Jahren nicht selten über 30° Réaumur zeigte, stieg 1863 nie über 24° R., in den Wüsten Babyloniens aber unter gleicher Breite oft wochenlang auf 38—41° R. im Schatten, „eine Temperatur, von der weiland König Nebukadnezar sicherlich keine Vorstellung gehabt hat". Die alten Plagen der Augenkrankheiten und der Dysenterie verlieren jährlich an Intensität, und die Sterblichkeit hat sich, namentlich unter den Europäern und ihren Nachkommen, bedeutend verringert.

Wir kehren zu dem engeren Thema der Complexion zurück. Waitz a. a. O. I 46 ff. gibt viele Beispiele für den Einfluß des Klimas und des Bodens auf dieselbe; freilich ist bei vielen auch Abstammung und Blutmischung zu den Ursachen zu stellen. Die Juden und noch weit mehr die viel später eingewanderten Zigeuner haben in Deutschland gewöhnlich immer noch einen fremdartig dunkeln Farbenton. Gleichwohl sind jetzt unter den Juden auch wirkliche Blonde nach deutscher Art nicht selten, mit mehr und minder hellem, jedoch nicht leicht aschblondem, Haare (das anderartige rothe Haar unter dunkelfarbigen Völkern erwähnten wir schon), ziemlich heller Haut und blauen, grauen oder hellbraunen Augen. Im höheren Norden, wie in Schweden und in Sibirien, wird bei ihnen die helle Complexion zur Regel, wie sie denn auch in wärmeren Erdstrichen desto dunkler werden. Pruner, („Krankheiten des Orients" 1847 S. 83 bei Waitz a. a. O. 51) hat großen Farbenwechsel der Europäer in Ländern und Klimaten anderer Welttheile beobachtet.

Ein merkwürdiges Beispiel des Complexionswandels liegt uns ebenso nahe, wie wir es anderseits bis in die Ferne zweier Jahrtausende verfolgen können. Es ist die, mit der Höhe des Wuchses und einigen anderen Eigenschaften verbundene, Hellfarbigkeit der Kelten in allen ihren Wohnsitzen; sodann in noch stärkerem Maße der Germanen, und in geringerem selbst der Iberer (s. u.), zur Zeit und nach den Berichten der Römer im Verhältnisse zu der heutigen Beschaffenheit ihrer Nachkommen. In England wurde (nach Jarrold „Anthropologia" 1858 p. 155. 216. bei Waitz a. a. O. I 82) seit dem Anfange des 15. Jahrh., also lange nach den größeren Völkermischungen, die Zunahme dunkler Complexion wahrgenommen. Aus-

führlichen Bericht auf andere Stelle verschiebend, bemerken wir hier nur Folgendes.

Die Franzosen, in ihrem stärksten Bestandtheile die Nachkommen der keltischen Gallier, haben den heutigen Römern und Italienern überhaupt gegenüber durchaus nicht die den alten auffallende Hellfarbigkeit behalten. Die unter den Nordfranzosen nicht seltenen, unter den Deutschen häufigen braunen Haarfarbenstufen (zwischen Gelb und Schwarz) scheinen in der alten Zeit nur selten vorzukommen.

Leider freilich sind die Berichte über die Complexion der Völker, aus der Gegenwart noch mehr als aus der Vergangenheit, oft ebenso unzureichend und widersprechend, wie jene über die Schädelform. Gewöhnlich liegen ihnen nur Beobachtungen einzelner Volkstheile zu Grunde, deren Mischungen sehr verschiedenartig sein können. Die schreibseligsten Touristen schließen gar nur aus den Anwohnern der Landstraßen auf das ganze Volk, das sie aus den Fenstern ihrer Wägen und Wirthshäuser zu überblicken vermeinen. Gesammtberichte über ganze Völker dürfen nur aus der Vergleichung vieler Einzelberichte über die verschiedenen Gebietstheile, sowie über die verschiedenen Stände, Altersstufen und Geschlechter hervorgehn, wie sich schon aus unsern wenigen obigen Bemerkungen ergibt. Abgesehen von reiner oder gemischter Abstammung, färbt und gestaltet die Atmosphäre und die Lebensweise mannigfach in Berg oder Thal, Palast oder Hütte.

Gilt dieß von den gleichzeitig lebenden Theilen eines Volkes, so gilt es auch nicht minder von seinen Geschlechtsfolgen im Laufe der Zeit. Möglich (s. o.), daß die Zeit an sich, das Lebensalter der Völker, also der Sammelwesen, gleichwie das der Einzelwesen, Gestalt und Farbe wechseln läßt. H. M. (Marggraff, in Brockhaus Blättern für lit. Unterhaltung 1863 Nr. 37) behauptet „ein allgemeines Naturgesetz, wonach bei Völkern wie bei Individuen im Alter die Haare von selbst nachdunkeln". Im allgemeinen jedoch legen wir lieber die Zeit mit ihrem Inhalte den Wandelungen zu Grunde. Zu diesem gehört, wie wir wiederholt bemerken, besonders auch die Nahrung, also der Stoffwechsel, dessen Veränderung im Laufe der Zeit noch stärker ist, als unter den verschiedenen Volks-

klassen je Einer Zeit, und der den größten Einfluß auf Knochenmasse, Fleisch und Hautfarbe hat.

Entwickelung, Bildung, Mischung und andre in dem Lebenslaufe der Völker nie fehlende Vorgänge fördern einerseits den oben besprochenen Sonderungstrieb, indem sie wachsende Individualisierung und Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Farbe zur Folge haben, und zwar bei allen Wesengattungen, bis zur Gartenpflanze herab. Anderseits aber bewirkt die höchste Volksbildung (s. o. über die „Volksnatur") in ähnlicher Weise, wie die Gesammtthätigkeit des noch kindlichen und halbwilden Volkes, aber bei weit stärkerer Selbstthätigkeit des Einzelmenschen, die Ähnlichkeit sämmtlicher Volksglieder in leiblichen und geistigen Gewohnheiten, in Haltung, Tracht, Gesundheitspflege, Sitte und Weltanschauung. Alle Erziehung und Bildung macht die zahllosen Nullen der Gattung zu zählenden Ziffern, vermischt aber zugleich die scharfen Trennungslinien.

Wir stehn hier an der Schwelle des geistigeren Gebietes der Volksnatur. Bevor wir sie aber überschreiten, verweilen wir noch länger bei bestimmteren Beispielen und Versuchen der Rasseneintheilung nach vorwiegend physiologischen Merkmalen, indem wir zugleich auf die obigen Bemerkungen über dieselben zurückverweisen. Diesen Beispielen der Rasseneintheilung mag eines für die Beschreibung einer einzelnen Rasse nach ihren Hauptmerkmalen vorausgehn. Ihr Gegenstand sei die schwarze (Neger-) Rasse Afrikas zunächst der weißen gegenüber. Wir fassen das Wichtigste aus den ausführlichen Mittheilungen und vielseitigen Abwägungen bei Waitz a. a. O. I 106 ff. zusammen, und verweisen die Wißbegierigen für noch ausführlichere Angaben Pruners u. A. auf Vogts 7. Vorlesung a. a. O.

Skelett überhaupt schwerer, die Knochen im Verhältnisse zu den Muskeln dicker und größer, besonders der Schädel dick, dicht und hart (was jedoch ebenfalls bei ganzen Völkern anderer Rassen bemerkt wird), oft auch ohne Nähte; sein Inneres (Dimensionen, Capacität) nach Einigen geringer, deßhalb das Gehirn kleiner, nach Pruner auch härter. Gesicht im Verhältnisse zur Oberfläche des Schädels größer, nach unten sich schnauzenartig vergrößernd und vorschiebend, Vielen klein erscheinend, indem der Kopf schmal und seitlich zusammen-

gedrückt ist. Stirn klein und kugelig, ihre Oberfläche uneben (Blumenbach). Die dunkeln Augen vorliegend, ihre Höhlen größer (nach Sömmering, anders Prichard), enggeschlitzt. Die Knochen der Wangen vorwärts gerichtet, daher deren Grube tief. Die Nase hat mehrere Besonderheiten, ist namentlich dick, breit und platt, ihre Löcher weit. Die Lippen, besonders die obere, wulstig; roth in dunkeln Schattierungen, nach innen zu heller. Oberkiefer langgestreckt, schmal, nach vorn gerichtet. Zunge dick und groß. Gaumen groß und lang. Zahnraum weit, vorzüglich zu Gunsten der Backenzähne; Schneidezähne, besonders die oberen, schief und vorgeneigt (bekanntlich bei mehreren Rassen und einzelnen Volksstämmen), sehr lang; die Weiße der Zähne erleidet namentlich in Afrika viel Ausnahmen und mag oft durch Abreibungen u. dgl. erzeugt sein. Kinn klein, zurücktretend, aber breit; der Rand der Kinnlade schmal und nach vorne verlängert. Ohr abstehend, klein, dickwandig, auch (bei niederen Rassen überhaupt) gleichmäßiger gerundet. Haar wollig, jedoch von Thierwolle ganz verschieden; nicht nach den Grenzen hin verloren abnehmend, sondern perückenhaft abgesetzt; oft nur in unterbrochenen Büscheln; dicker, härter, elastischer, glänzender, meist kürzer; beim Säuglinge kastanienbraun, seidenartig, mit zunehmendem Alter sich schwärzend und kräuselnd; Bart gering und spät wachsend, Backenbart selten. Hals kürzer und dicker; Nacken stark, und die Wirbelsäule wenig gebogen (daher auch der Kopf sehr tragefähig). Brustkasten größer und gewölbter. Becken enger und rückwärts geneigt, woher auch Neigung zum Hängebauche kommen soll. Glieder: Unterarm und Unterschenkel länger; besonders die Hände und die Finger an sich (deren Zwischenhaut weiter heraufreicht) lang, schmal und hart anzufühlen, wogegen die Zehen klein sind, durch die Kleinheit und die Stellung des Daumens aber den Fingern ähneln. Die (von Serres „kaukasische" genannte) Hautfalte, welche unten vom Handballen nach der Querfalte an der Einlenkung der drei letzten Finger aufsteigt, soll den Negern, aber auch den Abyssiniern, fehlen, und bei den Mongolen, Chinesen und (Nord-) Amerikanern nur angedeutet sein. Das Bein erscheint kürzer, ist aber im Grunde länger, als bei dem Europäer, da der Oberschenkel um

Geringeres kürzer ist, als der untere länger; wogegen der oben und unten platte Fuß den Knöchel näher am Boden hat, auch die Ferse niedriger, aber länger und breiter ist. Schenkel und Waden sind dünn, der Körper überhaupt nicht zur Fettfülle neigend. Dicke und Schwärze des Blutes und damit zusammenhangendes phlegmatisches und choleriſches Temperament wollen Mehrere bei den Negern, Andere auch bei den hellfarbigen Bewohnern heißer Zonen bemerken. Drüſen und Geſchlechtstheile ſind ſtark entwickelt. Die Haut ist dick, kühl, unempfindlicher gegen die Sonne, ſammetartig anzufühlen (jedoch nicht bei allen Negervölkern); ihre Farbe ist nicht gleichartig dunkel; auch wechſeln die Angaben über ihre Vertheilung in den äußern und inneren Häuten, ſowie über die Ablagerung des, dem Neugeborenen noch mangelnden, Pigmentes (ſ. o. darüber); die ſtärker und beziehungsweiſe übler riechende Ausdünſtung der Haut wird von Foiſſac dem Pigmente zugeſchrieben, da ſie auch den ſchwarzen Hunden und Vögeln in Guinea eigen ſei. Die umbildende Einwirkung der Örtlichkeit, Lebensweiſe und geiſtigen Entwickelung auf alle Raſſeneigenheiten läßt ſich ganz beſonders bei den Negern verfolgen. Sie theilen mehrere dieſe Eigenheiten, wie wir oben andeuteten, mit andern Raſſen und Menſchenklaſſen; die kletterfähige Geſtalt der Glieder ebenſo, und zugleich einigermaßen mit den Affen, an welche auch noch andere der eben beſchriebenen Eigenheiten erinnern, während andere einen Gegenſatz bilden, wie die Dicke der Lippe und der Ohrenwand.

Wir kommen nun zu den Verſuchen mehr und weniger umfaſſender Eintheilung der Menſchenarten (Raſſen, Stämme, Bezirke) nach den, im einzelnen bereits beſprochenen, Merkmalen, für welche ſich dabei noch manche Ergänzungen ergeben werden.

Vorerſt entnehmen wir einem Aufſatze im „Morgenblatt“ 1855 Nr. 14 (bei Pott „Ungleichheit“ u. ſ. w. 28 ff.) folgende, zunächſt nur auf die Haarfarbe gehenden, Äußerungen. Das in Mitteleuropa vorherrſchende braune Haar ſei, als die neutrale Mitte, durch die Miſchung der blonden Volksſtämme mit der alten ſüdlichen Bevölkerung hervorgebracht. Dunkle Haarfarbe ſei auf Erden die häufigſte, helle vorzüglich und ſo ziemlich ausſchließlich [etwas zu Viel geſagt] in Europa zu Hauſe, und dort auch nur in gewiſſen

nördlichen Breiten. „Gegenwärtig finden sich die blondesten Menschen auf der Erde nordwärts vom 48. Breitegrade. Diese Linie schneidet ab England, Belgien, ganz Norddeutschland, und einen großen Theil von Russland. Zwischen dem 48. und 45. Breitegrade liegt ein zwiespaltiger Strich mit braunem Haar in verschiedener Schattierung, der das nördliche Frankreich, das südliche Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Piemont umfaßt, durch Böhmen und Deutsch-Oesterreich lauft und die georgischen und cirkassischen Länder des russischen Reichs berührt. Unterhalb dieser Zone am Südende der Karte von Europa weisen Spanien, Unteritalien und die Türkei die echt dunkelhaarigen Stämme auf.“ Der Verfasser nimmt zwar im allgemeinen die Farbenskala von Flachsblond bis Blauschwarz vom Norden bis zum Süden Europas an, leitet aber die Farbe doch „nur“ von der Rasse ab und legt unsers Bedünkens zu geringes Gewicht auf die Einwirkungen des Klimas. Er sagt noch: „Nehmen wir den 51. Breitengrad und verfolgen ihn rund um die Erde, so sehen wir ein Dutzend Nationen gleich verschiedenfarbigen Perlen auf ein Halsband gereiht. Das europäische Stück des Bandes ist blond, während die Tataren, die nördlichen Mongolen und die indianischen Ureinwohner Amerikas schwarzes straffes Haar haben; und in Canada sehen wir die Kette wieder durch die blonden sächsischen Köpfe unterbrochen“, die aber (bemerken wir dagegen) erst seit wenigen Jahrhunderten dorthin kamen und bis heute durch Nachwanderer vermehrt und erhalten werden. Freilich setzt der Verfasser selbst noch hinzu: „Daß Klima und Lebensweise nicht ohne Einfluß sind auf die Gestaltung des Rassencharakters und damit eines Hauptzeichens desselben: des Haares, ist nicht zu bestreiten. Jedenfalls aber äußern diese unwandelbaren Ursachen einen irgend merkbaren Einfluß erst nach langem Zeitverlauf; und die Geschichte [nota bene!], soweit sie zurückreicht, kennt kein Beispiel, daß ein dunkelhaariges Volk blond geworden wäre [doch vgl. o. über die Juden im Norden; wir vermuthen sogar, daß die alten Kelten und Germanen den hohen Grad ihrer Blondheit dem längeren Einflusse des nördlichen Klimas verdankten], oder umgekehrt fließende Locken sich in Negerwolle verwandelt haben“. Für Letzteres

warten wir einstweilen das Zeugnis tausendjähriger angelsächsischer Kolonien in den eigentlichen Negerländern Afrikas ab. Jedenfalls dürften blonde und braune Krausköpfe in Europa, innerhalb obiger Grenzen, heutzutage häufiger sein, als zur Römerzeit. Ein Volk „Zabala" in Abyssinien mit langem blondem Haare (Petermanns Mitth. 1863 IX) bedarf der Bestätigung.

Bei den Menschen wie bei den Thieren erstreckt sich die Verschiedenheit des Haares sowohl auf dessen Farbe, Bau und sonstige Eigenschaften, wie auf seine Gruppierung und auf seine Vertheilung nach den Körpertheilen, an welchen wiederum seine ganze Beschaffenheit wechselt (vgl. die obige Beschreibung des Negerhaares und u. a. Vogt a. a. O. I 159 ff.). So z. B. ist der Körper des Europäers, außer den stärker behaarten Theilen (deren Quantität und Qualität jedoch auch bei ihm sehr verschieden ist), mit einem Flaume bedeckt, welcher dem Neger und dem Mongolen fehlt, während dagegen die Ainos auf den Kurilen durch bärenhafte Zotten am ganzen Körper gegen ihr Klima geschützt sind, wie ähnlich einst das sibirische Mammuth. Übrigens zeigen die Haare der Thierarten weit stärkere Unterschiede, als die der Menschenrassen (vgl. Waitz a. a. O. I 109 ff.).

Is. Geoffroy St. Hilaire und Bory de St. Vincent theilen die Menschen in zwei große Rassen mit schlichtem und mit krausem Haare. Letztere umfaßt die Neger Afrikas und der Südsee, auch die Kaffern und Hottentotten. Andere legen eine Zweiheit der ganzen Complexion der Rasseneintheilung zu Grunde, indem sie alle Farben unter die Kategorien Weiß und Schwarz (Hell und Dunkel) theilen und zwischen diesen Hauptrassenfarben nur Varietäten annehmen. Dieser Dualismus ist freilich leichter zu behalten, als die 63 Varietäten, welche Klöden (Handbuch der phys. Geographie S. 866 vgl. R. Wagner in Petermanns Mitth. 1863 Nr. 5) bei Rasseneintheilungen nachweist. L. F. A. Maury („La terre et l'homme" Paris 1857) nimmt drei Haupttypen der Hautfarbe nach an: den weißen, gelben und schwarzen. Zwischen ihnen liegen viele Uebergänge und Mischungen. Sie entsprechen den Bezeichnungen der kaukasischen, mongolischen und afrikanischen Rasse. Zwischenrassen sind die boreale, malayo-polynesische, amerikanische

oder rothe, hottentottische und papuische. Diese fünf und jene drei Abtheilungen entsprechen zugleich ziemlich genau acht zoologisch-botanischen Regionen. Andere Eintheilungen der Rassen nach Farben verzeichnen wir weiter unten.

Um das Verhältnis der Rassenmerkmale zu den Wohnsitzen zu ergründen, müssen wir immer auch die Nachbarn des Menschen in letzteren, die Thiere und die Pflanzen, im Auge zu behalten suchen. Der Einfluß des Klimas und des Bodens auf die verschiedenen Wesengattungen muß ein gleichartiger sein, obschon nicht der gleiche; darauf gründet sich der Begriff der botanisch-zoologischen Region oder Provinz, der an sich richtig ist, so vielfach auch seine Anwendung irre. Die Verschiedenartigkeit der klimatischen Einwirkungen in jeder Region richtet sich nach der der Wesen an sich, sodann nach der ihrer Lebensweise und nach dem Maße, in welchem sie den äußeren Gewalten ausgesetzt oder gegen sie geschützt sind. Natürlich kommt hier zunächst die Thierwelt in Betrachtung und in Vergleichung mit dem Menschen, als ihrer obersten Ordnung.

Bei den Thieren ist der mächtige Einfluß der Örtlichkeit und ihres Wechsels besonders durch die mit den Europäern in Südamerika eingewanderten Gattungen, aber auch durch viele andere Beobachtungen hinlänglich erwiesen. Perty (a. a. O. 26) führt mehrere Beispiele an. Im Himâlaya bekommen englische Pferde und Hunde nach 1–2 Wintern feine Wolle zwischen den Haaren; Heber sah dort sogar einen behaarten Elephanten, das Gegenstück zu seinen Verwandten im alten Sibirien. Die 1764 auf die Falklandsinseln eingeführten Pferde haben sich sehr vermehrt, sind aber zu Ponys herabgewachsen. Die Rinder dagegen sind dort größer, haben sich aber in drei, besonders durch die Farbe geschiedene, Rassen getrennt, die sich nie [?] mit einander vermischen. Ebendaselbst in den höheren Gegenden soll (nach Darwin) die Rasse der mausgrauen Kühe sogar einen Monat früher kalben, als die der braunen und der schwarzgefleckten. Nach Brolik sollen die ungehörnten Rinder auf Island und den Orkaden sowie im Norden von Schweden und Dänemark durch Füttern mit getrockneten Fischen entstanden sein. Dieser Grund kann aber, unsers Wissens, nicht für die in Paraguay vorkommende Um-

artung gehörnter Rinder in ungehörnte geltend gemacht werden. Weit deutlicher sind die Gründe für mangelhafte Gliederung z. B. der Seh- und Athmungs-werkzeuge in unterirdischen Gewässern lebender Thierarten, wie des Olms (hypochthon anguinus). Ebenso für den Wachsthum der, von Milne Edwards in einer durchlöcherten Büchse auf den Seinegrund versenkten, Froschlarven ohne Wandelung in Frösche, eine Thatsache, die an das geheimnisvolle Gebiet des sogenannten Generationswechsels heranreicht.

Wo der Einfluß der Oertlichkeit auf die Thiere über die Grenzen der Art hinausgeht, bleibt, wie bei den Menschenrassen, die Frage nach der Mehrheit der Stammeltern oder der Urzellen eine offene. Eine ganze Reihe von Erscheinungen, in welchen verschiedene Thiergattungen gleichmäßige Einwirkung der äußeren Natur zeigen, scheint die Möglichkeit völliger Umartung zu befürworten, d. h. jedoch immer nur die Entstehung einer Varietät, deren Besonderheit der der Art ähnlich, nicht gleich, ist. Die, lange Zeit hindurch und völlig der Natur und der freien Bewegung überlassenen, Nachkommen europäischer Pferde, Rinder, Schweine, Hunde, Katzen in der neuen Welt werden zu zahlreichen gleichartigen Massen, welche jene Individualisierung und Vermannigfachung der Kultur verloren haben, ohne eigentlich zurückgeartet zu sein, und ebenso, ohne in bereits bestehende Arten überzuarten, ob sie gleich mit den neuen Landesgenossen gewisse Einwirkungen der Landesnatur gemeinsam erleiden, und zwar weit schneller und stärker, als die eingewanderten Menschen. In dieser neugewonnenen Gleichartigkeit pflanzen sie sich in größter Fülle fort, im Gegensatze zu den durch Mischung entstandenen Varietäten oder Halbrassen unter Menschen und Thieren. C. Vogt („Zoolog. Briefe" I 551) spricht von „wohl charakterisierten constanten Rassen", welche die nach Amerika eingeführten Pferde und Schweine unter dem Einflusse des Klimas erzeugt haben.

Wir haben mehrmals der gleichartigen Gestaltung der Menschen und der Thiere innerhalb bestimmter Bezirke gedacht. So steht dem hellfarbigen Menschen des Nordens eine Reihe hell behaarter und befiederter Thiere zur Seite, welche wir gewöhnlich als besondere Arten ihrer dunkelfarbigen Verwandten in andern Zonen betrachten,

obgleich wenigstens das äußere Winterkleid mehrerer Thiere gemäßigterer Zonen nicht bloß dichter, sondern auch entschieden hellfarbiger ist, als ihr Sommerkleid. Ebenso steht in Guinea der Negermensch neben dem negerartigen Hunde und Schafe. Agassiz verweist auf die Nebenordnung der schwarzen Affen mit den afrikanischen Menschen, der braunen Affen mit den (chocoladefarbigen) Malayen. Unhaltbarer ist die Nebenordnung des Chimpanze mit dem Neger als Dolichokephalen, des Orang-Utang mit dem Malayen als Brachykephalen (vgl. Edinburgh Review CXVII 1863 über Huxley u. A.). Das Mammuth Sibiriens, dem wir jenen Elephanten im Himálaya zur Seite stellten, das wollige Nashorn des Diluviums u. s. w. empfiengen eine dem Klima angemessene Haarbekleidung. Wie steht es mit dem Menschenhaare in dem Hochlande von Angora (Ankyra in Kleinasien), wo die meisten Hausthiere seidenartige Haare tragen? H. Lüken („Die Einheit des Menschengeschlechts" Hannover 1845 § 7) vergleicht u. a. das umfang- und fettreiche Hintertheil des südafrikanischen Buschmanns (andre Vergleichungen s. o.) mit dem Fettbuckel des Kameels und des Zebus (indischen Ochsen), sowie mit dem Fettschwanze des syrischen und des berberischen Schafes. Er schreibt „der Hitze" diese Wirkung zu.

Wir benutzen auch seine ansprechende Darstellung der menschlichen Hauptrassen (a. a. O. S. 8), in welcher er sich zunächst an Blumenbachs Fünftheilung anschließt. Die edelste der Rassen, die weiße kaukasische, mit ovalem Gesicht, blondem oder schwarzbraunem Haar, bewohnt die Mitte der alten Welt, von Europa aus über Westasien bis nach Nordafrika. Ihr gegenüber steht im Norden und Osten die gelbe mongolische, in gedrückter Gestalt, mit plattem Gesichte und ausgetretenen Backenknochen; sie geht vom Chinesen in Asien bis zum Lappen in Europa und zum Eskimo in Amerika (aber der Lappe gehört zunächst zu dem hellfarbigen Finnen, beider Sprache freilich nebst der mongolischen zu der ural-altaischen Klasse neuester Forscher; den Eskimo trennen mehrere Forscher, auch Prichard, wohl allzu entschieden von dem rothhäutigen Welttheilsgenossen; indessen ist es wichtig, daß beide sich, auch als unmittelbare Nachbarn, nie mischen, wenn Crawfurds Behauptung in der Ethnolog. Society 9. Dec. 1863 richtig ist, s. „Reader" 1863 II 704. Dagegen sollen im fernen Süden die Quicholas

in Guadalajara den Eskimos sehr ähnlich gestaltet sein, obschon nicht so dick und untersetzt, wie diese, nach Lyon bei Waitz Anthr. IV 60. Einiges Nähere über die Eskimos lassen wir unten folgen); den Mittelpunkt dieser Rasse bilden die nomadischen Mongolen und Kalmücken Hochasiens. Die amerikanische Rasse schließt sich in körperlicher Bildung an die mongolische (ihre Besonderheit hebt neuere Forschung weit stärker hervor); in der Farbe variiert sie mehr von der hellröthlichen bis zur lohbraunen und, bei einzelnen Stämmen am Orinoko, selbst bis zur schwarzen. Wie die mongolische, hat sie hervorstehende Backenknochen und langes schwarzes Haar, aber kräftigere und höhere Gestalt. Die schwarzgebrannte Negerrasse der heißen Zone hat schwarzes krauses Wollhaar, platte eingedrückte Nase und aufgeworfene Lippen; ihr Schädel nähert sich durch die zurücktretende Stirn und die vorgedrängten Kiefern am meisten der thierischen Bildung. (Andere geben diesen Vor- oder Hinter-rang unter allen Menschenrassen am meisten den Australnegern.) Zwischen dem Neger und dem Kaukasier steht die malayische Rasse von Hinterindien bis an die letzten Inseln der Südsee; ihr Haar geht ins Krause über, Mund und Nase treten mehr hervor und die Backenknochen mehr zurück. Sie theilt sich in zwei Stämme, einen helleren und einen dunkleren, die Papuas, der auch durch sein wolliges Haar dem Neger näher steht.

Hierzu bemerken wir sogleich einstweilen Folgendes. Die Kluft zwischen diesen beiden Stämmen der malayischen Rasse erweitert im allgemeinen die neuere Forschung, zugleich aber auch die zwischen dem dunkleren dieser Stämme, dem Australneger, und dem afrikanischen Neger. Dieser nun ist durchaus nicht synonym mit „Afrikaner", der noch vielgestaltiger ist, als der Amerikaner, und vielleicht nicht so sicher, wie dieser, nur Eine Rasse umfaßt. Prichard und andre Forscher trennen die Hottentotten und andre Südafrikaner vielleicht allzuscharf, sogar als besondere Rasse, von dem Neger, da sich eine Reihe von Zwischenstufen findet. Aber anderseits liegen auch Zwischenstufen zwischen dem Neger und dem polar ihm entgegenstehenden Kaukasier, zumal „den braunen Völkern der kaukasischen Rasse, wovon die Kopten und Kabylen als letzte Sprößlinge sich erhalten haben", wie Pott a. a. O. mit

Sömmering („Über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer" S. 15) von den Fulahs sagt, diesem immer weiter im inneren Afrika seine Herrschaft ausdehnenden Volksstamme, „dem nordwestlichsten der Negerrasse", welchem (nach Burmeister, Geologische Bilder II 141) auch der bekannte Schauspieler Ira Aldridge angehört. Pott citiert die Vermuthung einer Mischung der Neger mit Mauren, aus welchen die Fulahs entstanden wären. Aber an die Stelle der Mauren setzen wir lieber — wenn anders die Fulahs wirklich ein Mischvolk sind! — auch aus sprachlichen Gründen, die Malayen, die wir auch außerhalb der oben gezeichneten Grenzen mit Bestimmtheit in Madagaskar, wie anderseits in Formosa finden.

Eigene und fremde tiefer eingehende Untersuchungen, deren Ergebnisse die Grenzen der Rassentheilungen häufiger erweitern und sogar verwischen, als schärfen und verengern würden, dürfen wir auch hier noch nicht vorlegen.

Cuvier und nach ihm u. a. Eschricht („Über die Schädel und Gerippe in den alten dänischen Grabhügeln", deutsch von Zeise in der „Natur" 1857 Nr. 31) nehmen nur drei Hauptrassen an: den Kaukasier mit nahezu kugelförmigem Schädel und kleinem Gesichte, dessen Seiten und der Mund nicht hervorragen, was der Mund in des Negers langem Gesichte thut; das des Mongolen ist niedrig, aber sehr breit und flach. Zur mongolischen Rasse stellt Cuvier sowohl die „sibirischen" (finnischen!) Lappen und Eskimos, als auch die Amerikaner.

Rudolph Wagner hat sich an der oben angeführten Stelle und in einer ihr sich anschließenden Schrift von der Ansicht: daß die sogenannten Rassenschädelformen unter allen Völkern vorkommen, zu der Annahme besonderer Schädelform nicht bloß für große Rassenbereiche, sondern auch für jedes Volk bekehrt, so daß er nur Variationen innerhalb enger Formgrenzen annehmen möchte. Es kommt hier sehr Viel darauf an: aus welchem Zeitraume eines Volkes die Schädel stammen, da die Mischung schon in den ältesten Weltmonarchien in oft starken Maßen vor sich gieng. R. Wagner ververlangt a. a. Orte und in Petermanns Mitth. 1863. Nr. 5 mit

Recht die Prüfung weit mehrerer Exemplare aus den einzelnen Völkerkreißen, als man bisher zu vergleichen pflegte und vermochte.

Er schlägt vor, je hundert und mehr Schädel aus folgenden, vorzugsweise ungemischten, Völkern in vier Gruppierungen zu sammeln: 1) Lappen und Eskimos (vgl. o. Cuvier, und dagegen unsere obige Bemerkung gegen diese Zusammenstellung). 2) Chinesen und Hindus, obgleich beide sonst physisch und sprachlich sehr verschieden seien (freilich!); der Hindusschädel habe geringe Hirncapacität. 3) Kaffern und Hottentotten sammt den Buschmännern. 4) Drei schwarze Südseestämme: Neuholländer mit schlichtem, Papuas mit perückenartigem, Negrillos mit krausem Haare (unklare und doch auch allzu entschiedene Eintheilung!).

In andre vier Hauptgruppen theilt er die Schädel der Mitteleuropäer, nämlich in kleine und große Kurz- und Lang-schädel, alle mehr und weniger orthognath (geradbackig) und mit kaukasischem Gesicht; nur die großen Kurzschädel, Brocas Eurykephalen, nähern sich ein wenig dem (welchem?) „asiatischen" Typus.

Die Rassenschädelformen nach Retzius und nach Zeune zählten wir oben auf.

Burmeister (Geschichte der Schöpfung) nimmt drei rassenhafte Schädelformen an: 1) elliptische, 2) quadratische, 3) ovale. Zu 1) gehören schwarze Neger in Afrika und auf den Südseeinseln, braune Hottentotten, roth-braune Karaiben, letztere mit schlichtem, die andern mit krausem Haare. Zu 2) gehören einige Amerikaner, die Mongolen, Chinesen und Samojeden; andere Kennzeichen dieser Rasse sind hellgelbe Haut, schwarzbraune hängende Haare, schwacher Bart, breite Nase, schief geschlitzte Augen. Zu 3) gehören Blumenbachs Kaukasier, viele Südseeinsulaner (Malayo-Polynesier) und wahrscheinlich auch die alten Mexikaner.

Lesson (Species des Mammifères, bei Cotta a. a. O. S. 356) nimmt sechs rassenhafte Hauptfarben an, zertrennt aber dabei sichere Familiengenossen in weiße, nußbraunschwarze oder schwärzliche, schwarze, orangefarbige, gelbe, rothe Rasse.

Virey (a. a. O.) nimmt ebenfalls sechs Rassenfarben an in zwei Abtheilungen nach dem Gesichtswinkel von 80 — 90

Graden bei der weißen, gelbbraunen und kupferfarbenen, von 75 — 85 Graden bei der dunkelbraunen, schwärzlichen und schwarzen Rasse.

Aus vielen uns vorliegenden Versuchen einer allgemeinen Rassentheilung wählen wir noch die von Linnaeus Martin (Naturgeschichte des Menschen, bei Cotta a. a. O. S. 359 ff.) und die von Carl Vogt, an welche wir weitere Bemerkungen und Mittheilungen knüpfen werden, beide zunächst wegen der genauen Bestimmung der Merkmale.

Martin nimmt fünf buntscheckig benamte, aber fleißig gesonderte Hauptstämme an: 1) Den japetischen, der die kaukasische Rasse (Blumenbachs) und die Familien der Indogermanen, Semiten, „Mizramiten" (Berbern und Genossen), aber auch Kirgisen und andre „Tartaren" (Turuken) umfaßt. Merkmale: Kopf oval, Stirn frei, Nase vorragend, Backenknochen kaum vorspringend, Jochbogen mäßig zusammengedrückt, Ohren klein und dicht anliegend, Zähne senkrecht stehend, Kinn „wohlgebildet", Haare lang, selten kraus, nie wollig, Bart voll, Farbe verschieden. 2) Den neptunischen, den wir anderweitig den malayo-polynesischen nennen; er nimmt die Möglichkeit an, daß die Gründer der Reiche Peru und Mexiko diesem Stamme angehörten. Merkmale: Kopf rund, zuweilen an den Seiten abgeplattet, Gesicht etwas oval, Backenknochen und Jochbogen vorragend, Augen weiter aus einander, als bei Nr. 1, und etwas gegen die Nase gesenkt, Iris schwarz, Zähne senkrecht, Haar lang, schlicht, schwarz, Bart dünn, Glieder wohlgeformt, Fußsohlen klein, Haut lohfarb oder gelblich braun. 3) Den mongolischen, zu welchem er u. a. auch die Japanesen, Tibetaner und die Völker zählt, die unserer einsilbigen Sprachklasse angehören; sodann die nördlichsten Europäer, Asiaten und Amerikaner, wobei wiederum Lappen und Eskimos neben einander stehn. Merkmale: Kopf am Scheitel erhöht, Gesicht platt und breit, Kieferbeine und Jochbogen vorragend und sehr weit, Augen klein, schmal und schräg, Augenlider geschwollen, Augenbrauen gewölbt, Nase plattgedrückt, mit weit offenen Löchern, Kinn fast ohne Bart, Kopfhaare straff, schlicht und schwarz, Ohren groß und weit, Mund weit, Zähne senkrecht, Haut gelblichbraun. 4) Den prognathischen,

der die Schwarzen Afrikas, mit Einschlusse der Südafrikaner, und der Südseeinseln umfaßt. Merkmale: Kiefer groß und vorragend, Schneidezähne schräg nach vorn stehend, Stirne schmal, Kopf seitlich zusammengedrückt, Backenknochen und Jochbogen vorragend, Lippen aufgeworfen, Nase plattgedrückt mit weiten Löchern, Haar meist wollig, seltener kraus oder straff und lang, Bart dünn und steif, Haut schwarz bis braun. 5) Den occidentalischen, der beide Amerikas füllt. Merkmale: Stirne abgeplattet, Scheitel ziemlich erhaben (oder künstlich niedergedrückt), Backenknochen und Jochbogen rund vorragend, Augen enggeschlitzt, meist schräg, Nase ziemlich erhaben, zuweilen gedrückt, mit weit offenen Löchern, Mund groß, Zähne etwas schräg stehend, Haar lang, borstig und schwarz, Bart sehr dünn, Haut dunkelgelb oder kupferbraun.

C. Vogts, theilweise schon im Vorhergehenden berührte, Ansichten zeichnen wir zunächst, mit Einfügung und Einklammerung mehrerer Bemerkungen, nach seinen „Zoologischen Briefen" (Frkf. 1851 II 555 ff.), und ergänzen sie aus seinen, erst später heraus- und uns zu-gekommenen „Vorlesungen über den Menschen" (Gießen 1863).

Die Entwickelung der Kiefern steht in nächster Beziehung zu der Kulturfähigkeit der Menschen. Alle zu höherer Kulturstufe gelangten Völker gehören zu den Gradezähnern, den Orthognathen, deren Kiefer zurücktritt, die Schneidezähne senkrecht neben einander stehn; viele unkultivierte Rassen zu den Schiefzähnern, den Prognathen, deren Kiefer affenartig vortritt, die Schneidezähne schief eingesetzt sind, so daß sie beim Zusammentreffen um so mehr eine vorspringende Schnauze und einen kleinen Gesichtswinkel bilden, da — zumal bei dem Neger — die Nase gewöhnlich platt, die Lippen aufgeworfen sind. Der Neger ist nicht minder wie der „Europäer" Langkopf oder Dolichokephale; nur hat Jenes Schädel „gestreckte ausgezogene", der des Europäers rundliche, ovale Gestalt. Des Langkopfes Längendurchmesser verhält sich zu dem der Breite wenigstens wie 9 : 7, der des Kurzkopfes oder Brachykephalen höchstens wie 8 : 7; die hinteren Hemisphärenlappen des Gehirnes überragen bei Jenem, bedecken nur bei Diesem das kleine Gehirn. Der breite, rundliche und zugleich fast viereckigte Kurzkopf gehört namentlich dem

„Turaner“ und selbst dem europäischen Slawen. Dagegen haben besonders nomadische Völker statt des rundlichen Kurzkopfes einen pyramidalen, der fast mehr breit als lang erscheint. Übrigens kommen bei Lang- und Kurz-köpfen Schief- und Grad-zähner vor.

Vogt stellt seine Rassen unter fünf Hauptnamen: 1) Aethiopen, 2) Malayen, Südseemenschen, 3) Amerikaner, 4) Turaner, 5) Iraner.

Bei 1) den Aethiopen geht die Farbe von Dunkelbraun bis zu Sammetschwarz. Die Haut ist gewöhnlich glatt und riecht eigenthümlich. Der Körper ist bei den verschiedenen „Rassen“ hier muskulös, dort schmächtiger. Die schwarzen, selten braunrothen, Wollhaare sind gewöhnlich kurz. Das Gesicht ist platt, aber schmal, oft nach unten zugespitzt; die wulstigen Lippen sind hochroth; die Nase ist breit, platt, aufgestülpt, oben eingedrückt, die Nasenlöcher, von unten gesehen, mit den Augen parallel, die Nasenwurzel breit; die wohlgeöffneten Augen stehn weit von einander ab, die Backenknochen treten verhältnismäßig wenig vor; die Stirne ist schmal, seitlich zusammengedrückt und weicht gewöhnlich nach hinten sehr zurück; die Frauenbrust verlängert sich allmählich ungemein. Alle Aethiopen sind Schiefzähner, aber nicht alle Langköpfe. Dieß sind die Neger, die nomadischen Kaffern mit ziemlich hoher Stirn, wohlgebildeter gerader Nase und spitzem (der Neger mit breiterem) Untergesicht, und die Hottentotten mit gleichem Untergesicht, aber mit sehr platter Nase und kleinen tiefliegenden Augen; zu ihnen gehören die verkümmerten, verhungerten Buschmänner. (Seit Vogts Aufstellung ist die Kunde der afrikanischen Völkerstämme sehr vorgeschritten, aber bei weitem noch nicht abgeschlossen. Wir enthalten uns der Zusätze.) An die schmalköpfigen Aethiopen Afrikas schließen sich die breitköpfigen Negritos und Papuas der Südseeinseln an. Letztere sind schiefzähnige Kurzköpfe, mit stark vorstehenden Kiefern, welche aber einen breiteren Bogen bilden, als bei den Kaffern; ihre lange schwarze Lockenperücke unterscheidet sich sehr von der Wolle des Negers, dem ihr Gesicht sonst gleicht. Letzteres wird auch von den Alfurus berichtet, die aber langes, straffes Haar haben und von Vogt zu Nr. 2) gestellt werden; er rechnet zu ihnen ebensowohl die Neuholländer wie gewisse verkümmerte und zurückgedrängte Bevölkerungs-

theile der malayiſchen Inſeln. Er theilt hier und auch in andern Anſichten über die Bevölkerungen der malayo-polyneſiſchen und auſtraliſchen (mela-, mikro-neſiſchen) Inſelwelt verbreitete Irrthümer, deren Berichtigung wir hier nicht verſuchen dürfen. Die phyſiſche Verſchiedenheit der Bewohner iſt ebenſo groß, wie die ihrer Wohnplätze, entſpringt aber aus ſehr mannigfachen Urſachen.

Bei 2) den Südſeemenſchen iſt die Hautfarbe gelbbraun, das bald in helleres Mahagonigelb, bald in Schwarzbraun übergeht. Das Haar iſt ſchwarz, nie wollig, ſondern bald lockig, bald lang und ſchlicht; die Stirne iſt hoch, die Augen meiſt lang geſchlitzt, die Brauen geſchwungen, die Lippen oft nur wenig aufgeworfen, aber mit den Kiefern vorſtehend; die Naſe iſt gewöhnlich gerade, bisweilen gebogen, ſelten platt, und hat breite Flügel, bei den eigentlichen Malayen eingedrückte Wurzel. Bei letzteren ſtehn, gleichwie bei den Chineſen, die äußeren Augenwinkel oft nach oben; ihr Wuchs iſt im Durchſchnitt nicht hoch.

Bei 3) den Amerikanern iſt die Hautfarbe im allgemeinen thonfarbig, im Norden mehr ins Kupferrothe, im Süden ins Braune und Schwärzliche ſpielend, auf den Gebirgen heller (alſo auch hier unter ſtarken klimatiſchen Einflüſſen). Das Haar iſt ſchwarz (in Ausnahmsfällen ſilberblond), lang und ſtraff, die Brauen dicht, die Augen nicht groß und ſcheinbar ſchläfrig, die Naſe groß, ſtets gebogen und ſcharfrückig, ihre Flügel breit, ihre Löcher (wiederum von unten geſehen) mit den Augenbogen parallel. Die Stirne weicht gewöhnlich ſehr zurück, und die Kunſt hilft noch nach (ſ. o. über künſtliche Misſtaltungen, bei denen vielleicht doch bisweilen eine raſſenhaft naturgemäße Äſthetik mitſpielt!). Die Backenknochen ſind ſehr breit und ragen, wie auch die Kiefern, ſtark vor. Die Zähne ſtehn ſchief, ſollen aber bei den alten Kulturvölkern Mexikos (Azteken) und Perus (Inkas) gerade geſtanden haben. Lang- und Breit-köpfe wechſeln nach Stämmen. (Man vergleiche zunächſt, außer der obigen Schilderung Martins, die von Morton nach ungefähr 400 Schädeln aus beiden Amerikas gegebene (vgl. „Natur“ 1862): Schädel rundlich; Hinterkopf nach oben abgeflacht; Durchmeſſer von einem Scheitelbeine zum andern oft größer, als der Längendurchmeſſer; Stirne niedrig, zurückweichend, ſelten gewölbt, Backenknochen hoch, doch nicht weit von

einander abstehend; Augenhöhlen weit, fast viereckt; Nasenöffnung weit; Zähne meist senkrecht, kräftig und dauerhaft. Morton unterscheidet die Eskimos nach Charakter und Bau: Kopf groß und länglich, Stirne niedrig, Hinterhaupt stark hervortretend, Gesicht breit und flach, Augen klein und schwarz, Mund klein und rundlich, Nase ganz schwach, Gesichtsfarbe ziemlich hell; im Gegensatze zu den übrigen Amerikanern neigen sie (vgl. unser Obiges) zur Wohlbeleibtheit. Ihre Sprache jedoch hat amerikanischen Bau. Zu spät zur genügenden Benutzung und Epitomierung kommen uns die in Waitz Anthropologie IV mitgetheilten Berichte über die Verschiedenheit des Körperbaus unter amerikanischen Völkern zu. Einige andere neuere Berichte liefern wir unten nach.)

Nr. 4) die Turaner bilden die Festlandsrasse Asiens, namentlich Chinas. Ihre Hautfarbe geht von Gelbbraun durch reineres Gelb oder schmutziges Olivengrün bis zu reinstem Weiß, das besonders bei den vor klimatischen Einwirkungen abgeschlossenen Frauen vorkommt. Das Gesicht ist breit, flach, rundlich-quadratisch; die Backenknochen vorstehend; die Augen meist eng geschlitzt, klein, ihre Außenwinkel in die Höhe gezogen; die Nase gewöhnlich klein und stumpf; der Mund breit, aber nur wenig aufgeworfen; das Haar schlicht, schwarz, bei den hellhäutigeren Rassen auch öfters blond; die Stärke des Bartes wechselt nach Rassen. Der Kurzschädel herrscht vor und geht vom abgerundeten Viereck bis zur Kugelrundung. Die meisten Turaner sind Geradzähner; Schiefzähner namentlich die mongolischen Nomaden der Hochebene von Mittelasien mit pyramidalem Schädel, vorspringendem rundem Kinn, großer und abstehender Ohrmuschel, engen, von außen nach innen schief gesenkten Augen, deren Lider dick, die Brauen schwarz, kaum gekrümmt und, wie der Bart, dünn sind, und mit dicker, kurzer, unten sehr breiter Nase. Die türkischen Völker nähern sich in Allem dem edleren (europäischen) Typus (Vogt scheint zunächst nach den mit edlerem Blute gemischten Osmanlis zu urtheilen). Dem mongolischen dagegen die „Rasse" der Tschuden oder Ugrer (uralaltaische Sprachklasse), zu welchen im Norden Europas Lappen, Finnen, Esten (finnische Familie, in welcher sehr verschiedene Schädelformen, Complexionen u. s. w. vorkommen, vgl. einstweilen Berghaus in der „Natur" 1857; Waitz a. a. O. I. 84 ff. m. Origines Europaeae S. 212 – 13), stammverwandt mit den edler gebauten Magyaren, im Nordwesten Asiens Uraler und Samojeden gehören. Letztere

schließen sich an die Polarvölker Asiens und Amerikas an, die einander äußerlich sehr ähneln, aber durch den Schädelbau geschieden sind. Die Köpfe der Asiaten sind kurz mit geraden, die der Amerikaner lang mit schiefen Zähnen. Jene sind im Durchschnitte klein und zartgebaut, von weißer, jedoch „ranchiger" Hautfarbe, langem, straffem und grobem Haupthaare, breitem, plattem, fast rundlichem Gesichte, kurzer Nase mit breiter Wurzel und breiten weit offenen Flügeln, kleinen, dunkeln, geradgeschlitzten Augen mit dünnen und wenig gebogenen Brauen. (Nach Berghaus [„Natur" 1857 S. 174 ff.] sind die Samojeden kräftig gebaut, meist unter Mittelgröße. Eine starke Biegung der Wirbelsäule nach vorn in den Brust- und Lenden-wirbeln läßt Brustkasten und Becken mit ihren Muskelbedeckungen, nach einander entgegengesetzter Richtung, sehr hervortreten. Das Gesicht ist (mongolisch) platt, die Augen schmal, die Nase höchst eingedrückt, die Backenknochen vorragend, der Mund groß und dünnlippig, die Ohren groß und aufgestülpt, die Haut ziemlich weiß, aber die Augen, die Brauen und die harten, schlichten Haare schwarz; der Bart fehlt fast ganz oder wird ausgerissen). Die Amerikaner, die sich bis über die Aleuten verbreiten, sind ebenfalls klein und werden leicht fett, gleichen Jenen an Nase und Haar, haben starken Bart, den sie aber auszureißen pflegen, kleine schwarze schläfrige (amerikanische) Augen, etwas aufgeworfene Lippen. — Die Indochinesen mit einsilbigen Sprachen und alter Bildung im Osten des asiatischen Festlandes, auf der Halbinsel Korea und den japanischen Inseln (die eigentlichen Japanesen reden eine mehrsilbige Sprache, welche Boller zu den ural-altaischen zählt. Wir werden s. Z. die Frage untersuchen: ob sie den Ainos verwandt oder nur mit ihnen gemischt seien?). Diese (Vogts) Indochinesen sind ziemlich pyramidale Langköpfe mit schiefen Zähnen und vorspringenden Kiefern. Ihre weizengelbe Farbe spielt bald ins Röthliche, bald ins Hellgrünliche, ihr Haar ist schwärzlich, dicht und straff, der Bart dünn, die Brauen dicht und schief gebogen, wie auch die eng geschlitzten Augen; die Backenknochen stehn sehr vor, die Nase ist breit und etwas platt, die ziemlich schmale Stirne weicht zurück, die Lippen sind etwas aufgeworfen und wulstig, die Kopfbildung überhaupt erinnert an den Afrikaner. Nächstverwandt mit diesem Typus erscheint der der Tibeter und einiger (einsilbige Sprachen redender) Stämme Hinterindiens.

Nr. 5) die Iraner sind die „Menschenart", die unter den Namen der weißen oder kaukasischen bekannt ist. Vorzugsweise bei ihr leitet Vogt die Entwickelung des Pigmentes von dem Wohnorte ab. In gemäßigten Klimaten ist die Haut weiß, mit stellenweise durchschimmerndem Blute, hat dagegen in südlicheren Gegenden bald eine mehr grünliche Bronzefarbe, bald eine bis zum Schwarzen gehende braune Färbung. Das Haupthaar ist meist braun oder schwärzlich, und selbst die blonde Varietät im Norden sinkt mehr und mehr gegen die braune zurück. Der geradzähnige Langkopf wiegt vor; Ausnahmen s. u. Das Gesicht ist oval, oft sehr in die Länge gezogen, die Augen weit und gerade geschlitzt, die Nase vorstehend und schmal, ihre Öffnungen bilden, von unten gesehen, „einen Winkel über den Linien der Brauen", die Stirne ist gewölbt, der Gesichtswinkel nähert sich dem rechten, die Lippen sind nicht wulstig; Modificationen im Folgenden. Die ganze „Art" (Rasse) erstreckt sich von Vorderindien über die persische Hochebene und den Kaukasus bis über ganz Europa mit Ausnahme des „Nordens" und Ungarns, sowie über Nord-Afrika, etwa vom Wendekreise an, wobei sie indessen an dem arabischen Golfe längst dem Nillaufe bis weit gegen den Äquator hin vorrückt. Sie umfaßt die semitische und die indogermanische Familie, an welche sich (rassenhaft, nicht stammhaft) die Kaukasier und der Stamm, dessen Rest die Basken sind, anschließen. Die alten Aegypter, die Vorväter der (Kopten und der meisten) Fellahs hatten dunkelröthliche oder braune Farbe, volles Gesicht, platte Stirne, lang geschlitzte, aber gerade stehende, halb geschlossene Augen, vorstehende Wangenknochen, breite, ziemlich platte und sehr kurze Nase, mit S-förmig ausgeschweiften Öffnungen, dicke Lippen, die obere lang, wenig gespaltenen Mund, große und abstehende Ohrmuscheln, Haupthaar und Bart schwarz und gewöhnlich kraus, aber nicht wollig. Die Schädel der Mumien und der heutigen Fellahs sind denen der Neger an Festigkeit, sowie durch die vorspringende Kiefer und die schiefen Schneidezähne ähnlich, haben aber dagegen das langköpfige Oval, steil ansteigende und breite Stirne, wenig eingedrückte Schläfengruben und schöne Wölbung der regelmäßigen Schädelkapsel. Negerähnlichkeit zeigen auch mehrere semitische oder syro-arabische

Stämme: Abyssinier, Schangalas oder Nubier, Tibbus und Gallas. (An anderer Stelle werden wir mehrere hier vorkommende genealogische Irrthümer untersuchen, auch die verschiedenartigen Berichte über den Bau der alten Aegyptier und insbesondere ihrer koptischen Nachkommen mustern.) Bei den letztgenannten Stämmen Afrikas ist die Nase bald stumpf bald schmal und gebogen, die Lippen bald dick bald wohlgebildet, das Haar sehr lockig, immer aber die Zähne gerade, die Kiefern zurückweichend. Bei Arabern, Juden und Berbern ist der Rassentypus rein erhalten: der Schädel (jedoch nach Gosse „Essai sur les déformités artif. du crâne" 56 bei den Berbern „globuleux") und das Gesicht länglich oval, der Scheitel sehr erhaben, die Schädelknochen dünn, die Backenknochen etwas vorstehend, die Stirne steil, die Augen groß und schwarz, die Brauen wohlgeschweift, die Nase groß, scharf und meistens ziemlich gebogen, ihre Öffnungen wie bei den Aegyptiern (s. o.), das Haar schlicht und lang, der Bart stark und lockig, die Hautfarbe gewöhnlich braungelb, bei den Weibern oft ziemlich weiß (unter den berberischen Kabylen des algerischen Berglandes ist ganz helle Complexion häufig), der Gliederbau zart aber sehnig. (Hier sind noch häufige Eigenheiten zu bemerken, wie, bei den Juden wenigstens, die Krümmung der Nasenspitze, die Stellung und Bewegung der Kiefern, vielleicht auch die Stellung der Ohren). Zu den Berbern gehören auch die, im Namen des Christenthums zum Tode bekehrten Guanchen auf den kanarischen Inseln (s. o.; kleine Mumien derselben neben athletischen deuten auf zweierlei Stämme, nach Hodgkin in der Sitzung der Lond. Ethn. Society 21. Mai 1845).

Zu dem schönsten Typus gehören die Völker des Kaukasus, mit geradzähnigen oft rundlichen Langköpfen und sehr weißer Hautfarbe (Augen und Haare häufig braun, Haare auch schwarz, seltener roth; bei den Lazen, nach Koch, meist hellbraun, oft blond, sehr selten schwarz; der Wuchs gewöhnlich mittelgroß). Die Osseten oder Iron gehören nicht zu diesem Stamme der Kaukasier, sondern zu dem (iranischen) der Perser, Kurden und Afghanen, welche sämmtlich Kurzköpfe sind, wie auch die Slawen. (Nach Andern sind sie Langköpfe mit hohen Stirnen bis zu den Balutschen in Kabulistan hinauf, auch die Bilder in Persepolis; vgl. das oben, auch über die Slawen, Bemerkte). Dagegen sind die Hindus, mit zierlichstem Bau und bronzefarbener Haut,

Langköpfe, wie auch die Indogermanen Europas. Bei jenen Kurzköpfen sind die Stirnen breiter, die Augenbögen stark entwickelt, das Hinterhaupt dagegen niemals höckerig, sondern gerade abgeschnitten und die Höcker der Scheitelbeine weit nach hinten gerückt. Die Länge des Schädels überwiegt den Querdurchschnitt nur wenig, das Gesicht ist breiter und platter; ihr Ausdruck nähert sich dadurch dem turanischen. Soweit C. Vogt.

Die Schädel der Hindus sind nach vielen Berichten kleiner, als die ihrer Stammverwandten, vielleicht unter Einflusse der ausschließlichen Pflanzennahrung? Höhere Lage des Ohres theilen sie, wie man sagt, mit den Juden und mit den Mumien der Aegyptier. Anderem Stamme und vielleicht anderer Rasse gehören die vorhinduischen oder drawidischen Völker vom Dekan bis zu den Brahûis in Kabulistan, wie schon bemerkt wurde. Letztere haben, nach Pottinger, im Gegensatze zu den nahen Balutschen, gedrungenen Wuchs, dicke Knochen, runde und flache Gesichter, oft braune Haare. Die Bergbewohner Chondwannas im Dekan (Khonds), die sich jedenfalls reiner erhalten haben, als die (gewöhnlich gar nicht als ihre Verwandten erkannten) Bewohner der Ebenen, „sind Leute mittlerer Größe, mit feinen wohlgebauten Gliedmaßen und ovaler Gesichtsform, vorstehenden Backenknochen, stumpfen Nasen, feurigen Augen, dünnem Bartwuchs, sehr großem Munde und etwas aufgeworfenen Lippen, schwärzlicher Hautfarbe". Ein anderer Bericht (MacPhersons 1846) gibt ihnen „mongolischen Typus", nämlich viereckigen Schädel, niedre schmale Stirne, schwarzes rauhes dünnes Haar, hohe Backenknochen, weite flache Nasenflügel, rauhe schwarze Haut, starken Wuchs etwas unter Mittelgröße;" die (ebenfalls drawidischen) Bhillas findet dieser Beobachter ihnen unähnlich. Maury a. a. O. 373 stellt die drawidischen Völker, die unter sich bedeutende Verschiedenheiten zeigen, zwischen die mongolische und die malayo-polynesische Rasse. Wir glauben diese Verschiedenheiten von Kabulistan bis zu den Tudas auf den Nilagiris großentheils den sehr abweichenden Orts- und Lebens-verhältnissen zuschreiben zu dürfen, namentlich die hellere Complexion, den höheren Wuchs und theilweise auch die geistigen und sittlichen Vorzüge der Tudas. Auch von „Hindus" im Himalaya wird helle Complexion

ausgesagt. Nahe den Iraniern und dem erwähnten Drawidenreste Kabulistans wohnen die hinduischen „Kafirs“ oder „Siah-posch“, die neben den einzelnen Stammnamen den gemeinsamen eigenen „Kamoze, Kamože“ tragen. Ihre Gesichter tragen den Stempel ihrer Abstammung, unter Einflüssen des Wohnsitzes, die sie den europäischen nähern; ihre Augen sind theils dunkel, theils blau oder grünlich blau; die Brauen schön gewölbt; die Farbe des Haars wechselt zwischen Schwarz und lichtestem Braun; die der Haut ist sehr hell; der Wuchs hoch (vgl. die Verhandlungen der Bengal Society im „Ausland“ 1862 Nr. 51). Bei den Kindern fand man mitunter röthere Hautfarbe, hellbraune Augen, aschblondes Haar, hervorspringende Wangenbeine (nach A. v. Humboldt bei R. de Belloguet a. a. O. II 26). Wir lassen hier überall die höchste Instanz, die Sprache, unberührt.

Für die Basken vermisste Vogt die nähere Kenntnis des Baues und namentlich des Schädels, in welchem er den geradzähnigen Langkopf vermuthet. Indessen gibt ihnen eine bereits im „Ausland“ 1850 Nr. 111 (9. Mai) erschienene Beschreibung runden Schädel, offene entwickelte Stirne, gerade Nase, Mund und Kinn von feinster Zeichnung, ovales unten etwas schmales Gesicht, überhaupt schöne Züge, große schwarze Augen, schwarze Brauen und Kopfhaare, bräunlichen schwach gefärbten Teint, mittlere vollkommen proportionierte Größe, kleine gut geformte Hände und Füße. Auch R. Wagner schrieb ihnen anfangs Kurz- und Rund-schädel zu, erfuhr aber später, daß die Bewohner eines Todtenackers in Guipuzcoa sämmtlich Langschädel besaßen. Der genauere Bericht Brocas (bei Vogt, Vorl. II 326 ff.) besagt: daß er unter 60 echten Baskenschädeln eines Dorfkirchhofes keinen einzigen wahren Kurzkopf fand, sondern 12 Halbkurzköpfe, 19 Mittelköpfe (s. o.), 20 Halblangköpfe, 9 reine Langköpfe. Er unterscheidet (mit Gratiolet) Vor- und Hinter-Langköpfe (frontale und occipitale Dolichokephalen). Jene gehören namentlich den Germanen, diese den afrikanischen und oceanischen Negern, den Amerikanern und einigermaßen selbst den Basken. Jedoch unterscheiden sich Letztere von den afrikanischen, aber auch von den europäischen Rassen durch die Kleinheit des Oberkiefers, die geringere Entwickelung der Hauptthirnhöcker und das relative Schwinden

des Hinterhaupthöckers. Broca und Vogt vermuthen ihre ureinstige Einwanderung aus Nordafrika (wie bei den Affen auf Gibraltar), vielleicht als die Herculessäulen noch durch kein Meer getrennt waren. Roget de Belloguets Berichte über die Basken und ihre Vorväter nebst seinen mannigfachen Vergleichungen theilen wir nachher mit.

Soweit sich in den Basken das Blut der iberischen Familie am reinsten erhalten hat, ist uns ihr Körperbau (wie ihre Sprache) von besonderer Wichtigkeit, weil wir in ihnen den einzigen Rest der ältesten Familie Europas von edler Rasse sehen, deren Wohnsitze in ganz und halb geschichtlicher Zeit von Südfrankreich durch die pyrenäische Halbinsel und anderseits bis nach Sicilien reichten. Sie und die Ligurer giengen den gallischen (keltischen) Einwanderern voraus und wurden von diesen theils verdrängt, theils mischten sie sich mit ihnen. Aus dieser Mischung mögen sich starke und mitunter fast rassenhafte Unterschiede herleiten, die noch heute sichtbar, freilich aber schwer von den zahlreichen nachmaligen Mischungen zu trennen sind. Namentlich leitet Baron Roget de Belloguet (Ethnogénie Gauloise II) solche Erscheinungen in seinem Vaterlande Frankreich aus einer sehr alten Mischung einer ältesten dunkelfarbigen Bevölkerung mit den von Norden und Osten eingedrungenen hellfarbigen Kelten her.

Hier, wie überall, beklagen wir die Mangelhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Unwissenschaftlichkeit der ethnologischen Nachrichten in den Schriften der Klassiker. Eine sicherere Quelle bieten schon Abbildungen auf Denkmälern und Münzen und in Statuen; die sicherste freilich wohlerhaltene Schädel, deren Ursprung aber allzuoft nicht hinreichend beglaubigt ist. Wir kommen unten weiter auf diese Punkte zurück.

Im Süden Frankreichs wirkte sowohl das Klima, als die frühe geschichtlich bekannte Mischung mit Iberern, (Ligurern), Griechen (Massilia) und Römern (provincia Romana) dunklere Complexion. Bei den Iberern nämlich, kaum etwa die gemischten Keltiberer u. s. w. ausgeschlossen, dürfen wir sie im Ganzen wohl annehmen, obgleich auch römische Berichte auf Hellfarbigkeit deuten (s. R. de Belloguet a. a. O. S. 144 und meine Origines Europaeae S. 116), und nur Eine Stelle bei Tacitus (Agricola XI) indirekt

den Iberern dunkle Farbe und krause Haare zuschreibt, durch welche Eigenschaften ein Volk in England, die Siluren, von den (keltischen) Nachbarn sich unterschied, welche mehr und minder blond waren, jedoch nur die Kaledonier im Norden (Schottland) in ähnlichem Maße, wie die Germanen. R. de Belloguet, welcher die hellfarbigen Complexionen in Hispanien von keltischer Mischung ableitet, sagt (a. a. O. S. 144): „De trois médailles d'Irippo dans la Bétique (Bibl. Imp.), toutes les trois à têtes longues, l'une a les cheveux bouclés; ceux de la seconde paraissent frisés; la troisième les a raides et relevés en l'air comme les Celtes." Er findet, nach zahlreichen Münzen, in der aus iberischem und keltischem Blute gemischten Bevölkerung auf beiden Seiten der Pyrenäen den iberischen Charakter vorwiegend. „Ce croisement avait également arrondi la tête du Celte, assoupli et bouclé ses cheveux, en détordant, d'autre part, ceux des Ibères, puisque Adamantius (Physiognomica II 23 éd. Cornarius 1544) dit qu'ils étaient pareils chez les deux peuples." Er citiert namentlich keltiberische Münzen „qui nous présentent, à côté de quelques profils allongés et de quelques chevelures aux mèches raides et désordonnés, des figures rondes aux cheveux souples et bouclés" u. s. w. Er findet in den südlichsten Franzosen der Gegenwart noch den iberischen Charakter den gallischen überwiegend, namentlich den, durch keltische Mischung modificierten Rundkopf, verschweigt aber den Einwurf: daß, nach Mehreren (vgl. auch o. S. 159) die Basken ovalen Langkopf, und daß die meisten Spanier ebenfalls hohen Schädel, schmale Stirne und überhaupt mehr lange, als runde Gestalt haben, dagegen aber das Landvolk um Auch, im Herzen des französischen Baskoniens (wie es im 6. Jahrh. galt), fast kugelrunde Köpfe; freilich kommen (S. 150) Rundköpfe fast in ganz Frankreich vor.

Auf die zahlreichen Einzelheiten dieses fleißigen und scharfsichtigen Beobachters können wir hier nicht eingehn, schreiben aber doch, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes seine Angaben über altes und heutiges iberisches Gebiet ausführlicher aus.

Die Köpfe auf den iberischen Münzen bieten größere Mannigfaltigkeit, als die auf den gallischen, bei welchen sie dagegen Lelewel

(Types Gaulois) annimmt, aber nur mit Recht, sofern sie theils durch die Haartrachten, theils durch Ungeschick und Ungeheuerlichkeit der Zeichnung entstand. Bei den iberischen Köpfen herrscht der runde Typus vor, bisweilen erscheint auch das Viereck. Alle Hrn. v. Bellogue bekannten Münzen zeigen die Köpfe im Profil, die Stirne gewöhnlich niedrig und nach oben zurückweichend, den Brauenbogen oft vorragend, die Nase stark und gewöhnlich vorspringend, manchmal aber sehr flach, häufiger, als bei den gallischen Köpfen, wahre Adlernase (recourbé), ihre Wurzel fast immer nicht eingedrückt, bisweilen sogar hoch genug, um sich in mehr convexer als concaver Linie (c'est à dire busquée) dem Untertheil des Stirnknochens anzuschließen. Die Unterlippe steht gewöhnlich der oberen gleich, oft sogar stärker, hervor. Das gewöhnlich schmale Kinn springt sehr vor. Wo Bart erscheint, pflegt er kurz und sichtbar gekräuselt zu sein. Die ebenfalls kurzen Haare zeigen dreierlei Gestalt: 1. auf der Stirne emporgerichtet und zugleich negerartig gekräuselt 2. am häufigsten als Lockenkopf 3. in dicken steifen verworrenen Strähnen (Strüpfen, mèches), gleichwie auf dem (gallischen) Aes grave von Rimini und bei gallischen Bildsäulen.

Die Basken, von den Galliern — die der langköpfigen hochgewachsenen blonden Rasse angehören — stammverschieden, zeigen, wenigstens in Frankreich, bemerkenswerthe typische Beziehungen zu den Britonen von Finistère und, mit diesen, zu vielen Auvergnaten. Napier und Prichard geben den spanischen Basken die helle Complexion (blond, mit hellblauen Augen). Auch bei den französischen sah Hr. v. B. häufig Kinder und Frauen blond, bei vielen Erwachsenen die Haare braun, die Augen blau oder graublau und hell-, selten dunkel-braun. Schwarze Augen und Haare sah er nur bei den Frauen in St. Jean de Luz. Wohl aber gibt er, mit Quatrefages, den Basken dunkle, ziemlich blutlose Hautfarbe. Dieser findet gerade bei den wenigst gemischten in Guipuzcoa und Biscaya den Typus, den ich S. 159 (und schon in m. Orig. Eur.) dem „Ausland" nachschrieb, das leider selten seine Quellen angibt. Nun aber zählt Hr. v. B. eine Reihe abweichender Berichte auf: Rundköpfe mit viereckem Kinn und ziemlich starker Nase; ein zweiter spricht von Adlernase, ein dritter nennt sie schmal; der mittlere Wuchs wird hier klein und untersetzt

genannt, mehrere andere finden ihn durchschnittlich groß. Nicht minder abweichend lauten Berichte über die nahen Béarner. Hr. v. B. selbst fand bei den französischen Basken, außer der obigen Complexion, ziemlich hohen und schlanken Wuchs, bei den Frauen jedoch mannigfaltigen; die Stirne schön, die Brauen wenig vorspringend; die Nase, an der Wurzel ziemlich gedrückt, wölbt sich unmittelbar über dieser, krümmt sich nachher und richtet die Spitze senkrecht nach dem Munde hin, streckt sie aber auch manchmal gerade vor. Diese römische Adlernase fand er auf jenen hispanischen Münzen (s. o.) und zählt sie zu den Merkmalen der alten südlichen (vorkeltischen) Rasse, während andre der genannten Eigenheiten, namentlich die edleren Formen des Gesichtes, durch Mischung mit der (jüngeren, nördlichen) andern Hauptrasse entstanden seien. Der südliche Rundschädel erhielt sich namentlich in der Gascogne und in Aragonien. Er kommt in gallischen Gräbern wohl noch häufiger vor, als der (oft sehr) lange Schädel, welcher dagegen nebst gerader und vorspringender Nase auf gallischen Münzbildnissen als der (o. erwähnte) echt keltische erscheint und auch den heutigen Westbretagnern vorzugsweise eigen ist.

Auch in Großbritannien und Irland, sowie in Spanien, Deutschland und den angrenzenden Ländern (a. a. O. 168 ff. 197 ff. 235 ff.) kommen diese und andre alte Schädelformen in Zahlverhältnissen vor, welche in ihnen Vertreter rassenhaft (typisch) verschiedener Bevölkerungsschichten vermuthen lassen, über deren Zeitfolge die Ansichten abweichen.

Die inhaltreichen Untersuchungen des Hrn. R. de Belloguet über die Gründe der typischen Verschiedenheiten in Frankreich, Spanien und Großbritannien können wir hier ebensowenig weiter verfolgen, wie seine und Andrer Berichte über die Körperbeschaffenheit der alten und gegenwärtigen Bewohner jener Länder überhaupt. Auf seine Bemerkung über prognathe Köpfe in Frankreich kommen wir unten. Hier noch ein Wort über die Liguren.

Wir nannten sie vorhin neben den Iberern im südlichen Gallien; beim Beginne ihrer Geschichte zeigen sich ihre Spuren, wie es scheint, auch noch im nördlichen, aus welchem, und früher aus nördlicheren und östlicheren Wohnplätzen, sie durch die Kelten verdrängt worden sein

müſſen, bis über die Alpen nach Italien hinein, wo die Erdkunde ihren Namen noch heute gebraucht, ja bis nach Sicilien und Corſica. Ihrerſeits drängten ſie die Iberer vor ſich her, denen ſie vielleicht nicht bis über die Pyrenäen folgten; mitunter ſchoben ſich Kelten zwiſchen und in beide Stämme. Die griechiſchen Gründer Maſſalias fanden und bekriegten die Liguren dort, die Römer kannten ſie auf allen ihren Gebieten; aber Beide laſſen uns ſchmählicher Weiſe ohne nähere Kunde über ihre Sprache und bekennen ihre eigene Ungewiſſheit über ihre Abſtammung. Dieſe werden wir an andrer Stelle etwas ausführlicher unterſuchen, als in „Origines Europaeae“ geſchah, und entnehmen hier den Alten (vgl. beſonders Ukert Geogr. II 2 S. 287 ff.) nur einige ſpärliche phyſiologiſche Angaben. Eine Sage bei Ariſtoteles ſchreibt ihnen eine Rippe weniger zu, als den übrigen Menſchen, was eine raſſenhafte Beſonderheit wäre. Sie waren kleiner und hagerer als z. B. die Gallier, Männer und Frauen aber weit ausdauernder und muſkelkräftiger, fleißige und tüchtige Feld- und Wald-arbeiter, Jäger, Seefahrer und Krieger, an hartes und mühvolles Leben durch ihre Wohnorte gewöhnt, das auf jene körperlichen Eigenſchaften ſeinen Einfluß übte. Ihre effusi crines, die ſie in ſpäterem Zeitraume abſchoren, deuten auf ſchlichtes Haar.

Liguren und Iberer ſind keineswegs die einzigen alteuropäiſchen Völker, deren Stamm und Raſſe uns ungewis, wenn nicht völlig unbekannt iſt. Und doch iſt der Ethnologe verpflichtet, ſoweit als möglich zurück zu blicken und zu horchen, ob noch Umriſſe der Geſtalten, Nachklänge der Sprachen wahrgenommen werden. Die griechiſch-italiſchen Indogermanen fanden in Europa bedeutende Bevölkerungen vor, deren „barbariſche“ Sprachen und Körperbau immer nur wenige Beobachter unter Jenen fanden; etwas mehrere, aber oft einſeitige und parteiliche, ihre Sinnesweiſe und Sitte. Es iſt ſehr beachtenswerth, daß ſie den von Südoſten eingedrungenen Griechen ſo häufig durch eine Hellfarbigkeit auffielen, die wohl in gleichem Maße von der Raſſe, wie vom Klima herzuleiten iſt. Dieß gilt bis in ſpätere Zeiträume herunter, wenn auch in geringerem Maße, als von den germaniſchen und keltiſchen Nordvölkern, von den in Aſien und Europa wohnenden Skythen und von den Thrakern, welchen beiden

auch schlichtes und weiches Haar zugeschrieben wird, ähnlich auch den Nachbarn und Stammverwandten beider, wie den Arimaspen, Sarmaten, Geten, den „schönen, hochgewachsenen und mäßig blonden" Alanen (Ammian. Marcellin. XXXI 2), ja auch in Asien den Arienern und den Seren, den indischen Nachbarn der Skythen, wie denn in Iran bis zum Paropamisos hinauf auch in chinesischen Berichten und nicht minder in der lebendigen Gegenwart ganze Völker und Volkstheile heller Complexion vorkommen.

Die Alten schrieben die Gegensätze der Complexion und des Wuchses minder der Rasse als dem Klima zu. Aristoteles sagt (Problem. XIV 4. XXXVIII 2.): Augen und Haut seien bei den Südländern schwarz, bei den Nordländern hell, nämlich die Augen blau (aus innerer Wärme, wie jene schwarz aus Mangel daran), der Körper weiß, die Haare ebenfalls oder (wie auch die Seeleute πυῤῥοί seien) feuerfarb (rothblond). Plinius (Naturgesch. II 78) sagt: Die Aethiopen seien wie verbrannt (adusti, sonnengebräunt), ihr Haupt- und Bart-haar gelockt (geschwungen, vibratus), die Nordländer aber haben weiße Haut, blonde schlichte (promissas) Haare. Vitruvius (Arch. VI 1) gibt den Südländern niedren Wuchs, schwache Beine, dunkle Haarfarbe (colore fusco), schwarze Augen, krauses Haar, den Nordländern ungeheuere Körper von weißer Färbung, graublaue (caesiis) Augen, schlichtes rothes Haar (directo capillo et rufo).

Wir verzeihen den Alten leichter ihre Unkunde der Sprache und andrer Abstammungsmerkmale bei ihren roheren Vorgängern und Nachbarn, wie z. B. bei den Japygen und mehreren andern Völkern des südlichen Italiens und der Inseln, auch den Venetern in Oberitalien, als bei den Etruskern, diesem merkwürdigen, früh zu Bildung und Macht gelangten Volke. Freilich bieten auch die ziemlich zahlreichen Inschriftentexte in der Sprache dieses Volkes, die wir besitzen, selbst unsern besten Forschern noch nicht ausreichenden Stoff zu Bestimmungen über die Abstammung des Volkes und seiner Sprache, die jedenfalls nicht zu dem italischen Kreise im engern Sinne gehört. Hätten wir aber die etruskischen Bücher, die den Römern vorlagen, so würden wir ihren Schriftstellern die ärmlichen Notizen erlassen, die

ſie über die Sprache der Etrusker hinterlaſſen haben. Auch von ihrem Körperbau wiſſen Jene Nichts zu berichten, als daß ſie Fettbäuche („obesi et pingues"), und vielleicht („colorati" Martial. Epigr. X 68) dunkelfarbiger, als die Römer, waren, wenn nicht die auf Bildniſſen erhaltene braune Farbe der Augen und die noch hellere der Haare eher auf eine nur künſtliche Färbung der Haut ſchließen läßt. Nicht raſſenhaft wird auch die Bartloſigkeit der Männer auf Bildniſſen ſein; auch kaum jene Fette als Folge ihres Wohllebens. Wohl aber zeigen ihre Bildniſſe häufig kleinen und unterſetzten Wuchs, die Arme und die Naſe kurz und dick, das Geſicht groß und rundlich, die Augen groß, das Kinn ſtark und etwas hervortretend. Dagegen gibt Vogt ſeinen „Iranern" einen edelgeformten kaukaſiſchen Schädel als den „eines alten Etruskers" zum Muſterſchädelbild und nennt in ſeinen „Vorleſungen über den Menſchen" II 183 die Etrusker, nach den wenigen ſicheren Schädeln, entſchiedene Schmalköpfe. Wir dürfen, bei der Häufigkeit ſicher etruskiſcher Gräber, hoffen, Näheres über das ganze etruskiſche Knochengerüſte zu erfahren. Erſt dann werden wir nach Reſten deſſelben unter dem blühenden Fleiſche der florentiner Blumenmädchen und des toskaniſchen Landvolks überhaupt, ſowie bei näherer Kunde der etruskiſchen Sprache nach dem Urſprung der „gorgia", der in Italien ſonſt ſeltenen Kehllaute, der Toskaner fragen. Die angebliche Beziehung der Etrusker zu den noch räthſelhafteren, nach dem Obigen (S. 124) wahrſcheinlich breit- und kurz-köpfigen Raeten, die beim Beginne der Geſchichte bereits in die, jetzt romaniſchen, italieniſchen und deutſchen Berglande der Schweiz u. ſ. w. gedrängt waren, laſſen wir hier bei Seite.

Während in Italien ſchon früh das Römerthum alle Beſonderheiten andrer Stämme verſchlang, ſitzen noch heute im alten Oſtrömerreiche, wenn auch ſtark gemiſcht, doch noch in voller ſtammlicher Beſonderheit die Schkipetaren oder Albaneſen theils in dem Lande ihrer wahrſcheinlichſt vor den Griechen dort anſäßigen Vorfahren, theils haben ſie ſich auch im eigentlichen Griechenlande angeſiedelt. Ehe wir dieſen Vorfahren beſtimmter einen antiken Namen beilegen, müſſen wir deutlicher die ethniſchen Wechſelbeziehungen der Epiroten, Illyrier und Thraker erkennen, als wir bis jetzt vermögen. Zu den letzteren ſtellen

wir sie mit größerer Bestimmtheit, je wahrscheinlicher uns ihre wesentliche Stammeseinheit mit den östlichen Romanen (Moldowlachen u. s. w.) wird. Ihre Complexion wird nach Stämmen und Wohnplätzen verschieden angegeben; auffallender Weise aber soll die helle im Norden Albaniens weit seltener sein, als anderswo. Nach v. Hahn ist der albanesische Schädel über den Schläfen häufig ausgebaucht.

Bevor wir in einen neuen Bezirk unseres Gebietes eintreten, wollen wir noch einige Miscellen und zerstreute Angaben über die verschiedenen Typen und Rassen verzeichnen, immer nur als Streiflichter und als Beiträge zu einer Lehre, die wir hier nicht in Zusammenhang und Vollständigkeit aufstellen dürfen; auch zur Ergänzung der größeren Sammelwerke über diesen Gegenstand. Von diesen gibt am vollständigsten die physischen und psychischen Rassenmerkmale die „Anthropologie der Naturvölker" von Waitz, zunächst die der Völker Afrikas und Amerikas.

Einem Aufsatze Moritz Wagners über Chiriqui in Mittelamerika in Petermanns Mittheilungen 1863 VIII entnehmen wir folgende Bemerkungen. Die Indianer in Chiriqui und Veragua bestehn aus dreien Hauptstämmen: Doraces (Dorachos), Guaimies und Juries, die sämmtlich nach der Cordillere hin gedrängt worden sind. Sie erscheinen etwas größer und schlanker, als die Indianer in Peru, Ecuador und Guatemala, erheben sich jedoch nicht bis zur Mittelgröße. Ihre Hauptmerkmale theilen sie mit den tropischen Indianern überhaupt: Haut lohbräunlich (in hohen Gegenden lichter); Haar reichlich, lang, glatt und schlicht, etwas dick; Bart dünn; Statur kräftig; Stirne schmal, meist zurückweichend; Augen schief, länglich, mit scheuem jedoch stechendem Blicke; Backenknochen sehr vortretend; Nase gewöhnlich, jedoch nach Stämmen und Individuen wechselnd, nach mongolischer Weise breit gequetscht; Lippen wulstig, Mund ziemlich groß; Gesicht breit, sein Ausdruck viel energischer, als bei den phlegmatischen und stumpfsinnigen Indianern der meisten Hochthäler von Ecuador und Peru. Sie bemalen das Gesicht mit roher Pflanzenfarbe und feilen häufig die Schneidezähne spitz. Sie haben die Kunst ihrer Vorfahren vergessen, welche die Thon- und Metallarbeiten in deren Gräbern bezeugen. Die in Chiriqui eingeführten Afrikaner

sind muskulös, haben aber magere Beine. Sie stehn den Indianern nach in beharrlicher Kraft für die Jagd im Urwalde und für Bergwanderungen, sind aber desto geeigneter für das feuchtwarme Küstenklima, so daß ihre massenhafte Einwanderung in den ganzen Küstenstrich vom Golfe von Honduras bis zu dem von Uraba gedeihlich sein würde. Sie allein würden die waldbedeckten und größtentheils unbewohnten Wildnisse der ganzen nordöstlichen Tiefregion Mittelamerikas in Kulturland verwandeln können.

Was hier über den Rückschritt der Indianer in Kunstfertigkeit bemerkt ist, gilt weithin in Mittel- und Süd-Amerika, insbesondere auch für die Baukunst, sowie für die geselligen Einrichtungen überhaupt, deren früheres Bestehn wir zum Theil nur aus den großen Trümmerstädten, Straßenbauten u. s. w. der in Wildnis verwandelten Kulturstrecken erschließen. Diese Bildungsentartung ist die natürliche Folge der Disorganisation, der Unterbrechung und Verwüstung des einheimischen, naturwüchsigen Bildungsganges, vorzüglich, wenn nicht ausschließlich, durch die europäischen Eroberer. Es fragt sich nun, ob und wieweit die seitdem verflossenen, verhältnismäßig wenigen Jahrhunderte auch typische — leibliche und geistige — Niederartung hervorgebracht haben. Schon vor den europäischen Eroberungen mögen nicht unbedeutende typische Unterschiede zwischen den gebildeteren und den roheren Indianervölkern stattgefunden haben. Warren (bei Perty a. a. O. 104) schreibt Jenen größere Stirne und überhaupt bessere Schädelbildung zu; Morton behauptet das Gegentheil. Gegen die allgemeine Schwächung und Entartung der ureingeborenen Mittel- und Süd-Amerikaner spricht schon die Erhaltung ihrer Quantität, im Gegensatze zu den Nordamerikanern. Aber auch für ihre Qualität gibt namentlich die neuere und neueste Zeit manche günstige Zeugnisse, bei welchen wir jedoch die Qualität der eingewanderten Stämme und der Mischlinge mitberechnen müssen. Es ist schon von Gewicht, daß in den Bürger- und Rassen-kriegen nicht selten Mestizen und reine Indianer als Heer- und Staats-führer auftreten, wenn auch selten in so edler und bedeutender Gestalt, wie der reine Azteke Benito Juarez, dessen Charakter und Wirksamkeit einen tiefen Schatten auf seine französischen Gegner wirft. Im Staate Oajaca (in Jatlan,

jetzt Villa Juarez) geboren, ließ ihn ein reicher Creole studieren, und gab ihm, nachdem er das Advokatendiplom erworben hatte, seine Tochter zum Weibe, die ihn mit 10 Töchtern beschenkte (bis zum J. 1863), eine auch physiologisch beachtenswerthe Thatsache der Rassenmischung. Seine hohe intellectuelle und sittliche Begabung beurkundete er später als Gouverneur von Oajaca und endlich von ganz Mexiko.

Auf einige Bildungszeugnisse der Amerikaner kommen wir an andern Stellen zu sprechen, namentlich auch bei der Schrift.

Nach Paul Marcoy (s. „Ausland" 1862 Nr. 51) treten in Arequipa zwei indianische Typen auf, beide mit runden Gesichtern: Nr. 1 auf der Südseeküste mit platten Nasen, Wurstlippen, mongolisch schrägen Augen mit gelber Hornhaut. Nr. 2 Ketschua (Quichua) mit vortretenden Backenknochen, schräg aber „gut" gestellten Augen, Adlernase [wie die Nordamerikaner?], schwarzem schlichtem üppigem Haare.

Wir betreten nun Wege, die aus der Gegenwart und aus der geschichtlichen Vorzeit in eine tiefere zurück führen, deren Denkmale und Wahrzeichen unter der Oberfläche der heutigen Menschenheimaten liegen. In den Grüften, welche nur zum Theil noch der geschichtlichen Vorzeit angehören, beschaut der Forscher nicht bloß die Gebeine der Begrabenen, sondern auch, was ihnen aus der Oberwelt einst mitgegeben wurde. Die Hauptstoffe der mitbegrabenen Geräthe und Waffen: Stein, Bronze oder Kupfer, Eisen, gelten als Vertreter dreier Zeitalter und zugleich denn auch bestimmter Bevölkerungen, soweit diese in verschiedenen Bildungszeiträumen (Kulturperioden) die Bewohnermehrheit eines Landes und seiner Gräber ausmachten.

In den Übergangszeiträumen dieser Bevölkerungen, die, selten mit einem Male verjagt oder vernichtet, ganz verschwanden, erscheint neben dem eigenen Geräthe und Kunstwerk auch fremdes, durch Handel oder Raub gewonnenes, welches von Völkern eines höheren und beziehungsweise jüngeren Bildungszeitraumes herrührt. Kommt solche Mischung in stark zunehmendem Maße vor, so müssen diese gebildeteren Völker in naher und dauernder Berührung mit dem Volke der Gräber gestanden haben: als Grenznachbarn, als Besiegte und häufiger noch

als Beherrscher im eigenen Lande. So z. B. entlehnten die Gallier die Fabrikate der Römer und ahmten sie allmählich nach, wobei namentlich die Münzen die kindische und rohe Auffassung und Handhabung des hierinn noch unkünstlerischen Volkes zeigen, welches in anderen Richtungen unabhängigen Geschmack und Kunstfleiß entwickelte.

Sind aber die fremdartigen Reliquien seltener, so gelten sie als Zeugnisse für Verkehr und Raubzüge auf weite Entfernungen hin. Handel und Zwischenhandel brachte im frühen Mittelalter arabische Münzen in das baltische Bernsteinland, von welchen einst Pytheas von Massalia die erste Kunde in den gebildeten Westen brachte, und dessen Kleinod, wie einsmals den Träumen des Mythologen, so jetzt dem Forscherblick des Geologen reichlichen Stoff bietet. Die germanischen See- und Land-räuber brachten von ihren Wikingsfahrten Erzeugnisse des Kunstfleißes aus allen Zonen heim. Aus noch früherer Zeit erzählt die Sage vom delphischen Tempelschatze, den die keltischen Räuber bis nach Gallien brachten.

Neben den fremden Kleinodien wurden aber auch geraubte Menschen: Kriegsgefangene und Sklaven, als Todtenopfer mit ihren Herrn in die Erde versenkt. Desswegen gehört in Grüften, welche mehrere Leichname umschließen, die Mehrheit der letzteren nicht selten landfremden Stämmen an. Ebenso, und zwar weit deutlicher, haben uns ja auch die uralten Schildereien in den Weltreichen Mesopotamiens, Persiens und Aegyptens neben den Gestalten der Sieger auch die der Unterjochten in großer ethnischer Mannigfaltigkeit erhalten. In etwas geringerem Maße thun dieß auch plastische Kunstwerke aus jenen Monarchien und aus dem römischen Kaiserreiche.

Häufig liegt die Möglichkeit vor, daß Völker und einzelne Volksstämme, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern siedelten oder doch längere Rast hielten, Reliquien an weit aus einander liegenden Orten hinterließen. So z. B. findet Wocel (Sitzung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, s. Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 28) die größte Ähnlichkeit in bronzenen Waffen, Stäben und Ringen und in ihren Verzierungen (Streifen) in Gräbern Böhmens und Frankreichs (vgl. H. Bordier und Ed. Charton, Histoire de France), sowie in „kymrischen“ Münzen in Böhmen und auf

Jersey, und denkt dabei an die keltischen Bojer. Er vergleicht auch die Eberfeldzeichen auf gallischen Münzen und am Triumphbogen zu Orange mit gleichen in der Scharka bei Prag.

Die neueste Zeit hat eine höchst merkwürdige Gattung von Gräbern und Kenotaphien alter Geschlechter entdeckt, in welchen die Wahrzeichen menschlicher Thätigkeit gewöhnlich nicht neben Menschenresten liegen, sondern allein übrig geblieben sind. Wir meinen die vorgeschichtlichen „Pfahlbauten", besonders in der Schweiz, die auch häufig in geschichtlichen Zeiträumen bis heute in ähnlicher, nicht gleicher, Weise bei Anwohnern von Seen u. dgl. vorkommen, wie z. B. am Bodensee, auch in großen Städten, wie Venedig und Amsterdam. Das älteste geschichtliche Beispiel sind die Pfahlbauten der Paeonen im See Prasiás, welche der Vater der Geschichte, Herodotos (V 16), schildert.

Selbstverständlich sind solche Pfahlbauten zunächst in seenreichen Gebieten zu suchen, wie vor allen in der Schweiz (vgl. u. a. „Pälebyerne i de Schweitzerske Söer" in der Zeitschrift „Fra Udlandet" Christiania 1862 II. C. Vogt „Vorlesungen" II 126 ff.). Dort fand man zuerst 1829 im Züricher See Pfahlwerk. Aber erst 1853—54 entdeckte ebendaselbst bei Meilen F. Keller aus Zürich bei niedrem Wasserstande in einer „Kulturschichte" von Letten bis auf den Seeboden reichende Pfähle, menschliche Skeletttheile, Geräthe und Werkzeuge von Stein, namentlich Feuerstein, von Zähnen, Knochen, Horn, Holz; rohe Gefäße aus ungebranntem Thon, eine Bernsteinperle, eine Bronzespange, viele aufgeknackte Haselnüsse, Tannenreiser und -zapfen. Ähnliche Fünde folgten an vielen Orten der Schweiz und besonders auch am Bodensee. Die neueste Nachricht dorther lesen wir in der Österr. Wochenschrift 1864 Nr. 19, nämlich von „keltischen" Pfahlwerken bei Nußdorf und bei Maurach am Überlinger See. Jenes umfaßt mindestens drei, dieses über acht Morgen. In beiden wurden zahlreiche Geräthe und Waffen aus Stein, Thon, Horn und Bein gefunden, bei Maurach auch eine hühnereigroße künstlich durchbohrte Bernsteinkugel und eine kupferne Axt, der einzige bis jetzt in den Bodenseebauten vorgekommene Gegenstand aus diesem Metalle. Ein Pfahlbau von sehr eigenthümlicher Beschaffenheit wurde 1859

beim Torfgraben in einem ausgetrockneten Sumpfboden des Cantons Luzern gefunden. Die Nachforschungen wurden nun auch südwärts fortgesetzt. Man fand ähnliche Pfahlbauten u. a. in Savoyen (im Annecy-See); 1860 bei Mercuriago unfern Arona in einem Torfmoor und früherem Seeboden, wo neben steinernen Waffen und Geräthen auch bronzene, hölzerne und thönerne lagen, während anderwärts nur wenige eherne aus dem Schlusse des Zeitraums herzurühren scheinen. Ein großer und wahrscheinlich sehr alter Pfahlbau soll 1861 in einer Mergelgrube bei Cestione im Herz. Parma gefunden worden sein, dabei Thongefäße. Schon vor den Entdeckungen in der Schweiz hatte der Engländer Wilde in Irland „Bauminseln" (crannoges) mit Pfahlwerk auf niederen Inseln im Shannon aufgefunden, die größtentheils künstlich mit dem Ufer verbunden waren; auch hier fanden sich steinerne Geräthe („Fra Ublandet" a. a. O.).

Wir geben noch Einiges nach Vogt a. a. O. Die ältesten Pfahlbauten, in welchen noch kein Metall gefunden wird, stehn, besonders in der westlichen Schweiz, näher am Ufer und in geringerer Tiefe, als die wahrscheinlichst jüngeren. Dieser Umstand und die, ohne Zweifel einst über das Wasser gebauten, Böden von Wauwyl (s. nachher) lassen ein, wohl nur zeitweiliges, allmähliches Sinken und Zurückziehen des Seespiegels vermuthen, welchem die Ansiedler folgten. Viele Bauten stehn auf dem Boden jetziges Torfmoors und altes Seebodens. Die Pfähle aber sind gewöhnlich tief in eine darunter liegende ältere Schichte („Weißgrund, blanc fond", dem unteren Lettgrunde von Meilen entsprechend) eingerammt, welche größtentheils aus zermalmten Schalen der noch heute dort lebenden Schneckenarten besteht und an manchen Orten der Schweiz Elephanten- und Nashorn-knochen enthält, die anderswo in einer noch tieferen und ältern Schichte liegen. Die vollständigste dieser Bauten in dem Moossee von Wauwyl hat mehrere Böden (gleichsam kleine Stockwerke) über einander.

Auch die ältesten dieser Ansiedelungen müssen viel jünger sein, als die Höhlen und Anschwemmungen, in welchen in Frankreich und anderswo Menschen ihre Gebeine und andere Spuren hinterließen, und auf welche wir nachher kommen werden. Zur Berechnung des, gleich-

wohl über die bekannte Geschichte hinausreichenden, Alters der Pfahlbauten muß die der Torfbildungsfrist die Hand bieten. Die Pfahlbauten der östlichen Schweiz enthalten viel seltener Metallarbeiten, als die der westlichen. Die Pfähle der Bronzezeit sind dünner und zeigen noch andere Unterschiede, sind auch noch nicht von Torf überwuchert. Aus der Steinzeit stammen viele Bauten, namentlich am Bodensee, jene von Meilen und Wauwyl, sowie die, sichtbar durch (zufälligen oder angelegten) Brand zerstörte, von Moosseedorf. Andere reichen von dem Zeitalter des Steins bis in das der Bronze, wie die an den Seen von Biel und Neuenburg. Einige enthalten Eisengeräthschaften, wie der „Steinberg" am Bieler See. Viele, wie an den Seen von Neuenburg und Genf, auch bei Sempach, haben nur Bronze; eine, von la Tène bei Marin am Neuenburger See, nur Eisen, soviel bis jetzt bekannt ist. Seitdem sind „in den Pfahlbauten aus der Eisenzeit an der Tene bei Marine" viele Alterthümer aus geschichtlicher Zeit gefunden worden; Waffen, Geräthe, Scherben aus gebranntem Thon und sogar Münzen, die auf der einen Seite das „gallische" Pferd, auf der andern ein Kopfbild mit aufwärts gezogenem Haare zeigen und denen vom Schlachtfelde zu Tiefenau bei Bern gleichen (Feuilleton der N. Frankf. Zeitung). Aus ganz geschichtlicher Zeit rühren die Seestationen mit römischen Geräthen. Zu Moosseedorf wurden über der „Kulturschicht" römische Münzen in der oberen Torflage gefunden, und darüber noch, unmittelbar unter der Dammerde, Gegenstände aus dem Mittelalter — eine fossile Chronik verschiedener und wahrscheinlich verschiedenartiger Ansiedler an gleicher Stelle.

Möglich, daß die ersten Steininseln, die sich besonders in dem See von Inkwyl bei Solothurn finden, gleich jenen irischen „Crannoges", nur zu vorübergehenden Zwecken benutzt wurden. Spätere Pfahlbauten auch als Vorrathshäuser, neben den sicher zu Wohnung und täglichem Haushalt dienenden; wofür Desor Gründe angibt und Vogt auf Pfählen erbaute Magazine im heutigen Skandinavien zum Vergleiche zieht.

Im allgemeinen lassen schon die ältesten Bauten sammt ihrem Inhalte auf eine verständige und fleißige Bevölkerung schließen, die

mit noch geringen Mitteln Biel leistete. Der Schädelrest von Meilen, der einzige bis jetzt aufgefundene aus der Steinzeit der Pfahlbauten, und ein bei Altdorf gefundener Schädel (nach His bei Vogt a. a. O. II 324 ff. vgl. 144. 175.) gehörten Kindern an, und tragen im ganzen den Typus der heutigen deutschen Schweizer, im Gegensatze zu solchen der romanischen Schweiz (vgl. das über kraniologische Provinzen Gesagte).

Für Näheres über die Bauart der Pfahlwohnungen und ihren noch lehrreicheren Inhalt von thierischen, pflanzlichen und industriellen Resten, den wir im Folgenden nochmals gelegentlich berühren werden, verweisen wir auf die zahlreichen, vorzüglich im Jahre 1863 erschienenen, Schriften über diesen Gegenstand. Zu diesen gehört eine Abhandlung von Oskar Schmidt über die Urbevölkerung Europas (Öst. Wochenschrift 1863 Nrr. 34–40), welche die obige norwegische ergänzt und fortsetzt. Er hält die Pfahlbauer der Schweiz für schwächlicher, als die Helvetier, die wahrscheinlich die Wohnplätze der ersteren von Biel bis Genf niedergebrannt und nur ausnahmsweise am Neuenburger See eigene Pfahlbauten errichtet haben mögen. Dennoch möchte er auch in den Pfahlbauern einen keltischen Stamm suchen, ohne hinreichenden Grund, wie uns dünkt. Jedenfalls stammen die Pfahlbauten aus verschiedenen Zeiträumen, wie namentlich der Stoff der Geräthe, sowie theilweise die Gattungen der Thier- und Pflanzenreste zeigen. Schmidt berechnet sogar nach den Steinzeiträumen 11,000 Jahre seit den ersten Bewohnern der Schweiz verflossen. Sodann weist er in einem Nachtrage bei Gelegenheit der oberitalienischen Seen auf die Etrusker hin, vor deren häufiger Verwechselung mit den Raeten der Schweiz wir übrigens bis jetzt verwarnen zu müssen glauben. Er hat auch von Pfahlbauten in Schleswig-Holstein vernommen; vgl. nachher über Gräberfunde in Süd-Schleswig. Bei Salève am Genfersee sind in einer Höhle neben Knochenresten eines Stiers und des Renns Feuersteinwaffen aufgefunden worden, deren einstige Besitzer Schmidt für älter als die Pfahlbauten hält. Seitdem wurden an der Westküste Schottlands im Dowalton Loch in der Grafschaft Wigton (nach Lord Lovaine in der Jahressitzung der British Association zu Newcastle s. „The

Reader" 1863 II p. 482) Pfahlbauten entdeckt, darinn und dabei auch Knochen und Zähne (nur?) von Thieren und merkwürdige Geräthe, auch ein Kupfergefäß. Sodann auch in Mecklenburg, jedoch von etwas zweifelhafter Natur, weßhalb wir einige nähere Angaben folgen laſſen, Verwandtes zufügend.

Dort hatte bereits 1843 Archivrath Liſch in dreien nah an einander liegenden Hügeln bei Peccatel einen Keſſelwagen von Bronze gefunden, der einem andern, bei Yſtadt in Schweden in einem Teiche gefundenen glich; und ebendaſelbſt 1845 ein verbranntes Gerippe neben einem unverbrannten, dabei Bronzeſachen, einen Opferaltar u. ſ. w. Im Jahre 1863 wurden im ehemaligen Gägelower See bei Wismar in neuerem Torfmoorboden Doppelkreiſe von Pfahlſtümpfen entdeckt, die von einer Wohnung herrühren können; dabei (nach der Roſtocker Zeitung 1863 Nr. 164) ein ſteinerner Keil, ein Mühlſtein nebſt kugelförmigen Reibeſteinen, Thonſcherben und Knochen von Hausthieren (Rindern u. ſ. w.); ein andrer Bericht nennt noch ein, wahrſcheinlich einem wilden Rinde angehöriges, Gehörn, einen 3 Zoll langen Zahn eines Wiederkäuers, und „kleinere Geräthe". Die oberen Enden der Pfähle waren angebrannt. Liſch bemerkt (in Weſtermanns Zeitſchrift „Unſere Tage" 1863 Nr. 56): daß die bis jetzt in Mecklenburg gefundenen Arbeiten aus Knochen, Stein und Bernſtein den Fünden in der Schweiz gleichen, wie dieſe roh gearbeitet und, vermuthlich durch feindliche Gewalt, beſchädigt ſeien.

Dabei wird noch Folgendes berichtet. In Süd-Schleswig finden ſich oft Särge aus Eichenſtämmen, in welchen bei Menſchenknochen Bronzeſachen und Reſte wollener Kleider liegen. In einem ſolchen wurde 1857 das, bald zerſtäubende, Gerippe eines hochgewachſenen Mannes gefunden, mit (eirundem) Langſchädel und krauſem ſchwarzem Haare, mit einem Schwerte aus Bronze und andern Bronzeſachen, einer vollſtändigen Kleidung aus ſchwarzem gewobenem Wollenzeuge, einer, mit geſtrickter ſchwarzer Wolle umhüllten, Schachtel aus Birkenholz, einem Trinkhorne u. ſ. w. Dabei wird an die langen ſchwarzen Gewande (neben Fellen) erinnert, in welche ſich nach Pytheas (um 350 v. Chr.) die Bewohner der Zinninſeln kleideten.

Aber blondes Haar beize sich durch langes Liegen in Gerbsäure schwarz und verliere die schlichte Gestalt.

Nun aber finden wir aus Mecklenburg noch andere Berichte nach Lisch und Schaaffhausen bei Vogt a. a. O. II 121 ff. Bei Plau wurde 6 Fuß tief im Kiessande, nicht in einem umfriedigten Grabe, ein Menschengerippe mit beinernen Geräthen, einer Streitaxt aus Hirschhorn, zwei aufgeschnittenen Eberhauern und drei an der Wurzel durchbohrten Hirschschneidezähnen gefunden. Der Schädel hat elliptische Länge, gerades Gebiß, noch ganz unverknöcherte Nähte u. s. w. Die dort angegebenen Einzelheiten deuten im ganzen auf eine niedere Rasse. Ein bei Schwaan in Mecklenburg gefundener, weniger erhaltener, Schädel wird hier eben nur erwähnt. Neuerdings haben wir auch über Höhlen in den Flußthalwänden der Oberpfalz, als wahrscheinliche Wohnungen von Troglodyten eines Zeitraumes, in welchem diese Flußthäler noch ganz von Wasser erfüllt waren, Forschungen von Hans Weininger, Secretär des histor. Vereins zu Regensburg zu erwarten (s. Morgenblatt der Bayr. Z. 1864 Nr. 43). Ferner hat Desor im Starnberger-See merkwürdige, den schweizerischen ähnliche, Pfahlbauten mit Thierknochen und Thongefäßen entdeckt, und wird weiter an den Seen Baierns und auch Oesterreichs forschen. Es scheint möglich, daß hierbei großartige künstliche Inselschöpfungen zu Tage kommen.

Mit jenen amphibialen Wohnplätzen einer Bevölkerung ohne Geschichte, jedoch großentheils wohl nicht aus gänzlich vorgeschichtlichen Zeiträumen, enthüllt sich also ihr Gewerbfleiß, und mit ihren Nahrungsmitteln auch die wichtige Beschaffenheit ihrer thierischen Zeitgenossen. Diese gehören zum Theile Arten an, welche zwar längst ausgestorben und durch zahlreiche Reste im Diluvium und Alluvium bekannt sind, aber doch nicht minder dem gegenwärtig fortwährenden Erdalter angehören, sowie der überall ausgestorbene Riesenhirsch von Irland, oder auch die bei geschichtlichem Gedenken in Deutschland ausgestorbenen Thierarten. Merkwürdig genug fehlen letztere, namentlich Bison und Ur, in den, von Claudius (aus Marburg) bei Kirchberg unweit Fritzlar entdeckten, Knochenlagern von Rind, Schwein, Bär, Hirsch,

Reh und Hund, welche wahrscheinlich einer geschichtlichen Zeit angehören, obgleich die Größe der Gerippe die der gleichartigen Thiere der Gegenwart übertreffen soll.

Die Pfahlbauten boten keine sonderlich behagliche Wohnung, und das fremde Element bedrohte ihre Bewohner mit mancherlei Gefahren. Diese müssen aber geringer gewesen sein, als andere, vor welchen diese Wohnungen schützen sollten: vor wilden Thieren und noch wilderen Menschen. Möglich, daß unter den Stämmen der Pfahlbauzeit ein allgemeiner Kriegszustand herrschte, wie z. B. unter den Ureinwohnern Nordamerikas. Vielleicht waren aber schon die Einfälle fremder und mächtigerer Stämme die Ursache, welche Jene ihre leichten und doch dauerhaften Wasserfestungen bauen ließ. Erstere konnten später allmählich die Oberhand gewonnen, aber auch so ziemlich mit Einem Schlage das Land verwüstet und die, größtentheils von ihren fliehenden Bewohnern bereits verlassenen, Pfahlbauten zerstört haben, da sich nur höchst selten Menschengebeine in ihnen vorfinden, auch schwerlich im tieferen Seegrunde modern. Was wurde aus den Bewohnern? Ihre allgemeine Flucht ist uns wahrscheinlicher, als ihre massenhafte Wegführung in Sklaverei oder Uebersiedelung in andere Gebiete durch die Sieger, wie wir sie allerdings im Alterthum bereits erwähnten. Aber auch, wenn ihre Reste als Hörige u. dgl. im Lande verblieben, so müssen ihre Gebeine dort zu suchen sein, wie ja auch die aus der Zeit ihres ruhigen und ungestörten Wohnens. Nicht im Wassergebiete der Lebenden, sondern im festen Lande müssen die Gebeine lagern, die uns Aufschluß über Stamm und Rasse der Pfahlbauer geben sollen.

Am sichersten würden ihre Bein- oder Aschen-grüfte durch die Anwesenheit der selben Geräthe gekennzeichnet werden, die sich in und zwischen den zunächst gelegenen Pfahlbauten selbst vorfinden, und wenn nicht durch ganz gleiche, doch durch solche, die nicht einem andern Zeitraume oder Volksstamme angehören. Uebrigens sind jene drei Bildungszeiträume in den Pfahldörfern vertreten, vgl. unsere obigen Mittheilungen und Desor in der „Natur" 1861. An manchen Seen der Schweiz finden sich nur Fabrikate von Stein, Horn, Knochen, Holz; weit häufiger, zumal in der wälschen Schweiz und in Italien, von Bronze; eiserne, und zwar neben Töpferwaare, bis jetzt nur

an wenigen (oben genannten) Stellen. Weitaus die meisten Thierknochen liegen in den Pfahlbauten der Steinperiode. Desor a. a. O. vermuthet in allen Pfahlbauern der Schweiz und Oberitaliens Ein vorrömisches Volk, das alle jene Zeiträume durchlebte. Es fragt sich nun: ob in Grabstätten, welche wir nicht in ganz kunstlosen Höhlen (s. u.) suchen, Gerippe eines Stammes vorwiegen, die sich von denen der geschichtlich bekannten Bewohner, also allermindestens der Römer, unterscheiden. Diese Frage ist durchaus noch nicht genügend beantwortet.

R. Wagner a. a. O. bezweifelt zwar die Wechselbeziehung (Correlation) der Schädelkunde mit der Zeitrechnung nach Stein, Bronze und Eisen, nennt aber doch als Zeitgenossen der Steinperiode und der (ältesten) Pfahlbauten die Kurz- und Rund-Schädel, welche noch heute, wie er sagt, die Raetoromanen (die Nachkommen der Raeti) und die Basken (s. o. dagegen) auszeichnen, und mit welchen die der (finnischen) Lappen in Form und Capacität der Schädelkapsel, nicht aber im Gesichtstheil, übereinstimmen. Einige Berichtigungen zu diesen Sätzen s. in unsern Zusammenstellungen bei der Schädel- und Rassen-lehre.

Den Lappen folgen wir nach Skandinavien, wo wir, mindestens in den nördlicheren Theilen, finnischer Bewohner als der ältesten geschichtlicher Zeit gewis sind. Aber gerade in den südlicheren Gebieten: in Dänemark und in den deutschen Herzogthümern, finden sich viele Grab- (Riesen-, Kämpen-) -hügel, welche bald Aschenurnen, bald Gerippe bergen, und zwar letztere, wie es scheint, von vorgeschichtlichen Stämmen, wenigstens die ältesten unter ihnen.

Noch weit älter erscheinen die unter dem Namen „Kjökkenmöddinger" (Küchenmisthaufen) bekannten Kehrichthaufen, in welchen u. a. Schalen eßbarer Muscheln, Knochen von Säugethieren und Vögeln, Waffen und Werkzeuge von Stein, Holz und Horn (nie von Metall) gefunden werden. Sie stammen aus einer Vorzeit, in welcher dort die See noch Austern zu nähren vermochte, das Land noch Fichtenwälder trug, während die geschichtlichen Zeiträume nur Eichen kennen, die wiederum durch Buchen verdrängt wurden. Ch. Lyell („The geological Evidence of the Antiquity of Man" London 1863)

hält dieſe Reſte weit älter, als die Pfahlbauten. Wir ſtellen hier nur das Wichtigſte über dieſe und ähnliche, meiſtentheils in Muſchelhügeln gefundene, Reſte älteſten Haushalts zuſammen; vgl. Vogt a. a. O. II 111 ff. K. Andree im „Globus" V 5.

Außer den 60—72 Fuß tief im Nilthale bei Brunnenbohrungen gefundenen Topfreſten, deren Alter man auf 24,000 (Vogt a. a. O. II 108 nur auf 12,000) Jahre berechnet, erwähnt Andree im ſkandinaviſchen Norden eine ganze (Fiſcher-) Hütte, die in dem (den Mälarſee mit dem finniſchen Meerbuſen verbindenden) Söder-telgekanal 64 Fuß tief gefunden wurde, und die noch Herd, Holzkohlen und Reiſig enthielt. Nach geologiſcher Berechnung müſten hier vor mindeſtens 70,000 Jahren Fiſcher am damaligen Strande der Oſtſee gelebt haben! Alſo vor dem Inhaber eines in Neuorleans unter einer Lagenreihe der Cupressus disticha gefundenen Skelettes, welches zwar den bekannten amerikaniſchen Typus zeigt, aber 57,600 Jahre alt ſein ſoll (vgl. u. a. Vogt a. a. O.)

Die Muſchelhügel (engl. shell-mounds) mit dem erwähnten Inhalt kommen am häufigſten an den Oſtküſten der däniſchen Inſeln vor, aber auch in Schottland, auf den Shetlandsinſeln und, nach Andree, „in allen Erdtheilen bis nach Auſtralien." In Dänemark ſind die meiſten von Dammerde und Raſen, einige von Steinablagerungen des Meeres bedeckt. Sie enthalten nur wenige verbrannte Pflanzenſtoffe, aber deſto mehrere und mannigfachere Thierreſte, vorzüglich von, gröſtentheils nicht mehr in dieſen Meeren lebenden, Muſchelthieren, wenige von Krabben, viele von Fiſchen, Vögeln (nicht von Hühnern), Säugethieren (nicht von Renn, Elenn und Haſen), unter welchen eine kleine Hundeart bereits Hausthier geweſen zu ſein ſcheint. Herde mit Kohlen und Aſche, grobe Topfſcherben, Werkzeuge von Stein, auch bearbeitete Knochen bezeugen den Gewerbfleiß und die Speiſebereitung der einſtigen Beſitzer. Aber dieſe haben hier keine Reſte ihrer eigenen Perſonen hinterlaſſen, und ebenſowenig in den, ebenfalls der Fichtenzeit (ſ. o.) angehörigen, Torfmooren; vielleicht aber in den älteſten der vorhandenen Grabhügel, von welchen wir nachher ſprechen. Von den dichten Fichtenwäldern jener Zeit ſchweigt ſogar die Sage; auch die Eichengattungen, die ihnen folgten, ſind

faſt ganz verſchwunden; und die, jetzt herrſchende, Buche fehlt ganz auf der Oberfläche der Waldmoore. Wohl aber gibt es jüngere Moore, wahrſcheinlich aus der Eichenzeit, in welchen kunſtreiche Bronzearbeiten gefunden werden, und ältere, wie auch Gräber, mit gleich kunſtreichen Arbeiten aus Stein, Knochen und Holz. In den ſchottiſchen Muſchelhügeln an Seeküſten (ſ. „Reader“ 1863 II p. 483 ff.) wurden neben roher Töpferwaare und Werkzeugen von Feuerſtein auch Zieraten von Bronze gefunden, und als wichtigſter Fund einzelne Menſchenknochen und ein ſteinernes Grab mit einem nicht ganz vollſtändigen Menſchengerippe, deſſen Schädel klein und entſchieden kurz iſt. Busk ſtellt letzteren zu andern des nordeuropäiſchen Steinzeitraums.

Aus der malayiſchen Halbinſel berichtet Windſor Earl von vielleicht vorgeſchichtlichen großen und zahlreichen, zum Theil künſtlich geformten, Hügeln aus Muſchelſchalen, ſämmtlich ohne Reſte der, ohne Zweifel einſt verſpeiſten, Muſchelthiere, dagegen mit mürben Menſchenknochen und einigen Spuren menſchlicher Arbeiten. Bei Muſchelhügeln in verſchiedenen Theilen Amerikas iſt die Entſtehung oft ungewis; im ganzen müſſen ſie doch unſchwer von natürlichen Muſchelablagerungen zu unterſcheiden ſein. In Südamerika berichtet Woldemar Schulz von zahlreichen aus geleerten Muſcheln aufgeworfenen Hügeln, die zugleich zu Grabſtätten dienten und zuweilen Menſchengerippe, Topfſcherben und Steinbeile umſchließen.

Wir geben nun noch einiges Wenige über den Inhalt der Gräber, zuerſt der erwähnten ſkandinaviſchen nach Eſchricht (deutſch von Zeiſe in der „Natur“ 1857), der leider im Jahre 1863 ſtarb.

In den älteſten Zeiten wurden den Leichen Schmuckſachen beſonders von Bernſtein, Waffen und Werkzeuge von Stein, ſeltener von Knochen und von Metall, auch Gefäße von Thon, mitgegeben. Erſt mit den Germanen wahrſcheinlich kamen die Metalle in allgemeineren Gebrauch: Bronze (Kupfer mit Zuſatze von Zinn) und Gold, ſeltener Silber und Eiſen. Einige in einem großen Hügel, leider unter vermiſchten Gebeinen, gefundene Schädel hatten kaukaſiſche Rundung mit kleinem Geſicht, deſſen Winkel ſich dem rechten nähert, und mit

aufrechtem Nasenbein, wie dieß namentlich zwei, auch sonst ähnliche, Hindu-schädel aus dem Museum von Calcutta zeigen. Zwischen Nasenbein und Brauenbogen bildet sich eine schmale tiefe Grube; demnach war die Nase nicht flach, wie bei Finnen und Mongolen. Die sehr kleinen Augenhöhlen liegen niedrig und tief unter dem Brauenbogen. Von den starken Unebenheiten, zumal auf dem größeren Schädel, an der Stelle der Muskeln schließt Eschricht auf einstmaliges lebhaftes Spiel der letzteren, und aus dem Gesammtbilde auf dunkl Complexion, welche wir oben auch bei de Belloguets vorkeltischer Rundschädelrasse Westeuropas fanden. In der That hat einer von mehreren ähnlichen, doch mit minder vorragendem Nasenbein versehenen, Schädeln noch dunkelbraunes Haar. Alle diese Schädel stammen erweislich aus der Steinperiode Dänemarks. Dagegen zeigt ein Schädel der Kupferperiode aus Fünen, neben welchem Geräthe und Schmuck aus Messing, Gold und Silber lagen, eine ganz absonderliche Gestalt. Er ist langgezogen, niedergedrückt und zusammengeklemmt, und seine Höhe beinah nur halb so groß, wie seine Länge, während bei den vorbeschriebenen Schädeln Höhe und Länge fast gleich sind. Dort ist die Stirne hoch, der Nacken sehr kurz; hier jene sehr niedrig, dieser fast untermenschlich breit und lang, wozu die Spur starker Entwickelung der Kaumuskeln stimmt, die bei jenen Schädeln nur von den Muskeln des Mienenspiels gilt. Auch ein im Kalke der schwäbischen Alp gefundener, von Fraas in der Naturforscherversammlung zu Tübingen vorgezeigter, Schädel hat starke Ansätze der Kau- und Nacken-muskeln, vorspringende Zähne und zurückweichendes Stirnbein. Bei niederen Rassen überhaupt (vgl. Perty a. a. O. 70) sind die Schädelgruben, welche die Kaumuskeln aufnehmen, größer und tiefer.

Zur wechselseitigen Ergänzung mit Eschrichts Berichte setzen wir noch hierher Vogts (a. a. O. II 117 ff. vgl. 78. 160. 172 ff. 320 ff.) nähere, aber etwas schwankende, Angaben über alte skandinavische Schädel aus Gräbern von großen rohen Steinblöcken, bei welchen Geräthe von Stein und Knochen gefunden wurden. Diese Schädel sind im Durchschnitt sehr rund und ziemlich klein, das Hinterhaupt sehr kurz, die Augenhöhlen ungewöhnlich klein, die Brauenbögen aber ungewöhnlich vorspringend. Zwischen diesen und den stark hervor-

tretenden Naſenknochen iſt — jedoch nur bei den wahrſcheinlich männlichen Schädeln — eine ſehr tiefe Einſenkung. Die Stirne iſt gewöhnlich etwas flach und nach hinten fliehend; die Spuren der Geſichtsmuſkeln ſtark ausgeprägt, die Zahnhöhlenränder vorſtehend, die Zähne quer abgenutzt. Sie erinnern nur etwa an die kleinen runden lappiſchen Schädel, von welchen ſie ſich jedoch durch größere Länge, durch den tiefen Einſchnitt der Naſennaht und durch die ſchiefe Stellung des vorderen Zahnrandes unterſcheiden. Von dieſen Schädeln der Steinzeit unterſcheiden ſich gänzlich die ſchweren langgeſtreckten der nordiſchen Eiſenzeit. Der Mangel an Schädeln aus der Bronzezeit iſt vielleicht durch damalige Verbrennung der Leichen zu erklären.

In den alten ſkandinaviſchen und andern europäiſchen Grabhügeln (ſ. u.) liegen öfters mehrere Dutzende von Gerippen zuſammen; ſo auch in denen der Amerikaner, den vorgeſchichtlichen „Mounds“ des Nordens, den „Guakas“ oder „Huakas“ Perus und andern über und unter der Erde erbauten Grabmalen Südamerikas (vgl. u. a. Waitz a. a. O. IV 443. 454. 467.), in welchen großentheils, wie in den neueren europäiſchen Erbbegräbniſſen, ganze Familien im Tode verſammelt wurden, in einigen Mounds aber auch ganze Völkergeſchlechter. Allzukühn hat man hier an eine Nachahmung der Normannen gedacht, deren alte Vinlandsfahrten denn doch immer einer jüngeren Zeit angehören. Die meiſten Mounds gehn in eine weit frühere Zeit zurück, nach welcher an vielen Orten bedeutende Bodenveränderungen vorgiengen, namentlich der Stromrinnſale und der Erdablagerungen. Auf letzteren, wie früher ſchon auf den verödeten Todtenbergen ſelbſt, erwuchs dichter Urwald, ſeitdem auch die Nachkommen der Begrabenen aus dieſen Gebieten und vielleicht von der Erde verſchwanden. Gewöhnlich finden ſich in den amerikaniſchen Todtenhügeln ſteinerne Waffen und Thongefäße, auch Kunſtarbeiten aus Stein und Metall, goldene Götterbilder u. ſ. w., beſonders in Südamerika. Die „vorgeſchichtliche“ Zeit Amerikas iſt freilich weit jünger, als die Europas. Blake („Reader“ 1863 II p. 403) unterſcheidet die alten künſtlich abgeflachten Schädel in amerikaniſchen Gräbern, die im allgemeinen der heute noch dort lebenden Raſſe angehören, von weit älteren in Peru gefundenen, deren Bau

auf höhere Geistesbegabung deute, als der der europäischen Schädel aus dem Steinzeitraume.

Nun aber steigt die Forschung von diesen Todtenhügeln der alten und neuen Welt mit Einem Schritte in eine noch weit ältere Welt und Zeit hinab, zu welcher auch jener schwäbische Schädel gehören muß. Die Fluten, welche das jüngste große Erdalter durch Diluvium und Alluvium in zwei oder drei Abschnitte theilten, begruben bekanntlich zahllose Scharen von Thieren zwar jetztlebender Gattungen, aber nicht bloß ausgegangener Arten, wie sie in den Pfahldörfern und selbst bei geschichtlichem Gedenken häufig vorkommen, sondern auch solcher, deren Dasein sich nicht mehr völlig mit der gegenwärtigen Natur ihrer einstigen Wohnplätze vertragen würde.

Die Frage: ob unter diesen hohen Typen der Vierfüßer und der Vierhänder auch der höchste, des Zweihänders nämlich, gefunden werde? ist oft genug bejaht und verneint worden, seitdem das ungelehrte Volk in den thierischen Riesen des Diluviums und noch früherer Zeiträume menschliche erblickte, und selbst der gelehrte Scheuchzer einen vorweltlichen Vetter unserer Salamander für seinen eigenen versah. Erst die neuesten Entdeckungen fanden in so alten Erdschichten sogar mehr Zweihänder, als Vierhänder, letztere in Südamerika, Asien, Europa (Gaudry bei Vogt a. a. O. II 267). Man sprach früher in zweifach unbiblischem Sinne von „Präadamiten", da die semitische Legende selbst, gleich der griechischen und andern, Adam vor der großen Flut auftreten läßt, die seine Nachkommen bis auf Ein Haus zernichtete. Übrigens erzählen auch a ttestamentliche Apokryphen von mehrerlei Präadamiten, die nicht ganz von Adams Rasse sind, wie ähnlich auch die Riesen skandinavischer, die Zwerge kymrischer Sage. Letztere kennt außerdem auch Zwitterwesen zwischen Göttern und Menschen, die selbst bei der Schöpfung aus Nichts Augen- und Ohren-zeugen waren, edle Gestalten einer dichtungsreichen Volksseele, deren einige wir unten kennen lernen werden.

Aber die sehr undichterische Forschung nähert die von ihr entdeckten Urmenschen lieber den Affen, als den Göttern. Und doch stehn dieselben schon hoch genug, um in ihren Gräbern und andern Fundorten Zeugnisse eines, freilich noch sehr urmenschlichen, Kunst-

fleißes vorzeigen zu können. Allmählich folgten sich immer reichere Entdeckungen menschlicher Gebeine in Alluvium, Diluvium und vielleicht noch älteren Erdschichten, sei es in Höhlen, oder in aufgeschwemmten Ebenen, und zwar gewöhnlich neben Resten thierischer Zeitgenossen, die auch anderswo häufig vorkommen, und welche größtentheils längst ausgestorbenen Arten angehören, wie wahrscheinlich auch ihrerseits die menschlichen Reste. Jene tragen bisweilen die Spuren von Wunden, deren Ursprung um so eher steinernen Menschenwaffen zuzuschreiben sind, da sich in der That einfache Werkzeuge und Waffen (Messer, Pfeilspitzen u. dgl.) von Stein, auch von Bein, sodann auch Thonscherben aus jenen Zeiträumen finden, bald bei den Menschengebeinen, bald auch ohne solche und zwar öfters in, wie es scheint, absichtlich aufbewahrten Massen. Diese wurden vielleicht von fliehenden Eigenthümern zurückgelassen, welchen die, immer nur örtlichen und oft langsamen, Überschwemmungen eben noch Zeit und Raum zur persönlichen Rettung ließen. Somit beginnt die „Steinzeit" schon äonenlange vor den Pfahlbauten u. s. w.

Die meisten und sichersten Entdeckungen und genauesten Untersuchungen dieser „vorgeschichtlichen" Urkunden der Naturgeschichte des Menschen gehören erst der neuesten Zeit an; eine der ersten Übersichten gab K. G. Zimmermann in der „Natur" 1862. Waitz bezweifelte 1859 (Anthropologie I 216 ff.) zwar nicht die Möglichkeit, aber die Wirklichkeit vorsintflutlicher, jetzt fossiler Menschen. C. Vogt nahm 1851 zwar fossile und versteinerte Menschen an, aber jene nur als zufällige Lagergenossen noch älterer fossiler Thiere, diese als Erzeugnisse neuerer Verkalkung, hat aber seitdem sich, in dieser Hinsicht, bekehrt; und eben seine „Vorlesungen über den Menschen" zählen wir zu unsern Hauptführern auf diesem Gebiete.

Wir stellen die wichtigsten Funde in ihren Umrissen zusammen, indem wir, mit Vogt, die Fundorte nach Ablagerungen in Höhlen und Spalten, und in Schwemmbildungen auf freiem Lande sondern.

Der „Homo Neandersthalensis" feierte seine Auferstehung im Jahre 1857 in dem Knochenlehm einer devonischen Kalkhöhle des Neandersthales bei Hochdal, einem Seitenthale der Düssel zwischen Düsseldorf und Elberfeld (vgl. u. a. Schaaffhausens und Fuhlrotts

Berichte in den Verhandlungen des Naturhiſt. Vereins der preuſſ. Rheinlande und Weſtfalens 1857. Öſterr. Woch. 1863 Nr. 40. Huxley-Carus, Zeugniſſe über die Stellung des Menſchen in der Natur Braunſchw. 1863 S. 145 ff. C. Vogt, Vorleſungen II 33 ff. 74 ff. 157 ff. 317 ff.). Leider kam das, wahrſcheinlich vollſtändig vorhandene, Skelett ſehr unvollſtändig in die Hände der Forſcher. Der ausführlichen Beſchreibung entnehmen wir (wie ähnlich in den folgenden Berichten) nur einige dem Laien leicht verſtändliche Angaben. Die lange elliptiſche Hirnſchale iſt ungewöhnlich groß und dick. Das Letztere gilt auch von allen übrigen Knochen. Überall ſind die Muskelanſätze: Höcker, Gräten und Leiſten, ſtark ausgebildet. Gleiche Dicke, wie namentlich die Oberſchenkelbeine, aber größere Länge zeigen zwei neuere im anatomiſchen Muſeum zu Bonn. Die mittleren und hinteren Theile des Schädelgewölbes ſind bei näherer Beſchauung durchaus nicht ſo „gut entwickelt", wie man ſie anfangs anſah; die Stirne ſchmal und flach (wie ähnlich beim Karaiben, bemerkt Schaaffhauſen) und ihre Höhlen außerordentlich ſtark entwickelt, wodurch die, in der Mitte ganz verſchmolzenen, Brauenbogen ſo ſehr vorſpringen, daß ſich an dem Stirnbein hinter ihnen ſowie in der Gegend der Naſenwurzel tiefe Einſenkungen bilden. Sehr runde und krumme Rippen und Rippenſtücke erinnern an fleiſchfreſſende Thiere, und ſind wahrſcheinlich durch ſtarke Thoraxmuſkeln bedingt. Armknochen dagegen zeigen krankhafte Verbildungen. Im Ganzen gleichen die Organe für Kraft und Ausdauer der Bewegung denen wilder und verwilderter Menſchen und Thiere im Gegenſatze zu den ſchwächeren der zahmen. Der breite und kurze Schädel nähert ſich (beſonders nach Vogt) in mehreren Beziehungen dem des Affen, mehr aber dem des Auſtraliers, zwiſchen welchem und dem hottentottiſchen (nach Mortons Maßen) ſein Innengehalt (Capacität) ungefähr mitten inne ſteht; ſodann auch den oben erwähnten ſkandinaviſchen Schädeln, die jedoch weit edler und jünger erſcheinen. Sein Inhaber lebte wahrſcheinlich gleichzeitig mit den Bären und Mammuths des Diluviums, deren Reſte in dem Knochenlehm ſeines eigenen Fundortes in den nahen Kalkſteinbrüchen entdeckt wurden. W. King (in der geologiſchen Section der British Association ſ. „Ausland" 1863 Nr. 44) ſtellt ihn

zwiſchen den Andamanen und den Affen und ſchreibt ihm weder Sprache noch Gottesidee (!) zu. Im Gegenſatz dazu hält ihn Rud. Wagner (Gött. Nachrichten 1864 Nr. 5) für einen Holländer aus geſchichtlicher Zeit, wozu zwar Vogts anderweitige Vergleichung der Typen Beider einigermaßen ſtimmt, nicht aber ſo der ſpäte Zeitraum der germaniſchen Einwanderung in dieſe Gegenden.

Zu Engis im Meuſethal in Belgien entdeckte Prof. Schmerling zu Lüttich (Recherches sur les ossemens fossiles etc. Liége 1833 p. 59 ff. vgl. Huxley a. a. O. 136 ff. Vogt a. a. O. 24 ff. 68 ff. 157 ff.) in einer Höhle das Bruchſtück eines Schädels, deſſen verſchwindende Nähte auf höheres Lebensalter ſchließen laſſen, in einer aus Überbleibſeln kleinerer Thiere beſtehenden Knochenbreccia, von Zähnen der Wiederkäuer, des Nashorns, Pferdes, Bären und der Hyäne umgeben; und neben einem Elephantenzahn den vollſtändigen, aber beim Aufheben zerfallenden, Schädel eines jüngeren Menſchen mit noch undurchbrochenen Backenzähnen; auch noch Bruchſtücke eines dritten Schädels nebſt mehreren andern Theilen des menſchlichen Skelettes, dazu auch ein ſpitzes knöchernes Werkzeug und dreieckige Steinäxte. Außerdem fand er auf dem entgegengeſetzten Ufer der Meuſe in der Höhle von Engihoul die Reſte dreier Menſchen, und zahlreiche Knochen nebſt bearbeiteten Feuerſteinen in anderen Höhlen Belgiens. Das erſtgenannte Schädelbruchſtück bot den Hauptgegenſtand der Unterſuchung, welche es namentlich wegen der geringen Erhebung und Breite der Stirnbeine und der Form der Augenhöhle dem Schädel des Negers und noch mehr des Auſtraliers und anderſeits des Eskimos näher ſtellen, als dem des „Europäers“. Auch das Hinterhaupt erſcheint lang und vorſtehend. Leider fehlt Schädelbaſis und Geſicht, wahrſcheinlich ſchon vor der Ablagerung in der, genau durchſuchten, Höhle. Die Stirnhöhlen waren wahrſcheinlich ſehr groß, was uns an den Neanderthalsſchädel erinnert, die Brauenhöcker aber durch eine mittlere Vertiefung getrennt und nicht übermäßig entwickelt. Er iſt ein gewölbter Langkopf, jener ein flacher Kurzkopf; ſeine Knochen ſind dünner, als bei jenem, und ſeine Muſkelanſätze weniger ausgebildet. Vogt hält ihn für ſehr tief organiſiert, ſogar für affenähnlich, jedoch zugleich den bei Biel, Grenchen und Solothurn

in der Schweiz gefundenen, wahrscheinlich aus dem 4.–5. Jahrh. n. C. stammenden (also sehr jungen) Schädeln sehr ähnlich, endlich aber so wenig, wie den Neanderthalsschädel, mit welchem ihn jene Schweizerschädel vermitteln, irgend einer jetzigen europäischen Rasse angehörig. Alle diese menschlichen Gebeine sowie die der ausgestorbenen Thiergattungen in Belgien sind sehr zerfetzt. Sie alle scheinen stückweise in die meisten Höhlen hineingeschwemmt worden zu sein.

Ebenfalls in Belgien fand Dr. Spring in Lüttich bei Chauvaux an der Maas in einer etwa 15 Fuß tiefen Höhle, an 100 Fuß über dem jetzigen Flußniveau durch Tropfsteinschichten geschiedene sehr zerfetzte Knochen von Menschen und Thieren, nebst Asche und Kohlen, zwei Steinäxte und Scherben von gebranntem Thon (s. Bulletin der Brüsseler Akademie 1853 vgl. Perty a. a. O. 50. Vogt a. a. O. 123 ff.). Sämmtliche Knochen, mit Ausnahme der markloſen Thierknochen, sind gewaltsam zerbrochen, die Zähne aus den Kinnladen gebrochen. Der Bruch eines Scheitelstückes scheint durch die, darneben im Tropfstein steckende, rohe Steinaxt (ohne Stielloch) bewirkt. Sämmtliche Menschenknochen scheinen Weibern, Jünglingen und Kindern anzugehören. Das Ganze macht den Eindruck des Restes eines großen Kannibalenmahles, wie es indessen noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung z. B. irische Kelten schmackhaft fanden. Die Menschenschädel jedoch deuten auf ältere Rasse, während die Thiere (nach Spring und Buckland) eine jüngere als die Diluvialzeit anzeigen. Schädel, Schenkel und Schienbeine der Menschen erweisen eine kleine Rasse, wobei wir doch das oben vermuthete Geschlecht und Lebensalter zu bedenken geben. Die Kiefer sind sehr entwickelt, die Zahnbogen vorstehend, die Schneidezähne schief, die Nasenlöcher breit, Stirne und Schläfen flach, der Gesichtswinkel klein (nur höchstens 70°). Das belgische Diluvium wird neuestens durch den Fund eines Menschenschädels — von weißem Marmor verdächtig, welcher (nach den „Mondes“ s. „Ausland“ 1864 Nr. 10) wenigstens 6 Fuß tief in den Kieseln des sog. Durther Diluviums bei der Grundlegung der Brücke von Esneux ausgegraben wurde und von dem Advokaten Clochereux in Lüttich aufbewahrt wird.

In Südfrankreich, im Departement der Ariège bei Lombrive und bei Lherm wurden in zweien Höhlen der Kalkgebirgskette merkwürdige Entdeckungen gemacht, über welche Rames, Garrigou und Filhol zu Toulouse, nach und mit ihnen Vogt a. a. O. II 27 ff. 168 ff. berichten. In der sehr großen und verzweigten Höhle von Lombrive lagen in Sandlehmdiluvium und mitunter in der darüber ausgebreiteten Tropfsteindecke Knochen von sehr vielen Menschen und von Thieren, namentlich Auerochsen und kleinen Ochsenarten, Rennthieren, einem von Fuchs und Schakal verschiedenen Hunde sammt dessen an der Wurzel (künstlich) durchbohrten Eckzähnen, von Hirschen, Pferden, (alten) braunen Bären, aber nicht von Höhlenbären und Höhlenhyänen, welche sich dagegen in der Höhle von Lherm finden. In dieser finden sich auch Reste des Menschen, des Höhlenlöwen und von Arten des Hundes, Wolfes, Hirsches im Knochenlehm; darneben ein dreieckiges Kieselmesser, ein Schneidewerkzeug aus dem Röhrenknochen des Höhlenbären, sowie von demselben 3 bearbeitete Unterkiefer und gar 20 halbe zu einem Hieb- oder Grab-werkzeug gearbeitete Kinnladen, auch ein bearbeiteter Hirschgeweihzinke. Vogt beschreibt zwei Schädel von Lombrive, die im Ganzen „sehr edle" Form haben. Die hochgewölbte Stirne geht fast gerade, mit kaum merklicher Aufbiegung der Brauenbogen in die Nase über. Der ganze Gesichtstheil ist sehr klein; die Zähne kaum merklich nach außen abweichend. Von oben betrachtet erscheint der eine, vermuthlich weibliche, Schädel kurz, eiförmig, vorn mit fast abgestutzter Stirnlinie, breit ausgebogenen Jochbogen, mit ziemlich bedeutendem Querdurchmesser, und steht in dem, nach Welcker ungefähr gleichen, Maße des Juden- und Zigeuner-schädels. Der andre, einem Kinde angehörige, Schädel ist ebendesswegen kugelförmiger. Von vorn betrachtet erscheinen die nicht hohen, aber breiten und fast viereckigen Augenhöhlen sehr tief; ihr oberer Rand bildet eine fast schneidende Kante. Broca findet die Schädel, wenigstens beim ersten Anblicke, denen der heutigen baskischen Bewohner dieses Gebietes ähnlich; vgl. jedoch unser Obiges über diese. Vogt macht besonders auf ihren großen Unterschied von den obigen rheinisch-belgischen aufmerksam, deren älterer Zeitraum diese rassenhafte Verschiedenheit nicht allein verursachen könne.

Wiederum, wie die belgischen und die Menschen von Lherm, Zeitgenossen des Höhlenbären, sind die von H. v. Bibraye untersuchten in den Grotten von Arcy bei Avallon im Departement der Yonne. Namentlich in der „Feenhöhle", die in Jurakalk eingegraben ist, finden sich in der, unmittelbar auf dem Kalke liegenden, untersten Schichte Knochen des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Nashorns mit knöcherner Scheidewand, des Mammuths, Flußpferdes, Ur-Ochsen und Pferdes; sodann die Unterkinnlade und ein Zahn eines Menschen. In einer höheren Schichte liegen zahlreiche Knochen mehrerer Wiederkäuer, namentlich auch des Rennthiers, keine mehr von Bären und Hyänen. Die oberste Schichte besteht aus fettigem Thonmergel (Vogt a. a. O. II 32 ff.)

Wenn in den meisten Höhlen die Leichen der Menschen und ihrer thierischen Zeitgenossen durch Hereinschwemmung in dem Lehme abgelagert zu sein scheinen, so hat dagegen namentlich der von Lartet (s. Perty a. a. O. 56 ff. Vogt a. a. O. II 37 ff. Österr. Woch. 1863 Nr. 40) beschriebene Fund andern Ursprung. In einer Grotte des aus Nummulitenkalk bestehenden „Buchenberges" (die Buche fehlt seit unvordenklicher Zeit in diesem Bezirke) bei Aurignac im Departement der oberen Garonne, wurden Knochen von Menschen und Thieren gefunden, die durch eine, vermuthlich ursprünglich bewegliche, Sandsteinplatte abgeschlossen waren, doch so, daß auch bis vor diese die Schuttschichte sich fortsetzte. Die fromme Dummheit der Behörden führte Verwirrung und Verluste (namentlich zwei vollständiger Schädel) herbei. Dem ausführlichen Berichte über die Reste entnehmen wir das Wichtigste. Die auf polizeilichen Befehl unauffindbar wieder begrabenen Gebeine sollen 17 Menschen einer kleinen Rasse, meist Frauen und Kindern, angehören. Lartet fand später noch mehrere Menschenknochen neben thierischen, auch in jenem Schutte außerhalb des Höhlenverschlusses, wo jene Spuren von Raubthierbissen zeigen, nicht aber die innerhalb der Höhle. Auf einem rohen Herde vor der Höhle, der aus dem Felsengrunde mit ergänzenden Sandsteinplatten gebildet war, lag eine Schichte von Kohlen und Asche, die nicht bis in die Höhle hineinreichte; in dieser viele Zähne von Grasfressern und viele, meist zerbrochene, zum Theil auch verkohlte und nur angebrannte Knochen.

An letzteren zeigten sich jene Spuren stärker, wie Lartet vermuthet, von Hyänen herrührender Bisse. Diese Thiere, deren Excremente sich dabei vorfinden, scheinen hier die Reste eines menschlichen Mahles benagt zu haben, welches, wie bei ähnlichen Fünden, in dem Marke zerschlagener und gespaltener Röhrenknochen bestanden hatte. Auf diesen waren Einschnitte von messerartig bereiteten Steinen sichtbar, deren etwa hundert in der selben Kohlenschichte lagen, wahrscheinlich aus naheliegenden Blöcken gefertigt. Außer diesen Werkzeugen fanden sich noch viele andre vor, hier sowohl wie in der Höhle, die aus Stein und aus Horn, namentlich Rennthiergeweih, geschickt verfertigt waren; auch durchbohrte Herzmuscheln, die vielleicht einst aufgereihter Schmuck waren. Wenn diese Erzeugnisse des Gewerbfleißes, sodann des wahrscheinlichen Begräbnisses innerhalb, des Mahles (Todtenmahles?) außerhalb der Grotte auf eine schon vorgeschrittene Rasse deuten: so bezeugen die Thierreste ihr hohes Alter, namentlich die der Höhlen-bären, -hyänen und -löwen, des Nashorns, des Mammuths, sodann des Rennthiers (die häufigsten), des irischen Riesenhirsches neben dem Edelhirsche, auch des Auerochsen, des Wildschweines u. s. w.

Nach dem (englischen) „Athenaeum" vom 13. Mai 1863 wurde auf Gibraltar 20 Fuß tief unter einem Kieselplateau eine, wie es scheint, aus der Flutzeit herstammende, Höhle entdeckt, in welcher menschliche und thierische Gebeine und Schädel in Knochenerde eingebettet lagen, namentlich auch die eines sehr großen Säugethieres. Nahe dabei fand sich rohe Töpferwaare, ein steinernes Werkzeug und ganz unten zwei geschickt gearbeitete Kieselbeile.

In den Knochenhöhlen Brasiliens (Minas-Geraes) untersuchte der Däne Lund neben Resten ausgestorbener Thiergattungen liegende Menschenschädel, welche denen des heutigen Geschlechtes nicht unähnlich sind, aber noch thierischer erscheinen, indem die Stirne des auffallend platten Schädels schon vom Augenrande an zurückweicht. Nähere Nachrichten stehn zu erwarten. Die Gleichzeitigkeit der menschlichen Gebeine mit den dabei liegenden des Platonyx, Chlamydotherion u. s. w. bezeugt die gleichartige Versteinerung.

Wir kommen nun zu den wichtigsten Fünden in Schwemmbildungen.

Die älteſten Spuren menſchlichen Daſeins (bis jetzt) fanden ſich in einer Sandgrube bei Saint-Preſt am Ufer der Eure, unfern von Chartres (ſ. Vogt a. a. O. II 293 ff. nach Desnoyers u. A.). Dieſe Sandſchichten ſind älter, als die eigentlichen Diluvialablagerungen, und reichen in die jüngſte Tertiärzeit hinauf. Sie enthalten zahlreiche Knochen ausgeſtorbener Thierarten aus letztgenannter Zeit, namentlich des Elephanten, Nashorns, Flußpferdes, Hirſches, Pferdes, Rindes, auch eines noch ganz unbekannten großen Nagethieres, die von den diluvialen Arten verſchieden ſind. Zwar finden ſich hier keine Reſte von Menſchen vor, aber Spuren ihrer Thätigkeit, wie ſie auch in weit jüngern Fünden vorkommen, die aber ſelbſt nicht wohl aus einem ſpäteren Zeitraume herrühren können.

Reſte von Zeitgenoſſen der belgiſchen Höhlenmenſchen wurden in einer vulkaniſchen Anſchwemmung, die ſich aus Schlamm und Aſche zu einem Tuffblocke erhärtet haben mag, bei Puy auf den Gehängen des erloſchenen Vulkans Deniſe gefunden: Bruchſtücke von Schädeln und andern Gebeinen, deren Typus ſchwer zu beſtimmen iſt und vielleicht dem von Lombrive (ſ. o.) am nächſten kommt (Vogt a. a. O. II 44). In ähnlichen Tuffblöcken dieſer Gegend finden ſich Reſte des Mammuths und des Nashorns mit knöcherner Scheidewand, in manchen auch die anderer älterer Thiere.

Beſonderes Aufſehen machte der Fund zu Moulin-Quignon bei Abbeville im Departement der Somme (vgl. u. a. „Athenaeum“ 1863 Nrr. 1852. 1855. 1862. Oſterr. Woch. 1863. Nrr. 22. 40. Perty a. a. O. 50 ff. Vogt a. a. O. II 47 ff. 57 ff. 298 ff.) durch Boucher de Perthes, der bereits 1838 die erſten diluvianiſchen Feuerſteinäxte und meſſerartige Kieſelſplitter fand und als ſolche erkannte. Hr. v. Quatrefage zeigte dieſen Fund am 20. April 1863 in der Sitzung der franzöſiſchen Akademie an. Mehrere ſuchten Täuſchung oder Betrug darinn, namentlich Elie de Beaumont und Rigollot, der ſich aber bekehrte. Auch engliſche Forſcher, wie Falconer, Preſtwich, Evans u. A. betheiligten ſich an der Unterſuchung, deren Hauptergebniſſe folgende ſind. Nachdem in dem Thale der Somme und in deſſen Nebenthälern in den älteſten Schichten verſteinerte Knochen der diluvialen Höhlenthiere, des Mammuths, Nas-

horns, Rennthiers u. s. w., auch jetzt nur noch in Aegypten und Asien vorkommende Muscheln neben noch heute hier bestehenden, und endlich viele Feuersteingeräthe gefunden worden waren, entdeckte man im März 1863 einen Backenzahn und bald darauf die Kinnlade eines Menschen, welche B. de Perthes selbst aus der untersten, unmittelbar auf der Kreide liegenden, Schichte herausnahm. Sie scheint einer besonderen Rasse anzugehören, da ihre Merkmale nur einzeln, nie zusammen, in bekannten europäischen Kinnladen vorkommen. Die Einbiegung ihres hinteren Randes nach innen erinnert sogar an die Beutelthiere (welche bekanntlich für die ältesten Ursäugethiere Europas gelten). In der selben Schichte, wie in den höheren, fanden sich wiederum Kieseläxte von weit roherer Art, als z. B. die von Gibraltar und gar der Pfahlbauer.

Bearbeitete Kiesel dieser Art in Menge nebst Resten des Elephanten, Pferdes, Hirsches u. s. w. wurden häufig auch in England gefunden, namentlich 12 Fuß tief in Schichten zu Hoxne in Suffolk.

Ein Schuttkegel des Wildbaches La Tinière bei Villeneuve am Genfersee bot Schichten und Reliquien aus verschiedenen Zeiträumen dar bis auf die Römerzeit herab. In der untersten Schichte, die Morlot wenigstens 47, höchstens 70 Jahrhunderte alt hält, lagen viele Reste von Menschen und Hausthieren, zerbrochene Thierknochen, Kohle und rohe Töpferwaare. Der Schädel eines menschlichen Skelettes soll den oben besprochenen, romanischen oder raetischen, Kurzkopftypus tragen, sehr rund, klein und dick sein, affenartige Brauenbogen, ganz zurückfliehende Stirne u. s. w. haben. Er verdient wohl noch genauere Untersuchung und Vergleichung (vgl. Vogt a. a. O. II 146 ff. 296 ff.)

An die oben erwähnten Entdeckungen in Aegypten und in Amerika, namentlich in Neworleans, reiht sich auch eine im Mississippithale in Natchez (vgl. u. a. Lyell bei Vogt a. a. O. II 63), wo außer Knochen des Mastodonten und anderer ausgestorbener Säugethiere ein menschlicher Beckentheil (os innominatum) gefunden wurde.

Die vorstehenden Mittheilungen werden, wenn auch vielleicht noch Manches in den Beobachtungen und Folgerungen ermäßigt wird, dem Ethnologen das vorgeschichtliche Dasein von Menschen erweisen,

deren Rassenmerkmale sich in geschichtlicher Zeit entweder gar nicht oder nur vertheilt vorfinden, besonders in Europa. Wie überall, stellt sich dann die Frage: ob diese Rassen mit den übrigen thierischen Zeitgenossen erloschen sind und höher organisierten das Feld räumten; oder ob letztere theilweise aus jenen sich hervorbilden konnten (abgesehen von indogermanischen u. a. Einwanderern).

Weit merkwürdiger, als solche Reliquien, würden freilich ganze Menschen aus uralten Zeiträumen sein, und zwar nicht bloß in Lebensgröße, sondern sogar bei lebendigem Leibe, eine vorhin schon angedeutete Möglichkeit, die von Hamilton Smith und Hombron (in D'Urvilles Reise, s. Waitz a. a. O. I 214 ff.) willkürlich genug weiter ausgesponnen wurde. Wenn z. B. die Urbewohner Australiens als Autochthonen erwiesen werden könnten, würden sie auch als ursprüngliche Zeitgenossen der eigenthümlichen Fauna und Flora ihres Landes gelten. Es fragte sich dann noch: ob eben diese Eigenthümlichkeit mehr nur den fortwährenden Bedingungen der Örtlichkeit oder auch zugleich dem hohen Alter derselben zuzuschreiben sei, indem die überall sonst tief versunkenen Formen einer uralten Erdperiode hier auf der Oberfläche der Erde lebend verblieben.

Aus der ungewissen Urzeit der Menschheit schweift der Blick in ihre noch ungewissere Zukunft. Mit den ersten Bewegungen der Stämme begann schon ihre Mischung, muß in immer rascheren Proportionen zunehmen, und immer zahlreichere und mannigfachere neue Faktoren erzeugen. Die Aufgabe der Völkerscheidekunst wird dadurch immer schwieriger. Zugleich indessen wird die Buchführung der Völkermischungen und der ethnologischen Vorgänge überhaupt genauer, und unser Jahrtausend hinterläßt einst dem nächsten nicht so viele unlösbare Räthsel auf diesem Gebiete, wie ihm selbst seine Vorgänger.

Uns aber gibt dafür die Zukunft desto gewichtigere Räthsel auf, welche keineswegs bloß die Einbildungskraft reizen, sondern selbst auf unser Gesammtlebensgefühl und sogar auf unsern Strebensmuth für den Fortschritt der Menschheit Einfluß üben, da die geistige Zukunft derselben sich nicht von der leiblichen trennen läßt. Wird die stammliche Einheit der Menschheit in der Zukunft, die vielleicht mehr

Gründe für sich hat, als die ihres Ursprungs, auch zu der verheißenen Einen Herde unter Einem Hirten werden? Wird diese große Mischlingseinheit, in welche die Vielheit aller Rassen und Stämme — soweit der Unterschied der Erdzonen es zuläßt — möglicherweise übergehn wird, auch mit einheitlicher Geisteskraft das beste Erbe aus den aufgelösten Sonderbünden behalten und fortbilden? Oder wird die Natur der niederen Rassen vorherrschen, und dann auch die ganze Menschheit dem frühen Aussterben der Bastardgeschlechter verfallen? Freilich hat dagegen vor wenigen Jahren ein geistlicher Herr das Erlöschen der Menschheit gerade auf dem Gipfel ihrer Vergeistigung durch freiwilliges Cölibat geweißagt. Im stärksten Gegensatze zu dieser Möglichkeit steht die einer aus der Menschheit einst erwachsenden Engelheit, einer höheren Wesengattung, das folgerechte Gegenstück zu der Entwickelung des Menschen aus dem Affen, das sich aus Darwins Theorie erschließen läßt. Ohne Übertreibung dürfen wir eine höhere Fortbildung, eine Potenzierung des menschlichen Organismus hoffen, wann die Barbareien der Unbildung, des Krieges und der erdrückenden Körperarbeit, sowie der Überreiz der einseitigen Geistesarbeit immer mehr schwinden, wann harmonische Ausbildung aller Kräfte, maßvolle Befriedigung aller Bedürfnisse, die gesammte Pflege und Diätetik der „gesunden Seele im gesunden Leibe" in Wohnung, Nahrung, Genusse, Arbeit und Ruhe so fortgesetzt wird, wie die Einsicht der Gegenwart es voraussetzt.

Die geistige Bildung veredelt von innen heraus — abgesehen von ihrer Leitung der äußeren Pflege — auch die Miene, die Haltung und allmählich ohne Zweifel auch die Sinneswerkzeuge und mit dem Gehirne auch den Schädelbau (vgl. unsere obigen Äußerungen über die Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper), indem sie zugleich die allzu thierische Entwickelung der Organe (z. B. des Hinterhauptes, der Kaumuskeln, der Lippen und der Nase) hemmt und erblich abschafft. Abbé Frère hat auf diese oder ähnliche Sätze, deren Wahrheit wir nach vielfachen fremden und eigenen Beobachtungen annehmen, nach den seinen ein, nur allzu fein ausgespitztes, System gegründet, welches R. de Belloguet a. a. O. S. 163 ff. mit kritischen Bemerkungen begleitet.

Ziemlich allgemein gilt, wie wir bereits oben S. 119 andeuteten, die jeweilige Kreuzung mit fremdem Blute zunächst bei Familien innerhalb Eines Volksstammes, sodann auch, wenn gleich weniger allgemein, zwischen verschiedenen Stämmen und selbst Rassen, als Bedingung ihrer Erhaltung und Verbesserung in Lebensdauer und Lebenskraft, wobei jedoch der als edler geltende Theil immerhin als Stammhalter im Vordergrunde bleiben muß. Neueste Beobachter behaupten, nach übrigens sehr einseitigen Beobachtungen, besonders unheilvolle (auch psychische) Wirkungen der Ehen zwischen Blutsverwandten auf deren Nachkommen (s. u. a. Waitz a. a. O. I 203 ff.). Diese Wirkung würde vielleicht eine Prämisse in natürlicher sinnlich-geschlechtlicher Abneigung so naher Verwandten gegen einander finden, welche gleichsam der entgegengesetzte Pol ähnlicher Antipathie zwischen weit von einander abstehenden Rassen wäre. Aber die, allerdings häufige, Scheu geschlechtlicher Annäherung zwischen Geschwisterkindern u. s. w. findet ihren Grund doch wohl eher in der Gewohnheit geschwisterlicher Vertraulichkeit, und demnächst in Volkssitte, rechtlichen und kirchlichen Verboten. Bekanntlich aber wurde selbst die Geschwisterehe unter vielen Völkern möglich und gesetzlich (vgl. u. a. Corn. Nepos Praefatio über Kimons Ehe). Es fragt sich dabei: wie weit getrenntere Erziehung beider Geschlechter von Kindsbeinen an die reinere Neigung des geschwisterlichen Verhältnisses nicht aufkommen ließ. Waitz a. a. O. nennt für Ehen zwischen den nächsten Blutsverwandten Völker aus alter und neuer Zeit: Assyrier, Aegyptier, Athener, Perser, hinterindische Völker, Drusen, Mingrelier, Amerikaner, namentlich die Königsfamilie in Peru, und so auch auf den Sandwichinseln. Wir werden diesen Gegenstand weiter unten nochmals zur Sprache bringen.

Auch in der Pflanzenwelt gilt nicht bloß die Verfeinerung und Vervielfältigung der Arten durch Kreuzung, sondern auch ihre Kräftigung und Erhaltung durch gleichartige Befruchtung aus entferntem Boden (vgl. Pott, Ungleichheit menschl. Rassen 35). Im Gegensatze zu der Verbesserung oder Stärkung der Gattung durch Mischung steht die durch Reinerhaltung, wie z. B. des Vollbluts bei den arabischen Pferden und des „blauen" Blutes des menschlichen

Erbadels. Übrigens läßt dieser gerade in dem aristokratischen England die bürgerliche Mischung zu, nicht bloß „pour fumer ses terres", sondern auch zur Kräftigung der eigenen Lebensfähigkeit. Anderseits behaupteten wir auch oben das Vorwiegen des edleren Mischungstheils als nothwendig zum Wohl der kommenden Geschlechter.

Die weiße Rasse, in welcher wir die höchste sehen, aber nicht die geschichtlich älteste — eher noch gar die jüngste — vermuthen, gelangt immer mehr zur Herrschaft in aller Welt. Allerdings zernichtet sie an vielen Orten, unmittelbar oder mittelbar, sogar scheinbar gleichwie durch tödtenden Anhauch und Basiliskenblick, die farbigen Völker, ohne also ihre eigene Vollkraft durch Mischung zu bewähren. Vielmehr entwickelt und verbreitet sie sich in diesem Falle auf dem eroberten Boden aus sich selbst; erfährt aber dann allmählich die Gewalt der Naturkraft, die aus diesem Boden eine andere Rasse hervorgerufen hatte. Solche Sätze und Gegensätze müssen wir an der Hand der unbefangenen und umsichtigen Beobachtung prüfen; diese aber ist in der Regel sehr mangelhaft.

Im ganzen können wir zwar der weißen Rasse, und in ihr weitaus am meisten den Juden, die stärkste Acclimatisationskraft zuschreiben. Dennoch hat diese viele Schranken, und ist häufig weniger eine Kraft, als eine negative Kunst, indem sie in der Abwehr der klimatischen Einwirkungen durch Mittel, Einrichtungen und eine Lebensweise besteht, welche eben nur der gebildetesten und herrschenden Kaste zu Gebote stehn. Perty a. a. O. 101 ff. hat für diese Acclimatisation und ihr Gegentheil, auch bei den Negern, mehrere statistische Angaben zusammengestellt, nach welchen z. B. in Aegypten und in Constantine (Algerien) die Nachkommen der Weißen (in engerem Sinne) und merkwürdiger Weise auch der Neger nicht ausdauern und noch schneller dahinsterben, als ihre eingewanderten Eltern und Voreltern.

Eine ähnliche, jedoch mildere und mehr nur umgestaltende, Nemesis scheint die europäischen Eindringlinge, Verdränger und Vertilger der Urrasse namentlich in Nordamerika zu treffen, dessen Bodennatur in wenigen Jahrhunderten besonders den angelsächsischen Typus eigenthümlich umgebildet hat. Nach mehreren Beobachtern

nimmt das Haar der Einwanderer und ihrer Nachkommen nachgerade die schlichte und straffe Art des indianischen an, was schon früher (s. Adelung „Mithridates“ III 318) Sam. Stanhope Smith und Imlay übereinstimmend bemerkt hatten. Adelung bemerkt nach diesen Quellen noch Folgendes: „Die Kinder der in Westindien geborenen Engländer haben erhabenere Backenknochen, tiefer liegende Augen und herabhängendere Augenlider, durch welches alles sich die Augen vor dem schädlichen Zurückprallen der Sonnenstrahlen schützen; und von Generation zu Generation nehmen sie dort und in Nordamerika eine theils bleichere theils dunklere Farbe an, die sich der der amerikanischen Ureingeborenen nähert. Deutlicher sind diese Wirkungen in dem mittleren und südlichen als in dem nördlichen Theile der V. Staaten; deutlicher im flachen Lande und am Meere, als in der Nähe der apalachischen Gebirge; deutlicher in der niedren arbeitenden Klasse, als bei den Vornehmeren. Erstere Klasse ist in den tieferen Gegenden von Carolina und Georgien nur ein wenig heller, als die Irokesen.“ Wir verweisen bei diesen Beobachtungen auf unsere Äußerungen und Berichte über zoologische Regionen und über die Einflüsse des Bodens auf Krankheiten, sowie auf die Ansichten Darwins u. A. über die Heranbildung der Organe nach den Bedürfnissen, also eine teleologische Erklärung der Schöpfungsvorgänge und Metamorphosen. Perty (a. a. O. 101) entwirft folgendes traurige Bild der Abkömmlinge der in Nordamerika eingewanderten Europäer. „Sie sind alle mager, haben ganz eigene Physiognomie, sehr schmalen Hals, rauhe struppige Haare, schlecht entwickelte Drüsen, etwas Fieberhaftes immer Eiliges in ihrem Benehmen. Sie sind früh reif, früh verwelkt, und verlieren bald die Zähne. Die mittlere Zahl der Kinder ist im Abnehmen.“ Der ausführlichere Bericht von Pruner (bei Vogt a. a. O. II 236 ff.) über den ganzen Körperbau des Yankee geht von der Grundanschauung aus: daß derselbe sich dem ureingeborenen Typus, schon nach der zweiten Generation, nähere. Jedoch bestreitet hier Vogt, nach Mortons Messungen, den wichtigen Punkt der Schädelveränderung.

Bei dem Neger in Amerika beobachtet man eine Aufartung und Erhebung seiner ganzen physisch-psychischen Natur, trotz des Gegen-

druckes seiner Stellung und gewaltsamen Niederhaltung. In Westindien, wo dieser Gegendruck geringer ist, wird der Neger — wie wenigstens Day (Five years residence in the West-Indies 1852 I 141 bei Waitz a. a. O. I 78 ff.) behauptet — gleichsam immer kaukasischer, speciell sogar semitischer (judenähnlicher), namentlich seine Nase häufig lang und gebogen. Sollte wirklich Sem zwischen Cham und Japhet stehn? Die Ergänzung dieser Angaben nebst Vogts u. A. abweichenden Mittheilungen und Ansichten s. o. S. 121 in dem bei Gelegenheit der Schädelcapacität u. s. w. Geäußerten.

Aber wenn z. B. in Nordamerika die Ureinwohner weit mehr aussterben, als sich mit den Weißen mischen, geschieht im mittleren und südlichen Amerika das Gegentheil; und dort wie hier kommen nun noch die Mischungen der weißen und der rothen Rasse mit der schwarzen hinzu, die gleich der weißen ursprünglich bodenfremd ist.

Wie erst wird sich in dem menschenvollen Afrika die Mischung der schwarzen Rasse mit der weißen Europas gestalten, welcher dieser Welttheil erst jetzt sein Inneres recht zu öffnen beginnt, obgleich sein nordwestlicher Rand uraltbekanntes Bildungsland ist, und auch an andern Stellen wirkliche Negervölker schon längst berberische, semitische und malayische Zuzüge und Mischungen aufnahmen! Afrikas Sonnenglut wird die weißen Zuzüger und Anbauer nicht verbrennen, wohl aber brennen und bräunen, schwerlich aber je zu Negern schwärzen, schon weil in dem ungeheuren Zeitraume, in welchem diese Umwandlung vielleicht so weit vorschreiten würde, auch die Erdwärme eine Minderung erfahren könnte, welche nicht bloß neue Neger unmöglich machte, sondern auch die reinsten Urenkel der alten entfärbte und ihren ganzen Bau umgestaltete.

Aber die Zeitalter, welche die Weltregierung freigebig aus ihrem unerschöpflichen Schatze spendet, können der schwarzen wie jeder andern Rasse auch ein ganz andres Geschick bereiten und deren reichste und lebenskräftigste Mitgliederzahl durch die ungeheure Überzahl der Jahrtausende langsam aufzehren. Die Paläontologie scheint ein Gesetz zu ergeben, das die Dauer jedweder Wesengattung nicht von ihrer Quantität, sondern von ihrer Qualität abhängig macht, und nach

welchem unter gewissen zeitlichen und räumlichen Bedingungen das „spontane Aussterben“ erfolgt.

Wir würden deßhalb auch weniger Gewicht auf die große Zahl und bis jetzt noch gleich große, tief in ihrer Natur begründete, Fruchtbarkeit der Neger in allen Klimaten legen, wenn wir Wahrscheinlichkeitsgründe für die Fortdauer ihrer Rasse in jener zunehmenden Mischung mit der weißen (statt ihres Erlöschens) aufsuchen. Einen solchen Grund würden wir eher in einer qualitativen Erscheinung suchen, die einen merkwürdigen Gegensatz ihrer ursprünglichen und reinen Rassennatur zu der Entwickelungsfähigkeit derselben in der Mischung mit der weißen Rasse in sich schließt — vorausgesetzt, daß zu ihrer Erklärung weder das Vorherrschen der letzteren in der Mischung, noch auch jene allgemeine Heilsamkeit der Kreuzung hinreiche, sondern eine gleichsam verborgene Keimkraft in der Negerrasse selbst angenommen werden müsse.

Wir meinen die organischen Vorzüge der Nachkommen von Negern und Weißen nicht bloß vor ersteren, sondern auch vor letzteren, die freilich wieder durch andre Eigenschaften der reinblütigen Weißen aufgewogen, jedoch nicht aufgehoben werden; wie denn auch ein wirklicher Gegensatz zu diesen Vorzügen in Krankheiten liegt, welchen der Mulatte leichter ausgesetzt ist, als seine beiden Eltern. Solche Vorzüge haben namentlich St. Hilaire, Rendu, Burmeister in Brasilien, J. J. v. Tschudi in Peru, Granier de Cassagnac auf den Antillen beobachtet, sowohl leibliche wie geistige (vgl. Pott a. a. O. S. 34. „die Natur“ 1856 S. 402 ff. Waitz Anthropologie I 198 ff.). Allgemeiner bekannt sind sie bei den Kindern von Mulatten und Weißen, und in steigendem Maße bei der neuen Mischung der ferneren Abkömmlinge mit Weißen. Im ersten Grade zumal wiegt manchmal eine und die andere der Rassennaturen bei den verschiedenen Geschwistern vor; bei stets neuer Zufuhr wenigstens des weißen Blutes verschwindet endlich die andre Rassennatur. Gewiß würden alle jene Vorzüge sich noch bedeutender entwickeln, wenn die Gesellschaft den chamitischen Fluch von den Enkeln der schwarzen Rasse wegnähme und alle äußeren Bedingungen des leiblichen, intellectuellen und sittlichen Gedeihens erfüllt würden. Einen sehr bemerkenswerthen Bericht über

die Mischlinge der weißen und der schwarzen Rasse auf Barbadoes gibt Sewell (bei Loehnis, die V. St. von Amerika Lpz. 1864 S. 199 ff.. „Diese Klasse, die eigentliche Mittelklasse, ist sehr groß, geistig entwickelt, und nimmt rasch zu." Aus ihr scheint hier und an andern Orten Westindiens das herrschende Volk der Zukunft zu entstehn, das durch den Rassenhochmuth der reinblütigen Weißen zu wachsender Strebsamkeit angestachelt wird und physisch wie geistig sich mit jeder Generation mehr von dem Neger entfernt und die höhere Rassennatur annimmt.

Bedeutende Vorzüge behaupten Einige, leugnen Andre (Waitz a. a. O. 199 ff.) auch für die Mischlinge der rothen und der weißen Rasse, zu welchen auch Washington gehörte. Wir finden sie hier mehr in der Ordnung, als bei den Mulatten, weil der Neger zwar an thierischer Lebensfülle und Glut in mehreren Beziehungen die rothe und die weiße Rasse übertrifft, aber nicht nur als leiblich-geistiger Mensch im Ganzen auch hinter dem Indianer zurücksteht, sondern auch bei dem Weißen einen stärkeren physischen Widerwillen gegen seine Berührung, ja schon gegen seine Nähe vorfinden soll. Da dieser horror seltener durch weltbürgerliche Grundsätze, als durch einen noch stärkeren thierischen Trieb des Weißen überwunden wird, so muß uns die Steigerung schöner menschlicher Eigenschaften in dem Nachkommen Beider wirklich befremden. Burmeister vergleicht jene mit der vortheilhaften Vereinigung der besten Eigenschaften der Eltern bei dem Maulthiere. Die schlechtesten soll der Mischling der schwarzen und der rothen Rasse besitzen, aber, wie es scheint, nur örtlich und wahrscheinlich — wie alle diese Mischlingscharaktere — unter bedeutender Mitwirkung der socialen Stellung; Waitz Anthropologie I 200 ff. hat mehrere widersprechende Berichte zusammengestellt. Etwa 100 Mischlinge von Europäern und Australiern auf den Inseln der Bass-Straße haben (nach Petermanns Mittheilungen 1863 IV) von den europäischen Vätern kräftigeren Körperbau und Intelligenz geerbt; die Männer sind groß und muskulös, die Frauen hübsch gewachsen. Sie verheiraten sich nur unter einander. (Da die Kolonie noch nicht alt ist, fragt sich die Dauer ihrer Fortpflanzungsfähigkeit ohne fremde Blutzufuhr).

Weit mehr durch die zunehmende Mischung, als durch ursprüngliche Mannigfaltigkeit, erklärten wir das schon oben besprochene Vorkommen verschiedener Typen innerhalb der einzelnen Völker der Gegenwart, wo nicht jene willkürliche und künstliche oder eine durch zufällige äußere Einwirkung entstandene Entstellung des Schädels, oder Krankheit, oder endlich eine uns unerklärbare „Laune der Natur" im Spiele ist.

Aber letztere Kategorie ist nicht, wie die übrigen, bloß verneinender Art, sondern umfaßt auch eine vielleicht sehr große Anzahl von Positionen, die auf jenem mehrerwähnten Gesetze der Individualisierung oder Sondergestaltung beruhen, einem Gesetze, das in jedem Keime des Thier- und Pflanzen-lebens waltet, aber durch Bildung immer wirksamer wird, und endlich durch (Impfung und Kreuzung oder) Mischung auch von außen her Ergänzung und Bundesgenossen findet. Wir reihen hier einen (nach Niederschreibung des Vorstehenden uns vor Augen gekommenen) Satz von Waitz (Anthropologie I 194) ein: „Wenn wir von einem Volke hören, daß, trotz eines niedrigen Standes der geistigen Kultur die Gesichtsbildung im Ganzen, die Augen, Nasen, Lippen bei den Einzelnen sehr verschieden seien, wie dieß z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist (Kornheim in Ermans Archiv III 74), so werden wir nicht irre gehn, wenn wir ein solches Volk für gemischten Ursprungs erklären."

Je höher, elastischer und geistiger eine Wesengattung ist, desto mächtiger wird jenes individualisierende Gesetz, und das selbe herrscht auch auf den rein geistigen Gebieten, bis zur freien Selbstbestimmung hinauf, gleichsam als Naturtrieb (Instinkt) des Willens. Es ist eine Haupttriebfeder des vernünftigen Socialismus und des „Nationalitätsprincips"; und wie es dort mit dem gleich mächtig wachsenden Drange nach Einigung (vgl. unsere Äußerung über Kosmopolitismus u. s. w. S. 107) fortwährend in Kampf und Ausgleichung begriffen ist, so wirken auch auf unserem Gebiete: der Gestaltung der Menschheit (als Naturwesengattung, in typischem Sinne), ganz besonders denn auch in den Folgen der wachsenden Mischung der verschiedensten Menschenarten, die beiden Triebe oder Gesetze der Sonderung und der Einigung

oder eher der Verähnlichung, da (wie wir namentlich ſchon oben bei der Sprache bemerkten) die Sonderlebenskraft nie auch nur zwei völlige Gleichungen zuläßt. Letztere iſt zugleich ſo ſtark, daß ſie (wie wir ſchon früher bemerkten) auch bei der beſtimmteſten Miſchung mehrerer Raſſen nie eine völlige Wiedererzeugung (Reproduction) einer und der andern, oder auch die völlige Gleichheit mit irgend einem andern geſchichtlich vorhandenen Typus werden läßt. Nie aber wird ſie ſo zur Alleinherrſcherin werden, daß eines Tages die Milliarden von Menſchen ebenſo viele Typen darſtellten (vgl. Pott a. a. O. S. 35 ff. über die „endloſe Varietät der Individuen").

Pſychologie.

Bereits bei unſerer Definition der „Raſſe" und ſeitdem öfters bei der Kennzeichnung der Menſchenarten (Raſſen und Stämme) und ihrer Miſchlinge faßten wir Leib und Seele in ihrem Zuſammenhange auf, und verweiſen überhaupt für die Ergänzung der bisher verhandelten Phyſiologie auf die folgenden Abſchnitte, die wir vorzugsweiſe der Pſychologie unterordnen, obwohl ſie wiederum, wie oben der von der Sprache, oft faſt gleichen Rechtsantheil an der Phyſiologie haben und ſich nicht ſelten an bereits beſprochene Kategorien der letzteren anknüpfen werden. An die Pſychologie reihen ſich denn auch unſere ſpäteren Abſchnitte über die Bildungsgeſchichte der Völker.

Wir pflegen ſchon im gemeinen Leben gewiſſe Körperformen und Complexionen mit den „Temperamenten" in Verbindung zu ſetzen, wie z. B. helle Complexion, zumal wenn ſie mit Fettbildung auftritt, mit phlegmatiſchem Temperament und ſtarker, aber mehr paſſiver, Sinnlichkeit; ganz dunkle Complexion mit choleriſchem Temperament und mit activer leidenſchaftlicher Sinnlichkeit; die mittleren Tinten, wie dunkelblondes Haar und rehfarbene Augen, mit einem Licht und Wärme harmoniſch beſitzenden Geiſtesleben. Der Forſcher darf natürlich ſolche Behauptungen nur als Wegweiſer annehmen. Was ſeine und ſeiner zuverläſſigſten Genoſſen Beobachtungen als Regel (nicht leicht

ohne tausend Ausnahmen!) ergeben, versucht er darnach durch tiefere Beobachtung aus dem ganzen Organismus des Menschen zu erklären.

So darf denn auch eine vollständige Typik oder Rassenlehre sich nicht mit den anatomischen Merkmalen begnügen, sondern muß, wo möglich von diesen ausgehend, die geistigen Eigenthümlichkeiten jedes Typus festzustellen suchen. Sie wird dann z. B. die heißblütige thierische Sinnlichkeit des Negers zu edleren Erscheinungen erwachsen sehen, wie zur Lust an Gesang und Klang, gleichsam der veredelten Lust an Schall und Lärm; noch geistiger wird dieser Wachsthum in der Empfänglichkeit der erregbaren Einbildungskraft und Empfindung für dichterische Vorstellung und Form. Diese Erscheinungen werden vorzüglich bei den Negern Amerikas wahrgenommen. Wir betrachten sie dort (vorläufig abgesehen von der oben angegebenen Veredelung des Negertypus in Amerika) als Ergebnisse einer in enge Grenzen gebannten Bildung, die oft nur durch den täglichen Anblick des Lebens der weißen Rasse bewirkt wird, jedoch in jenen Beziehungen keineswegs in bloßem Absehen und Abhorchen besteht, sondern in der Erweckung der entsprechenden Kräfte in der eigenen, rassenhaft verschiedenen, Natur. In andern Beziehungen ist der Neger freilich nur wenig Mehr als bloßer Nachahmer der Weißen, was indessen von ganzen Völkern höchster Rasse, wie z. B. den Russen, gegenüber gebildeteren Menschen und Völkern, ausgesagt wird. Eine große Zahl günstiger Zeugnisse für die intellectuelle und sittliche Befähigung afrikanischer Völker in der Heimat wie in Amerika hat Perty a. a. O. 80 ff. zusammengestellt, mit welchen man freilich (wie wir schon oben einmal andeuteten) die entgegengesetzten: die abscheuliche Mischung kindischer und bestialischer Eigenschaften und Sitten, den Mörderstaat von Dahomey, die grauenhafte Herrschaft des Königs Mesa in Uganda (in Ostafrika, nach Speke s. „Ausland" 1864 II), und viele Einzelheiten u. a. in Andrees Globus 1863, in Gegenrechnung bringen muß. Auch Baikie gibt aus Bida Nupe in Afrika einen günstigen Bericht über die Geisteskräfte der Neger (vom 14. Januar 1862 im „Ausland" 1863 Nr. 25). In der Sitzung der Anthropol. Society 1. Dec. 1863 fand eine interessante Discussion über ihren leiblichen und geistigen Organismus statt, für und wider dessen Entwickelungs-

Entwickelung auch sein Selbstbewusstsein, welchem die Uniform des Stammes gar bald zu enge wird.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die wirklich und richtig ermittelten Besonderheiten, welche Völker Einer Familie von einander unterscheiden, gerade nicht die ursprünglichsten, gleichsam angeborensten, sind, wo sie nicht wirklich disjecta membra sind, d. h. einseitig erhaltene oder behaltene Stücke des Stammgutes unter den einzelnen Erben.

Im allgemeinen war die räumliche Zertheilung der Familie in verschiedene Volksstämme auch mit einer leiblich-geistigen ihres Wesens verbunden, deren vorhin erwähnte Faktoren in der Außenwelt ihre Wirksamkeit augenblicklich begannen, sobald ein Kind das Haus verließ, und so bei jedem nachfolgenden und nach allen Richtungen der Windrose hin, also in den verschiedenartigsten Zusammen- und Gegen-wirkungen.

So muste denn auch bei den längst neu individualisierten und zu Völkern erwachsenen Abkömmlingen der Familie nach jedem neuen Wechsel des Klimas und des Schicksals ein neuer Häutungsproceß vorgehn, der leider nicht immer eine verjüngende Mauser war. Aus ebenso natürlichen Gründen gleichen die Zustände verschiedener Völker einander, oft unter wesentlich gleichen Verhältnissen, aber in verschiedenen Zeiträumen, während das einzelne Volk seiner eigenen Vorzeit unähnlich wird. Strabon (IV 195 Cas.) erschloß den alten Charakter der Gallier aus dem damaligen der Germanen, welche die von den Galliern verlorene Freiheit noch besaßen. Waitz a. a. O. I 292 macht auf eine Reihe von Ähnlichkeiten (Analogien) in Ansichten, Sitten und Werken zwischen grundverschiedenen Völkern aufmerksam, deren Erklärung wahrscheinlich auf verschiedenartige Gründe zurückgehn muß: dynamische, örtliche, Einwanderung und Mischung in Masse, im Einzelnen Bildung, Belehrung und Nachahmung, sei es von Ausländern hereingebracht, oder doch aus der Fremde durch einheimische Reisende, Gelehrte und Machthaber. So das Männerkindbett, das u. a. Xenophon oder Apollonios von Rhodos schon von den Tibarenern in Kleinasien berichtet, und das unter Völkern aller Welttheile und Zeiten vorkommt, selbst unter den Basken in Biscaya,

besonders aber bei Südamerikanern; Übereinstimmungen amerikanischer Völker mit einander und mit afrikanischen in Ansichten und Gebräuchen; mit asiatischen, auch den Hindus, in Bauwerken, in kosmologischen Mythen und Weißagungen, sowie in Bildern und Benennungen des Thierkreißes; letztere kamen zum Theile unzweifelhaft von den Griechen zu den Indern, resp. ins Sanskrit, wie die neuere Forschung erweist, ohne jedoch den Weg der Einführung klar zu sehen.

Gang und Untergang des Volksthums.

Wohnsitze und Schicksale.

Zunächst unter jenen Faktoren des Volksthums stehn uns hier ihre **Wohnsitze** (**Wohnplätze**), deren wir bereits mehrfach bei den Eintheilungen der Völker nach Rassen, Stämmen und Sprachen gedachten.

Die eigentlichste Urheimat eines Volkes ist zugleich die seiner Familie, nach unionistischer Ansicht sogar die der ganzen Menschheit. Diese Urheimaten können nur durch die verbündeten Entdeckungsreisen der Anthropologen und der Geologen aufgesucht werden, oder sagen wir lieber der Natur- und Kultur-kundigen überhaupt. Wir sahen z. B. bereits oben und kommen unten weiter darauf zurück: daß der Beobachter mit den Völkern auch ihre Begleiter ins Auge zu fassen hat: die Hausthiere und die Kulturpflanzen, und zwar nicht bloß als Zoologe und Botaniker, sondern auch als Sprachkenner, um auch die Namen dieser Thiere und Pflanzen zu untersuchen.

In beschränkterem, aber desto greifbarerem Sinne nennen wir als Heimat eines Volksstammes den frühesten geschichtlich bekannten Ausgangspunkt seiner Wanderungen, oder, wo diese nicht bekannt sind und wo das Volk selbst sich für eingeboren (autochthon) hält, das Gebiet, in welchem es vor unvordenklicher Zeit, vielleicht wirklich vom Anbeginne seiner Welt an bis heute oder bis zu seinem Verschwinden gehaust hat.

Die Behauptung der Eingeborenheit (Autochthonie) kommt im alten Europa nicht selten vor, läßt sich aber in den meisten Fällen geradezu zurückweisen. Das einsmalige Dasein einer eingeborenen Rasse ist in Europa schwieriger zu erweisen, als in irgend einem andern Welttheile; Bruchstücke zur Beantwortung dieser Frage gaben wir bereits namentlich in unsern Verhandlungen über die Rassen und über die in Erde und Wasser versunkenen Reste europäischer Urzeit. Was unser Erdtheil den Genossen gegenüber an Schöpferkraft weniger hat, hat er an Bildungskraft vor allen voraus.

Der Ortswechsel größerer Volksmassen hat verschiedenartige Triebfedern, deren älteste in einer Zeit, in welcher die Erde noch überreichen Raum, aber keine Landstraßen hatte außer den Gewässern und den Thierfährten in Urwäldern, oft ebenso räthselhaft sind, wie die Lokomotivkräfte, welche die Wanderer mit Weib und Kind durch die ungebahnten, oft noch unfruchtbaren und nahrungslosen Wildnisse brachten. In der eigenen Noth mag freilich die Erbsünde der Selbstsucht zum erbarmungslosen Hunger erwachsen sein, der den schwächeren Verhungernden auffraß, statt den letzten Bissen mit ihm zu theilen; oder doch zum rastlosen Weiterziehen gedrängt haben, ohne Rückblick nach den Verschmachtenden, todmüde Zurückbleibenden. Es gibt ja noch jetzt Völker, unter welchen kannibalischer Eltermord zu einer scheußlichen Sitte geworden ist, die aus dem Faustrecht einer Nothzeit erwachsen sein kann; jedoch lassen sich manche grauenvolle Räthsel in der Menschennatur nur mit Hülfe des Teufels lösen, der in ihr Fleisch wird gleichsam ohne alle Ursache, durch eine generatio spontanea. Wir kommen unten auf Kinder- und Eltern-mord zurück.

Die Volkssagen und die Berichte der Alten wiederholen manche Gründe der Auswanderung, welche sich zum Theile an die früher S. 135 ff. besprochenen Einwirkungen ähnlichen Wechsels in der Natur des Wohnsitzes auf die des Volkes anschließen. Wir geben einige Beispiele. Meeresfluten machten das alte Land unbewohnbar und unheimlich. Solche Flutsagen kommen fast überall vor und werden oft über die geschichtlichen Schranken des Ortes und der Zeit auf die ganze Erde und die graueste Vorzeit ausgedehnt. Gewöhnlich vermitteln dann gerettete Paare oder Familien die, mehr und minder

geſchichtliche, Kunde der vorflutlichen Zeit mit der neuen, die ſie gründen. Begreiflicher Weiſe kommt das Feuer ſeltener, denn das Waſſer, als Urſache größerer Völkerbewegungen vor. Um ein Beiſpiel aus geſchichtlicher Zeit einzufügen: vulkaniſche Erſchütterungen einer ganzen Berggegend im Gebiete des Kilimandſcharo in Afrika veranlaßten eine Auswanderung der Galas (Oromo sg. Orma pl.) und in deren Folge eine, ganz Centralafrika umwälzende, Völkerbewegung von Oſten nach Weſten (ſ. Zeitſchrift für allg. Erdkunde XIV 6). Übervölkerung und drohende Hungersnoth drängten, die Kunde von dem Überfluſſe andrer Länder lockte zur Auswanderung; und Juden und Gallier erzählten, wie ihre Kundſchafter rieſenhafte Trauben aus der üppigen Ferne heimbrachten. War die Noth oder das Gelüſte da, ſo fehlte auch Geſetz und Orakel nicht zur Legaliſierung. Die Auswanderung wurde geregelt durch Volksbeſchlüſſe, ver sacrum (der italiſchen Völker) und ähnliche jährliche Auszüge. Dynaſtiſche Familienſchiedsgerichte wieſen gleichberechtigten Bewerbern oder Puisnés die ſchönſten Herrſchaften in partibus infidelium an zum Erſatze für die aufgegebenen Erbanſprüche. Häufig auch befahlen die Götter durch ihre Verwalter und Propheten Beſitznahme, d. h. Ausraubung und Ausmordung, fremder Länder, wie z. B. Paläſtinas durch die Israeliten. Nach langer Zeit traf dann öfters Nemeſis, ungerecht genug, die Nachkommen der Eroberer durch die Gewalt mächtigerer Götter und Menſchen, und bevölkerte ihre Städte und Tempel mit neuen Einwanderern. Der Papſt verfügte ſogar über die noch unentdeckten Gebiete der neuen Welt, ließ aber die ketzeriſchen Yankees aus der Rechnung, unter welchen freilich wiederum neuerdings das Papſtthum neuen Boden gewinnt und die verjährte Schenkung in Geltung zu bringen ſucht.

In geſchichtlichen Zeiträumen kommt öfters eine gewaltſame Verſetzung beſiegter Völker und Volkstheile vor, die nicht leicht einer bloßen Despotenlaune entſprang, ſondern eher durch Rückſichten der Staatsklugheit — mehr, als der Menſchlichkeit — diktiert wurde, indem ſowohl die Räumung des alten Gebietes, wie die Beſiedelung des neuen durch noch kriegs- und arbeits-tüchtige Leute im Vortheile des

Gesammtreiches lag. Solche Versetzungen finden wir sowohl unter den alten asiatischen Eroberern, wie im Römerreiche.

Ein Anderes ist es mit der Kolonisierung, in welcher im Alterthum die alten Griechen unerreicht dastehn, in neuerer Zeit (wie wir schon S. 93 bemerkten) die Engländer, nicht so geschickt die Franzosen, auch nicht die Deutschen, weil sie weder diesseit noch jenseit des Weltmeers eine politisch-volksthümliche Einheit besitzen und allzu leicht und gerne in der fremden Mehrheit aufgehn, wie dieß schon bei den germanischen Besiegern des Römerreichs geschah.

Bei den ungeheuren — geschichtlichen wie vorgeschichtlichen — Völkerwanderungen, welche ganze Zeiträume und Erdtheile erfüllen, bleibt der erste Anstoß geheimnisvoll; aber die Wirkungen liegen deutlich vor, und werden wiederum zu Ursachen, indem das vertriebene Volk zum vertreibenden wird, der Flüchtling zum Eroberer, ja der Barbar zum Bildner, wenigstens zum Umbildner und Impfzweig einer verrotteten Bildung, wie z. B. der Germane in der romanischen Welt, umgekehrt freilich der Türke in der ebenfalls verbildeten griechischen des Oströmerreiches, deren glänzende Trümmer er zermalmte, weil er keinen Sinn für ihren Werth hatte.

Mit der Entdeckung der neuen Welt nahmen die mehr freiwilligen und allmählichen Auswanderungen immer mehr zu. Ihre Beweggründe haben zwar sofern einen positiven Pol gemein, als die unermeßlichen Räume und Naturschätze des gelobten Landes den Strebsamen eine ganz neue Erde zur Aussaat und Ernte, den Hab- und Genuß-süchtigen einen bei lebendigem Leibe erreichbaren Himmel verhießen; aber der negative Pol, der die Europamüden von der alten Heimat abstieß, wirkt in mannigfachster Weise. Dem Ethnologen bietet besonders in Nordamerika die unerhörte Rassen- und Völkermischung und dazu noch die (oben besprochene) planetarische Einwirkung des Erdtheils auf die importierten Rassen einen verwirrenden Reichthum von Beobachtungen für die Gegenwart, von Muthmaßungen und Ahnungen für die Zukunft.

Einen der anziehendsten Gegenstände der Ethnologie (auch der zunächst auf die Gegenwart gerichteten) bilden die verschwundenen Völker. So unmenschlich auch die Menschen zu allen Zeiten gegen

einander gewüthet haben, so ist denn doch ein ganzer Völkermord selten (wenn überhaupt je mit Einem Male) in buchstäblicher Gräßlichkeit vorgekommen, wiewohl ganze Thiergattungen durch Jagdwuth ausgerottet werden, wie z. B. das Borkenthier (Phoke) bei Kamtschatka innerhalb 30 Jahre, der Dronte auf Bourbon und Isle de France u. s. w. Oft sind unter verschwundenen Völkern nur untergegangene und in andern aufgegangene Volksthümer (Nationalitäten) zu verstehn. Oft sogar nur verschwundene Namen, wie z. B. in Schottland höchst wahrscheinlich nur der Name der Pikten, nicht das Volk selbst, fast urplötzlich aus der Geschichte verschwand und selbst bei den Gelehrten in weniger als zweien Jahrhunderten „zur Sage" wurde (s. meine „Celtica" II 2 S. 279).

Indessen sind die Umstände, unter welchen allmählich Völker wirklich verschwinden, äußerst mannigfaltig. Physisches Elend, Seelenleiden und Sittenverderbnis hart unterdrückter und gemishandelter Völker zehren sie oft schnell auf. Gaidelische (galische) Clane in Hochschottland, die ihrer Häuptlinge, ihrer Sicherheit und Habe beraubt wurden, starben in kurzer Zeit aus. Die in Spanien verjagten Araber verloren mit dem Wohlstande und dem ganzen Lebensbehagen in der, nun zum Elend (Exil) gewordenen, alten Heimat in Afrika auch einen großen Theil ihrer Zahl, mehr aber noch ihre Bildung und in Europa gewonnene geistige Individualität. Die Juden dagegen, welchen an ihren tausend Fluchtrasten die Hoffnung zur Heimkehr nie ganz verloren gieng, sind, trotz alles Ungemachs und der massenhaften Morde von der Eroberung Palästinas bis ins späteste Mittelalter, jetzt zahlreicher, als während ihrer politischen Blütenzeit, und zwar fast ohne Mischung mit andern Völkern, die ihrer Zahl zu Gunsten gekommen wäre. Indessen hinderten die beispiellosen Gräuel, welche die Spartaner an den, ihnen ebenbürtigen, Heloten als ihren Leibeigenen verübten, nicht deren Fortpflanzung, obschon sie diese halb verhungern ließen und zeitweilig wie wilde Thiere jagten, wie man sagt.

Wohl aber muß immer, wenn nicht die Quantität, doch die Qualität der Nachkommen überlasteter Völker und Bevölkerungsklassen physisch und geistig sinken. Das Weib, das bei vielen rohen Völkern des Mannes Lastthier ist, kann ebensowenig die Mutter eines gesunden

Geschlechtes werden, wie die im Harem gemästete oder auch die durch Verbildung überreizte und die durch schädliche Kleidung und Nahrung auch körperlich verbildete Dame bei halb oder falsch gebildeten Völkern. Auf solche und andere Ursachen und Wirkungen im Organismus kommen wir an verschiedenen Stellen dieser Schrift zu sprechen, sowohl bei der Physiologie und Psychologie, wie unten bei der Lebensweise, den Beschäftigungsarten und Ständen der Völker.

Wenn man bedenkt, daß nur eine kurze Zeit unterbrochener Fortpflanzung das Erlöschen eines ganzen Volksstammes herbeiführen würde, so wird dieses bei Völkern begreiflich, deren Männer und Jünglinge theils im Kriege untergiengen, theils in harte Knechtschaft der Sieger geriethen oder ins Elend getrieben wurden, während die Frauen verwittwet alterten oder die Mütter eines Mischgeschlechtes wurden. Wir haben vorhin Mangel und Unglück als allgemeine Ursachen auch quantitativer Volksabnahme angedeutet; das „Proletariat" erwächst gewöhnlich eher aus der Überzahl der „Proles", als umgekehrt. Andere Ursachen des Völkertodes sind mehrere von gebildeteren Barbaren importierte Gifte und Krankheiten, wie Schnaps, Lustseuche, Blattern. Dazu kommt, daß die Erkrankten die Heilmittel gegen die neuen Krankheiten entweder nicht kennen noch zur Hand haben oder auch aus Vorurtheil und Eigensinn nicht anwenden mögen, und daß sie vielmehr durch Verkehrtheiten ihren Untergang beschleunigen.

Sowohl die Sittengeschichte wie die Physiologie haben die Gründe des raschen Aussterbens ganzer Rassen noch besser aufzuklären, wozu sich besonders in Nordamerika und der Südseewelt Gelegenheit bietet, wo die Minderung seit der Verbreitung der Europäer stattfindet, aber ihr Causalzusammenhang mit dieser (durch Ansteckung, Mishandlung, Verdrängung in unwirthliche Landstriche u. s. w.) noch nicht zu vollständiger Genüge nachgewiesen ist. Von jenem „freiwilligen" (spontanen) Erlöschen, welchem, wahrscheinlich auch oft ohne unmittelbaren Einfluß des langsameren Wandels in der Erdnatur, jede Wesengattung gleich dem Einzelwesen endlich verfällt, kann bei den erwähnten Bevölkerungen nicht wohl die Rede sein; ihr Untergang muß vielmehr von mehr äußerlichen und gewaltsamen Ursachen herrühren.

Die Geſchichte der Heimaten, Wanderungen, Raſten und neuen Siedelungen der Völker, gleichſam ihre Reiſebeſchreibung, iſt zugleich die Geſchichte ihrer wechſelſeitigen Berührungen und Miſchungen, des Austauſches ihres Blutes, wie ihrer Anſichten, Sitten, Tugenden und Laſter, Fertigkeiten und Arbeitsfrüchte, der Werke der Hand und des Geiſtes, ihrer göttlichen und ſelbſt ihrer thieriſchen Begleiter, der menſchen-freundlichen und -feindlichen.

Keine Seite des Völkerlebens bewahrt ſo treu die Zeugniſſe dieſes Tauſchhandels auf, wie die Sprache, über welche wir uns bereits ausführlich ausgeſprochen haben. Sie bezeugt noch mehr, als Trimurti und Dreieinigkeit, die Verwandtſchaft des Brahmanen und des Indogermanen im äußerſten Weſten. Sie erſetzt das verdunkelte Gedächtnis des Zigeuners und überſetzt nicht bloß ſein fabelhaftes „Kleinaegypten“ in das Indusland, ſondern erhält auch die an ſeinem langem Wege durch den Orient und Griechenland mitgenommenen Gaſtgeſchenke.

Bei jedem Volke haben wir nicht minder, als nach ſeinen Blutsverwandten in allen Zonen, nach ſeinen Grenznachbarn zu fragen und nach den natürlichen Brücken und Hemmungen des Wechſelverkehrs mit dieſen. Ferner auch nach den kriegeriſchen und friedlichen Heeresmaſſen, die in endloſen Eiſenbahnzügen u. ſ. w. aus einem Volksgebiete mitten ins Herz des andern fliegen, und welche, wann erſt in den Wüſten an tauſend alten Oaſen, neuen Bohrbrunnen und künſtlichen Eisgruben erquickender Halt gemacht werden kann und kein Mont Cenis mehr undurchfahrbar ſein wird, gar bald das Zeitalter der Nationalitäten als einen überwundenen Standpunkt hinter ſich laſſen werden.

Die Völkerkunde hat, wie die räumliche Stellung eines Volkes zu andern, ſo auch ſeine zeitlichen Beziehungen zur Außenwelt in Betracht zu ziehen — alſo ſeine Geſchichte, ſofern man darunter ſeine mehr äußeren Schickſale, Thaten und Leiden verſteht, immer aber als Urſachen und Wirkungen der volklichen Sonderheit (Individualität), ſomit zugleich als Entwickelungsgeſchichte des einzelnen Volkes, zunächſt alſo nicht als integrierenden Theil der Weltgeſchichte.

Was ohne Zuthun eines Volkes von außen her ihm widerfährt, erzeugt mit seinem Grundwesen, mit der angeborenen oder doch mindestens bei seiner Individualisierung entstandenen Volksnatur, das gesammte **Volksleben**, das in allen seinen Offenbarungen die Aufmerksamkeit des Ethnologen verdient.

Wir haben bereits die große Unterlassungssünde der Alten in Bezug auf die Sprache, als die feinste und zugleich umfassendste Äußerung dieses Volkslebens, gerügt und beklagt. Über andre Theile desselben sind uns aus den verschiedenen Zeitaltern vieler Völker weit reichlichere Nachrichten erhalten, die freilich oft nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen; mit kaum geringerer jedoch auch die Nachrichten und Angaben unserer Zeitgenossen, wie wir schon in physiologischer Hinsicht bemerkten. Der Forscher bedarf, neben der Scharfsicht, auch ausgebreiteter Kenntnisse, um nicht Naturwüchsiges und Künstliches, Alteinheimisches und aus der Fremde Aufgenommenes, manchmal auch dort früh Verschwundenes und nur in der Adoptivheimat Erhaltenes, unter einander zu verwechseln. Namentlich bei der Tracht werden wir hierauf zurückkommen.

Die **Volkslebensäußerungen**, die Entwickelungen der Volksnatur nach den wichtigsten Richtungen hin, die wir jetzt noch als **Hauptgesichtspunkte der Völkerkunde** (ethnologische Kategorien) skizzieren wollen, finden somit ihre Grundlage in eben dieser angeborenen oder gewordenen Volksnatur. Diese gehört indessen eigentlich selbst schon zu der Strömung, deren erste kenntliche Erscheinung oder Phase sie bildet, während anderseits bis auf den heutigen Tag gleichsam neue Natürlichkeiten oder Grundeigenschaften eines Volkes entstehen, die wiederum eine Zeit lange ihre Früchte treiben. Alpha und Omega sind nicht sowohl Ausgangspunkt und Ziel des Alphabetes, wie vielmehr dessen wirkliche Bestandtheile. Freilich ist Volksnatur in strengerem Sinne nur erst Kraft ohne Stoff und muß, wie jede Anlage, erst (wie schon oben erwähnt) aus wirklichen Lebensäußerungen erschlossen werden.

Volksſtimmung.

So knüpfen wir denn an das über die Volksſeele oder Pſyche, die Grundſtimmung und Sinnesart, der Völker Geſagte noch einige Bemerkungen über die Entwickelung dieſer Dinge an.

Wir müſſen wenigſtens verſuchen, bei jedem einzelnen Volke zu unterſcheiden: Erſtlich, Ererbtes, durch die ganze Geſchlechterkette bis zum Patriarchen hinauf, ſoweit ſie uns erkennbar iſt, alſo das Stammgut, wovon Viel verloren gegangen ſein, Manches aber auch nur ſchlummern (latent vorhanden ſein) kann, weil die Erweckung und Anregung zur Kraftäußerung von außen her zur Zeit ausbleibt. Zweitens, Errungenes und Aufgedrungenes, das oft zur andern Natur wird, zumal wenn die Thätigkeit der treibenden Kräfte, der mitwirkenden Gründe fortdauert. Die Aufſuchung der letzteren gehört zu den Aufgaben der Bildungsgeſchichte ſowohl, wie der Völkerkunde.

Als Beiſpiel für dieſe letzten Sätze nehmen wir nur einige Punkte aus einem wichtigen und weitläufigen Hauptſtücke. Der Geſchlechtsſinn (als phyſio-pſychologiſche Kraft) iſt nach verſchiedenen Maßen vertheilt fürs erſte unter ganzen Raſſen, wie wir bei dieſen oben andeuteten. In beſonders ſtarkem Maße wird er für die Negerraſſe nicht bloß behauptet, ſondern auch durch anatomiſche Gründe erläutert und gleichſam gerechtfertigt. Das geringſte Maß ſoll er (im Durchſchnitte, freilich mit Ausnahmen) bei der amerikaniſchen Raſſe haben, was man hier mit einigen phyſiſchen Eigenſchaften, mehr aber noch mit dem ganzen Temperamente der Raſſe in Verbindung bringt. Verwickelter aber wird die Frage nach den Gründen, wenn wir dieſen Sinn oder Trieb in Einem Volke in ſehr verſchiedener Stärke walten ſehen, wie z. B. bei den Deutſchen, bei welchen Berghaus für die Sittlichkeit nach der Statiſtik der unehelichen Geburten (einem nicht ganz zureichenden Werthmeſſer) folgende Zahlenverhältniſſe angibt: im nördlichen Deutſchland $1/15$, im ſüdweſtlichen $1/9$, im ſüdöſtlichen $1/6$, in Baiern $1/5$ der Kinder unehelich. Wahrſcheinlich wirken hier verſchiedene Gründe zuſammen: klimatiſche Einflüſſe auf das Temperament

überhaupt; ſodann kirchliche Unterſchiede, die bekanntlich an vielen Orten die augenfälligſten Wirkungen auf Fleiß, Wohlſtand, Schulbildung u. ſ. w. äußern, und gerade auch auf obigen Punkt, ſowohl durch das Cölibat, wie durch die Hinderniſſe, welche Kirchengeſetz oder Prieſterwillkür der Eheſcheidung wie dem Eheſchluſſe entgegenſetzen, ein Vorwurf, der die Hierarchie aller Confeſſionen heutzutage mehr als jemals trifft.

Wir haben bereits die phyſiſche Verkümmerung und Vertilgung ganzer Völker durch widrige Schickſale und namentlich auch durch geiſtigen Druck erwähnt. Dieſer wirkt natürlich noch unmittelbarer und ſtärker auf das Geiſtesleben und die Stimmung der Völker im ganzen ſowohl, wie einzelner Stände und Klaſſen innerhalb derſelben. Dieſes geiſtige Sinken der Völker iſt eine viel traurigere Erſcheinung, als ihr völliges Erlöſchen und ihr phyſiſcher Untergang.

Welche Klüfte ſchon zwiſchen Sultan, Vezir und Volke! Noch ſteilere zwiſchen den Bereichen der rechtloſen Leibeigenen und ihrer geſetzloſen Herrn! Die ſegensreichen Folgen, aber auch die augenblicklichen Gefahren der Emancipation in Rußland begreifen ſich durch das Wort eines alten leibeigenen Bauern: „Wir wiſſen zwar, daß wir zum Unglücke geboren ſind, aber nicht, warum!“ Ein Wort voll Rechtsbewußtſeins und doch voll Entſagung, letzterer aber nur, weil Kraft und Mittel gegen das Unglück fehlen. Welches Elend mußte auf dem Völkchen der Trauſer in Thrakien laſten und von ihm empfunden werden, bis das Sprüchwort bei ihm gäng und gäbe wurde: „Alle Geborenen ſind beklagenswerth, alle Verſtorbenen glücklich!“ Hier wurde ſelbſt das Mittel unwirkſam, durch welches heuchleriſche Selbſtſucht des Prieſterthums und des Feudalismus dem armen Volke jeden Rechtsanſpruch auf Lebensgenuß abzuſchwindeln ſucht, der in dem „Jammerthale“ der Erde nur den Bevorrechteten geſtattet und möglich ſei, wogegen die hienieden Entſagenden einſt reichen Erſatz für ihre irdiſchen Hütten des Elends in den luftigen Schlöſſern des „Himmels“ finden werden.

Bei einem Volke, das zwar keineswegs gemishandelt und der Mittel zu Behagen und Bildung beraubt, aber in ſeiner Nationalität und politiſchen Selbſtändigkeit unterdrückt oder doch geſchmälert iſt,

können sich sehr verschiedenartige Gemeinstimmungen entwickeln, nun nicht die eines herrschenden Volkes, dessen geringster Bürger sich überall in der Fremde durch die Macht des Ganzen geehrt und geschützt fühlt, es müßte denn einem solchen Volke als gleichberechtigtes Glied einverleibt werden und durch dieß neue Recht allmählich das erlittene Unrecht verschmerzen lernen. Der wallisische Kymre, dessen Stamm und Sprache einst ganz England (in engerem Sinne) beherrschte, hat dieß nicht vergessen und sucht die Palladien seines Volksthums: Sprache, Gesang und Sage, mit wehmüthiger Schwärmerei festzuhalten und durch dieselben selbst drüben auf dem den Engländern abholden Boden Frankreichs den alten Verband mit den stammverwandten Britonen wieder neu zu knüpfen — während er sich doch immer mehr dem herrschenden Volke angleicht und selbst seine alte Sprache gegen die klanglose halbromanisierte des „Sachsen" auszutauschen fortfährt. Zugleich aber erkennt und empfindet er die Vorzüge und Vortheile der englischen Staatsverwaltung und Volkswirthschaft; und, indem er sie sich aneignet, verschmilzt er sein nationales Sonderbewußtsein immer mehr mit dem Gesammtbewußtsein des mächtigen Staates, mehr noch als des Volkes. Bei dem älteren britischen Keltenaste in Hochschottland und Irland zeigen sich ähnliche Vorgänge. Aber die Hochschotten assimilieren sich den Engländern langsamer, weil die mit ihrem ganzen Wesen verwachsene Clanschaft durch Eigenthumsgesetze der Eroberer ersetzt wurde, deren rücksichtslose Ausführung das Land großentheils dem Volke nahm und den Schafherden der nun gesetzlichen Besitzer des Bodens gab. Bei dem selben Volksstamme in Irland ist vollends der alte Stammeshaß gegen den Sachsen unverjährt, weil nicht bloß die Unterthanen der Clanshäupter den Gewinnst der Freiheit und des Bürgerrechtes mit dem Schutzrechte des Clansgliedes, wie in Schottland, bezahlen mußten; sondern noch mehr, weil die Verschmelzung der Nationalität mit der Confession (vulgo Religion), ähnlich wie bei den Polen, den alten Nationalhaß heiligte, und dagegen Sympathien und Hoffnungen den stamm- und glaubens-verwandten Franzosen zuwendete.

Je stärker Druck und Rechtsberaubung auf einer Minderheit lastet, wie z. B. bis noch in neueste Zeit in vielen Staaten auf

Juden, Griechen, Armeniern, Zigeunern, deſto mehr zieht ſich jedes ſchöne und edle Gefühl und jedes Glück in das Innerſte der Stammgenoſſenſchaft und der Familie zurück, während nach außen hin ein Kriegszuſtand herrſcht, in welchem jede möglich gebliebene Waffe auch eine erlaubte iſt. An die Stelle des nationalen Ehrgefühls tritt einigermaßen der Erwerbsſinn des Einzelnen und des Familienvaters; die Befriedigung des letzteren gibt nicht nur das Gefühl einer zunächſt nur materiellen Sicherheit, ſondern auch eine Art rächenden Triumphes über den Räuber und Verächter der nationalen Ehre, der nun, trotz aller chriſtlichen und mohammedaniſchen Rechtgläubigkeit, dem Mammon des Parias dienſtbar wird. Die Liſt des Schwächeren wird zur Waffe gegen die Gewalt, der Witz gegen die Rohheit. Stereotype Freundlichkeit ſucht häufiger nur die Gewaltthat abzuwenden, als die Gunſt des Gewaltigen zu gewinnen, von welchem der, Fremdling gebliebene, Flüchtling und Gaſt oder der auf eigenem Vatererbe beſitz- und recht-los gewordene Sohn eines edlen Geſchlechtes keine Gerechtigkeit, geſchweige denn Liebe, erwartet. Deſſhalb wird dieſer auch nicht ſelten ungerecht und undankbar, oft aber auch ſchon für das einfachſte Wort und Werk reiner Menſchlichkeit ſo dankbar, wie ein Andrer für eine große Wohlthat.

So oft auch oberflächliche oder voreingenommene Beobachtung ganze große Völker mit wenigen Worten zu charakteriſieren wagt, und ſo ſehr auch große Bildungszeiträume, wie z. B. des 16. und des 19. Jahrhunderts, verſchiedenen Volksſtämmen ein gemeinſames Gepräge aufdrücken: ſo haben ſich doch gewiſſe charakteriſtiſche Merkmale für die bekannteſten Völker die Anerkennung der beſonnenen Beobachter erworben, immer aber mit den Vorbehalten zahlreicher Ausnahmen einzelner Volksglieder und ſelbſt ganzer Volksklaſſen, und der Zeitweiligkeit „bis auf Weiteres“, da gar mancher Michel an einem ſchönen Morgen des Dampfzeitalters die Schlafmütze wegwerfen kann. Wir fanden bei der Lehre von den körperlichen Typen das Gegenſtück dieſer geiſtigen Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit innerhalb der einzelnen Völker.

Die Germanen haben und verdienen den Ruf größerer Innerlichkeit im Vergleiche mit den Romanen. Die deutſchen Worte

„Gemüth“ und „Gemüthlichkeit“ sind unübersetzbar und ebenso der sinnlichere „Comfort“ unsers englischen Stammverwandten. Der Germane hat von Alters her vor dem Franzosen voraus den Sinn für Familie und Eigenthum, für freies Gemeinwesen und Selbstregierung des mündigen Volkes, zugleich für möglichste Dauerhaftigkeit, Sicherheit und Behaglichkeit der Zustände. Sein westlicher Nachbar wird schon seit J. Caesar durch Schimmer und Schall des Neuen und des raschen Wechsels angezogen. Als Cavalier im Irrgarten der Politik ist er heute Girondist und morgen Sansculotte, und läuft wiederholt hin und her auf blutiger Rennbahn zwischen Freistaat und Kaiserreich. Aber auch in edlerem Sinne ist er noch heute ritterlich gesinnt, wie er es im gallischen Zeitalter war, wo als letzter Ritter Vercingetorix vor dem weit unedleren Römer Caesar sich selbst als Opfer des Vaterlandes weihte, und zwar ebenso mit hohem Opfermuthe, wie mit glänzendem, etwas theatralischem Anstand. Das wirklich Ritterliche, Schwung- und Glanz-volle, das eine Zeit lange das Raubjunkerthum des Mittelalters in Deutschland veredelte, stammte großentheils aus Frankreich, und sein Stammbaum läßt sich bis zu den Britonen verfolgen, deren Keltenthum das der Gallier bis heute überlebt hat. Allerdings aber gelang es selbst den höfisch gebildetesten deutschen Rittern nicht, König Renés Liebeshof und die verrückten Ausartungen des provenzalischen Rittersinns in Deutschland einzubürgern.

Das Volksthum in Gewohnheiten und Einrichtungen.

Äußere Lebensweise.

In dem mehr inneren Volkssinne wurzelt die augenfälligere **Lebensweise** des Volkes, seine bestimmter gestalteten Gewohnheiten, Gebräuche, Einrichtungen und psychisch-physische **Sitten**.

Zuerst fassen wir die **äußerlichste Lebensweise** ins Auge, die freilich oft keineswegs, frei gewählt, aus dem Volkssinne hervorgieng,

ſondern vielmehr ihn erſt heranbildete, jedoch in ſteter Wechſelwirkung mit ihm ſich weiter entwickelte.

Bekannt iſt die bildungsgeſchichtliche und großentheils auch chronologiſche Eintheilung der Völker nach ihrer Hauptlebensweiſe: Jagd; Viehzucht der ſchweifenden Hirtenvölker (Nomaden); Ackerbau, mit Zähmung und (ſeßhafter) Züchtung der Thiere verbunden; wozu denn noch Unterabtheilungen und einige andre Kategorien kommen. Die Darſtellung dieſer Gattungen und ihres Einfluſſes auf Volksnatur und Volksgeiſt dürfen wir hier nicht in größerer Ausdehnung verſuchen, werden aber ſpäter auf die wichtigſten derſelben im einzelnen zurückkommen, und geben einſtweilen wenige allgemeinere Andeutungen, in welchen wir uns theilweiſe an Waitz a. a. O. I 403 anlehnen.

Vielleicht hatten die Bewohner des Paradieſes nicht bloß den Apfel der Erkenntnis, ſondern überhaupt die Pflanzenkoſt noch nicht aufgezehrt, als der Hunger und, vielleicht früher noch, die Nothwehr ſie zu Jägern machte und dadurch mannigfache Eigenſchaften in ihnen anregte und übte: Liſt und Muth, hoffentlich eher als feige Grauſamkeit; alsbald auch Ausdauer in Entbehrungen wie in Bemühungen. Dieſe Eigenſchaften gewannen auch ſpäter die Vogelfänger und die Fiſcher, welche zugleich gegen fremde Elemente zu kämpfen hatten. Doch hatte der eigentliche Jäger vor ihnen den Kampfesmuth gegen wehrhafte Weſen voraus, der ſich nach der Jagd leider auch zum Kriege wandte. Dagegen führte wohl die Fiſcherei zu der, für die geſammte Bildungsentwickelung ſo wichtigen, Schiffahrt. Wie die Jägervölker, gebrauchen auch die Hirtenvölker weite Räume, aber geringere geiſtige Erregung und Thätigkeit. Jedoch beginnt mit ihnen eine, bereits Viel Nachdenkens und Geduld fordernde, Vorſchule der Bildung, nämlich die Zähmung der Thiere, ſowohl zum Behufe der Jagd und des Krieges, wie der friedlichen Wanderungen, und endlich des ruhigen Landbaues und Haushalts. Dieſer gedieh zunächſt in ſtärker bevölkerten aber nicht üppig fruchtbaren Landſtrichen, mitunter auch auf ein- und mehr-jährigen Raſten wandernder Völker. Seine thätige Muße führte zu Ordnung, Bildung, Familien- und Erwerbsſinn, aber auch zu den Ausartungen müßiger Genußſucht und Habſucht,

welche Despotismus und Sklaverei und andere Krankheiten des Staates und der Geſellſchaft erzeugten.

Bei jedwedem Volksberufe (wie wir die ſo eben ſkizzierten Kategorien nennen möchten) treten insbeſondere **Nahrung**, **Tracht** und **Wohnung** als Hauptſeiten der äußeren Lebensweiſe hervor. Das Folgende ergänzt ſich durch das bereits S. 112 ff. bei den äußeren Einwirkungen auf den Körper über Nahrung und Kleidung Geſagte.

Die **Nahrung** eines Volkes hängt zunächſt von ſeinem Wohnſitze ab; das proſaiſche Erdreich, in welchem das Solamen pauperum, die Kartoffel, gedeiht, läßt höchſtens in Kübeln im „dunkeln Laub die Goldorange glühn". Von der Nahrung an ſich, wie von der leichten oder ſchweren Mühe ihres Erwerbs, hängt wiederum Viel für die ganze Volksnatur ab. Ein Volk, das ſich faſt nur von Kartoffeln nährt, wird (wie wir mit C. Vogt glauben) nie ein freies Volk ſein — womit jedoch nicht geſagt iſt, daß das orangeneſſende und nach ſeiner Bodennatur häufig auch dem Müßiggange als der (wiederum nach C. Vogt) geſündeſten Lebensweiſe huldigende Volk freier ſei, als jenes. Namentlich gedeiht bei dieſen glücklichen Südländern dumpfer Buchſtabenglaube ebenſogut, wie bei den armen Irländern, bei welchen die unwandelbare Überlaſt der Kartoffelnahrung einen erweiterten erblichen Nationalmagen hervorgebracht hat.

Aber bei Letzteren, wie bei den gebildeteſten Germanen u. ſ. w., ſind die Solaneen, ſowohl das Solanum tuberosum wie das Stinkgiftkraut Nicotiana, aus dem wilden Amerika eingedrungene Fremdlinge, welche mit der Zeit gebildeterer Geſchmack, rationelle Geſundheitspflege und Volkswirthſchaft wieder verdrängen werden, vielleicht mit Hülfe der Kartoffelkrankheit. Dann wird an der Stelle der Kartoffel die Fülle des Nahrungsſtoffes in der Revalenta und der Revalesciere, überhaupt in, von der groben ſtoffloſen Form der Hülſe befreiten, Hülſenfrüchten Leib und Seele nähren, ohne daß mehr Du Barry und ähnliche Myſtiker die beſte Nahrung daraus vorweg nehmen.

Wenn übrigens überläſtige und ungeſunde Nahrungsmittel importiert werden, ſo kann dieß auch mit geſunden geſchehen, und zwar um verhältnismäßig billige Preiſe, wenn die erwünſchten Transportmittel

und Wege vorhanden sind, vor allen das völkerverbindende Meer und seine Stromkanäle. Im Inneren des Pelopónnesos verfault zur Stunde noch der Überfluß der edelsten Südfrüchte ungenossen, weil es an Handelsstraßen und Fuhrmitteln fehlt, während sie aus den Mittelmeerhäfen zu gleichem Vortheil und Behagen der Producenten und der Consumenten unmittelbar bis in die Hafenstädte des Nordens verführt werden, namentlich auch nach Hamburg. In dieser Stadt ißt und trinkt man bekanntlich weit besser und billiger, als in der norddeutschen „Metropole der Intelligenz", ja so gut, daß man trotzdem in Berlin wirklich mehr denkt. Ursachen des genußreicheren und gedankenärmeren Lebens in Hamburg sind nicht allein die Ochsen und das Zugemüse der nahen festländischen Zufuhr, sondern eben auch Meer und Strom.

Wir betonten hier das bessere Denken trotz schlechterer Nahrung, und sagen weiter: Ein Volk wird ebensowenig, wie bei Kartoffeln mit schwerer Arbeit und bei Orangen mit Müßiggang, auch bei übervollen Fleischtöpfen Aegyptens sinnig und freisinnig, obgleich Fleischnahrung unentbehrlich ist, wenn der Mensch die mit seiner Raubthiernatur verknüpfte geistige Kraftfülle erhalten will.

Es fragt sich: welche dieser beiden Naturseiten die stärksten Einwirkungen der Nahrung erfahre. Ohne Zweifel wirkt die Rangstufe des Organismus der verzehrten Wesen (Pflanzen und Thiere) auf die Ausbildung des Organismus der verzehrenden Wesen ein, und zwar in entsprechender Steigerung — aber wieweit? jenseit gewisser Grenzen verwildernd oder verfeinernd? Die Wirkungen der Quantität sind die deutlichsten. Die nahrungsreiche Fleischfaser verdirbt, im Übermaße genossen, die Verdauung; und der Fleischfresser wird zum Vieh, vielleicht noch mehr, als jeder andere Fresser, indem auch die Qualität der Speise mitwirkt. Um letztere aber gilt es uns hier zunächst, um eine consequentia ad absurdum aufzustellen.

Wenn nämlich die Ernährung durch feinere Organismen gleichartig auf den Verzehrer wirkt, also dessen geistige Kraft steigert: so würde der Kannibale die höchste Stufe der Leiter erreichen, wenigstens der aristokratische, der nicht selbst das verwildernde Metzgerhandwerk treibt. In der That findet sich einige Gelegenheit zu solchen Beobachtungen bei einigen „Naturvölkern", bei welchen das Menschen-

fleiſch, gleich dem Thierfleiſche, auf der Schranne feilgeboten und von den Käufern ohne Blutſchuld genoſſen wird. Glücklicherweiſe jedoch bleibt der Genuß des Menſchenfleiſches überall nur eine Ausnahme und läßt ſich in vielen Fällen bis zu ſeinem Urſprunge aus Hungersnoth verfolgen, aus welchem er bis zum Genuſſe entartete — l'appetit vient en mangeant! Zur Volksnahrung iſt Menſchenfleiſch nirgends geworden; und nur aus ſolcher würde ſich ſeine phyſiologiſche Wirkung erkennen laſſen. Kehren wir auf ebeneren Boden zurück, zunächſt zu den Wirkungen der als naturgemäß geltenden Nahrung.

Die Quantität und leicht erreichbare Fülle geſunder Lebensmittel wirkt ſelbſt dann noch günſtig auf den menſchlichen Organismus, wann jene Verführung zur Trägheit eintritt, ſolange letztere nicht ſoweit geht, daß ſie zu zeitweiligem Hungern oder zum Genuſſe ſchlechter und ſchlechtbereiteter Speiſen veranlaßt, wo dann die ſelbſtverſchuldeten krankhaften Folgen die urſprüngliche Geſundheit der Müßiggänger und Thoren überwiegen. Mannigfaltiger und ſchwieriger zu beobachten ſind die Wirkungen der Nahrungsqualität. Eine beſtimmter ausgeſprochene, aber kaum gewiſſere, als die vorhin erwähnten Wirkungen, iſt die (bei Perty a. a. O. 101): daß die vorzugsweiſe fleiſcheſſenden Völker, z. B. manche tatariſche Stämme, abſtehendere Jochbögen und breiteres Geſicht haben, als die pflanzeneſſenden Hindus und die ariſchen Völker Europas. Gleichen hierinn aber auch die, doch großentheils und gerade in den feiner geſtalteten und wohlhabenden Klaſſen und in den Stadtbevölkerungen, viel Fleiſch verzehrenden Arier des mittleren und nördlichen Europas den aſiatiſchen: ſo muß die Urſache der Ähnlichkeit mehr in der Raſſe, als in der Nahrung liegen. Wohl aber erinnern wir hier an das geringere Volumen des Hirns und des Schädels bei den Hindus, welches eher durch die Pflanzennahrung bedingt ſein mag, während die (angeblich) von der Schädelform der meiſten übrigen Arier abweichende der Slawen und (theilweiſe) der Iranier anderartige Gründe haben muß.

Wenn die übermäßige Ernährung in ähnlichem Maße, wie die mangelhafte, obgleich in andrer Weiſe, die Denkkraft lähmt, ſo übt

ſie dieſe Wirkung in noch ſtärkerem Maße auf die Willenskraft. Der ſatte Menſch iſt zufrieden, der überſatte träge. Dagegen weckt jeder empfindliche Mangel das Bedürfnis der Ergänzung und ruft zur Thätigkeit auf; bekanntlich gilt die Noth als Mutter der Erfindungen. Der Hunger und jede geſteigerte Begier ſtacheln ſogar zur Gewaltthat an; Hungerjahre fördern die Revolution, darum freilich noch nicht die Freiheit. Bei den alten Galliern war der Dickbauch geſetzlich verpönt, ſolange ſie unabhängig waren; aber mit den Weinreiſenden und Köchen der Römer kam entnervender Unterthanenverſtand zu ihnen.

Im allgemeinen wird in kalten Ländern mehr gegeſſen, beſonders Fleiſchnahrung, als in warmen. Die Einwirkung der Atmoſphäre und anderſeits die Erzeugniſſe des Bodens beſtimmen, beſonders bei armen und wenig mit andern Zonen verkehrenden Völkern, ſowohl die Nahrung, wie den Appetit. Zeugniſſe beider aus vorgeſchichtlicher Zeit finden wir in den oben beſprochenen Küchenreſten, wie für noch vormenſchliche Zeiträume die Koprolithen, die Verdauungsreſte urweltlicher Thiere. Erſtere reichen, wie wir ſahen, in Zeiten hinauf, in welchen Fauna und Flora noch Mehr oder Weniger war, als die heutige in den ſelben Gebieten, alſo auch Boden und Luft nicht ganz die heutigen, wiewohl auch die Menſchenhand zu dem Wechſel mitwirkte, wie z. B. durch Zernichtung ganzer Weſengattungen und Einführung neuer.

Eine eigenthümliche, nur theilweiſe aus ethiſchen und klimatiſch-diätetiſchen Gründen erklärte, Erſcheinung iſt das, meiſt in religiöſer Form gegebene, Verbot gewiſſer Speiſen: der thieriſchen überhaupt bei den indiſchen Brahmanen u. ſ. w. (der „Vegetarians“ u. dgl. nicht zu gedenken); des Schweines bei Juden und Mohammedanern; des Haſen bei Juden (3 Moſ. XI 6), Perſern (Zoroaſter), Kelten (Caesar B. G. V 12), Tataren, Ruſſen; des Pferdes durch einzelne prieſterliche Ordonnanzen, aber auch durch eine inſtinktartige Sitte, die erſt neuerdings beſeitigt wird. Gibt es Völker, die ſolche Thierfleiſchverbote befolgen, aber ſich an Menſchenfleiſch erlaben?

Oft iſt der Genuß gewiſſer Speiſen, ähnlich wie der des Pferdefleiſches, nicht ſowohl durch Geſetze erlaubt oder verboten, als durch Sitte, welche die urſprüngliche Zweckmäßigkeit überdauert; dann aber

auch durch den bei ganzen Völkern nicht minder, als bei den Einzelmenschen, verschiedenen Geschmack, wie anderweitig der Geruch der Pflanzen u. s. w. und der wechselseitige der Menschen selbst, auch der ungesalbten und leidlich gewaschenen, hier anzieht, dort abstößt. Abgesehen von der Bereitung, auf welche wir nachher kommen, essen Farbige und Weiße in Südamerika gewisse Würmer und Larven, die unsere Schnecken-, Austern- und Frosch-esser anekeln würden. Der Sandwichinsulaner theilt unsern Ekel vor Brühen, in welchen er selbstmörderische Fliegen liegen sah, dagegen aber zugleich den Appetit andrer Feinschmecker zu Läusen (Stewart bei Waitz a. a. O. I 367 vgl. 381 ff.)

Auch gibt es, wie namentlich bei den Juden, bedingte Verbote des Fleischessens in Bezug auf die Todesart des Thieres, sowie auch gewisser Theile des Thierkörpers.

Gerade in Indien, wo unter dem herrschenden Volke Thiere nur für Opferzwecke getödet werden, genießen verstoßene Bevölkerungstheile, und so, wie man sagt, auch unsere (aus Indien stammenden) Zigeuner, das Fleisch gefallener Thiere. Der blasirtesten Zunge europäischer Feinschmecker gilt oder galt der haut gout des Wildfleisches als leckere Eigenschaft.

Mehr noch, als die Nahrungsmittel an sich, ist ihre Zubereitungsweise bei den verschiedenen Völkern verschieden, am meisten die des Fleisches, das bei wilden und zahmen Völkern in der ganzen Stufenleiter von roh bis verkocht genossen wird und bei den ritterlichen Hunnen sogar ohne Feuer in der rechten Mitte zwischen Pferderücken und Menschensitzfleisch gar geritten wurde. Der Perser würzt seine Schüsseln mit Assa foetida, der Chinese ißt Vogelnester, der Deutsche gar Vogelkoth und idealisiert den naturwüchsigen Schnepfendreck durch kunstreiche Brühe. Aber die keusche Küche eines wahrhaft gebildeten Geschmacks verschließt sich solchen unsauberen Dingen nicht minder, wie dem widrigen und krankhaft verirrten Idealismus des römischen Schwelgers, der Massen von Nachtigallen mordete, um aus den Zungen der Sängerinnen ein Gericht von eingebildetem Wohlgeschmacke zu bereiten. Verfolgen wir dieses unerschöpfliche Kapitel nicht weiter; seine ethnische Bedeutung bezeichnen die National-

ſpitznamen Hanswurſt, Jean Potage, Lord Plumpudding oder Roaſtbeef u. ſ. w.

Oft noch charakteriſtiſcher und folgenreicher, als die Speiſe, iſt der Trank.

Den alten Griechen und Römern galt das aus Körnerfrüchten (Cerealien) bereitete und gegohrene Getränke, das Bier, als Erzeugnis und Liebhaberei der barbariſchen Völker: Gallier, Britannier, Germanen, Illyrier und Pannonier, Thraker, Aegypter u. ſ. w. Der neueſten Zeit iſt die merkwürdige Propaganda des Bieres über die ganze Erde vorbehalten. Vielleicht ſteht ſie in Wahlverwandtſchaft mit dem demokratiſchen Zuge der heutigen Geſellſchaft und Politik, und zugleich mit dem gemüthlichen und gehaltvollen Weſen des Volkes, als deſſen Fabrikat das Bier jetzt vorzugsweiſe gilt, als birra tedesca in Italien, „deutſches Lagerbier“ in Nordamerika u. ſ. w., und wiederum innerhalb Deutſchlands in höchſter Potenz als „bairiſches Bier“, das in der That außerhalb Baierns ebenſo unnachahmlich iſt, wie das oſſetiſche außerhalb des Kaukaſus. Schon der Umſtand, daß das Bier von den bloß und ſehr alkoholhaltigen, nicht nährenden, ſondern eher zehrenden, Getränken ſich durch einen zwar nicht ſtarken, aber leicht einverleiblichen, Nahrungsſtoff unterſcheidet (videatur Krieg und Friedensſchluß zwiſchen den Bierbrauern und den Chemikern der Stadt München), empfiehlt es hinreichend zu Nutzen und Vergnügen. Daß die Miſchung ſeiner Grundſtoffe, trotz des weit vorwiegenden Waſſers, ebenſoſehr zu beſeelen, wie der Wein zu begeiſtern, vermag: bezeugt uns unter mehreren andern J. P. Richters Beiſpiel.

Ein hochwichtiger Theil ſeiner Miſſion iſt die Verdrängung des Schnapſes und ſeiner vornehmeren Verwandten, dieſes Dämons, der nur in homöopathiſcher Doſis, als aqua vitae ſeiner Vorzeit, einiges Gute ſtiftet, ſonſt aber unſägliches Unheil, beſonders bei den nördlichen Völkern, deren Verſtand, Sittlichkeit, Geſundheit und Wohlſtand er zerrüttet und deren Zukunft er ſchon vom erſten Keime des werdenden Geſchlechtes an vergiftet. Bekannt iſt namentlich ſeine Rolle bei dem allmählichen Abſterben einer ganzen Raſſe in Nordamerika.

Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß für dieſen, erſt ſpät zur Welt gekommenen, Teufel der reine Naturtrank des Waſſers (ἄριστον τὸ

ὕδωρ!) nicht hinreichenden Erſatz bietet, ſondern daß dieſes wenigſtens mit einer Beimiſchung von Alkohol im Biere geboten werden muß, um die verwöhnten Nerven zu beſtechen.

Aber eine weit ſchlimmere Krücke der Mäßigkeitsvereine iſt die Teatotallery, da ſie der lüſternen Entſagung die ſchädliche Nervenaufregung des Theins oder Koffeins zum Lohne bietet. Der Einfluß der koffeinhaltigen Getränke auf ganze Völker und insbeſondere durch die Frauen (wie bei dem Branntwein vorzugsweiſe durch die Väter, in England jedoch nicht minder auch durch die Mütter) auf die kommenden Geſchlechter iſt noch bei weitem nicht genug in ſeinen entkräftenden Wirkungen gewürdigt. Die Klatſchgeſellſchaften ſind noch nicht deren ſchlimmſte Folge. Als theetrinkende Völker zeichnen ſich aus die Chineſen, mehrere tatariſche und türkiſche Völker Rußlands, die Ruſſen ſelbſt, die Niederländer, die Engländer.

Aber auch der vielbeſungene Wein hat ſeit Vater Noahs ärgerlichem Rauſche im Ganzen mehr Unheil als Heil geſtiftet, und wird, gleich allen aufregenden und nicht nährenden Getränken, nur als augenblickliches Gegengift gegen einige krankhafte Zuſtände heilſam ſein. Unbedingte Sünden ſind jedoch nur das mechaniſche, ſchlauchartige Trinken eines ſchlechten Weines, und eine noch häßlichere das ebenſo bewußtloſe Hinunterſchütten eines feinen Weines, deſſen Duft der feinſinnige Menſch erſt halb geiſtig durch den Geruchsnerven koſtet, bevor er ihn in langſamem Genuſſe dem Geſchmacksnerven bietet. Gerade der Deutſche, den man ſeit Tacitus des Hanges zur Völlerrei beſchuldigt, verſteht die Ausübung dieſes epikuriſchen Feingenuſſes am beſten, beſitzt aber auch ausſchließlich an den Geſtaden des Rheines und des Maines jene weißen Weine, deren „Blume“ und faſt überſinnlich ſchöne Mannigfaltigkeit des Wohlgeſchmacks ihre höhere Natur bezeugt. Wir erkennen ein gewiſſes Recht des Genuſſes an ſich an, deſſen äſthetiſche Natur nicht erſt eines Erlaubnisſcheins der Diätetik bedarf, vorausgeſetzt, daß der geſunde und gebildete, aber nicht verbildete und überreizte Taſtſinn das Gift ſcheue, mag es nun in der Gattung des Genießbaren oder in dem Maße des Genuſſes, alſo in Qualität oder Quantität, beſtehn. Die dauernden Wirkungen des Weines, wo ſein Genuß Volksgewohnheit iſt, ſomit uns hier

näher angeht, sind noch keineswegs hinreichend untersucht, ob man ihm gleich noch vor kurzer Zeit z. B. den leichten und lebhaften Sinn des Rheinländers im Gegensatze zu den biertrinkenden Baiern und zu dem schnapstrinkenden Mittel- und Nord-Deutschen zuschrieb.

Zu einem andern Abschnitte gehört der Einfluß des Weinbaus auf Sinnesart und Stimmung der Bewohner, namentlich im Gegensatze zum Ackerbau (der Feldfrüchte), der weit stetigerer Natur ist und weniger von den wechselnden Launen der Elementargötter abhängt. Rein volkswirthschaftlich ist der Umstand: daß das Bier am wenigsten die Verwendung des Bodens zur Nahrung beeinträchtigt, weitaus am meisten aber der Anbau jener schön gestalteten, jedoch dorthin nicht mit sonderlichen Ehren erwähnten Pflanze, deren ethnische Bedeutung am deutschen Rheine Eugen Sue zu der naturgeschichtlichen Mittheilung veranlaßte: daß die dortigen Bauern eine rüsselartige Verlängerung des Mundes haben, aus welcher beständig ein übelriechender Dampf aufsteige. Seitdem indessen drang der Dampf des Tabaks auch in die pariser Salons ein, und der furchtbare Gebrauch des Nicotins wurde in der höchsten Sphäre der belgischen Gesellschaft erprobt. Das ekelhafte Kauen des Tabaks ist zwar in beiden Hemisphären, besonders in Nordamerika, ziemlich verbreitet, aber nirgends in dem Maße, wie das des Betels (der Arekanuß und ihrer Zusätze) unter den malayischen Völkern (Java, Manila u. s. w.), auf Ceylon, früher auch (nach Masudi) in Indien und in Arabien; man schrieb ihm heilsame Wirkungen zu.

Das verderblichste aller berauschenden Räucherwerke ist das Opium; das ähnlich wirkende, aus dem indischen Hanfe bereitete, Haschisch u. s. w. ist weniger verbreitet. Die Überfeinerung der modernen Gesellschaft läßt bereits z. B. in London opiumrauchende Selbstvergifter vorkommen. Aber wir sprechen wiederholt die Hoffnung aus, daß die in unserer Zeitströmung liegende Richtung auf naturgemäße und harmonische Diät des gesammten Organismus mit der Zeit solche schlimme Gäste des Landes verweisen wird.

Ein viel augenfälligeres und dauerhafteres ethnisches Merkmal, als die Nahrung, bieten die Trachten der Völker. Sie stehn nicht minder unter dem Einflusse des Klimas und der Bodenerzeugnisse, als

die Nahrung, aber großentheils in weit leichterem und maſſenhafterem Verkehr mit der Ferne, was namentlich die Baumwolle zeigt, demnächſt Seide und Pelzwerk.

Heutzutage ſtehn nur noch wenige Volksſtämme in dem Zeitraume vor jener techniſch-ſittlichen Anwendung des Feigenblattes; und ſelbſt dieſe war wohl nie und nirgends ganz ohne das Bedürfnis des Schutzes nicht bloß, ſondern auch des Schmuckes.

Erſatzmittel (Surrogate) der Kleidung für erſteren ſind z. B. Einſchmierungen der Haut, die nicht bloß einen leichten Wetterpanzer bilden, ſondern auch dem Geſchmacke der Inſekten noch weniger zuſagen, als dem der Menſchen, vor deren Haß und Liebe weder Pomade noch andre und übelriechendere thieriſche Einreibungsſtoffe ſchützen. Ein bedeutender ethniſcher Gradmeſſer der Bildung iſt eben die größere oder geringere Empfindlichkeit ſämmtlicher Sinne, deren Grund aber häufig weit tiefer zu ſuchen iſt, nämlich in der phyſiologiſchen Beſonderheit der Völker. Entſchiedener iſt dieß der Fall bei der abweichenden Auffaſſung und Empfindung der Gegenſtände durch die Sinne bei den verſchiedenen Völkern, die ſich in beſtimmten Neigungen und Abneigungen zeigt. Wohl aber kann die in der Volksnatur wurzelnde und durch die Ortsnatur genährte ſinnliche Idioſynkraſie durch freiere Gewöhnung und Bildung gemodelt und überwunden werden. Ihre geiſtigſte (poſitive und negative) Geſtaltung: der (äſthetiſche) Geſchmack iſt immer Ergebnis der Bildung (oder der Verbildung), und kann ſelbſt die einheimiſche Richtung des Volksſinnes ganz durch eine fremde verdrängen, wie ſich weiter unten ergeben wird.

Erſatz der Kleidung als Schmuckes iſt die Zeit und Mühe koſtende Tatowierung, die wir im alten Europa bis zu den Franzoſen und den Soldaten andrer Völker der Gegenwart finden, am vollſtändigſten aber in Amerika. Sie erſcheint ſchon als Kunſt und hat als Stammeszeichen weitere ethniſche Bedeutung.

Ein Andres iſt die Nacktheit naiver Natur, ein Andres die ſchöne und bewuſte der (in Neapel, noch nicht aber in Berlin, chriſtlich behof'ten) griechiſchen Gottheiten und Kunſtwerke, ein Andres drittens auch die oft unſchöne und nur allzubewuſte und abſichtsvolle der weiblichen Decollettierung, nicht bloß unter den Sansculotten

der franzöſiſchen Umwälzung, ſondern auch bei der Hofgala des ſonſt ſo prüden Englands, und am verkehrteſten bei den Opernſängerinnen auf nordiſchen Bühnen, wo ſelbſt die anſtändigſte Tracht Geſundheit und Stimme nur unzureichend gegen Erkältung ſchützt.

Dieſer künſtlichen Blöße ſtehn als würdige Extreme gegenüber die wattierte, geſteifte und bereifte Lüge der Erſatzmittel für anſtändigen Mangel, und der Sündendecken für illegitimen Überfluß an Körperfülle, vulgo Reifröcke und Crinolinen. Um die Unnatur vollſtändig zu machen, erhebt ſich über dem künſtlichen Revers und Avers, Cul de Paris u. dgl. die geſchnürte Weſpentaille.

Solange dieſe Misgeburten neueuropäiſchen Geſchmacks ſammt Ohrringen, Paradiesvogelfriſur und allen möglichen Kopfentſtellungen auch durch Männer- und Frauen-Hüte fortdauern, haben wir nicht Urſache, die Naſenringe der indiſchen Bayaderen und ſelbſt die Pflöcke in Ohren und Lippen amerikaniſcher Wilden zu beſpötteln. Und nur an dem Hofe eines franzöſiſchen Deſpoten konnte merde du Dauphin als Modefarbe für Kleider in Aller Munde ſein.

Man ſpricht Viel von Volks- und National-trachten, und ſucht ſie durch Kulturpolizei und ſittenrichterliche Prämien in unſere Zeit der Selbſtbeſtimmung hineinzuzwängen, um mit ihnen die Kaſtenunterſchiede feſtzuhalten. Beim Lichte betrachtet verdienen nur wenige dieſer Trachten ſolche Bemühungen, weder aus äſthetiſchen noch aus volksthümlichen Gründen.

So z. B. ſehen wir noch jetzt, jedoch im letzten Stadium ihres Daſeins, in einigen alterthümlichen Städtchen und Dörfern der Wetterau (im mittleren Deutſchland) eine Frauentracht, welche die dortigen Schönen zu Zerrbildern Clauren'ſcher Mimilis macht. Eine unförmliche Maſſe über einander gezogener Röcke würde der Crinoline entſprechen, wenn ſie nicht noch viel Mehr enthüllte, als verhüllte, indem ſie nur bis auf die Kniee reicht und bei den Feldarbeiterinnen gerade der Tugend des pflichteifrigſten Fleißes eine bedenkliche Plaſtik verleiht, während zugleich die Volksmeinung Strümpfe und Schuhe bei der Sommerarbeit ſogar als Kennzeichen hochmüthiger Arbeitsſcheue ächtet, dafür jedoch möglichſte Reinlichkeit zur Pflicht macht. Dazu kommt denn noch das ſteife „Bruſtſtück", ein nivelliſierender Panzer

der Büſte. Die Männer in dieſen Landſchaften tragen eine zur deutſchen Volkstracht degradierte urſprünglich franzöſiſche Hoftracht: kurze Schnallenhoſen und Schuhe, den Hofrock Ludwigs XIV. und den Dreimaſterhut, der ſtattlicher, aber nicht minder unnatürlich iſt, als der Cylinder, während jener Rock in jeder Beziehung mit Unrecht durch den Frack aus der höheren Geſellſchaft verdrängt wurde.

Die „Nationaltracht“ iſt in vielen Fällen nur eine zeitweilige und in den meiſten nicht einmal im Volke ſelbſt entſtanden. Gewöhnlich wandern die Trachten von Volke zu Volke und, wie noch heute ſichtbar vor unſern Augen, von Stande zu Stande. Die heutige griechiſche Tracht iſt eigentlich die albaneſiſche, der Plaid der Hochſchotten urſprünglich flandriſches Fabrikat. Die Vorväter der franzöſiſchen Sansculotten unterſchieden ſich durch die Beinkleider (bracae, woher die alten deutſchen „Brüche“) von den unbehoſ'ten Römern, und dieſe alte Tracht der „barbariſchen“ Völker verbreitete ſich über die ganze gebildete Welt. Unſere Damen indeſſen erhielten ſie vielleicht eher aus Oſteuropa und dieſes aus Aſien, wo Sache und Name (sarabarae, saraballae u. ſ. w.) ſchon früh von den chaldäiſchen oder perſiſchen Magiern hergeleitet werden. Früher bezeichneten ſie in Deutſchland den Gegenſatz der Geſchlechter, wie z. B. in dem Sprüchworte: „die Frau hat die Hoſen“, d. h. die Hausherrſchaft, die dem Manne gebührte.

Auch der Farbenſinn tritt bei ungebildeten Völkern und Volksklaſſen ſtärker hervor, während reines Weiß oder Schwarz bei ihnen mehr nur die Gala des Feſtes, des Prieſterthums, der Trauer bezeichnet, wozu jedoch auch andre (eigentliche) Farben dienen. Waitz a. a. O. I 364 ff. gibt Beiſpiele der Farbenſymbolik in Tracht und Körperbemalung in Bezug auf Religion, Trauer und Freude, Krieg und Frieden bei verſchiedenen Völkern, und noch wichtigere für die Beziehung des Geſchmacks und (relativen) Schönheitsſinnes zu den raſſenhaften Eigenthümlichkeiten der Völker ſelbſt in Geſtalt und Farbe. Gewiſſe Farbenmiſchungen in Verbindung mit Zeichnungsmuſtern waren z. B. bei der altgalliſchen Kleidung üblich, wie auch bei der vorhin erwähnten Tatowierung amerikaniſcher Stämme.

Ethnische und staatliche Bedeutung haben die Farben seltener bei Kleidern, als an Wappen, Fahnen und andren Abzeichen. Bei der Kleidung unterscheiden sie seltener Stämme, als Stände und Parteien, wie z. B. die Grünen und die Blauen der byzantinischen Bürgerzwiste. Neben schwarzer und weißer Tracht der Priester sehen wir grüne und graue der Jäger, und mannigfachere und buntere in den Uniformen der Beamten, der Polizei und der Soldaten nach ihren Nationalitäten, Gattungen und Rangklassen. Die Politik mancher Regenten beschränkt sich auf sinnreiche Erfindungen in diesem Fache. Wir vermuthen, daß der Bildungsfortschritt mit vielen sachlichen Unterschieden auch das buntscheckige Farbenspiel abschaffen, dagegen aber gesundem und künstlerischem Farbensinne wieder freieren Einfluß auf die Männertracht gestatten wird. Dem Farbensinne werden wir unten bei den Künsten wieder begegnen.

Auch die Bekleidung des Fußes und der Hand darf bei der Völkerkunde nicht übersehen werden, obwohl sie im Ganzen mehr andre, als nationale Unterschiede bezeichnet. Der durch den Bauernkrieg so bedeutungsvoll gewordene Bundschuh war zunächst Zeichen des Standes, jedoch zugleich auch dem deutschen Bauern vorzugsweise eigen. Die Sandale der alten und einiger noch lebenden Völker hat sich auch, wie ganze antike Trachten, bei Mönchsorden erhalten. Das völlige „Barfüßele“ unter den deutschen Bäuerinnen (vgl. unsere Bemerkung S. 232) wird bald nur noch in der Dorfnovelle und in Sittenbildern aus abgeschiedenen Gegenden und vergangenen Zeiten auftreten. Die Geschichte des Handschuhs hat ihre Blütenzeit in Ritterthum und Minnedienst des späteren Mittelalters.

Die dauerhaftesten sichtbaren Urkunden des Völkerlebens, außer der Schrift sammt der Schriftsprache und dem durch sie Ueberlieferten, werden wir bei der Kunstgeschichte ausführlicher besprechen, nämlich die Bildwerke und die Bauten. Solche in Lapidarschrift und in andern Formen aufgestellte Urkunden sind die Häuser der Götter des Himmels und der Erde, der Fürsten, der Großen, der Volksvertretung und Volksbildung, wie Rath- und Stände-häuser, Schulen und Büchereien; Klöster unter Christen, Buddhisten und Mohammedanern; Wohnhäuser des Bürgers und Bauern, auch in Erde oder Wasser versunkene, von

dem eleganten Pompeji an bis zum Pfahlbau; Todtenstädte und Mausoleen über und unter dem Boden; Burgen, Lagerfesten und Ringwälle, in neuen Zeiten auch bombenfeste Kasernen u. dgl.; Festungen und Schlösser für Verbrecher, Irre und politische Idealisten; riesenhafte Gasthäuser und Kurhäuser der modernen Zeit neben den aufgegrabenen Badepalästen der Römer, den Bädern, Brunnenbauten und Chanen der mohammedanischen Völker; Markthallen und Bazare alter und neuer Zeit, Fabrikbauten und Vorrathshäuser, mit Einschlusse der unterirdischen gothischen Tempel und Hallen der Götter Bachus und Gambrinus; die Schutzbauten im Dienste der Elementargeister, sowie zum Schutze gegen sie: Hüttenwerke und Feuermauern, Dämme, Schleußen, Nilmesser, Brücken, Wasserleitungen und Kanäle; Bergwerke von der ältesten Kulturzeit an bis zu den Tiefen der black diamonds in England, über welchen die See rauscht; dagegen wiederum die gen Himmel leitenden Werke der friedlichen Giganten, wie Sonnenzeiger und Sternwarten von ägyptischer Vorzeit an bis zu den modernen Propheten noch ungesehener Planeten — und so noch Unzähliches.

Von besonderer volklicher Bedeutung, aber wenig dauerhaft, sind die beweglichen Bauten der Fahrzeuge zu Wasser und zu Lande. Besonders im Alterthume unterschied man nach den Völkern die Gattungen der Schiffe und der Wägen. Die Locomotiven der neuesten Zeit sind in jeder Beziehung Gegner des Nationalitätsprincips und Förderer des Weltbürgerthums.

Der Geist unserer Zeit weist immer mehr der „bürgerlichen Baukunst" die erste Stelle an und will vor allem die Familie und das bürgerliche Gemeinwesen mit gesunden, räumlichen, zunächst zweckmäßigen und darnach möglichst schönen Gebäuden versorgt wissen.

Mit dem Hause hängt gar Viel zusammen: Haushalt, Hausrath, Häuslichkeit, selbst (und zugleich mit den obigen Kategorien der Nahrung und der Tracht) die Hausmannskost und der Hausrock, sämmtlich ganz besonders deutsche Dinge von nicht geringer volklicher Bedeutung. An das Haus knüpft sich auch das Verhältnis des Wirthes zum Gaste, das freilich in unsern Wirths- und Gasthäusern ein andres ist, als das des Hauswirths zum Gastfreunde vor Erschaffung der Gastwirthe und Zimmerkellner in der alten

Welt war und noch jetzt in einigen patriarchalischen Landen ist. Indessen finden wir im Mittelalter eine ähnliche Unsitte, wie das Gastrecht auf Frauen und Töchter des gastfreien Hauses bei einigen Völkern, wie bei den Mauren (nach Chénier bei Waitz a. a. O. I 380); sogar bei Deutschen und Franzosen (vgl. u. a. E. v. T. über die Gastlichkeit im Mittelalter in der Österr. Woch. 1863 Nr. 9); bei deutschen und slawischen Rittern des Mittelalters auch im Gasthause, in dem sie übernachteten, vielleicht ein feudales Seitenstück zum jus primae noctis; wir erinnern uns eines sorbischen Volksliedes aus der Lausitz, das sich an dieses Recht knüpft.

An die Gastfreiheit knüpfen sich die Gastmahle, deren Maß und Weise je nach den Völkern und Volksklassen sehr verschieden ist und noch verschiedener in der Vorzeit war. Die Gastmahle Athens, bei welchen die Chariten mit zu Tische saßen, waren weit verschieden von den ebenso rohen wie raffinierten Roms. Die ungeheuren Gastereien, welche die alten gallischen Feudalherrn ihren Clans und Anhängern gaben, hatten auch politische Zwecke im Auge, ohne den materiellen Genuß des Augenblicks zu vergessen, gleichwie unser modernes Meeting, Zweckessen und Zwecktrinken. Hochzeit-, Liebes-, Abend-, Gedächtnis- und Leichen-mahle vereinen und unterscheiden Stämme, Stände und Glaubensgenossenschaften.

Sitte.

Hier stehn wir überall schon auf dem Gebiete der Sitte, zu welcher sich nur allzuoft die Unsitte gesellt, eben auch bei den Gastereien, die leider besonders bei uns Deutschen seit der Römerzeit, am Ärgsten aber im späteren Mittelalter (das sich zum Theile im Studentenwesen erhielt) in Gelage und Saufereien ausarteten. Vor dieser letzten Phase, die unter den Tischen zu endigen pflegte, galt an den Tischen ein oft wunderliches Formelwesen, wie noch heute in geringerem Grade, am meisten bei den Engländern. Reliquien jener Zeit haben sich bei Mahlzeiten aus ihr herrührender geschlossener Gesellschaften und Gilden, namentlich in Mitteldeutschland, erhalten, bei

welchen alte und jetzt unverſtandene Sprüche und Formeln ſogar noch an rechtliche Pflichten geknüpft ſind.

Überhaupt erhalten ſich Sitten und Gebräuche in ihrer äußeren Erſcheinung häufig viel länger, als ihr urſprünglicher Sinn und ihr lebendiges Wurzeln im Volke, ja ſelbſt als ihr Verſtändnis im Gedächtniſſe der Menſchen. Die neueſte Zeit indeſſen duldet taub gewordene Nüſſe, inhaltlos gewordene Formen nicht mehr ſo lange, wie dieß Pietät, Geſpenſterfurcht und Bequemlichkeit der früheren Zeit that. Je ſchneller aber jene Formen entfernt werden, um ſo aufmerkſamer und eifriger ſollen wir ſie verzeichnen und ihrer urſprünglichen Bedeutung nachſpüren. Sind ſie nicht mehr zeitgemäß, ſo waren ſie es doch einſt und bleiben mehr und minder werthvolle Beſtandtheile und Merkmale der Bildungsgeſchichte. Ebenſo verhält es ſich auch mit den Volksmundarten, zu deren vollſtändiger und genauer Aufzeichnung es jetzt höchſte Zeit iſt, wie wir wiederholen (vgl. S. 98).

Das unermeßliche Gebiet der Sitte, das noch keine Sittengeſchichte erſchöpft hat, hat die Völkerkunde nur mit ſparſamer Auswahl des Wichtigſten für ihre Vergleichungen und Unterſcheidungen zu benutzen, unſere Vorſchule dieſer Wiſſenſchaft wiederum nur mit Berührungen der Hauptkategorien.

Wir kommen zunächſt auf das Haus zurück, und zwar auf deſſen bleibende Bewohner: die Familie. Nach den mannigfachſten Richtungen hin laufen ihre Fäden.

Ohne Ehe keine Familie, und je weniger ſittlich und geiſtig, frei gewählt und feſt geſchloſſen, durch Neigung und Achtung zugleich geheiligt die Ehe iſt: deſto lockerer iſt auch jedes andre Familienband und deſto weniger wahre Kindererziehung möglich. Das geſellige und rechtliche Verhältnis der Ehe wurde und wird bei den meiſten Völkern auch durch die Religion und deren Stellvertreterin: Kirche oder Prieſterthum, geweiht. Je mehr die Macht der Geiſtlichkeit wuchs, deſto mehr beherrſchte ſie auch dieſen innerſten und wichtigſten ſo vieler concentriſchen Kreiße, und verdrängte endlich, namentlich in der aus der altchriſtlichen Gemeinde (ἐκκλησία) er- oder ver-wachſenen Kirche, die rein rechtliche Schließung der Ehe gänzlich.

Ähnlich geschah es mit den verschiedenen Graden und Formeln der Aufnahme der Kinder in die kirchliche Gemeinde und später in die Gemeinschaft der Erwachsenen. Mit letzterer verband sich bei mehreren Völkern als Vorbedingung die feierliche Lossprechung von der (unbedingten) Unterordnung unter die Eltern.

Das despotische Recht des Familienvaters bei vielen Völkern, auch bei den Kulturvölkern in ihrer frühesten Zeit, wie bei den alten Römern, Griechen, Germanen, Juden, ließ Weib und Kind nur als Sachen erscheinen, ob es gleich häufig durch die Sitte gemildert wurde, wie z. B. bei den Römern (vgl. u. a. Fitting in Westermanns Illustr. Monatsheften 1864 Nr. 88). Diesem Verhältnisse mußten freilich die Kinder, zunächst die Knaben, immer mit der Zeit entwachsen. Der alte germanische Familienvater nahm nach Belieben sein und seines erkauften Weibes Kind zum Leben vom Boden auf oder übergab es durch das Gegentheil der unbarmherzigen Aussetzung.

Die mit der allgemeinen Bildung zunehmende Geltung des Weibes — dieses Wahrzeichen der Völkerbildung überhaupt — beschränkt jenes Zwangsrecht immer mehr; und eben im alten Rom wurde die Würde der Mutter und Matrone früh anerkannt. Aber mitten in unserem Jahrhundert und in unserem Volke, in welchem emancipierte Frauen sich bald den Männern gleich, bald über sie stellen, finden wir nicht bloß noch oft die roheste Alleinherrschaft des Mannes in der Familie, sondern in vielen Fällen gibt sogar auch das Gesetz Weib und Kind der Willkür und der Gewissenlosigkeit des Hausvaters preis. Wir haben z. B. im hessischen Mainlande erlebt, daß eine unglückliche Frau, die ihr verschwenderischer Gatte hungern und frieren ließ, vor dessen Mishandlungen sich zu ihren Eltern rettete und auf gerichtlichen Spruch durch Gensdarmen dort weggerissen und zu ihm zurückgeführt wurde, weil sie bei ihm daheim sei.

Im allgemeinen schreibt man den Germanen, hauptsächlich nach den Zeugnissen der Römer schon seit der Zeit der Kimbern und Teutonen, vorzugsweise die Anerkennung weiblicher Würde zu, und deshalb auch in der christlichen Zeit die Vergeistigung der hebräisch-romanischen Maria, dieses Ideals der Jungfräulichkeit und der

Mutterschaft. Es darf uns, beiläufig bemerkt, nicht stören, wenn plumpe Narrheit dieses zwiefache Ideal zur zwieträchtigen Thatsache verzerrte; oder wenn anderseits die spät, aber desto stärker, bekehrte Gräfin Hahn-Hahn Gott selbst der geliebten Jungfrau seine „Huldigung" darbringen ließ!

Folgerecht hat sich bei den germanischen Völkern das Wechselverhältnis beider Geschlechter am frühesten und am meisten über seine animalische Gestalt erhoben, und die Ehe über den staatswirthschaftlichen Zweck der Kinderfabrik, der unter den Militärfürsten zugleich der einer Rekrutenzüchtung wurde. Die romantische Liebe ist, trotz dieser Benennung, echt germanisch, von ihrer schönsten keuschesten Blüte an bis zu ihrer mystischen Verhimmelung, ob sie gleich selbst der antiken Zeit Griechenlands nicht ganz fehlt.

Gerade aber im „romantischen" Mittelalter ist auch in Deutschland der Verkehr der Geschlechter sehr entartet, es fragt sich, ob durch romanische Einflüsse. Der feilen Frauenzünfte und ihrer späteren Genossinnen in den Frauenklöstern (!) das 15. Jahrh. zu geschweigen, bringt die allgemeine Sittenlosigkeit auch in das Innere des Hauses und wird, wie S. 236 erwähnt, sogar durch Sitte und Pflicht des Gastrechts gesetzlich. Die urältesten Gesetzbücher der germanischen Völker zeigen zwar strengen Schutz der weiblichen Ehre, bezeugen aber zugleich ihre häufige Antastung durch rohe Gewaltthat. Die germanischen Gesetze sind von Tacitus Zeit bis wenigstens ins 17. Jahrh. sehr strenge gegen die Frauen selbst, welche in irgend einer Weise die Schranken der Sittlichkeit und der Sitte verletzen. Die spätere Zeit bespricht Wahlberg („Über die Stellung der Frauen im Strafrechte" Österr. Woch. 1863 Nr. 14) und macht u. a. auf Folgendes aufmerksam.

Romanische Kriminalisten, besonders in Portugal und Frankreich, verlangen für die Frauen mildere Strafgesetzgebung im Vergleiche mit den Männern, als die meisten deutschen. Die älteren deutschen Volksrechte sind in dieser Beziehung von einander verschieden. Die christliche Theologie, die sich auf die jüdische Evalegende stützt, wirkt dem galanten Frauenkultus des Mittelalters entgegen und „bringt das stolze römische Wort: major dignitas est in sexu virili! im Malefiz-

weſen zu Ehren.“ Ja ein Kriminalgeſetzbuch behauptet noch im Jahre 1664: mulier non est facta ad imaginem Dei! Wahlberg befürwortet die Gleichheit beider Geſchlechter vor dem Geſetze. Dieſe entſpricht auch der zunehmenden Gleichheit der Bildung und der Anſprüche der Frauen mit den Rechten und Pflichten der Männer unter allen gebildeten Völkern der Gegenwart. Gleichwohl zeichnet hier die Natur durch die Verſchiedenheit des Organismus beider Geſchlechter Grenzen, durch welchen ihre unbedingte Rechtsgleichheit noch weit weniger zuläſſig erſcheint, als die der Menſchenraſſen.

Ein beſonders auffallender Unterſchied zwiſchen den heutigen Germanen und Franzoſen in Liebesſachen, ſowohl im Roman, wie in der Wirklichkeit, iſt der folgende. Das eigentliche Herzensleben, das ſo häufig zu Spiel, Kampf und Wechſel der Neigungen führt, findet bei den deutſchen Frauen (Ausnahmen beſonders in verwelſchten Kreißen!) ſeinen Abſchluß in der Ehe. Umgekehrt bei vielen vornehmeren franzöſiſchen Hauptſtädterinnen, die ihre Töchter in Klöſtern „erziehen“ laſſen bis zu ihrer Verheiratung, eine Unſitte, die bei römiſchen Katholiken in Deutſchland weit ſeltener vorkommt. Mit einem salto mortale ſpringt das Mädchen aus der Klauſe in den frivolſten Kreiß, der es willkommen heißt und dem Ehemann kaum das Recht eines Honigmonats läßt, womit ihm in der Regel ganz recht geſchieht. Erſt die verheiratete Frau hat die Gelegenheit, folglich auch den Ablaß, Romane zu ſpielen, deren Romantik ſich ſelten bis zu bleicher Entſagung ſteigert. Im Gegenſatze dazu ſind die, in Paris völlig zur Sitte erhobenen, Studenten- und Arbeiter-ehen und ähnliche „liaisons“ oft treuer, wenigſtens einträchtiger, als die vor Maire und Prieſter geſchloſſenen. Allerdings iſt in der Provinz und bei dem eigentlichen Bürgerſtande in Paris die Ehe auf weit feſtere Grundlagen gebaut, und ſogar die Thätigkeit der Frau für das gemeinſame Beſtehn oft vielſeitiger, als die der deutſchen, oft nur auf Küche und Kinderſtube beſchränkten, Hausfrau. Anderſeits iſt gerade bei dem Kerne des deutſchen Bauernſtandes, ſowie bei den Regentenfamilien der meiſten Staaten und bei den Juden die Ehe officiell unabhängig von Liebe und Romantik, und wird theils durch die Sitte, theils durch Berechnung beſtimmt.

An jener pariſer Sitte, welche das legitime wie das illegitime Liebesleben der Frauen vorzüglich erſt mit der Ehe beginnen läßt, einige ſentimentale amours par distance in dem Backfiſchzeitalter ausgenommen, hat ohne Zweifel die minder volkliche als örtliche Natur der ungeheuren Stadt einigen Antheil. Gleichwohl glauben wir hier einen tieferen Grund für den Unterſchied der Franzoſen von den Germanen in der Natur beider Volksſtämme zu finden: daß nämlich den ſinnigen Deutſchen die Liebe der Jungfrau, den ſinnlicheren Franzoſen die der Frau ſtärker anzieht. Neuerdings tragen die berüchtigten, aber gewiß der pariſer Wirklichkeit entnommenen Sittenbilder Feydeaus einen völligen Hautgout an einer widrigen Miſchung von Sinnlichkeit und Empfindſamkeit zur Schau.

Merkwürdig genug iſt es, daß gerade die alten Griechen die ſittſamen Frauen enger in das Frauengemach, den alt- und neu-orientaliſchen Harem, einſchloſſen und deſſhalb auch weniger ehrten, als die Römer zu thun pflegten. Wahrſcheinlich hieng dieß mit der Sitte und Unſitte des öffentlichen Lebens zuſammen, in welchem ſich die Männer ſchrankenlos genug bewegten. Die keuſchere ältere Zeit zeigt uns ein in jeder Beziehung edleres Frauenleben; vgl. u. a. Camboliu, Les femmes d'Homère (Paris 1855) beſonders p. 151 ff.; Blanchet, De Aristophane (Strassbourg 1855) p. 52. Die Frauen der peloponneſiſchen Stämme traten in den Kriegen zwiſchen den Lakedaemonen und den Meſſeniern gleichſam als politiſch-patriotiſche Chöre lebhaft handelnd auf. Die Sitte der ſpäteren, gebildeteren und verbildeteren, Griechen bewirkte, daß das freie Weib eine höhere Stellung einnehmen konnte, als bei den Römern, ſei es durch Geiſt und Bildung, wie bei einer Aſpaſia, oder durch ideale Körperſchönheit, die ſogar eine Phryne wagen ließ, als Anadyomenes Incarnation vor allem Volke aufzutreten. Jedoch finden wir auch in Rom ſchon in der erſten Kaiſerzeit eine ähnliche Frauenklaſſe in den Freigelaſſenen (libertinae), die an Tugenden wie an Laſtern den beſten und ſchlimmſten Matronen Roms gleich ſtehn mochten (vgl. u. a. Karſten, Horatius Lpz. 1863 S. 37 ff.) und jedenfalls mindere ſittliche Verantwortlichkeit trugen, als dieſe.

Endlich führt die „griechische Liebe“ unter Männern, wie die „lesbische“ unter Frauen, von ihrer idealen Blüte bis zu ihrer scheußlichsten Unnatur ihren Namen mit geschichtlichem Grunde. Schon zur Zeit der großen Dramatiker war sie, wie es scheint, alte Volkssitte, und damals Gegenstand bald der Rüge, bald der Dichtung (vgl. Blanchet a. a. O. p. 30 ff.). Zu den Römern kam sie erst entartet in der entarteten Zeit dieses Volkes; noch viehischer gestaltete sie sich bei den barbarischen Türken, idealisch aber bei den sonst so rohen Albanesen und Slawen des Ostreiches. Auch bei den iranischen Osseten kommt der, bei den letztgenannten Völkern übliche, beschworene Freundschaftsbund zweier Männer vor (s. Schiefner in den Mélanges asiatiques der Petersburger Akademie 1863 $\frac{26. \text{ Juni}}{8. \text{ Juli}}$ S. 34.).

Die Vielweiberei hängt enge mit der Mißachtung und Niederhaltung des Weibes zusammen, sowie anderseits mit der unbeschränkten Alleinherrschaft des Einzelnen im Staate und in der Familie, wie sie auf den niedren Bildungsstufen der Völker vorzukommen pflegt. Freilich wird der Mann, der allein „Hahn im Korbe“ zu sein glaubt, oft zum Diener einer einzigen seiner Sultaninnen und Odalisken, oder gar ihrer aller. Denn diese Herabwürdigung des, freilich gewöhnlich noch zu keiner Würde gereiften, Weibes hat gewöhnlich auch die Entwerthung und Entsittlichung des Mannes zur Folge, schon durch seine physische Verweichlichung und Entnervung. Die Vielweiberei erscheint als gesetzlich erlaubte Einrichtung bestimmter Völker und zugleich der Bekenner bestimmter Religionen. Vielleicht hängt sie bei weitem nicht so sehr mit dem Himmelsstriche zusammen, als gewöhnlich angenommen wird. Gewis tritt sie nicht ausschließlich im heißen Osten auf, und selbst gegen ihre volkliche Natur spricht der Umstand: daß sie unter allen Völkern und Himmelsstrichen im Grunde ein Vorrecht des Standes oder Reichthums ist, trotz des Gesetzes bei den Christen, durch das Gesetz gestattet (jedoch nicht geboten) bei den Mohammedanern. Denn auch bei diesen begnügt sich der thätige und wenig oder mäßig bemittelte Bürger gewöhnlich mit Einem Eheweibe, weil er weder Geld noch Muße und Lust hat, einen Amazonenstaat zu regieren, der am schwersten zu regieren ist, wann sich alle seine Mitglieder einträchtig, und ebendarum zugleich zwieträchtig, um die Gunst des Alleinherrschers bemühen.

Der eigentliche Gegenſatz zur Vielweiberei iſt nur in phyſiſcher Beziehung die unter mehreren Völkern Aſiens, Polyneſiens und Amerikas einheimiſche, bei den Negern auf Galega (NO von Madagascar) durch die Franzoſen geſetzlich begünſtigte Vielmännerei; in ſittlicher Beziehung mehr der Amazonenſtaat und die Emancipiertinnen unſerer Tage — jener zwar nur märchenhaft, dieſe nur zerſtreute Erſcheinungen phantaſtiſcher Willkür, Beide aber aus einem Rechtsgefühle entſtanden, das durch Schmerz und Unwillen über uraltes Unrecht zum Uebermaße angeſtachelt iſt. Ein Andres iſt die, wiederum gewöhnlich nur in den höchſten Geſellſchaftskreißen vorkommende, ſinnliche Entweibung der Meſſalinen, welche den ephemeren Liebhaber und Mann bald mit Penſion abdankt, bald auf immer verſtummen läßt, ſei es im alten Babylon, oder im mittelalterlichen Paris, oder in der modernen Zarenſtadt.

Die Emancipation (Freiwerdung und Selbſtbefreiung) der Frauen kommt im Alterthum auch außerhalb der Staaten der Amazonen und der indiſchen Frauen (strîrâgya im Mahabharata) vor. In Athen und Korinth rief (wie ſchon bemerkt) die allgemeine Stellung und Erziehung der Frauen den Gegenſatz der durch Schönheit, Geiſt und Bildung ausgezeichneten „Hetären“ (Freundinnen, Männergenoſſinnen) hervor, welche in der damaligen Geſellſchaft eine berechtigtere Stelle einnahmen, als in der heutigen die emancipierten Damen mit männiſchen Sitten und Unſitten, mit Sporen und Cigarren. Dieſe Damen kommen ſporadiſch in Deutſchland und in Frankreich vor, dort mehr unter Überbildeten, hier (freilich eine G. Sand ausgenommen) mehr nur in dem Stande der Königin Pompon; als umfangreicherer geſelliger Verſuch dagegen in Nordamerika, z. B. die Phalanx der Fabrikarbeiterinnen in Lowell. Dort entſtand auch der „Bloomerism“, die Männertracht der Frauen; die hinter ihr ſteckende Idee fehlt gewöhnlich bei den Hoſen und Paletots der modernſten Europäerinnen. Alt-England iſt in der Regel zu prüde zu ſolchen Dingen, hat aber dafür noch ſtarkgeiſtigere Gewohnheiten, wie (bis vor kurzem) die Ehen von Gretna-Green und zahlreiche „flirtations“, bei welchen es häufig zweifelhaft iſt, ob die Damen Entführte oder Entführerinnen ſind; ſodann den ſchmählichen Verkauf des Eheweibes als Hausthiers auf

offenem Markte, der in vornehmen Kreißen anderer Völker weit anständiger vor sich geht.

Die geistigste Erscheinung der Frauenemancipation bilden die Schriftstellerinnen, welchen wir später einen kleinen Abschnitt widmen wollen. Noch mehr greift in die gesellige Stellung und die ganze Wirksamkeit der Frauen ihre Betheiligung an den Beschäftigungen und insbesondere der Erwerbsthätigkeit der Männer ein, die neuestens am meisten in England, demnächst und zunehmend in Frankreich und in Deutschland vorkommt und z. B. in den Handelsstädten besondere Frauenschulen für Buchführung und dgl. ins Leben ruft. Diese Betheiligung, welche natürlich auch oft zur völligen Selbständigkeit der Frauen an der Spitze von Geschäften und Unternehmungen führt, ist himmelweit von der Lastthierpflicht unterschieden, die bei vielen rohen Völkern das Weib dem trägen und nur Krieg, Jagd und einige andre Thätigkeitszweige für sich behaltenden Manne zu leisten hat. Welche physische und sittliche Folgen solche Schmach und Überbürdung des Weibes für die Nachkommen haben muß, liegt am Tage (vgl. S. 213).

Ein anderer, unmittelbar und thatsächlich die Stellung des weiblichen Geschlechtes hebender, Fortschritt ist der Beginn seiner Stimmfähigkeit in mehr und minder allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten, namentlich in socialen ausschließlichen „Frauenvereinen", die bereits den Männern nur ein berathendes Votum gestatten. Hier stehn in der That die Frauen auf einem Rechtsboden, den sie ihrem allgemeinen Fortschritte in Bildung und Selbständigkeit verdanken, und der zugleich auf ihren „natürlichen Beruf" gegründet ist. Die Zeit ist hin, wo Bertha spann und weiter Nichts dachte und that, und in welcher der Mann im Weibe nur die Eigenschaften des höheren Hausthieres schätzte. Und doch war es einst vor ihm entschlossen, das animalische Wohlbehagen des Paradieses dem Wissenshunger zu opfern, den die ungalante Theologie Neugier und Lüsternheit schalt! Die Ausdehnung des weiblichen Stimmrechtes auf die Politik ist zwar weit älter, als die Salons der modernen Diplomaten und Emissäre generis feminini, und wurde selbst von den de jure völlig unmündigen Frauen der alten Römer de facto häufig mit Erfolg geübt. Aber erst neuestens kommen Versuche vor zu seiner officiellen und öffentlichen Geltend-

machung, deren Einklang mit holder Weiblichkeit zweifelhaft ist. Die schönen Beisitzerinnen des deutschen Parlaments in den Logen der Paulskirche zu Frankfurt a. M. hielten die rechte Mitte. Die völlig entweibten „Hyänen" der französischen Staatsumwälzung gehören nicht hierher, auch nicht die schöne Theroigne; wohl aber einige edle Frauengestalten in jener Schreckenszeit.

Noch entweibter, als die Poissarden, die denn doch nur in einem kurzen Zeitraume und in dem Blutrausche einer verzerrten Idee auftraten, sind die weiblichen Krieger- und Mörder-Banden des Negerkönigs von Dahomey. Eben auch aus „savage Africa" erzählt Read (s. „Ausland" 1864 Nr. 5) von einer jungen Königin von Congo, Tembandumba, die hauptsächlich durch die Ermordung aller männlichen Neugeborenen (im Gegensatze zu der der weiblichen in China u. s. w.), mit Ausnahme einiger zur Züchtung bestimmter, einen Amazonenstaat erwachsen lassen wollte. Read, der selbst ein starker Romantiker ist, legt ihr sogar das neronische Ideal einer vernichteten Menschheit, einer verödeten Welt, als Ziel unter.

Frauen als Beherrscherinnen ganzer Völker sind seit Semiramis Zeit nicht selten, so wenig in der alten Zeit von Mesopotamien und Arabien bis nach Britannien, wie in der neuen Zeit in allen Erdtheilen bis zu unsern Antipoden. Gleichwohl bedarf diese Thatsache, welche häufig im Gegensatze zu der sonstigen Volkssitte steht, noch sehr einer näheren Beleuchtung in jedem einzelnen Falle. Frauen als Kriegerinnen erscheinen uns immerhin noch unnatürlicher und unmenschlicher, als Männer in der Schlacht, auch wo sie für einen hohen Gedanken kämpfen, wie eine Jeanne d'Arc, oder auch in neuer Zeit verkleidete Mädchen in deutschen u. a. Heeren. Die öffentliche Meinung ist immer geneigt, solchen Kämpferinnen statt der patriotischen oder dynastischen Idee eine frauenhaftere Triebfeder zuzuschreiben, eine unglückliche Liebe, die sie forttreibt, oder eine glückliche, die sie fortzieht. Ein Andres ist es mit der weiblicheren Stellung einer „Regimentstochter", einer Marketenderin. Vollends denn mit der Mission einer Miss Nightingale und anderer wahrhaft barmherziger Schwestern, oder auch einer treuen Soldatenfrau, deren Karikatur eine andere Gattung weiblichen Heergefolges ist.

Die neue Zeit liebt Experimente, welche gewöhnlich die drei Hauptgebiete: Staat, Religion oder Kirche und Gesellschaft, zugleich in Angriff nehmen, am schnellsten aber an ihren Sünden gegen das letztgenannte scheitern — ein Wink für die Zukunft, in welcher die „Gesellschaft" Staat und Kirche absorbieren und nur die Auflehnung gegen sie selbst als unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist richten wird.

Rapps „Harmonie", welche den verbotenen Wachsthum von innen heraus, nämlich vermittelst der Ehe, durch Zuwachs oder Krystallisation von außen her ersetzen wollte, verlor bald die Anziehungskraft für Proselyten — ein Spiegel für das römische Cölibat, sobald die fortschreitende Zeit irdischen Ersatz und himmlischen Lohn dafür in Frage stellt. Rapp war übrigens weit humaner, als z. B. die hinduische Sekte der Manabhawas, welche die Ehe verbietet, die gleichwohl zu Tage kommenden Kinder tödtet und dafür neue Mitglieder ankauft (Pickering bei Perty a. a. O. 161) und als die christliche Kastratensekte unter den Russen. Der abenteuerliche Mormonismus hat in der Vielweiberei einen nagenden Wurm, der eher, als seine äußeren Gegner, ihm ein Ende machen wird. Die free love, der Pantheismus der Liebe oder vielmehr der Lust, wird schnell zum stehenden Sumpfe ohne lebendige Strömung, den die Nachbarn fliehen, wenn sie ihn noch nicht austrocknen können. Und doch war der ideale Anfang dieses Versuchs die Reaction gegen die allzu enge Begrenzung des Herzens und der ästhetisch-sinnlichen Sympathie, deren Unrecht nicht bloß der schwelgerische Dichter des Ardinghello empfand, sondern auch der heilige Platon, wenn er Zeus über die gebrochenen Schwüre der Liebenden lachen läßt.

Alle jene Versuche haben ihren Hauptspielraum auf Nordamerikas weitem und freiem Boden gefunden.

Übrigens findet sich strenge Monogamie, und selbst diese nur der Eheform nach, unter den griechisch-katholischen Priestern, die nur einmal heiraten dürfen. Eine zwei- und mehr-malige Ehe ist sittlich nicht allzusehr von Bi- und Poly-gamie unterschieden, in der That erhält bei den römischen Katholiken nur die erste Ehe den vollen Segen der Kirche. Noch näher an Polygamie grenzt die Ehe mit

geſchiedenen Gatten. Aber die hierarchiſchen Verbote derſelben, welchen der Papſt wohlweislich die Hinterthüre der Dispenſation gelaſſen hat, vergeſſen die nicht ſelten nöthige Umſetzung der bibliſchen Trauungsformel: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden“, in die Scheidungsformel: „Was Gott geſchieden hat, ſoll der Menſch — und wäre er ein prieſterlicher Halbgott — nicht zuſammenketten!“

Das wechſelſeitige Verhältnis der Eltern muß den gröſten Einfluß üben auf das zwiſchen ihnen und den Kindern, ſowie auf das zwiſchen den Geſchwiſtern.

Was dem Gefühle der meiſten Völker als Blutſchande gilt, war und iſt bei manchen geſetzlich erlaubt. Wir gedachten bereits weiter oben dieſer Thatſache und dabei auch der Geſchwiſterehe bei feingebildeten Griechen, welche denn doch ſexuelle Berührungen zwiſchen Eltern und Kindern nicht minder verabſcheuten, als wir (vgl. die Thebanerſage). Und doch kommen letztere nicht bloß zwiſchen unfehlbaren Sündern und ihren illegitimen Töchtern vor, ſondern bei einzelnen der oben erwähnten Völker ſogar als geſetzlich erlaubte Sitte. Viel widerlicher, als jene Geſchwiſterehe, die auch bei Königen der Perſer und Peruaner vorkommt, erſcheint uns die Verheiratung ſkythiſcher Väter mit ihren Töchtern (Perty, Anthr. Vortr. S. 160). Einen ganz andern, ſymboliſchen Grund dagegen hat in der religiös-geſchichtlichen Sage der Semiten die Ehe zwiſchen Semiramis-Mylitta und ihrem Sohne, die Schwenck in ſeiner Mythologie als altſemitiſche Grundlage der chriſtlichen Dreieinigkeitslehre darſtellt. In gleichem Sinne preiſt ein, von einer ultramontanen deutſchen Zeitung dem deutſchen Volke mitgetheilter und empfohlener, Hymnus die h. Jungfrau ausdrücklich als Mutter Gottes des Vaters, weil dieſer ja mit Gotte dem Sohne identiſch ſei!

Der gräulichſte Gegenſatz zu dieſen allzu vertrauten Verbindungen, dieſer naturwidrigen Liebe, iſt das Töden und öfters auch Auffreſſen der altersſchwachen Eltern durch ihre Kinder, das u. a. bei uralaltaiſchen Völkern Aſiens vorkam und noch mitunter vorkommt. Die Mongolen begruben noch im vorigen Jahrhundert die Greiſe lebendig, und noch jetzt bringt bei ihnen das höhere Alter Einbuße an Ehre

und Achtung, entgegengesetzt der Anschauung so vieler andern Völker. Wir haben S. 210 (bei den Auswanderungen) solche entsetzliche Sitten vermuthungsweise aus jenem „Elend der Tellus“ erklärt, das arme und bedrängte Wandervölker unbarmherzig gegen Schwache, Alte und Kranke macht. Zugleich jedoch muß die Fortdauer eines solchen Gräuels und überhaupt die Kälte und Liebllosigkeit der Kinder gegen die Eltern, deren Pflege sie entwuchsen, tiefer in der Volksnatur und vorzüglich denn auch in der Erziehungsweise begründet sein. Man vergleiche mit jenen finnischen u. a. Völkern die Juden, deren musterhafte Pietät durch ihr heimatloses Irren und Flüchten durch Wüste und feindliche Fremde nur noch verstärkt wurde. Indessen werden die Pietätspflichten nicht immer mit voller Herzenswärme geübt; und je weiter wir mitten in den gebildetesten Völkern die absteigende Skala der Geistes- und Gemüths-bildung beobachten, finden wir jene schreckliche Selbstsucht der Kinder und Enkel, welchen die nicht mehr ihnen „nützlichen“ Alten zur verhaßten und verachteten Last werden. Dazu denn nährt das äußere Elend das sittliche, und kann selbst in warmen Herzen nothbedrängter Menschen die Collision zwischen ihren Pflichten gegen die schwachen Eltern und die unmündigen Kinder hervorbringen.

Das Gegenstück des Elternmordes: der Kindermord, ist weit häufiger und entspringt aus verschiedenen Beweggründen. Bei semitischen Völkern finden wir ein religiöses Kinderopfer, das mit voller Elternliebe als das kostbarste und schrecklichste Opfer von Abraham seinem Jehovah, von karthagischen Eltern ihrem Moloch gebracht wurde. Der später zur Buße römisch-katholisch gewordene Daumer hat sogar das christliche Abendmahl auf das altsemitische Kinderopfer pfropfen wollen. Der Christengräuel des Mittelalters und noch jetzt bei den Ultramontanen (1862 sowohl in Zeitungen in Wien, wie in Handlungen z. B. im „hilligen“ Köln) und bei griechisch-katholischen Fanatikern, sogar als gesetzlichen Richtern (in Rußland 1853 ff., s. Didaskalia 1862 Nr. 245 mit genauen Angaben nach der Wiener „Presse“), dichtete den Juden Kinderraub und Kindermord an, namentlich die furchtbare Travestierung des Hostienopfers in das eines lebenden Kindes. Es fragt sich, ob das Opfer des einzigen

und unſchuldigen Sohnes, welches der Gott der ſpäteren rechtgläubigen Chriſten ſeinem eigenen Gerichte und Zorne gegen die ſündige Menſchheit bringt, ſemitiſchen Urſprunges ſei. Auch noch jetzt kommt bisweilen jenes Kinderopfer vor, welches ſelbſtſüchtige und abergläubiſche Eltern der „Kirche“ bringen, indem ſie ihrem naturwidrigen Dienſte unmündige Kinder widmen, um ſelbſt heil zu werden oder zu bleiben.

Das (oben S. 238 erwähnte) unbeſchränkte Verfügungsrecht des Vaters über die Kinder findet den äußerſten Gegenſatz in der allzu frühen Losſprechung der Kinder von der elterlichen Zucht unter den Angloamerikanern, unter welchen auch die Achtung des Weibes ſich bis zur Verwöhnung ſteigert.

Als gleichſam volkswirthſchaftliche Sitte erſcheint der Kindermord (Ausſetzung u. ſ. w.) in übervölkerten Ländern, wie z. B. in China. Die Nichtachtung des Weibes mag darneben zu der Hinopferung vorzugsweiſe weiblicher Kinder mitwirken. Bei mehreren wilden Völkern, namentlich in Afrika, haben ſogar die Frauen ſelbſt die Geburt der als überzählich geachteten oder der misgeſtalteten Kinder unmittelbar zu büßen, indem ſie mit denſelben gemordet (geopfert) werden oder irgend einem Banne verfallen. Bei den Tſchibtſchas in Südamerika galten Zwillinge als die Frucht grober Ausſchweifung, weſſhalb (wie es ſcheint) der eine derſelben getödet wurde (ſ. Acoſta bei Waitz a. a. O. IV 367). Den häßlichſten Gegenſatz zur höchſten Blüte der Bildung bietet die Kinderausſetzung bei den Griechen, und mehr noch ihre Rechtfertigung durch die Edelſten und Weiſeſten, wie Solon und Platon. Bei den deutſchen Vätern der guten alten Zeit ſtand es, wie ſchon bemerkt, ob ſie das auf den Boden geſetzte Kind gleichſam in das Leben aufnehmen oder der Vernichtung überlaſſen wollten.

Der Kindermord unter den gebildeten chriſtlichen Völkern bis zur Gegenwart iſt ein ſo verwickelter Gegenſtand, daß wir lieber hier nicht darauf eingehn. Nur mag als Zeichen der Zeit erwähnt werden: daß das Findelhaus, welches den Mord oder die Verkümmerung ſchuldloſer Kinder, ſowie die Sünde und das Unglück der unter dem Fluche des Paradieſes leidenden verlaſſenen und hülfloſen, theils ſich unglückſelig fühlenden, theils fühlloſen oder leichtſinnigen Mütter ver-

hüten soll — daß das Findelhaus in dem Traumstaate der Communisten die Allmutter der jungen eltern- und namen-losen Staatsbürgerschaft werden soll, eine vorzugsweise französische Phantasie, gleich andern kosmopolitischen.

Die Überfülle des Lebens hat uns in den düstren Bereich des vorzeitigen und gewaltsamen Todes hinübergeführt.

Das Menschenopfer kommt vielleicht bei allen Völkern in sehr frühen Bildungszeiträumen vor, und wandelt sich in späteren in thierisches oder auch nur bildliches Opfer um, während die Dichtung seiner noch gedenkt, sei es als einer Unsitte „vormaliger" Zeit, wie z. B. in Thrakien oder Griechenland (in einem orphischen Bruchstücke), oder seinen Gräuel durch menschliche Hingebung und göttliche Milde verklärend, wie bei der griechischen Iphigenia und dem jüdischen Isaak. Obschon oft als Sitte mit dem Zustande der Gesellschaft zusammenhangend, hat das Menschenopfer in den meisten Fällen wohl ursprünglich, wie so viele andre Opfer, den Zweck religiöser Sühne. Diese setzt freilich einen kannibalischen Gott voraus, der Geschmack genug hat, um zu Zeiten gerade die leiblich und sittlich fehlerlosesten Opfer, wie reine und schöne Kinder und Jungfrauen, zu verlangen. Mit dieser Steigerung des Opferwerthes verbindet sich indessen auch die einer gewissen sittlichen Kraft des Opfernden selbst, der das Liebste von seinem Herzen und Leben losreißt, und sofern mit dem reinen Leben des Kindes sein eigenes reinstes Glück zum Opfer bringt. Eine gräuliche Verwirrung der Empfindungen und der Begriffe!

Bei Völkern verschiedener Zeiträume sehen wir ein lebendiges Todtenopfer, welches die Leiche des Herrschers, des Lehensherrn, des Gatten begleitet oder ihr folgt, von dem Lieblingsthiere an bis zu dem Lieblingsdiener und gar zu der Selbstopferung der übergetreuen Gattin hinauf. Erst in neuester Zeit wird es Ernst, der Satti (Selbstverbrennung) brahmanischer Indierinnen ein Ende zu machen. Die alten Grabhügel Europas bergen ähnliche Opfer in Menge.

Wir gehn hier weiter und betreten — oder streifen vielmehr nur flüchtig — das weite, in volklicher und religiöser Hinsicht so wichtige, Gebiet der Leichenbestattung und aller mit dem Tode des

Angehörigen, des Nachbarn, des Volks- und Glaubens-genoſſen zuſammenhangenden Gebräuche.

Gründe der Abſtammung, des Glaubens, und praktiſchere der Örtlichkeit beſtimmen die Völker, ihre Todten „in feurigen Armen zum Himmel“ tragen zu laſſen, oder der Erde zurückzugeben, was ihr entſproß, oder endlich, im Gegenſatze zur Auflöſung, die entſeelte Geſtalt in geſpenſtigem Scheinleben zu erhalten. Bei vielen, wenn nicht den meiſten, Völkern des Alterthums finden wir verſchiedene Gattungen der Todtenbeſtattung, ſei es im Wechſel der Zeit, oder gleichzeitig, dann aber nach gewiſſen Geſetzen, die wir freilich oft nur vermuthen können. So z. B. Verbrennung und Begräbnis bei Griechen, Römern, Slawen (in Böhmen, wenn nicht verſchiedenen Volksſtämmen zuzuſchreiben). Die Reſte der Todten werden bald unter der Erde, bald in Felſenkammern und Bauten über ihrer Oberfläche geborgen. Jenes geſchah u. a. bei den Bewohnern der mittelamerikaniſchen Trümmerſtädte, und iſt allmählich faſt überall eingeführt. Dieſes in vielen „Stupas“ (Topes u. ſ. w. ſ. u. bei der Baukunſt) der Hindus und ihrer Grenznachbarn; bei den Aymaras in Südamerika; in Nordeuropa; in Aegypten, wo denn noch mehr die Felſen zu Todtenſtätten ausgehöhlt wurden. Malayo-polyneſiſche Völker beſtatten ihre Todten auf Bäumen und Gerüſten in freier Luft.

Die alten Aegyptier leben zahlreicher und charakteriſtiſcher in ihren Mumien fort, als in den zerſtreuten Häuſern ihrer koptiſchen Nachkommen und in einem Theile des Fellah-Blutes. Noch mehr gilt dieß von den berberiſchen Guanchen auf den Kanarien; ihre romaniſchen Beſieger vertilgten ſie weit häufiger, als ſie ſich mit ihnen miſchten. Die Pyramiden ſind zugleich Denkmale todter Pharaonen und geopferter Arbeitermaſſen, nicht der Pietät des Volkes. Dieſe hat auch nicht immer die modernen „Mauſoleen“ der Herrſcher gebaut, obgleich dieſe Benennung ein Denkmal verewigt, das die Liebe ſtiftete und die Kunſt ausführte; die neueſte Zeit erſt gräbt es aus dem Schutte aus, welchen Naturereigniſſe und menſchliche Barbarei darüber gehäuft haben. Dagegen errichtete der unmenſchlichſte Haß in Aſien und Afrika höhnende Todtendenkmale in Pyramiden und andern

Bauten, die aus Schädeln und Skeletten Erſchlagener, ja ſelbſt lebend Vermauerter aufgethürmt wurden. Ein feindliches Todtendenkmal im kleinen iſt der Trinkſchädel, zwiefach widrig durch ſeinen Gebrauch. Bei den Germanen kommt er in der bekannten Anekdote von dem barbariſchen Langobarden Alboin vor, wird aber den Helden in Walhalla, nach A. L. J. Michelſen (Anzeiger des germ. Muſeums 1863 Nr. 4) irrig nachgeſagt. Auch die Inkas in Peru hatten dieſe Unſitte (ſ. Waitz a. a. O. IV 413).

Maſſenhafte Todtendenkmale aus Erde und Stein kommen häufig vor, wie z. B. im nordweſtlichen Afrika, in den Todtenſtädten und Grabburgen des alten Italiens und des mohammedaniſchen Oſtens, in den hohen Erdhügeln mit Steinringen und Kammern bei Lydern, Karen und Etruskern, in den Todtenhügeln und „Hünenbetten“ der alten Kelten und der Germanen (gegen Tacitus Zeugnis Germ. 27, weſſhalb ſie H. Hartmann im Anz. d. g. M. a. a. O. lieber der vorgermaniſchen Bevölkerung zuſchreibt), in den Mohilen und Kurganen unſlawiſcher Völker in Ruſſland, in den Grabmalen der alten Amerikaner (ſ. o. S. 182), in den Katakomben mittelalterlicher und mitunter auch noch moderner Städte Europas.

Alles Übermaß in Leichenfeiern und Todtendenkmalen, welches den Überlebenden unwiederbringlichen Aufwand an Kraft, Zeit und Mitteln entzog und ſchon dadurch das Gegentheil von einem freien Werke liebenden und ehrenden Andenkens wurde, weicht immer mehr der Anſchauung und Sitte der neuen Zeit, welche das Entſeelte als ſolches betrachtet und behandelt, dagegen die beſeelten Freunde und Wohlthäter der Völker und der Menſchheit lieber in Bildſäulen verewigt, die ſie in der vollen Kraft ihrer Wirkſamkeit darſtellen, oder noch ſinnvoller durch Stiftungen, die ihren Geiſt und Namen tragen. Die Mohammedaner giengen den Chriſten voran in der ſchönen Sitte, die Todtenhöfe mit blühendem und duftendem Leben der Pflanzen zu ſchmücken, welche freilich das proſaiſche Nützlichkeitsprincip der neueren Zeit z. B. auf unſeren Dorffriedhöfen zum Beſten des Küſters verwendete, das Gras für ſeine Hausthiere, die von vielen geſcheuten „Kirchhofszwetſchen“ für ihn ſelbſt und ſeine Familie. Auf unſeren

Friedhöfen ſieht man noch häufig alte Beinhäuſer (carnarii, Kerner, Gerner); aber ſie wandeln ſich allmählich zu Rettungshäuſern für mögliche Scheintodte. Das ungeheure Beinhaus-Labyrinth von Paris war längſt faſt nirgends mehr ein Denkmal für einſt lebende Einzelweſen, ſondern ein Keller für zuſammengewürfeltes Gebein, das jetzt der Gewerbfleiß zum Frommen der Lebenden zu verwenden ſucht. Dieß erinnert ein wenig an jene Trinkbecher aus den Schädeln erſchlagener Feinde, unterſcheidet ſich jedoch weſentlich durch den Umſtand: daß an dieſen alten und vermiſchten Gebeinen gleichſam keine Spur des menſchlichen Einzellebens mehr haftet. Deſto widerlicher iſt (oder war noch in unſerem Jahrhundert) die Verwendung der in Fett übergegangenen Leichenſchichten in Paris zur Seifenverfertigung. Wieviel edler iſt die Verwendung menſchlicher Leichname auf den anatomiſchen Bühnen zum Frommen der Lebenden und der Wiſſenſchaft! Und doch verbietet ſie nicht bloß die Religion mehrerer Völker, ſondern auch unſere Profectoren ziehen, ſoweit es die Forſchung geſtattet, Nachbildungen den wirklichen Leichen vor, welche überdieß bald nirgends mehr durch die Todesſtrafe der Verbrecher und die Ächtung der Selbſtmörder (des Leichenraubs zu geſchweigen) geliefert werden können.

An die Todtendenkmale und Leichenſtätten reihen ſich die vergänglicheren, aber vollkich nicht minder bedeutſamen Gebräuche der Leichen-geleite, -klagen und -mahle; der Todtenopfer; des Fährgeldes im Munde des Leichnams (Obolos, δανάκη), das ſeit älteſter Zeit bis hente bei den Griechen und ihren Nachbarn, den Albaneſen und den Dakoromanen, aber auch bei den alten Germanen und vermuthlich auch den Kelten vorkommt (vgl. u. a. J. Grimm, Mythol. S. 791 ff. Ascoli, Studj critici I p. 93); ſodann der Trauertrachten und andrer Trauerzeichen, wie z. B. des Zerreißens der Kleider und ſelbſt der Körperverletzungen, der Unbeſchorenheit des Haupthaares und des Bartes, des Aſcheſtreuens auf den Scheitel u. ſ. w. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die Farben der Trauerkleidung nach den Völkern verſchieden ſind. Namentlich erſcheint neben der ſchwarzen die weiße; beide miſchte Farben- und Gefühls-ſpielerei zur Halbtrauer, als Übergangsfeier zu dem vollen Lebensrechte der vorläufig Überlebenden.

Behaglicher ist die Beobachtung der Formen des lebendigen Umgangs und Verkehrs in verschiedenen Völkern, Ständen und Zeiträumen, die mit der Bildung immer gleichartiger werden; so der an ihrer Spitze stehenden Grußformen.

Wir küssen uns mit den Lippen, unsere Gegenfüßler auf den Südseeinseln mit den Nasen. Als öffentliches Grußzeichen vertritt bei uns die Stelle des Kusses immer mehr Druck und Schütteln der Hände. Es kommt zunächst aus England, dessen Sitte zugleich den Kuß unter Männern scheut, mit welchem sich die Russen aller Stände, und in Deutschland (jetzt weit weniger, als früher) Verwandte, Freunde, Studenten u. s. w. begrüßen. Auch bei kirchlichen Feierlichkeiten und Begrüßungen wird der Kuß gebraucht und mitunter gemisbraucht. Wir haben einen dicken Quartanten „De osculis" durchblättert, in welchem der Kuß unter Liebenden nicht einmal erwähnt wurde. Bei mehreren rohen Völkern kommt dieser ebensowenig vor, wie andre Sorten.

Selbst der so naturgemäße Gruß mit Blick und Wink der Augen, der sich bekanntlich bis zur telegraphischen Augensprache ausbildet, ist nicht allen Völkern eigen. Die südamerikanischen Arowaken blicken einander bei der Unterhaltung nicht an, um nicht hierinn den Hunden zu gleichen (nach Quandt bei Waitz Anthr. I 367); Ähnliches kommt bei den Malayen vor (nach Crawfurd ebds.). Waitz a. a. O. und III 136 beschreibt noch einige Begrüßungsweisen, besonders bei amerikanischen Völkerschaften.

Die „Etiquette" der Gruß- und Umgangs-formen ist in ihrer erhabenen Albernheit ebensowohl bei halbwilden Häuptlingen, wie am Hofe spanischer und französischer Könige u. s. w. zu finden. Auf alle viere und der ganzen Länge nach zur Erde fallen, zur Vermehrung der Rührung dabei noch mit der Stirne auf den Boden klopfen oder den Fuß des Herrn auf den eigenen Knechtesnacken setzen — auf beide Knie oder nur auf eines niedersinken, den Fuß oder die Fußbekleidung des Herrn, der Herrin, des Papstes küssen — den verbeugten und verbogenen Körper vom stumpfen bis zum rechten Winkel krampfhaft halb aufrecht erhalten — mit wiederholten tiefen Verbeugungen durch den Empfangssaal zurück avancieren, als wenn die Devotion auch

blinde Körpertheile ſehend machte —: ſolche Steigerungen und Abwechſelungen der Höflichkeit im engſten Sinne könnten wir noch viele aufzählen, die mehr dynamiſche als ethniſche Beziehungen haben, wiewohl denn doch auch hier Himmelsſtrich und Raſſe nicht ohne Einfluß auf Sinn und Sitte ſind.

Die Einwirkung ſolcher Gewohnheiten reicht in verſchiedene Gebiete des Volkslebens und der Sitte hinein. Unzählich ſind in der Sprache die Formeln des Grußes, der Anrede und der Antwort u. dgl. M. Nicht bloß in den Sprachen der malayiſchen Inſelwelt hat jeder Stand, theils für ſich, theils im Verkehre mit dem andern, beſondere Perſonfürwörter, verbietet die Höflichkeit die Nennung des eigenen Namens, ſondern faſt allenthalben und eben auch bei uns neueſten Germanen kommt Ähnliches vor, ändert die Höflichkeit das Wörterbuch und verrückt die Grammatik, am ſtärkſten natürlich in dem Fürwort der zweiten Perſon und der dazu gehörigen Conjugation. Z. B. die Skala Du, Er masc., Sie fem., Ihr, Sie haſt, hat, habt, haben, und ebenſo im Singular „der gnädige Herr, die gn. Frau haben", und im pluralis majestatis „wir haben", mit dem Zeitworte in der Mehrzahl; wogegen die beſcheidene erſte Perſon gleich dem Kinde das ſubjective, ſelbſtbewuſte Ich meidet und objectiviert, das Kind durch ſeinen Vornamen, der Erwachſene durch ſeine „Wenigkeit", „geringe Perſon" u. ſ. w. Der moderne Grieche erſetzt ſelbſt das ſchlichte σύ durch das höflichere τοῦ λόγου σοῦ (σᾶς), das noch eine Stufe unter vostra signoria der Italiener, vuestra merced der Spanier ſteht. Bemerkenswerth iſt die Abkürzung dieſer romaniſchen Formeln in vossignoria, und noch mehr die ſogar aus einer Schriftabkürzung entſtandene geſprochene usted. Auch bei der Weglaſſung ſolcher Anreden blieb das Zeitwort in der dritten Perſon ſtehn, die noch mehr auffällt, wo auch das ſtellvertretende Fürwort ella oder gar lei (casus obliquus) u. ſ. w. unausgeſprochen bleibt. Hochmuth und Demuth diktieren die ähnlichen Anreden: „der Herr Rath u. ſ. w. belieben", bei den Schweden am häufigſten „der Herr", herran, ſchlechthin ſtatt des Fürworts (Sie, Ni); gegen Niedere: „Was will der Mann?", daher ſogar für beide Geſchlechter: „Was will man?", noch reſpektvoller als das ähnlich entſtandene „Er". Der überhöfliche

mitteldeutſche Proletarier oder Bauernjunge grüßt ſogar häufig den einzelnen Vornehmeren mit „guten Tag, meine Herrn!“, was eben nicht unvernünftiger iſt, als das „Sie“ im Singular. Jedes Volk hat eine Menge ſolcher Curioſitäten aufzuweiſen, die zwar erſt mit einer gewiſſen Bildung entſtehn, aber mit zunehmender Bildung und dem damit wachſenden Bewuſtſein eigner und fremder Selbſtſtändigkeit und Würde wieder ſchwinden, wenn ſie anders nicht allzu tiefe Wurzeln in der Sprache geſchlagen haben, wie eben jenes „Sie“ u. dgl., welches aber nun ſeine ehemalige ariſtokratiſche Ausſchließlichkeit immer mehr aufgibt und faſt ſo allgemein wird, wie vor Zeiten das „Du“. Dieſes iſt der niederländiſchen Schriftſprache (nicht den Mundarten) ganz abhanden gekommen, dadurch denn zugleich der Conjugation die zweite Perſon der Einzahl! Dafür ſteht nun ſeit einiger Zeit dem ſtellvertretenden „Gij“ (Ihr) ein höflicheres „U“ zur Seite, jenem italieniſchen Lei ebenbürtig.

Nicht minder tief, wie in Sprache, Briefſtyl, ſelbſt Schriftgattung, Briefformat u. ſ. w., führt der Codex der Anſtandsgeſetze in Garderobe, Haushalt und Hausgeräth hinein. Von Volk, Stand, Klima hängt es ab, ob die Kopfbedeckung beim Gruße und in Gegenwart Niedrer, Gleicher, Höherer ſitzen bleibe oder abgenommen, wenigſtens berührt werde, wofür unſere höflichſten Jünglinge arbeitender Klaſſen ſich am Haare des unbedeckten Hauptes zu zupfen pflegen. Aber auch, ob nach Umſtänden der ganze Menſch ſitze oder ſtehe, oder noch andre Poſitionen einnehme, lehrt das ſelbe Geſetzbuch bei einem Volke ſo, beim andern anders. Wir haben z. B. beobachtet, daß humane Magnaten, die ihre alte Würde mit dem modernen Zeitbewuſtſein verbinden wollten, dadurch recht eigentlich entre deux chaises geriethen, indem ſie den bürgerlichen Beſucher weder ſitzen, noch allein ſtehn laſſen wollten, und deſſhalb lieber ſelbſt ſtehn blieben zwiſchen den beiden einzigen Stühlen ihres Cabinettes, ſelbſt bei langen Unterredungen. Bei einigen malayiſchen Völkern ſteht der Niedere, bei andern ſitzt er vor dem Höheren (Waitz a. a. O. I 367), Letzteres vielleicht als juste milieu zwiſchen Stehn und Liegen oder Knien. Allmählich wird das Herkommen den fortſchreitenden Menſchen läſtig, und zwar den Activen wie den Paſſiven, den Grüßenden wie den Begrüßten;

aber Beide ſind gewöhnlich heroiſch genug, um noch lange die Laſt mit der ganzen vis inertiae zu tragen.

Was wir hier in verhältnismäsig ſehr ſpärlichen Beiſpielen über die Umgangsformen ausgeſprochen haben, iſt zugleich enge mit den Einrichtungen der Geſellſchaft und ſelbſt des Staates und der Kirche verknüpft, bei deren Umriſſen im Folgenden unſer Leſer darum ſich das Vorſtehende zurückrufe und ergänze. Wir werden eben in allen Gebieten Theile aus dem Kapitel der Sitte einflechten müſſen, wie wir denn auch ſchon vielfach in ſpätere Abſchnittchen hinein vorgreifen muſten und überhaupt die überall ſich kreuzenden Fäden der einzelnen ethnologiſchen Kategorien nicht völlig geſondert halten können.

Religion.

So verhält es ſich denn auch mit der in allgemein menſchlicher wie in ethnologiſcher Hinſicht ſo wichtigen Kategorie der **Religion**, zu deutſch des **Glaubens** und weiterhin des Glaubensbekenntniſſes. Wie wir ſie in verſchiedenen andern Gebieten berühren muſten und künftig müſſen, können wir auch das ihre nicht durchwandern, ohne andre Theile des Volkslebens, zurückblickend und vorgreifend, in unſere Andeutungen hereinzuziehen.

Die Kürze der letzteren, zu welcher uns unſer Hauptzweck nöthigt, erhöht unſere Beſorgnis: einen und den andern unſerer Leſer durch Gegenſätze gegen ſeine Anſichten und, vermuthlich noch weit häufiger, gegen ſeine Empfindungen und gegen die ihm gewohnte Weiſe der Vorſtellung und des Ausdruckes unangenehm zu berühren. Uebrigens würde dieſe Empfindlichkeit auch bei größerem Raume für vermittelnde, wenigſtens verſöhnende und vielleicht auch überzeugende Erörterungen auf dieſem Gebiete doch immer noch häufiger zu beſorgen ſein, als auf ſocialem und politiſchem. Die zunehmende Erregung des Geiſterkampfes auf allen dieſen Gebieten verſchärft alle ſolche Gegenſätze und mit ihnen auch die Stimmung der Betheiligten. Vorausſichtlich wird der künftige Friedensſchluß, der zugleich den Beginn einer neuen Ära einleiten ſoll, auch bei den ſchonendſten Formen den Beſiegten als ein

vae victis!, als eine Gewaltthat des Zeitgeistes und seiner Träger erscheinen.

Aber unser aufrichtiger Wunsch, Anstoß und Zusammenstoß zu vermeiden, darf unserem gleich aufrichtigen Willen keinen Eintrag thun: unsere gegenwärtige Ueberzeugung, mit Vorbehalt einer besseren in möglicher Zukunft, als eine mit jeder andern gleichberechtigte mit möglichster Unbefangenheit und Friedfertigkeit auszusprechen. Wir halten uns, gleichermaßen in Sachen des Glaubens wie der Wissenschaft, berechtigt, ja verpflichtet, jede Censur der unbedingten Voraussetzung, also der religiösen, philosophischen und geschichtlichen Dogmen, zurückzuweisen. Darum sind wir nicht minder jeder Belehrung und Bekehrung zugänglich und dankbar, wie ja auch wir Genossen unserer Ansichten durch Ueberzeugung gewinnen möchten, aber keine Parteigänger durch Ueberredung, noch auch selbstloses Gefolge durch einen gegen geistige oder physische Schwäche geübten Zwang. Wir haben uns bereits in unserem Vorworte zu diesen Grundsätzen bekannt.

Glaube und Aberglaube, religiones und superstitiones; Misdeutung und Umdeutung der freien Gemeinschaft der Glaubigen, der Gemeinde, der Ekklesia (ἐκκλησία) des neuen Testaments, zur Kirche der gebietenden Minderheit und des hörigen Volkes, der Laien (λαός, λαϊκοί); ebenso die schon oben S. 79 erwähnte Sprach- und Sach-verderbung des Presbyteros (πρεσβύτερος, Gemeindeältesten) zum Priester; die Verkehrung des Gebetes zum Fluche, der gotteslästerliche Bannspruch in Gottes Namen; die Verwechselungen des Bildes mit dem Urbilde, des Buchstabens mit dem Geiste —: solche Gegensätze zeigen sich überall in der Geschichte der Religionen, jedoch nicht ohne bedeutende Unterschiede nach Zeiträumen, Klimaten und Volkscharakteren. Denn die gleichnamige Religion und Confession gestaltet sich anders im kalten oder im heißen Klima, in lichtreicher und dunstloser Atmosphäre oder in mystischen Nebeln, unter Romanen und Germanen, unter seefahrenden, ackerbauenden, jagenden, kriegerischen Völkern. Nach dem Stücke Welt, das jedes Volk kannte, bildeten sich seine religiösen Vorstellungen; eine angeborene Vorstellung der Gottheit (idea innata Dei) ist ebenso nichtig, wie jeder andere angeborene Ideeninhalt; erst auf der Jakobsleiter, die von der

Erde zum Himmel reicht, steigen wir von dem Boden der sinnlichen Anschauung und Erfahrung allmählich bis zur höchsten übersinnlichen (metaphysischen, vulgo übernatürlichen) Erkenntnis hinauf. Freilich gab und gibt es überall träge Schmarotzer an Gottes Lebenstische, die ihn nicht erkennen, noch von Andern erkannt wissen mögen.

Aber nicht leicht fehlte oder fehlt einem Volke ganz die „Religion", wenn sie auch nicht in bestimmter Personificierung und Vermenschlichung des Weltlebens auftritt, sondern nur in einzelnen abergläubischen Anschauungen und Gewohnheiten, in Zauber und „Medizin" (der Nordamerikaner), in irgend etwas Über-, Un- und Wider-natürlichem, in einem Nebelwesen außerhalb der Natur und der Welt, von welchem der denkfaule Alltagsmensch lieber und leichter träumt, als daß er die schläfrigen Augen öffnete für den allgegenwärtigen Gott in der Natur, den „unbekannten Gott" der Athener, den der Apostel Paulus (Apostelgesch. XVII 23 ff.) lehrte, und den das officielle Christenthum der Folgezeit in den Bann that.

Ehe die Naturerscheinungen die Wißbegier des Menschen zu Erklärungsversuchen anregten, erfüllten sie ihn mit Empfindungen, unter welchen die Furcht die stärkste sein mochte. Diese ließ ihn das Bedürfnis fühlen, dem Feinde, der in Wetter, Flut und Glut, als Tiger, Krokodil oder Schlange, in Schmerz und Tod ihn bedrohte, entweder einen mächtigeren Beschützer entgegenzusetzen, oder ihn selbst zu versöhnen, durch Ehrenbezeugungen und Opfer zu bestechen, sei es als einen Dämon, sei es in der Gestalt eines jener Thiere oder einer gefürchteten Naturerscheinung. Es ist oft schwer zu entscheiden, ob dem bösen Geist, oder dem guten als strengem Sittenrichter die unter allen Völkern und Glaubensgemeinden vorkommenden Opfer, Fasten und andre Entsagungen, Bußen und Kasteiungen, die sich bis zur fanatischen Wollust der Selbstquälerei und Selbstvernichtung steigern, geschichtlich und psychologisch gewidmet seien.

Es gibt indessen unter den Wilden, wie z. B. unter den Kaffern (s. Perty Anthropol. Vorträge S. 174), auch ganze zugleich gläubige und skeptische Religionsgemeinden, welche meinen: Verehrung und Opfer seien unnöthig, weil die Gottheit in der Natur sich nicht dadurch von ihrer Grausamkeit gegen die Menschen abhalten lasse. Im Ganzen

ſind Letztere eher geneigt, aus Furcht den Dämonen, als aus Dankbarkeit den Göttern zu opfern, und das Dankgebet zu dieſen iſt oft nur ſelbſtſüchtige Bettelei um neue Gaben. In den dualiſtiſchen Religionen wird Gott häufig eben nur als Widerpart des Teufels gegen dieſen zu Hülfe gerufen, und zwar, wann die Frommen ſich bereits thatſächlich dem Teufel verſchrieben haben und die wohlverdiente Geltendmachung des Vertrages fürchten, ohne Luſt und Kraft zu wirklicher Beſſerung, zu einem aufrichtigen Vertrage mit dem guten Gotte zu haben. Ein Andres iſt es mit dem Fetiſch und ſeines Gleichen, der mehr gegen unverdiente Übel ſchützen ſoll. Ebenbürtig mit dem Fetiſch des Negers und der Medizin des Indianers iſt das Amulet der ſogenannten Monotheiſten, zu welchem auch Kreuze, Heiligenbilder und geweihte Medaillen gehören. Sogar die Rheumatismuskette iſt — nicht für den ſehr aufgeklärten Verkäufer, ſondern für den gläubigen Käufer — die Nachkommin der goldenen Kette, die der proteſtantiſche Theologe Andreas Oſiander (16. Jahrh.) zum Schutze gegen den Ausſatz trug.

Ein höheres Schlußvermögen leitete Heil und Unheil in der Natur nicht von verſchiedenen Grundkräften ab, ſondern ahnte früh die Einheit des Weltlebens, und empfand in Wonne und Schmerz gleichermaßen die Abhängigkeit des Geſchöpfes von dem Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer. Nie oder ſelten jedoch (nach neueren Forſchungen bei den Jeziden im Kurdenlande, die mit Unrecht „Teufelsanbeter“ heißen) begnügte ſich die Einbildungskraft mit Einer göttlichen Perſon für dieſe verſchiedenen Thätigkeiten, ſondern vertheilte ſie unter zwei, drei und mehr Perſonen oder Geſtalten. Die brahmaniſchen Inder ſtellen den Zerſtörungsgott Schiwas in ihre Dreieinigkeit, die orthodoxen Chriſten ließen ihn außerhalb der ihren als deren Gegner, jedoch zugleich als abgefallenen Engel und urſprüngliches Mitglied ihres Götterkreißes.

Bis zu der Stufe, auf welcher „die völlige Liebe die Furcht austreibt“ und der chriſtliche, insbeſondere pauliniſche, Pantheismus den Gott lehrt, „der nicht in von Menſchenhand erbauten Tempeln wohnt, ſondern Alles in Allem iſt und in dem wir ſind“ (Apoſt. a. a. O.) und der „als Geiſt im Geiſte“ erſchaut und angebetet werden will —

bis zu dieſer Stufe reichte eine lange Leiter hinauf. Die „Gott ſuchenden“ Menſchen (Paulus a. a. O.) fanden und erfanden gewöhnlich ſeine Bilder, vom rohen Fetiſch und von Kybeles Steine an bis zu Phidias göttlichen Geſtalten und bis zu dem monolithiſchen Chriſtuskoloſſe in der St. Iſaaks-Kirche in Petersburg.

Auf höherer Stufe formten ſie auch Götterbilder in Worten und philoſophiſchen Syſtemen nach naheſtehenden Urbildern, nämlich nach ſich ſelbſt — das ſelbe Verfahren, welches der uralte Verfaſſer des Bruchſtückes im Pentateuch (I 1, 26) den menſchenſchaffenden Göttern zuſchreibt. Begreiflicher Weiſe muſte jedoch die Geſtalt ſolcher Götter über die Maße und Eigenſchaften menſchlicher Geſtalt hinausgehn, ſei es durch Rieſengröße (ſelbſt der bildloſe Allah der Mohammedaner zählt 72,000 Tagereiſen von einem Auge bis zum andern), oder durch Vielheit der Glieder, wie in Indien, oder endlich durch Schönheit, wie bei den Griechen und durch die Nachwirkung althelleniſcher Bildung ſpäter auch bei den Chriſten.

Die Vermenſchlichung des Weltgeiſtes war etwas allgemein Menſchliches, geſtaltete ſich aber, wie dieſes überhaupt, auch in volklicher Beſonderheit. Wir erkennen in mehreren ſehr alten, traditionell wiederholten Götterbildern (z. B. Indiens) oft noch ihre fremdartige Herkunft, nachdem die Raſſe ihrer Schöpfer ausſtarb oder vertrieben wurde, oder doch die Herrſchaft im Lande verlor. Ebenſo behielten die in Rom und anderswo eingeführten fremden Götter großentheils ihre ausländiſchen Eigenthümlichkeiten als Heimatszeugnis.

Nicht alle Volksſtämme waren gleich bildneriſch; manche wurden mit der Zeit Bilderſtürmer, wie die ſemitiſchen Araber und Israeliten, die indogermaniſchen Chriſten im bilderreichen, aber nicht mehr rein helleniſchen Byzantinerreiche, in Deutſchland u. ſ. w. Die Germanen waren auch in älteſter Zeit, wie es ſcheint, nicht ſehr geneigt, ihre Götter und ſelbſt ihre Tempel mit Händen zu machen, theils aus nationalem Naturſinn und Pantheismus, theils weil ihr Kunſtſinn ſchwach beſtellt war; nicht ganz entbehrte jedoch ſchon ihre älteſte Zeit der Tempelgebäude und der Götterbilder (ſ. auch u. bei der Kunſtgeſchichte). Jedenfalls waren auch ihre vermenſchlichten Götter

bis heute, mit Einschlusse des abstrakten Geistes, der vor der Zeit (jedoch auch nach dem Glauben anderer Völker) auch ohne Welt vegetierte, geborene oder doch erzogene Germanen, wie dieß freilich in ähnlicher Weise bei allen Völkern geschieht.

Die neueren Forschungen, namentlich die neuesten J. Grimms, A. Kuhns, Potts u. A., machen allerdings mehr als wahrscheinlich, daß nicht bloß die indischen und iranischen Arier gemeinsame Götter hatten, die sich nur theilweise bei der Reformation Zoroasters in Iran zu Dämonen umgestalteten, sondern daß auch Deus und Bog der europäischen Indogermanen aus ihrem asiatischen Vaterlande miteinwanderten, und daß sogar Spuren einer schon ziemlich ausgebildeten Sagenwelt von Indien bis nach Griechenland, ja bis nach Germanien sichtbar sind. Hierher gehören auch die „indischen und germanischen Segenssprüche", welchen Ad. Kuhn in seiner Zeitschrift XIII 1. 2. eine höchst interessante Abhandlung gewidmet hat. Gerade jedoch der germanische Gott hat bis jetzt keine Verwandte gefunden; sein Anklang an den iranischen Khoda ist nur ein zufälliger.

Jene Umgestaltung der alten Götter und Halbgötter findet überall statt, wo die neuen Religionsstifter oder Reformatoren sie nicht zu tödten oder völlig zu vertreiben vermögen. Diese können dem Volke seinen alten Glauben nicht ganz, wenigstens nicht sogleich, nehmen; und besonders wenn sie selbst diesem Volke angehören, so mischt sich bei ihnen selbst noch der anerzogene Glaube mit dem angenommenen. Jüdische Glaubenswächter, christliche Kirchenväter und Mohammed glaubten an das Dasein der alten Volksgötter, deren Macht sie brechen wollten. Aber nicht immer verwandelt die Bekehrung die Ehrfurcht vor den alten Göttern in die Furcht vor Dämonen und Gespenstern, die indischen guten Dewas in die feindseligen Daewas der alten Baktrier, die Diws der späteren Perser, die hehre Frau Berhta oder Hulda der heidnischen Germanen in die gespenstige Frau Holle der christlichen. Nicht bloß leben uralte, einst edelschöne Göttergestalten fort mit entstelltem Antlitze, in der Verbannung aus dem Himmel, in ewiger Flucht vor dem Kreuze; sondern andre entgiengen diesem Schicksale durch ihre Bekehrung zum Christenthum, wobei sie jedoch Rang

und Gewand faſt bis zur Unkenntlichkeit austauſchen muſten. So wurden aus heidniſchen Göttern und Halbgöttern Kalenderheilige mit beſtimmten Functionen, wie aus altheiligen Hainen, Stätten, Tempeln, Feſten neugeweihte und umgedeutete des neuen Glaubens. Sogar der Name des ſchönſten und edelſten Hellenengottes, Apollons als Sonnengottes Ἥλιος, nach neuerer Ausſprache Ílios, verſchmolz mit dem des jüdiſchen Propheten Ἠλίας, ſpr. Ilías, wahrſcheinlich auch Beider Feuerwägen, in Einen; und deſſhalb ſtehn an mancher Stelle alter Heliostempel Kirchen des „heiligen“ Elias im chriſtlichen Griechenland. Letzterer iſt auch namentlich bei ſlawiſchen und kaukaſiſchen Völkern in halb und ganz chriſtlicher Zeit zum Donnergotte geworden, gleich als hätte er den Wagen mit ſeinen Feuerroſſen aus dem ſemitiſchen Himmel als ſein Eigenthum mit in andere Himmel genommen. In ähnlichen Verwandelungen erhielt er ſich auch im Mittelalter andrer Völker.

In der römiſchen Mythologie und Religionsſprache unterſcheiden wir noch älteſtes indogermaniſches, ſodann jüngeres graeko-italiſches Gemeingut, und endlich auf italiſchem Boden erwachſene Göttergeſtalten und Mythen von den ſpäter eingewanderten griechiſchen. Die griechiſchen, albaneſiſchen, romaniſchen, ſlawiſchen Bewohner des alten Illyriens und der Haemos-Halbinſel haben neben ihrem Chriſtenthum noch viel einheimiſchen Volksglauben. Wir erwähnen hier nur, daß der alte Charon (ὁ Χάρος), trotz Fallmerayer, ſein Amt noch jetzt bei den Griechen verſieht, und nicht minder die Nereiden (Νηρᾕδες u. ſ. w.) im Meer und Strom u. ſ. M. Mit den litauiſchen oder lettiſchen und den ſlawiſchen Völkern verhält es ſich ähnlich, wie mit den italiſchen und griechiſchen; ſie hatten viel gemeinſames Erbe, aber auch jeder Stamm viel Sondergut. Unter den Litauern, die erſt ſehr ſpät zum Chriſtenthum bekehrt und theilweiſe, beſonders die Preuſſen, von blutigen Händen geriſſen wurden, leben in Volk und Sprache noch mehrfach die alten Gottheiten und Naturanſchauungen. Der alte Donnergott donnert noch immer (Perkuns grauja); der feenhaften Laume Bruſt iſt der Donnerkeil, ihr Gürtel der Regenbogen (Laumės papas, jósta); zugleich vertauſcht ſie die Kinder (L. apmainytas, unſer „Wechſel-

balg") und liegt dem Schlafenden auf dem Magen (Laume gul ant skilwjo), wie unser gleichfalls noch lebender Alp oder Maar (Nachtmaar, nightmore) auf der Brust. Ebenso ist es bei den finnischen Völkern und mehr und minder bei allen christlichen Völkern Europas, auch den früheſt bekehrten. Wo nicht die alten Namen blieben, blieben doch schattenhaft die Gestalten der heimischen Götter und Geister und noch ein Theil ihres einst so mächtigen Wirkens. Auch unsere beiden großen germanischen Götter, Wodan (Wuotan) und Thunar (Donner, Thor), leben noch zum Zeugnisse alter Einheit des vielgetheilten Stammes bis in den fernsten skandinavischen Norden hinauf, Wodan namentlich unter mannigfachen Gestalten und Namen. Auch noch sein alter Name ertönt in Formeln und Gesängen, zumal der Sachsen, die bekanntlich am längsten dem alten Glauben anhiengen; freilich sprechen ihn die Epigonen nur noch wie im Traume aus, ohne deutliches Bewusstsein seiner alten Heiligkeit.

Wir haben bereits früher auf die schöne und zarte Vergöttlichung der semitischen Gottesgeliebten und Gottesmutter Maria bei den Germanen aufmerksam gemacht. Aber das edelste Bild ist nicht gegen Verzerrung und Zerreißung geschützt. Die Unnatur des Cölibates schuf den entweihenden Kultus der reinsten Jungfrau durch Kybelepriester in christlichen Mönchsklöstern, wie Jesus zum „Seelenbräutigam" verzückter Nonnen und herrnhuterischer Schwärmerinnen wurde. Heiterer Art ist die wechselseitige Eifersucht verschiedener Marienbilder, wie z. B. noch zur Reformationszeit in Deutschland (zu Ispringen in Schwaben u. s. w.), ärger noch in Spanien, wo die Nebenbuhlerinnen und ihre Parteigänger unter einander handgemein wurden. Wirklich volklichen Ursprungs sind, wenigstens theilweise, die Farben der weißen und der schwarzen Madonna.

Der sinnliche Südländer, namentlich in Unteritalien, behandelt seine Heiligen halb als Herrn, halb als Diener; ehrt sie, solange er ihre Hülfe für ehrliches und unehrliches Gewerbe sucht, tritt ihre Bilder mit Füßen, wenn sie seinen Gebetsbefehlen nicht gehorchen, und bricht ihnen verhöhnend sein Gelübde, wenn sie ihm geholfen haben (passato il periglio, gabbato il santo!). In Südamerika mischte sich der romanische Katholicismus mit den

Religionen der wildfremden eingeborenen Raſſe, die zum Theile noch zugleich die letzteren im Stillen rein bekennt. Gleiches geſchah auch in Aſien und Europa bei der Einführung des Chriſtenthums.

Ein eigenthümliches Verhältnis alter Religion zur neuen geſtaltete ſich bei den keltiſchen Bewohnern Englands, mindeſtens bei den Kymren in Wales, wahrſcheinlich unter dem Einfluſſe des bis auf die neueſte Zeit, wie wir ſchon oben hervorhoben, dort mit beſonderer Treue gepflegten Volksthums, obgleich gerade bei dieſer Völkerſchaft das Chriſtenthum ſehr frühen Eingang fand. Göttliche Geſtalten und Namen der alten Zeit, kosmogoniſche Sagen, geſchichtliche Überlieferungen, Sittenlehren in überlieferter Form vertrugen ſich einträchtig mit den eingewanderten des alten und des neuen Teſtamentes, und ſcheinen theilweiſe völlig mit dieſen verſchmolzen zu ſein, ſogar mit israelitiſchen Anſchauungen in engerem Sinne, wie mit dem tiefſinnigen šem ha-mĕphoraš, dem vergeſſenen, unausſprechlichen wahren Urnamen Gottes. Eine herrliche moderne kymriſche Dichtung gründet ſich auf dieſe treugehegten Erinnerungen. Die Urſchrift von Taliesin Williams übertrug H. A. Bruce ins Engliſche (Eisteddfod Gwent a Dyfed 1834). Ich habe vorlängſt einen Theil derſelben ins Deutſche übertragen und mit der nöthigſten erklärenden Vor- und Zwiſchen-rede einem Romane („Die Ariſtokraten". Frankfurt a. M. 1843) einverleibt; meine Leſer werden hoffentlich das folgende Plagiat an mir ſelbſt gutheißen, mit Einſchluß einiger der Dichtung folgenden Sätze, in welchen ich damals den Gegenſatz einer elegiſchen Volksſtimmung zu dem Epos der neuen Zeit andeutete, und welche deſſhalb auch hier an ihrer Stelle ſein werden.

„— — Der Barde wandte ſich zu dem jungen Mädchen und ſagte: „„Der Mund der Jugend ſoll uns in höherer Rede das Urälteſte erzählen. Was haben die Cynfeirdd, die Urväter der Barden, geſchaut und vernommen, als ihre Seelen vor Anbeginn der Erde im Äther ſchwebten?"" Sie ſprach und ſang wechſelnd: „Im heiligen Thale Dyffryn Goluch ſtanden die Göttlichen zuſammen, und Enigan Gawr, der einſt mit wunderthätiger Hand die erſten ſtummberedten Boten des Wortes, die drei Urzeichen der Schrift, aus verſchränkten Baumzweigen formte, begann zu ſingen:

„„Bevor das Licht aus Himmelshöhn entſprang
Und freudeblitzend durch die Weltnacht drang,
Lag ſchweigend in der Finſterniſſe Schooß
Des luftigen Raumes Wüſte ſonnenlos.
Da rief der Herr hinunter in den Graus
Vom Flammenthron den eignen Namen aus.
Bei ſeinem Klange ſprang mit Frühlingsſchein
In Licht und Leben die Natur herein.
O Himmelston, melodiſch Schöpferwort!
Du öffneteſt des Lebens weiten Port;
Vor deinem mildgewaltigen Wiederhall
Verließ der alte Tod das junge All.
In alle Tiefen dringt die heilige Macht
Und ruft herauf verborgene Blütenpracht.
Vor einer Welt, von Glanz und Reiz erfüllt,
Hat ſich die Nacht auf ewig ſelbſt verhüllt.
Aus fernen Sonnen ſtrömt des Lichtes Flut
Und weckt in tauſend Augen Himmelsglut;
Auf Strahlen ſchweben Seelen erdenwärts,
Der Wunder gröſtes wird: das Menſchenherz!

Doch nicht des Menſchen Ohr vernahm den Ruf,
Der klingend alle Welt und ihn erſchuf;
Mit ſeinem Daſein war das Werk vollbracht,
Er ahnt nur des verhallten Namens Macht.““

Er ſchwieg, und Tydain Tad Awen, der Vater des Dichtergeiſtes, der zuerſt die Menſchen lehrte, das dumpfe Wort zum Geſange zu verklären, erhob die Stimme:

„„Ich ſah es, wie der Waſſer Decke brach.
Die Berge wankten, und ein ſtöhnend Ach
Drang aus dem Wald, aus banger Menſchen Haus;
Von Pol zu Pole flog ein wilder Graus.
Die Luft trug Schmerzensſtimmen mancherlei:
Der Frauen Wimmern, heiſern Männerſchrei.
Der Wogenſturz kam ſchäumend, länderbreit;
Ihm folgte Bergſturz, Trümmereinſamkeit.
Vom tiefſten Thal bis an des Weltmeers Strand
Durchraſt' ein Strömeheer der Erde Land.
Sie ſtarben all': Der Schöne und der Brave,
Der Reiche wie der Arme, Herr und Sklave;

Zu ſpät des Sünders Reue! Wogenſchwall
Kam weltdurchdonnernd und begrub ſie all'.
Vergebens ſuchten ſie vor dieſen Schrecken
Mit Muth und Macht und Klugheit ſich zu decken;
Mit der Geſtalt, darinn ſie wohnten, ſanken
Des Herzens Triebe und des Hirns Gedanken.
Die Woge kam herangefegt; es ſchwieg
Der Nothruf bald, der erſt zum Himmel ſtieg.
Ein hohl Gemurmel, dumpf, wie Windgetöne,
Erwuchs aus ſoviel Sterbender Geſtöhne;
Drauf Alles ſtumm — nur noch der Flut Gebraus,
Die aus dem Abgrund düſter ſtieg heraus.

Ein Doppelleben nur, von Glaubensmuth,
Von Gottes Hand geſchützt, entrann der Flut.
Vereint blieb Dwyfans Kraft und Dwyfachs Huld;
Dem Herrn gefiel ihr Leben ohne Schuld.
Auf takelloſem Schiffe wunderbar
Gerettet, fuhr durch Sturm und See das Paar.
Von ihm iſt jegliches Geſchlecht entſprungen,
Das heute lebt und ſpricht in Menſchenzungen.
Noch preiſt die Sage jene Namen gerne,
Die unverhallten in der Zeiten Ferne,
Und manches Lied beſingt die Wunderfahrt
Von Dwyfan lobeſan und Dwyfach zart.

Gwenhidwy hob ſich von dem Wellenbette
Und ſah der Elemente Kampfeswette,
Sah Waſſerberge ragend bis gen Himmel
Und ihrer Herde angſtgejagt Gewimmel
(Die Schafe — dichte krauſe Meereswellen,
Auf deren Rücken Schaumesflieſe ſchwellen).
Laut rief ſie, und die Herde kam heran
Gehorſam auf die alte Wellenbahn
Und ſuchte in der Waſſer tiefem Schlund
Den toll verlaſſnen trauten Weidegrund.
Nun ſchweift die Hirtin wieder ſorgenlos,
Bald einſam über tiefem Meeresſchooß,
Bald mit der Herde luſtig auf der Flur,
Dem wellumragten Thale von Azur.““

Der Geſang war zu Ende, aber er klang noch in dem Herzen der Sängerin und der Hörer fort; eine feine Weile ſchwiegen Alle.

Da war kein Erlauschen noch geflissentliches Spenden des Beifalls; sie traten alle aus der Vorzeit ihres Volkes und der Menschheit, wie aus der Kirche, mit stillen, selbst durch die Trauer befriedigten Herzen. Als die beiden Deutschen allein waren, sagte der eine zum andern: „„Wie gerne versetze ich mich minutenlange in die schöne Selbstbefriedigung dieser guten Menschen! Aber mein Friede ist doch ein anderer, ist nur im wachen Streben, in der bewußten That dauernd zu finden. Auch dieses Volk, dessen Blicke jetzt nur nach Westen, nach der versunkenen Sonne seiner großen Vorzeit gerichtet sind, wird einst ostwärts blicken, nach seiner und aller Völker leuchtender Zukunft. Dorther wird sein Arthur kommen, auf dessen Wiederkehr es ein Jahrtausend lang mit treuem Glauben gehofft hat. Aber er wird dann nicht mehr der Messias seiner abgeschlossenen Volksthümlichkeit sein, sondern ein Bote des Weltbürgerthums und der Weltreligion!““

Die grenzenlose Verderbnis einerseits und Unglückseligkeit anderseits, in welcher die römische Welt und Herrlichkeit untergieng, ließ diese in neuer Weise wieder auferstehn, indem sie dem Christenthum den Weg bahnte. Das Staatschristenthum des schlauen Visionärs Konstantin hatte zwar keinen Bestand; aber Julian der Romantiker vermochte nicht den alten Glauben und das alte Reich wieder zu erheben, sondern erst der Nachfolger und Erbe des alten Pontifex maximus und zugleich des jüdischen Hohenpriesters von Zion erneuerte die Weltmacht Roms in theokratischer Form.

In gewissem Sinne beerbte auch der Romanismus die Hellenen, deren Schönheitssinn mit tausend geraubten Statuen und Bildwerken nach Rom gekommen und dort sinnlicher und massenhafter geworden war. So gewann dort auch das Christenthum die Fülle der Gestalten und der Farben, des Klanges und des dramatischen Gepränges, wozu noch ein Theil von Prunk und Verfassung des jüdischen Cultus kam, obgleich dieser ursprünglich in einem Gegensatze zu der in Bann gethanen Sekte der Nazarener stand.

Wie aber der Romanismus dem Christenthum ein eigenthümliches Gepräge aufdrückte, so that dieß, wenn auch nicht in gleicher

Macht und Ausdehnung, jede andre Volks- und Landes-natur. In der verbrannten, verödeten Thebaide, in welcher riesige Tempel und Paläste, von ihren menschlichen und übermenschlichen Bewohnern verlassen, die Öde nur noch vermehrten, in dem Lande der Pyramiden und der zu Todtenstädten gewordenen Gebirge enstand der Gottesdienst der Weltentsagung und des Einsiedlerlebens. Aber Roms neue Lebensfülle und Macht nahm auch diesen Gegensatz in sich auf und machte sich ihn dienstbar, soweit die Natur der Abendländer und ihrer Bevölkerungen die strengen Klosterregeln durchführen ließ. Wo die Erde ihr reichstes Leben entfaltete, lag der Himmel zu ferne, um der Länge nach die Kraft der Entsagung aufrecht zu erhalten. Dadurch ergab es sich von selbst, daß die Kirche einen großen Theil der irdischen Schätze und Genüsse zu himmlischen stempelte und von Rechts wegen in ihren Bereich und Besitz zog.

Freilich aber war auch in dem weiten Abendlande Natur und Volksthum gar mannigfaltig. Anders gestaltete sich Glaube, Gottesdienst und Priesterpflicht auf den kahlen Gebirgen Spaniens, dessen Montserrat einigermaßen an das Sinaikloster oder auch das Megaspiläon, das unnahbare Höhlenkloster der Griechen, erinnert; anders in den Schneewüsten der Schweizeralpen, wo nicht die Lust, sondern die Noth der Welt und der Menschen die Entsagenden berührte und zu hülfreicher Thätigkeit rief. Die Trappistenklöster entstanden erst aus den Verirrungen einer späteren Welt, welchen sie eine andre Verirrung entgegensetzten, jedoch nicht ohne einen bescheidenen engen Kreiß befruchtender Thätigkeit. Die reichste geistige Thätigkeit aber entwickelte sich unter dem Priesterstande der alten Nordvölker, der Kelten und der Germanen, der die Völker nicht bloß äußerlich bekehrte, sondern auch belehrte, obwohl auch das ältere Kulturland Italien bis auf den heutigen Tag in seinem Priesterstande neben früher Entartung auch erfreuliche Verbindung von Glauben und Wissen zeigt, soweit sich Beides verträgt, wofür freilich der berüchtigte Index der römischen Kurie und die Maßregelungen und Suspensionen so vieler Hochschullehrer mehrerer Länder in neuester Zeit die Grenzen zeichnen.

Mit den Kelten, die wir so eben mit und sogar vor den Germanen nannten, meinen wir die schon früher erwähnten irischen

Skoten, die ihre frühe Bildung und sogar Gelehrsamkeit weit über die Grenzen ihrer Heimatinsel hinaus trugen, und deren Namen in dem der deutschen Stadt Schotten und so mancher Schottenklöster fortlebt.

Am dauernsten und folgenreichsten aber wirkte Geist und Kraft der Germanen innerhalb der Kirche und, wo ihm diese zu enge wurde, außerhalb derselben und gegen sie, wofür wir bereits einige Andeutungen gaben. Von dem Arianismus der Gothen an, von der antiken, mit deutscher Volksnatur verwachsenen deutschen Kirche am Rhein und in andern Gegenden, welche Bonifacius als Apostel des Romanismus mit gewaltthätiger Hand ausrottete, durch das biblische Christenthum des Angelsachsen Wicliffes u. A. hindurch bis zur Reformation des 16. Jahrhunderts bethätigte sich germanischer Geist als Umbildner einer ursprünglich ihm fremden Religion, und darum als Gegner ihrer Schildhalter.

Diese Reformation des 16. Jahrhunderts nennen wir vorzugsweise eine deutsche Volksthat, weil sie am breitesten und mächtigsten auf deutschem Boden sich aufbaute und am folgerechtesten sich fortbaut. Allerdings gehören zu ihren Vorboten und Sendboten auch Männer andern Stammes, wie der Slawe Huß, der welsche Burgunde Chauvin, bei welchen indessen, und noch deutlicher bei ihren Anhängern in Böhmen und in Frankreich, zugleich der Unterschied des Stammes hervortritt. Die Gründe, aus welchen die Reformation in diesen Ländern (Deutschland eingeschlossen) sich mit politischen und theilweise socialen Bewegungen und Kämpfen verknüpfte, sind ungleich; wir können sie hier nicht verfolgen.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Geist eines begabten, nie ganz seine vorchristliche Bildung aufgebenden und dazu, besonders in seinen höheren Klassen, vielfach mit germanischem Blute gemischten Volkes in Italien, wo wir vorhin schon seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gedachten, auch schon früh zu „Ketzereien" und reformatorischen Bewegungen führte. Von Florenz bis zu den Alpen war die Bevölkerung schon vor dem 16. Jahrhundert diesen Bewegungen zugänglich, wobei wir die Uneinigkeit der Römer mit ihren Päpsten nicht mit in Rechnung bringen. In den Gebirgen Norditaliens

wurzelte in Volksthum und Landesnatur, nicht ohne Zusammenhang mit Frankreich, Glaube und Sitte der provenzalisch redenden Waldenser. Erst die jüngste große politische und kirchliche Umgestaltung Italiens beginnt ihnen das Jahrhunderte hindurch erduldete Martyrium zu lohnen. Was die französischen, provenzalischen und wallonischen Protestanten in Frankreich durch Glaubenswuth und politische Gewaltthat erlitten, reicht nicht an die unerhörten Greuel hinan, welche eine Horde von Teufeln in Gestalt päpstlicher Soldaten einst gegen das edle Gebirgsvölkchen in Piemont verübte. In dem romanisierten Keltenlande Frankreich bewirkte schon sehr früh der volksthümliche Geist einige Selbständigkeit der Kirchenverfassung, der gallikanischen gegenüber der ultramontanen. Gerade im heißen Süden des Landes, keineswegs bloß im Gebirge, sondern auch in den Ebenen und den größeren Städten der Provence, hatte und hat der Protestantismus die meisten Anhänger, trotz der noch jetzt fortwährenden Hemmungen und Quälereien durch weltliche Obrigkeiten. Aber auch in dem westlichsten Romanenlande, dem iberischen „Land voll Sonnenschein", protestiert der Geist des 19. Jahrhunderts, obgleich ihn, zur Schmach des Christenthums und des Jahrhunderts, Galeere und Kerker als Stellvertreter des Autodafés zur Ruhe bringen sollen. Die Geschichte der Menschenopfer geht durch die Religionen aller Völker und Zeiten.

Die Slawen sind der Mehrzahl nach dem Romanismus gleichsam stammfremd und empfiengen ihr Christenthum großentheils von dem griechisch-byzantinischen Osten, mit welchem übrigens der oben berührte in Böhmen heimische und im Stillen fortwährend thätige Reformationsgeist nicht oder nicht mehr in Zusammenhang steht; dagegen aber mit Deutschland, das ganze deutsche Österreich eingeschlossen, dessen Gegenreformationen durch weltliche Gewalt einen tiefen Schatten in die deutsche Geschichte werfen. Die religiösen Alterthümer, selbst schon die vorchristlichen Mythen und gesammten Volkssagen der Tschechen (Böhmen) sind großentheils deutschen, die früher erwähnten der Finnen skandisch-germanischen (auch neueren deutschen und slawischen) Ursprungs. Zeit und Wege dieser Einwanderung und Mischung mit nationalen Stoffen und Formen sind

noch nicht überall deutlich erkannt. Bei den Polen hat in neuerer Zeit der römische Katholicismus neue Kraft gewonnen, mehr durch seine Verschmelzung mit dem politisch-nationalen Drange, als durch das Märtyrthum, das ihm der griechische Katholicismus, verbündet mit russischem Cäsareopapismus, zur Vergeltung des früher von ihm erlittenen auferlegte. Bei den sorbischen Wenden trennen die beiden christlichen Hauptbekenntnisse Hand in Hand mit zwei einigermaßen verschiedenen Mundarten die Bewohner der Oberlausitz, wie wir bereits o. S. 82 bemerkten.

In noch merkwürdigererem Maße hat sich Volksthum und Sprache im Bunde mit dem Glauben, mit altchristlichen Bekenntnissen nämlich, bei den Resten der semitischen Syrer und Chaldäer in Asien erhalten, welche leider dem blutdürstigen Fanatismus und der Raubsucht der mohammedanischen Kurden und mitunter der Araber in Mesopotamien preisgegeben sind. Vielleicht helfen ihnen die christlichen Großmächte, wenn sie irgend ein herrschendes Christenthum annehmen. Den Cagots in Frankreich half es nicht, daß sie ihre wahrscheinlich ursprünglichen volksthümlichen Besitzthümer: Sprache und Glauben der Gothen und theilweise der Araber, aufgaben. Jenen verzieh die römische Kirche nicht die ketzerische Vernünftigkeit ihrer arianischen Voreltern, welchen sie selbst einst Bürgerrecht und Besitzthum geraubt hatte. Sie verschloß ihnen den Zutritt zu ihren Tempeln nicht ganz, ließ ihnen aber nur den entehrenden Schleichweg einer niedrigen Nebenthüre zu und sonderte sie zugleich kirchlich und national von der französischen Gemeinde.

Man macht gewöhnlich die „Religion“ für alle zwischen Himmel und Erde schwebenden Erscheinungen verantwortlich, früher sogar mit Einschlusse der Sternschnuppen und der Meteorsteine. Das Christenthum hat zwar einen großen Theil des unermeßlichen Geisterreiches von den Sternen bis zum Hades entvölkert, aber nicht selten wieder mit neuen Geistern, Schutzgeistern und Heiligen besetzt, deren mehrere jedoch, wie wir bereits andeuteten, ihren Stammbaum bis in die alte Heidenwelt zurück führen können. Andre, welche die herrschende Kirche mehr nur duldete oder auch ignorierte, behielt das Volk theils aus alter Zeit, theils bildete es sie in neuerer, je nachdem es ihrer bedurfte,

und bei vielen blieb bis heute Ort und Zeit ihres Urſprungs dunkel. Blocksberg und Hexen ſind zwar wahrſcheinlich viel jünger, als der Olymp mit ſeinen Bewohnern, reichen aber doch ohne Zweifel in die germaniſche Heidenzeit hinein. Eine Handſchrift aus dem 15. Jahrh. hat einen lateiniſchen Mäuſeſegen, in welchem eine, wohl von keinem Heiligenkalender genannte, Sancta Kakukilla angerufen wird, welcher für ihre „sancta merita“ alle Ratzen und Mäuſe in Gewalt gegeben ſind, ein eigenthümlicher Gotteslohn; der Spruch iſt ernſt gemeint, aber den Namen mag die Laune eines deutſchen Mönches erfunden haben. Ein mächtiger Heiliger der Gegenwart kam vielleicht von den Britonen zu den Deutſchen, der h. Gambrinus, unter deſſen Schutze der wachſende Kulturſtrom des Bieres ſteht. Wenn die trinkluſtigen Deutſchen einen eingeborenen Schutzgott ihres alten Volksgetränkes nicht haben oder vergaßen, ſo fällt es deſto mehr auf, daß die nüchternen Italiener ihren alten Bacchus noch anrufen (per Bacco! corpo di Bacco!).

Eine ſonderbare Auferſtehung feierten die alten Götter durch die höfiſche Kunſt, insbeſondere der Renaiſſance in Frankreich, und durch ſchäferliche und andere Dichtungen.

Ungemein zahlreich und mannigfaltig ſind die Einwirkungen der religiöſen Vorſtellungen auf die Sprache, deren wir ſchon o. S. 79 bei dieſer gedachten. R. v. Raumer hat „die Einwirkung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache“ in einem ausgezeichneten Werke dieſes Titels (Stuttgart 1845) in ihrer überaus großen Ausdehnung dargeſtellt. R. Bechſtein („Germania“ VIII 331) macht mit Recht auf ähnliche Einwirkungen auch der Reformation aufmerkſam, wie denn jedes große Ereignis der Bildungsgeſchichte mit den neuen Ideen auch neue Worte und Wortbedeutungen erzeugt. Die alten und neuen Sprachen wimmeln von Wörtern, deren Bedeutung durch die Religion geſtempelt wurde, in gleichem Maße, wie das ganze Leben, die rechtlichen und geſelligen Verhältniſſe durch religiöſe Gebräuche und Sitten, durch prieſterliche Geſetzgeber und Geſetzverwalter, durch Gebet und gottesdienſtliche Feier und Weihe geleitet, gefördert, umhegt wurden. So z. B. finden ſich in den älteſten Urkunden der Römer und

andrer italiſchen Völker viele Wörter, deren Grundbedeutung durch religiöſe Gebräuche eine ganz beſtimmte und beſchränkte Anwendung erhielt.

Als das Chriſtenthum zur Religion der Staatsgewalten, der Ariſtokratie und der Städter wurde, blieb der einfache, ungebildete und treugläubige Landmann, paganus, heidan, noch lange im alten Glauben und Leben, und ſo wurde ſein Name der des Nichtchriſten. Für dieſen galt bei dem chriſtlichen Griechen, der ſich Ῥωμαῖος, (Oſt-) Römer, nannte, ſein eigener alter Name Ἕλλην, wenigſtens für ſeine heidniſchen Vorfahren, und wohl deſſhalb ohne misachtende Nebenbedeutung. Dagegen erhob ſich der erſt verachtete christianus zum Normalmenſchen = „Chriſtenmenſchen“; in der raetoromaniſchen Sprache ſonderte ſich ſogar von der mehr antiken und gelehrten Form: cristian, cristiaun, für den Chriſten eine volksthümlich umgeſtaltete: carstiaun, crastian u. ſ. w. in den verſchiedenen Mundarten, die zum ausſchließlichen Appellativ für den ganz allgemeinen Begriff Menſch wurde, während hum (homo) nur den Mann bedeutet. Bei uns Deutſchen gilt das Eigenſchaftswort chriſtlich für alles mögliche Gute und Ehrenhafte, auch bei den ärgſten Judenfeinden, die naiver Weiſe vergeſſen, daß der χριστός, der Geſalbte, jüdiſchen Stammes und (ausgeſprochenermaßen) Bekenntniſſes war. Noch widerſinniger iſt es, daß die, urſprünglich allgemein bedeutende, Benennung katholiſch (καθολικός) gerade die höchſte chineſiſche Mauer erſtens zwiſchen ihren Trägern und den übrigen Menſchen bezeichnet, und zweitens zwiſchen jenen ſelbſt, ſofern die römiſchen und die griechiſchen Katholiken einander ausſchließen. Nicht minder wunderlich wird es der Nachwelt erſcheinen, daß die frères ignorantins die Ignoranz bekämpfen, freilich nach Umſtänden auch verbreiten ſollen, ſofern ſie jenes Wiſſen dämpfen ſollen, das die Gewisheit des Glaubens gefährdet. Somit iſt dieſe Laune der Sprache nicht ſo harmlos, wie jene, nach welcher in Frankfurt a. M. bei unſerem Gedenken ein höchſt tugendhafter „Hammeldieb“ dieſen anrüchigen Namen erhielt, weil ihm ein Hammel geſtohlen worden war.

Wir haben bereits an die ominöſe Wandelung erinnert, welche die bibliſchen Wörter ἐκκλησία und πρεσβύτερος erlitten haben.

Erſtere gab den meiſten Romanen, ſowie den britiſchen Kelten das Nennwort für den Begriff der Kirche, eben auch als des Gotteshauſes der Rechtgläubigen, während die ketzeriſchen Proteſtanten z. B. in Frankreich noch froh ſein können, wenn ihnen der heidniſche Tempel, temple, verbleibt. Zwei romaniſche Sprachen dagegen behielten die altchriſtliche basilica, βασιλική, Conſtantins zur Kirche gewordene Königsburg, als baselgia, baseilgia in Raetien, als beserica bei den Oſtromanen (Dakoromanen). Das römiſche castellum wurde zur Kirche der römiſch-katholiſchen Slawen (kostel u. dgl.), neben dem allgemein ſlawiſchen, vermuthlich aus dem deutſchen Worte (Lehnworte) Kirche gebildeten, crükŭi, cirkew u. ſ. w., altpreuſſiſch kirkis, und neben dem einheimiſchen ſlawiſchen, eigentlich Haus überhaupt bedeutenden, Worte chram, ſpeciellerer Benennungen nicht zu gedenken. In vorchriſtlicher Zeit bildeten die Slawen aus dem ſchon erwähnten (noch jetzt geltenden) Namen Gottes, bog, den des Tempels, bozjnica, der jetzt nur noch für das Gotteshaus des Heiden und des Juden gilt, für das des Chriſten aber noch heute bei den Litauern bažnica, bei den Letten baznica, obgleich dieſe Völker nicht den alten Namen bagas, ſondern den ebenfalls uralten und allgemeiner indogermaniſchen dêwas gebrauchen und wahrſcheinlich jenen Kirchennamen von den ſtammverwandten Slawen entlehnten; dem ſlawiſchen božnĭ göttlich entſpricht litauiſch bažnas fromm. Und nun noch Himmel und Hölle (Helle halja)! Möglicherweiſe iſt letztere, ethniſch und etymologiſch, die Enkelin der altindiſchen Göttin Kâlî. Die Griechen behielten ihren alten Hades (Ἅδης) ſammt Charon (ſ. o.). Jenen adoptierten die Slawen als adŭ neben dem neueren peklo m., litauiſch péklà f., das eigentlich Pech bedeutet, wie beides auch das gemeingriechiſche πίσσα und bereits das alt- und mittel-hochd. pech, bech n. Die Letten entlehnten ella von den Deutſchen. Darneben gilt u. a. bei den Ruſſen auch die geénna, γέεννα, gehenna des Mönchslateins, welche die bizarrſten Wanderungen durch Völker, Sprachen und Bedeutungen machte, indem ſie aus dem hebräiſchen Gê (Thal) Hinnôm der Molochsanbeter entſtand und allmählich die Bedeutung Qual annahm, in welcher ſie das altfranzöſiſche gehene (Folter, Zwang), neu-

franz. gêne zeugte, woher das allbekannte Zeitwort gêner, deſſen milderer Sinn heutzutage nicht mehr nach Pech und Schwefel duftet.

Und ſo giengen zahlloſe Wörter religiöſen Urſprungs mit veränderter Bedeutung und Form bei allen Völkern in die Sprache des profanen Lebens über. Wer denkt bei frz. deviner ital. indovinare (errathen) noch an den Urſprung aus dem prieſterlichen Wahrſager, der wiederum ſeinen Namen von dem Gottes ableitete? Oder an den antiken Vogelſchauer, den augur, bei dem alltäglichen ital. augurar il buon giorno, und gar bei franz. bonheur und malheur, die nebſt mehreren romaniſchen Genoſſen ebendaher ſtammen? Noch weniger die Süddeutſchen in Baiern, der Schweiz u. ſ. w. bei ihren Partikeln goppelkeid, goppelsprich, und ſogar geb neben Gott geb, wie die Dänen bei gid aus give Gud (Schmeller Bayr. Wb. II 83 ff.) u. ſ. w. an den Urſprung aus Gott! Noch zahlreicher ſind in heidniſcher und chriſtlicher Zeit die Anrufe und Ausrufe ähnlichen Urſprungs, in welchen endlich jeder heilige Schauer ſchwand, wie z. B. bei den vielfachen Entſtellungen des myſtiſchen vergötterten sacramentum!

Man pflegt den Semiten allzu vorzugsweiſe Religionsſinn und Neigung zu metaphyſiſchem Sinnen und Grübeln zuzuſchreiben. Moſes, Jeſus, Mohammed waren Semiten; Indogermanen aber der namenloſe Gründer der ariſchen Religion, die in Indien als Brahmanismus, nach mannigfachen Wandelungen ſelbſt innerhalb Indiens ſeit den älteſten Urkunden der „Wedas“, ſich bis an das Südende ausbreitete; ſodann Zoroaſter (Zaratuſtra), der die iraniſche Religion von jener abzweigte; und Buddhas oder ſein Vertreter, der vielnamige Siddhartas, der Einſiedler aus dem königlichen Geſchlechte der Schakjas (Çakyâs) = Schakjamunis (ſtarb 544, wenn nicht erſt um 370, v. C.), der indiſche Reformator im großen, deſſen Glauben verhältnismäßig die meiſten Bekenner auf Erden zählt, freilich eben durch die Menge und Vielartigkeit der Völker vielfach umgeſtaltet. So z. B. in Tibet, wo die Apoſtel des Buddhismus (vgl. beſonders Emil Schlagintweits „Buddhism in Tibet“) gleichſam einen Vertrag mit den alten Dämonen des Volkes zu wechſelſeitigem Schutze abſchloſſen. Bekannt iſt das, wenn auch nur zeitweilige, tiefe Eingreifen des Buddhismus in das

indiſche Volksleben, beſonders in das Kaſtenprincip, das er aufhob, freilich nicht ohne eine mönchiſche Hierarchie zu gründen. Die Begegnung von Buddhas Lieblingsjünger mit der waſſerſchöpfenden Tſchandala (Ausgeſtoßenen, Kaſtenloſen) wiederholt ſich in der von Chriſtus mit der Samariterin; wie ähnlich die Hoffnung der Buddhiſten auf Maitreja, den Vollender der Erlöſung, in dem chriſtlichen Chiliasmus, und ſo Mehreres, deſſen dynamiſche oder geſchichtliche Verwandtſchaft mit dem Chriſtenthum auffällt.

Häufig erſcheinen die Religionsſtifter auch als Völkerſtifter, wenigſtens als Begründer und Begleiter volklicher Unterſchiede, und die Patriarchen der Völker verſchmelzen mit ihnen. Wo aber die Völker ſie nicht zum eigenen Stamme zählten und ſich ihrer fremden Abſtammung erinnerten, mochten ſie ſich auch nicht den Abkömmlingen fremder Stämme unterordnen, ſondern gaben ihnen einen göttlichen Urſprung und ſchrieben ihnen eine übernatürliche Entſtehung zu.

Wir haben S. 260 auf die Schwierigkeit aufmerkſam gemacht, die Religionen nach der Zahl der Götter oder doch der göttlich verehrten Weſen abzugrenzen, nach Mono- und Poly-theismus, Ein-, Drei- und Viel-perſönlichkeit der Gottheit, Dualismus (Zweiheit, aber nicht Zweieinigkeit) der guten und der böſen Weltkraft. Völlig monotheiſtiſche Religionen ſuchen wir vergebens. Auch Jehovah Adonai miſcht ſich mit dem altſemitiſchen (phoenikiſchen) Adonis und erſcheint in mehrfacher Beziehung nur als Nationalgott, aber mächtiger, als die Götter andrer Nationen. Das Selbe kommt bei gar vielen Völkern vor; manche glauben ihre Macht zu erhöhen, wenn ſie auch die Götter der Fremden verehren, ſei es in beſonderen Tempeln, oder gaſtlich in denen der eignen Götter, oder endlich ſammt letzteren kosmopolitiſch in Einem Pantheon. Die Fantis in Afrika kaufen oder kauften im 17. Jahrhundert (W. J. Müller, Die afrikaniſche Landſchaft Fetu, Hamburg 1676 S. 55 bei Waitz a. a. O. I 458) ſogar Fetiſche oder Götter, die als mächtig galten und berühmt waren. Sowohl wahre Frömmigkeit und Dankbarkeit wie Furcht und Knechtsſinn der Völker verſetzte hier die Wohlthäter, dort die Gewalthaber unter die Götter. Der ſchmähliche Cultus der römiſchen Cäſaren in Rom und dem unterjochten Athen erſcheint veredelt in der Erhöhung

fürſtlicher Geburtstage zu kirchlichen Feſttagen, wobei freilich wiederum zunächſt die ideale Würde des Herrſchers und die edlere des Landesvaters mehr den Gegenſtand der Verehrung bildet, als die reinmenſchliche perſönliche Würdigkeit des Einzelnen. So iſt auch das moderne chriſtliche „Wir von Gottes Gnaden" eine verbeſſerte Redaction des domitianiſchen „Wir als Herr und Gott verordnen" und ähnlicher Anſchauungen und Formeln der antiken Herrſcher. Die erſten chriſtlichen Kaiſer Roms führten zugleich Titel und Würde des Hohenprieſters, Pontifex maximus. Als ſolcher ſoll Conſtantius widerſinnig genug ſeinen chriſtlichen Vater Conſtantinus d. Gr. unter die Götter verſetzt haben! Bei den Tolteken in Mexiko vereinigte einſt der weiſe Quetzalcoatl ſchon bei ſeinen Lebzeiten in ſeinem Namen und dadurch in ſeiner Perſon die Würden des prieſterlichen Herrſchers und des alleinigen Gottes ſelbſt, wie denn auch andere Führer und Bildner der Tolteken und der Azteken zu ihren Nationalgöttern wurden; auch von dieſen Gottmenſchen wird ihre übernatürliche Empfängnis durch menſchliche Mütter ausgeſagt (ſ. Waitz a. a. O. IV 18 ff. 33. 143.).

Von dem naturwüchſigen Zuſammenhange der Religion mit dem Volksthum unterſcheidet ſich ſehr ihre — durch Prieſter, Ariſtokraten und Demagogen gemachte oder künſtlich erhaltene — Verbündung mit politiſchen Zwecken; ſei es fremden Völkern und Stämmen gegenüber, wie bei Polen und Iren, oder im Innern Eines Volkes, indem die Kirche einen Staat im Staate zu bilden ſucht oder auch fügſam Regierungszwecken dient, wie dieß z. B. ſchon zu Ciceros Zeit die römiſchen Auguren thaten, die unter vier Augen das gläubige Volk und einander wechſelſeitig auslachten. Cicero, der dieß berichtet, war jedoch ſelbſt noch nicht ganz frei von der verhöhnten Gläubigkeit, indem er noch an Eingebungen im Traume glaubte. Von dem Wurme des Kirchenſtaates war Gallien bereits zernagt, als es J. Caeſar betrat; in chriſtlicher Zeit dagegen wahrte die S. 271 erwähnte gallikaniſche Kirchenverfaſſung das neue Volksthum einigermaßen gegen die Übermacht des ausländiſchen Oberprieſters, was denn auch weit ſpäter durch ſtaatsmänniſch geſchloſſene Concordate geſchah, trotz dieſer verrufenen Benennung.

Dem Kirchenstaate gegenüber steht das Staatskirchenthum, das wir ebenfalls von einer gesunden Volkskirche unterscheiden müssen, indem es den Volksglauben dem Glauben und noch mehr der Politik und dem Familieninteresse einer Dynastie unterzuordnen pflegt. Sein Grundsatz: Cujus regio, ejus religio, hat freilich besonders in dem Protestantismus Raum gewonnen; aber auch z. B. der fanatische Papist Ferdinand II. befolgte ihn in seiner blutigen Gegenreformation. Eine andre Gestaltung dieses Grundsatzes: das Oberbischofsamt des Landesherrn (als primus episcopus), ist der extreme Gegensatz zu dem Oberbischof in Rom. Sein Superlativ, der Cäsareopapismus, hat sich (vgl. o. S. 272) vorzüglich in der griechisch-slawischen Staatskirche Russlands ausgebildet, theils ebenfalls als Gegensatz zu dem ausländischen Kirchenhaupte, dem Patriarchen in Konstantinopel, theils und noch mehr, um die dynastische Macht über die demokratische und constitutionelle der russischen Synode zu stellen.

Wir können — an der Hand der neuesten Forschung in Geschichte (vgl. u. a. M. Duncker, Geschichte des Alterthums) und Kunstgeschichte (s. u. bei dieser) — das Staatskirchenthum, besonders im Orient, in Zeiten hinauf verfolgen, in welchen es mit der Theokratie zusammenfällt. Das Königthum der alten Inder und Aegypter ist so mächtig, daß ihm nicht bloß die Priesterkaste, sondern auch die Götter selbst sich unterordnen. Der Brahmane ist der Verwalter und Ausleger des überirdischen Gesetzes, der König aber auf Erden allmächtig. Noch weit höher steht der Pharao über dem Priester, dessen Vermittelung mit den Göttern er nicht bedarf, weil er selbst von ihnen stammt und als Landesherr selbst im Laufe der Zeit an ihre Stelle getreten ist, so daß sie selbst ihn bedienen müssen, wie die Engel die göttlichen Stifter andrer Religionen. Die Pharaonen bauen sogar sich selbst Tempel (wie Amenophis III. in Nubien) und bringen — das Erhabene grenzt an das Lächerliche — sogar höchstselbst sich allerhöchstselbst, oder doch ihrer idealen Geniusgestalt, Opfer dar. Ganz ähnliche Erscheinungen kommen zwar auch (wie wir S. 277 erwähnten) nach der Unterjochung Griechenlands bei den römischen Kaisern vor, aber nur als matter Abklatsch, da den Vergötterten wie den Vergötternden der Glaube fehlt. Bei den Juden weist Duncker auf

König Josias Zeit hin, unter welchem das Gesetzbuch (Deuteronomion) vom Volke angenommen und der Jehovahdienst zur Staatsreligion gemacht wird.

Rechtsbrauch.

Wir sind der Religion jetzt bis in das Gebiet des Staates gefolgt, aus welchem wir uns auch nicht entfernen, indem wir den volksthümlichen **Rechtsbrauch** als ethnologische Kategorie ein Weilchen ins Auge fassen.

Auch sein Gebiet mischt sich mehrfach mit dem der Religion, und deren Haupturkunden gelten gewöhnlich, soweit sie das bürgerliche Leben berühren, auch als Rechtsquelle und Gesetzbuch, so Koran, wie Bibel, besonders das alte Testament für die Israeliten. Im neuen Testamente ist es minder jenes Gesetz, das die Liebe über den Glauben setzt, als die Äußerungen über die Ehe, welche tief eingreifende Folgen auf das bürgerliche Leben in den verschiedenen Bekenntnissen gehabt haben, wie wir schon oben andeuteten. Priesterehe und Cölibat, Ehescheidung und sakramentale Unlösbarkeit der Ehe u. s. w. beruhen auf Deutung und Deutelei der Bibel. Indessen übt der römische Papst das gnadenvolle Recht der Lösung immer noch eher, als in neuerer Zeit das protestantische Kirchenregiment namentlich in Preussen, das den Staatsgesetzen Trotz bietet. Die meisten protestantischen und katholischen Deutschen stehn noch immer hinter den Franzosen zurück, deren Code Napoléon in der Civilehe das einfachste Mittel gibt, um das Wohl der Gesellschaft zu wahren, ohne weder der Kirche noch dem Staate das gebührende Recht zu kürzen. Im übrigen stützt die Hierarchie der römischen Kirche ihr „non possumus", ihr Recht der Auflehnung gegen Staatsgesetze und ihre Unnachgiebigkeit selbst in den weltlichsten Dingen theils auf die von ihr ausgelegte Bibel, theils auf „Urkunden" jüngeren Datums, unter welchen bekanntlich auch anerkannt falsche (die isidorischen Decretalien) vorkommen. Aber auch das höchste Recht im Staate, das Kronrecht, wird durch das „Gottesgnadenthum" völlig zu einem religiösen.

Die religiöse Weise, die unter Völkern aller Zeiten und Bekenntnisse alle Grenzmarken innerhalb des Einzellebens von der Geburt an und deßhalb auch besonders innerhalb der Familie zeichnet, wurde auch (außer den mittelbaren Einflüssen auf das Erbrecht auf eine Menge andrer Grenzmarken angewendet, wie des Landbesitzes, der Feldarbeit, der verschiedenartigsten Zeitabschnitte und Berufskreise: auch im Kriegswesen, von der Fahnenweihe bis zum Tedeum, diesem polytheistischen Gebrauche für das Wechselglück des christlichen Krieges. Tief in den alltäglichen Haushalt, in Küche und Keller hinein reichen besonders religiöse Speisenverbote, sowohl die schon oben berührten allgemeinen, wie die zeitweiligen für die Fasten. Am reichsten an Gesetzen für das gemeine Leben ist das biblische und talmudische Recht der Juden, deren heutige Rabbiner zwar nicht mehr officielle Priester, wohl aber noch officiöse Sprecher und Ausleger des „Gesetzes" sind. Dieses studiert, nach einer rabbinischen Mythe, sogar Gott selbst allsabbathlich, um dessen zahlreiche Bestimmungen im Sinne zu behalten — das non plus ultra constitutioneller Unterordnung des Herrschers unter das Gesetz, eben auch das von ihm selbst ausgeflossene; ein, trotz seiner wunderlichen Form, tiefsinniger Gegensatz gegen die verwegene Lehre: daß Gott die Mängel seiner Gesetzgebung durch gesetzwidrige Wunder (miracula majora) ausflicken müsse!

Nirgends, auch nicht in Tibet, rankt sich die weltliche Macht des Priesterthums so vielfach und so fest um die bürgerliche Gesellschaft in ihren Gesetzen und Gewohnheiten, wie in dem Kirchenstaate Roms, besonders in der ewigen Stadt selbst. Am schönsten und menschlichsten aber erscheint die priesterliche Richterwürde in dem „dritten Stande" der Geistlichkeit aller christlichen Bekenntnisse, wo nicht sowohl eine staatliche Bevollmächtigung, als das Vertrauen der Gemeinden und der Familien den persönlich unter ihnen lebenden und wirkenden Seelsorger auch zum Friedens- und Schieds-richter in weltlichen Dingen beruft.

Indessen suchten die Völker keineswegs immer und in allen Theilen ihres irdischen Lebens die Weihe der in seinem Bereiche geltenden Gesetze durch die Diener und Vertreter einer höheren, jenseitigen Welt. Vielmehr umfloß den Gesetzgeber auch als solchen ein höherer Glanz, der nicht von der außerweltlichen Religion ausgieng, sondern von

der Majestät, der fast göttergleichen Macht des Gesetzes selbst und von seiner Unentbehrlichkeit für die ganze Gesellschaft, die ohne es, zumal in roher Zeit, sich selbst zerfleischen und aufheben muste. Sogar der Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) war nie der Krieg Jedes gegen Jeden, sondern bedurfte einer Art Vertrages und gesetzlichen Verbandes unter den Genossen der einzelnen Banden. So ist auch die contradictio in adjecto, der innere Gegensatz, in den Ausdrücken „Faustrecht", „Recht der Stärke" u. dgl. wohl nicht bloß eine ironische Zusammenstellung des Unvereinbaren, sondern deutet auch das Bedürfnis der wildesten Gewalt an, sich auf ein Naturrecht zu berufen, und sei dieses auch nur der Naturtrieb des Raubthieres.

Manus in Indien und Iran (zend. manuščithra, Manus Sprößling, s. Spiegel in Kuhns und Schleichers Beitrr. IV 1 S. 62) und der schwerlich mit ihm und noch weniger mit dem Aegyptier Menes etymologisch verwandte Minos auf Kreta und andre Urgesetzgeber der Sagenzeit gleichen den Halbgöttern. In Mythen gehüllt ist der thrakisch-getische Gesetzgeber Zálmoxis oder Zámolxis (vielleicht auch Arzt, vgl. die thrakischen Ärzte, οἱ Ζαμόλξιδος ἰατροί, bei Plutarchos Charm. 158); ähnlich der vielleicht noch ältere Gesetzgeber der großgriechischen Lokrer, Záleukos. Numa verkehrte mit der göttlichen Egeria, und Moses mit Jehovah selbst. Sogar aus geschichtlichen Zeiträumen klingen die Namen Lykurgos, Solon u. s. w. gleich als aus alt-ehrwürdigen Tempelhallen.

Noch viel mehr, als zwischen Gesetz und Glauben, verschwimmen die Grenzen zwischen Gesetz und Sitte, wie sich schon oben aus unsern Äußerungen über letztere ergab. Tacitus fand bei den Germanen das Wohl der Gesellschaft besser durch „gute Sitten" gewahrt, als anderwärts durch „gute Gesetze". Wir wissen indessen, daß wenigstens einige Jahrhunderte später diese „guten Sitten" und Gewohnheiten (mores und consuetudines) die feste Form der Rechtsgewohnheiten (consuetudines, costumi u. dgl.) besaßen; und eine Menge uralter Rechtsausdrücke deutet auf germanisches Volksrecht lange vor der großen Völkerwandrung hin.

Die Rechtsbücher der Kelten, Germanen u. s. w. sind viele Jahrhunderte lange, bevor die Völker schreiben lernten, gesprochen und recitiert worden. Bestimmte Worte wurzelten fest im gerichtlichen wie im religiösen Gebrauche; und ihre treue Erhaltung, weit über ihren Gebrauch im alltäglichen Umgange hinaus, wurde oft durch Assonanz, Silbenmaß und dgl. erleichtert. In den „Weisthümern" des späten Mittelalters sind noch zahlreiche Wörter und Sprüche aufbewahrt, die vorlängst überall im lauten Leben erschallten und verstanden wurden, allmählich aber dort verhallten und nur noch als mystische Klänge im Munde des rechtsprechenden Schöffen einen Theil ihres Sinnes wiedergewannen. Der Wortforscher der Gegenwart liest und horcht aus diesen und aus noch so manchen im Volksmunde noch lebenden, aber nur in einzelnen bestimmten Bedeutungen und oft nur in bildlicher Anwendung gebrauchten Worten und Formeln ein gutes Theil uralter Lebensanschauung und Lebensweise des Volkes heraus.

Nach Inhalt und Form ist die Rechtsgeschichte eines Volkes nächst seiner Sprachgeschichte der gröste und hellste Spiegel des Volksgeistes und seiner Entwickelung.

Das Zerrbild der göttlichen Allpersönlichkeit bei den Landesherrn der alten Inder (ahankâras), die „Ichmachung" des Alleinherrschers, von welchem Land und Leben, der gesammte Volksbesitz als bloßes Lehen oder vielmehr nur als Leibzucht des besitz- und recht-losen Sklaven abhängt — das Gegenstück dazu: die Selbstvernichtung des legitimistischen Unterthanen, wie sie auf politischem und religiösem Gebiete auftritt, z. B. in der Selbstblendung der japanesischen Großen (zu Kämpfers Zeit), um dem Despoten ihre Widerstandsunfähigkeit darzuthun, und in anderer Selbstverstümmelung heidnischer und christlicher Fanatiker — das Vae victis, das der (ältere) gallische Brennus den Römern, noch weit häufiger aber diese selbst den Besiegten zuriefen, während die germanischen Völker mit den Besiegten im alten Römerreiche den Landbesitz theilten nach festgestellten, von ihnen mitgebrachten Formen des Eroberungsrechtes, das weit über dem rohen Faustrechte stand — das l'état, c'est Moi, mit welchem der eitle Tyrann Frankreichs jenes indische Dogma auf das politische und moralische Besitzthum und Recht des Volkes anwendete — die „abgeschmackte Lehre", wie sie Macaulay

nennt, von der Erbmonarchie als göttlicher Einrichtung ohne Volksrecht (die in Großbritannien durch den ersten Stuart, Jakob I., aufkam und später durch Silmer in ein System gebracht wurde), die wir aber als menschliche Einrichtung einem polnischen Reichstag und den Bestechungen und Gewaltthaten der unfreien Volkswahl vorziehen — der Beamtenstaat in China und in europäischen Staaten, der Alles für, Nichts durch das Volk thun will — das daraus entstehende passive Recht des letzteren — ebenso in patriarchalisch-feudaler Verfassung das Recht des keltischen Clansgliedes, von seinem Häuptling vor Hunger und Frost geschützt zu werden — das gleiche Recht, das auch der freiere moderne Bürger von Gemeinde und Staat fordert, wann er und seine Familie ohne Besitzthum und Erwerbskraft sind — die Ausdehnung dieses selben Familienrechtes durch die Phantasien der Communisten bis zu dem Paradoxon: „Eigenthum ist Diebstahl", eine faulige Spätfrucht der Bildung, die sich in gesunderer Gestalt, in noch jugendlicher Naturwüchsigkeit bei amerikanischen und polynesischen Völkern zeigt, bei welchen der Einzelne Nichts, die Gemeinde Alles besitzt —: diese wenigen Beispiele mögen die Dehnbarkeit der Rechtsbegriffe im Entwicklungsgange der Völker zeichnen.

Mit dem Eigenthumsrecht in Wechselbeziehung steht jeder andre Rechtsanspruch der Person, des Einzelwesens, von dem des mündigen Sohnes an bis zu dem des mündigen Bürgers, der das verfassungsmäßige Stimmrecht im Rechtsstaate hat. Rechtlos ist keine Person, nur die Sache. Wo jene gleichwie diese behandelt wird, findet eine Rechtsberaubung statt; und eine solche empfinden schon die dem „Erstling der Creatur" zunächst stehenden Wesen der Thierwelt, die zu seinen Hausklaven geworden sind, geschweige denn der seinem Herrn ebenbürtige Sklave.

Das Rechtsgefühl wächst mit der Bildung, und erst auf ihren höheren Stufen entsteht neben dem Bewußtsein des eigenen Rechtes auch das des fremden. Das älteste Naturrecht mag immerhin mit dem Gewaltrecht Eins gewesen sein, aber zugleich auch mit dem Selbsterhaltungstriebe der stärksten wie der schwächsten Wesen, der auch bei letzteren zu einer Macht erwuchs und dieselben zu Schutz und Trutz, wie jene zum Angriffe, verbündete. Die triebartig (instinctiv) empfundene

Nothwendigkeit, welche die Bündnisse und Staaten der Thiere schafft, schuf auch die ersten Menschenstaaten, ein naturwüchsiger Gesellschaftsvertrag (contrat social).

Uebrigens ist die Kluft zwischen dem höchstorganisierten Thiere (in engerem Sinne) und dem Menschen so groß, daß sie auch von den niedrigstorganisierten Rassen des letzteren nicht ausgefüllt werden kann, obgleich unter Sklavenhaltern, im Kriege u. s. w. die „Stücke Mensch" der einen Rasse als Sachen den Personen der andern zur unbedingten Verfügung gestellt werden. Selbst die Naturwissenschaft ist bekanntlich hier und da im (bewußten oder unbewußten) Dienste dieser Rechtsberaubung bemüht, die Menschenrassen als ewig unvereinbare Arten darzustellen. Sie würde jedoch, wie aus unseren obigen Erörterungen hervorgeht, ebenfalls im Dienste einer Voraussetzung befangen sein, wenn sie jetzt schon die Frage verneinend abschließen wollte: ob in früheren Erdperioden weit niedrigere Rassen, als die jetzt lebenden, jene Kluft wenigstens verengerten?

Concentrisch mit dem Kreiße des Rechtsstaates sind die der (Rechts-) Gemeinde und der Familie. Zu letzterer führten uns bereits mehrere Pfade der durchwanderten Gebiete und Kategorien.

In der rechtlich gegliederten Familie nach unsern heutigen Begriffen stand weder in schon erwähnter Vorzeit der römische pater familiâs, noch der jüdische Patriarch Abraham, der den einen Sohn seinem Gotte opfern wollte und den andern sammt seiner Mutter in die Wüste verstieß, noch steht auch heute darinn der angloamerikanische Cottonlard, der seine Halbblutkinder als Sklaven versteigert, oder die europäischen Eltern, die ihre Kinder den Dämonen des Reichthums und des Ansehens, oder zur Sühne der eigenen Sünden oder als Preis für die eigene Errettung aus Krankheit und andrer Gefahr, der Kirche opfern (vgl. S. 249). Ebensowenig, wie das erkaufte Weib, kann das erjagte oder wider seinen Willen geraubte eine rechtlich und sittlich begründete Familie stiften helfen; und doch kamen und kommen diese gewaltsamen Familiengründungen keineswegs bloß bei wilden polynesischen Völkern vor, sondern ihre Spuren zeigen sich unter allen Rassen, wenn auch oft nur noch in symbolischen Gebräuchen. Auf höherer Stufe der Familie hört auch das Majorat

des Erſtgeborenen oder (bei einigen Völkern) des Jüngſten auf, und die Rechtsgleichheit gilt den Familiengliedern, wie den Staatsbürgern.

Rechtsmängel: Ungerechtes und ungleiches Recht, Voll-, Halb- und Vor-rechte, Rechtloſigkeit des Volksgenoſſen oder des Fremden (auch als Landesgenoſſen), geſetzliches Raubrecht des Eroberers oder Droit d'Aubaine u. dgl. M., überhaupt höheren oder niederen Gehalt der Rechtszuſtände und des wirklich im Volke verbreiteten Rechtsſinnes finden wir allerdings in ſehr mannigfachen Maßen unter den Völkern vertheilt. In weit geringerem Grade aber klebt dieſe Verſchiedenheit den Volksſtämmen an, als den Bildungszeiträumen, welche mehr und minder jedes Volk durchzumachen hat, bis es zu völlig rechtlicher Geſtaltung des Staates und der Geſellſchaft reift und dadurch erſt ſelbſt ſeinen vollen Anſpruch auf die Mitgliedſchaft eines großen völkerrechtlichen Verbandes begründet.

Gleiches Stimmrecht in dem Rathe des gebildeten Völkerverbandes kann deſſhalb kein Volk haben, das in ſeinem Schooße noch Leibeigenſchaft duldet, oder die religiöſen Diſſenters auf die Galeeren ſchickt, oder Wenden, Juden, Cagots und die „Kinder der Liebe" aus Zunft und Geſellſchaft ausſtößt. Nur langſam tritt ſelbſt Europa aus dieſen Unrechtsgewohnheiten ſeines Mittelalters heraus, die ſich noch heute von Rußland bis nach Spanien verfolgen laſſen auf Wegen, die mitten durch unſer deutſches Vaterland laufen. Verweilen wir nur noch wenige Augenblicke bei dieſem.

Zu Tacitus Zeit kannten die Germanen die Sklaverei, und zwar unter eigenthümlichen Formen des Geſetzes und der Sitte, ſogar der freien Selbſtbeſtimmung, die ihr eigenes Recht gleichſam zur Buße dem Herkommen zum Opfer brachte. Dagegen entſtand der eigentliche Monarchismus und der Feudalismus unter den Germanen erſt im Laufe ihrer bekannten Geſchichte, in welchem denn auch wiederum dieſe Einrichtungen theils ſich umbilden, theils ſich auflöſen.

Man kann die Germanen, ſoweit wir ihre Geſchichte kennen, faſt gleichermaßen „conſervativ" und „republikaniſch" nennen. Sie lieben die feſtgeſchloſſene und dem eigenen Herkommen und Geſetze unterworfene Gliederung in Familie, Gemeinde und Staat, wo ſie unter ſich ſind, wogegen ihre meiſten Stämme als zerſtreute Minderheit

im Ausland bekanntlich leicht ihr Volksthum aufgeben und nur eine Zeit lange innerhalb des häuslichen Kreißes zu erhalten pflegen. Dieß gilt vorzüglich von den oberdeutſchen Stämmen; der ſächſiſche, mindeſtens der angelſächſiſche dagegen iſt geneigt, andre Nationalitäten in ſeinem Verbande aufgehn zu laſſen. Die heutigen Engländer bilden ſogar als winzige Minderheit unter Fremden gerne abgeſchloſſene Kreiße mit Feſthaltung der mitgebrachten Lebensweiſe, Sitte, Sprache, Andachtsübung, wobei indeſſen folgerecht dieſer Sonderungstrieb ſich auch innerhalb dieſer Minderheit ſelbſt, zwiſchen den Familien und ſogar den Individuen geltend macht. Die neueſte leutſelige Zeit ändert freilich auch hierinn Viel.

Bei der Gemeinde prägt ſich die Sitte des Familienverbandes, ſchon wegen des weiteren Kreißes, beſtimmter als Geſetz aus. Am wenigſten lösbar ſind beide Verbände vielleicht bei den Serben und andern ſlawiſchen Völkern, deren Volksthum noch nicht durch einheimiſchen oder fremden Despotismus erdrückt iſt. Die Selbſtherrlichkeit und Selbſtverwaltung der Gemeinde, ſelbſt innerhalb der unbeſchränkten Monarchie, zeichnet ſeit Menſchengedenken, wie den Slawen, auch den Deutſchen namentlich vor dem Franzoſen aus, welcher mehr nur die weite Umfangslinie des Staates kennt, und dieſe nur in unfeſter Geſtalt, mit ſteter Neigung, ſie bis an und über die „natürlichen Grenzen“ auszudehnen. Das „hiſtoriſche Recht“ muß anerkennen, daß der galliſche Stamm den Alpen wie dem Rheine dieſe uralten Namen gab; darum aber iſt die ſchon vor Caeſar beginnende Beſetzung und Beſiedelung früher galliſchen Gebietes durch Germanen nicht minder „hiſtoriſch“. Noch veränderlicher, als die Quantität des franzöſiſchen Staates iſt ſeine Qualität und Regierungsform, von der altgalliſchen Zeit an bis auf Napoleon III (vgl. S. 221).

Aber auch dieſe verſchiedenartigen Geſtaltungen der inneren Volkskreiße, namentlich der Gemeinde, verlieren bei näherer und nach Ort und Zeit ausgedehnterer Beobachtung Viel von ihrer volklichen Beſonderheit; und die Gegenſätze von germaniſch und romaniſch, eben auch ſpeciell franzöſiſch, gehn auch hierinn nicht als unwandelbare Dogmen durch die Geſchichte. Wo ſich überhaupt in Völkern Einer Familie auch die gröſten Verſchiedenheiten in Neigungen und Gewohn-

heiten zeigen, haben ſie ſich dieſelben, ſoweit ſie nicht einſt allen gemeinſam waren, erſt unter Einflüſſen der Zeit, der Örtlichkeit und der Geſchichte *angewöhnt*.

So hängt namentlich die Geſtaltung der **Wohnplätze**, des Hauſes und der Wohnungsgruppen, theils mit der ethniſchen Beſonderheit, theils mit den äußeren Erlebniſſen und den Bildungszeiträumen der Völker enge zuſammen. Die oben beſprochenen Pfahlbauten geſchichtlicher und vorgeſchichtlicher Völker, die namenloſen Trümmer großer Städte (außer den geſchichtlich erkannten) in Meſopotamien und Centralamerika ſind Urkunden uralter ſtaatlicher und geſelliger Einrichtung und Bildung, deren Leſer ſich freilich vor allzu weit ausgedehnten Schlußfolgen zu hüten hat.

Unter den *europäiſchen Indogermanen* haben die **Germanen** am ſpäteſten angefangen, zuſammenhangende ſtadtartige Ortſchaften zu bauen. Die von Tacitus und ſeinen Gewährsmännern beobachteten ſiedelten „discreti et diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit“ — ein goldenes Zeitalter, das die „Wohnungsnoth“ der Gegenwart noch nicht kannte. Wir dürfen aus dieſer Wahlfreiheit der Anſiedler wohl auch auf eine erſt ſpätere Entwickelung der feſtgeſchloſſenen und ſich ſelbſt verwaltenden Gemeinde bei den Germanen ſchließen, die ſich dann aber raſch und kraftvoll innerlich ausbildete. Jedoch verblieb einerſeits der Bauart ihrer Dörfer bis in die neuere (nicht die neueſte) Zeit die ſtärkere räumliche Sonderung der Gehöfte und Hofraiten, welche noch heute in weit ſtärkerem Maße die Bauerſchaften der Weſtfalen und andrer germaniſchen Stämme und die „Höfe“ des mittleren Deutſchlands zeigen; und anderſeits ſind auch ihre zerſtreuteſten Familiengüter immerhin Glieder einer Gemeinde und eines Kirchſpiels. Bei vielen Dörfern verräth noch die Bauart und der Umfang der verſchiedenen Wohnungen, ſowie der Unterſchied der Bewohner nach Beſitz und Anſehen die Entſtehung der Ortſchaft durch allmählige feſtere Siedelung der früheren Abhängigen (Hörigen, Kotſaten, Lohnarbeiter, Lehensleute u. ſ. w.) um den großen Erbhof, das feudale Herrenhaus, das Kloſter oder die Kirche, das Hüttenwerk u. dgl. Aber auch die **Gallier** hatten noch zu Caeſars Zeit, wo ſie feſte und ſtark bevölkerte Städte in Menge bewohnten, außer eigentlichen

Dörfern, auch viele einzelstehende Gehöfte. Bei den Slawen herrscht, trotz ihres entschiedenen, auch durch die Natur ihrer ausgedehntesten Wohnsitze begünstigten Hanges zum Ackerbau, die Gewohnheit, auch die kleineren Dorfgemeinden in zusammenhangenden Wohnungen anzusiedeln, welche bereits einen dem Tausche und Handel gewidmeten städtischen Marktring umschließen.

Von der patriarchalischen Dorfgemeinde unterscheidet sich bedeutend die dichter gedrängte und reicher gegliederte der Stadt, vorab der Freistadt, des Municipiums. Diese entstand in Deutschland erst sehr spät, prägte sich aber dann ebenfalls schnell und kräftig aus, und zwar vorzüglich in der Form eines aristokratischen Freistaates, wie denn auch in den deutschen Dörfern bis heute die „Geschlechter", die Familien der Patricier noch oft seit Menschengedenken vorherrschen. Bemerkenswerth ist ein ziemlich durchgreifender Unterschied der deutschen Ortsnamen zunächst von den französischen, indem (wie wir schon o. S. 34 ff. bemerkten) letztere häufiger den Namen der ganzen Völkerschaft verewigen, die deutschen aber den des ersten Siedelers und Grundbesitzers, welchem die Statt (Stadt), das Dorf, die Burg, das Haus (sing. und pl. dat.), das Heim, das Feld, der Berg, der Bach u. s. w. gehörte, und bei dessen Namen deshalb noch die Genitivform bemerkbar ist, während andere aus einem Pluraldativ entstanden und theils die ursprüngliche Natur der Örtlichkeit (z. B. Soden, Gießen), theils die Siedelung als solche (jenes Hausen schlechthin, neben Ein-, Zwei-Haus u. s. w., oder -kirchen), theils patronymisch wiederum die Familie und die Abkömmlinge des Gründers (-ingen u. dgl.) bezeichnen. Seltener haben in Deutschland einheimische und fremde Völkerschaften in einer jener Formen ihre Spur erhalten.

Die Neigung der Gallier, größere Städte zu bauen, zeigt sich nicht bloß in ihrem ältesten bekannten Wohnlande Gallien und den zunächst angrenzenden: der Schweiz und diesseits des Rheines im jetzigen Deutschland; sondern auch in Oberitalien, der Gallia cisalpina, wo sie schon alsbald nach ihrem ersten Eindringen in das schon von städtebauenden Völkern bewohnte Land eine Reihe von Städten

gründeten, deren Namen bis heute in galliſchen Lauten reden oder ſtammeln, und welche die Stärke ihres erſten Kernes durch ihre Größe und Bedeutung durch alle Zeitalter hindurch bezeugen, obgleich die galliſchen Stifter dort ſehr früh romaniſiert oder gar verjagt oder vertilgt wurden. Die germaniſchen Eroberer der galliſchen Gebiete: Gothen, Burgunder, Longobarden, Franken u. ſ. w. bauten kaum irgendwo neue Städte neben den vorgefundenen. Nehmen wir jene ſpäte Städtegründung in Deutſchland ſelbſt hinzu, welche anfangs meiſtentheils nur in einer Beſetzung der ſchon vorgefundenen Keltenſtädte und römiſchen Kolonien beſtand, ſo ergibt ſich allerdings ein volklicher Unterſchied. Freilich zeigt uns die älteſte bekannte Geſchichte der Germanen nur ausgewanderte, neue Heimaten ſuchende Völkerſchaften; aber auch in den zweifelhaften nordöſtlichen Wohnſitzen ihrer ruhigen Vorzeit finden wir keine Zeugniſſe für das einſtige Daſein großer von ihnen gegründeter und benamter Städte, kaum einige Ortsnamen bei Ptolemaeos u. A., die auch nur Wanderſtationen zu bezeichnen ſcheinen. Die zu Caeſars Zeit auf der rechten Rheinſeite ſchon länger anſäßigen deutſchen Völker hatten wohl Ortſchaften, die ſich einigermaßen mit den italiſchen Kleinſtädten (oppida) vergleichen ließen, aber nur dem Umfange nach und weit weniger feſte Anſiedelungen ganzer Gemeinden waren, vielleicht oft nur umzäunte Orte (towns) oder gar nur Verhaue, die bei den Britanniern auch als oppida erwähnt werden, zur Zuflucht im Kriege, zur Bergung des Eigenthums und der Beute u. dgl.

Dagegen ſind in ſpäterer Zeit nachweislich bedeutende ſlawiſche Stadtgemeinden aus deutſchen Anſiedelungen entſtanden. So die zu Prag aus einer deutſchen Handelsgilde, die im 11. Jahrh. durch die czechiſchen Fürſten in ihrem heimiſchen Brauche und Rechte geſchützt wurde. Ähnliches geſchah in andern ſlawiſchen Städten durch deutſche Handwerker, Bauern, Geiſtliche. Selbſt Krakau war einſt eine deutſche Stadt. Seit dem 15. Jahrh. wurde das Slawenthum mächtig durch die Huſſiten und durch Polens Vereinigung mit Litauen (ſ. Wattenbach in Öſt. Wochenſchrift 1863 Nr. 32).

In den Municipien der gallo-romaniſchen Länder und ganz Italiens herrſchten die Geſchlechter nicht minder, als in den

deutſchen, in jenen aber mehr mit dynaſtiſcher Spitze, die im alten Gallien jedoch nicht ſonderlicher Ehrfurcht und Unverletzlichkeit genoß und mehr nur als Herzogſchaft im Kriege galt, im mittelalterlichen Italien dagegen leicht in den härteſten Despotismus ausartete.

Im oberen und mittleren Italien zeigt das Mittelalter bis zu ſeinem Ende das wunderbarſte Nebeneinander von blutigen Zwiſten innerhalb der kleinen Staaten und zwiſchen ihnen wechſelſeitig — ſo daß Recht und Geſetz mehr Ausnahmen als Regel hatten — und anderſeits der glänzendſten Entfaltung von Gewerbfleiß, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Italien war in allen ſeinen Theilen und bei ſeinen verſchiedenen Bewohnerſtämmen ein beſonders günſtiger Boden für ſelbſtherrliches Städteweſen, ſchon längſt vor der Entwickelung Roms, das ſeine Macht zuerſt in Mittelitalien auf die Trümmer einſt mächtiger Städte der italiſchen Stammverwandten und der Etrusker gründete. In Unteritalien (Großgriechenland) und in Sicilien wurden die griechiſchen Pflanzſtädte zu eben ſo vielen blühenden Municipal- oder Tyrannen-ſtaaten. Mit dem griechiſchen Handelgeiſte, der ſie gründete, brachten ſie auch griechiſche Sprache, Bildung und, mit der Kunſt engverſchwiſterte, Religion mit, Apollon und die Muſen.

Die griechiſchen Kolonien zeigen auch in andern Landſtrichen ähnliches Gedeihen. Die Kolonie am thrakiſchen Boſporos erwuchs zur Kaiſerſtadt, in welcher jetzt noch der Schatten des türkiſchen Eroberers reſidiert, deſſen Roß die herrlichen Stammſitze und Kolonien der Jonier u. ſ. w. in Kleinaſien ſchon längſt zertreten hatte, als in jener Schreckensnacht in der herrlichen Konſtantinupolis „das Geheul der Glocken zum letzten Male erſchallte“, aber gewis nicht für immer, wie der türkiſche Geſchichtsſchreiber meinte.

Möglicherweiſe iſt zur Herſtellung der byzantiniſchen Griechenwelt gerade der ſlawiſche Volksſtamm berufen, der ſie in der Völkerwanderung am dichteſten überflutete, von ihr aber das byzantiniſche Chriſtenthum erhielt. Auf ſeinem Boden blühte an der Stelle der uralten helleniſchen Kolonie im Skythenlande die neue halbgriechiſche, Odeſſa, auf.

Die griechiſche Kolonie Maſſalia brachte dem alten Gallien griechiſche Schrift, und dem Mutterlande die erſte nähere Kunde von dem fernen Weſtlande. Ob zur Vergeltung die Franzoſen die einſt ſo reich erblühte, längſt aber zur Wüſte gewordene Griechenkolonie Kyrenaika in Weſtafrika wieder ins Leben rufen werden, ſteht dahin. Wie weit ihre Koloniſierungskunſt hinter der der Griechen zurückſteht, haben wir S. 93. 212. angedeutet.

In der Wüſte, die Kyrenaikas Trümmer deckt, verſank auch die großartigſte Kolonie der ſemitiſchen Phoeniken, Karthago, die Nebenbulerin Roms, deren „phoenikiſche Ehrlichkeit“ (punica fides) durch die noch treuloſere Politik Roms überwunden wurde. Die Phoeniken gründeten ſehr früh zahlreiche Kolonien auf Feſtland und Inſeln Kleinaſiens, in Hiſpanien (wo ſich Malaga u. a. mit den uralten Namen erhalten haben) u. ſ. w., die nur bedeutende Handelsſtationen, nicht aber, wie die griechiſchen, Bildungsmittelpunkte, wurden, und auch ihre politiſche Herrſchaft gewöhnlich nicht weit ausdehnten.

Das engſtgeſchloſſene Gemeinweſen mit Gemeinbeſitz, eine Vereinigung von Familie und Gemeinde, jedoch keine Verſchmelzung ohne Ehe und Elternrecht, zeigt ſich in verſchiedenen Welttheilen unter wenig gebildeten Völkern, längſt bevor Fourier ſeine Phalanſtères erfand. Es ſind die Gemeindehäuſer in Mittelamerika (beſonders in älterer Zeit) und in Hinterindien, in welchen das ganze Dorf unter Einem Dache wohnt, aber in einzelnen Abtheilungen und Gemächern. Weit communiſtiſcher ſind unſere Klöſter und Kaſernen, über welche das dritte Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung zur Tagesordnung weiter gehn wird. Die rechte Mitte trifft oder ſucht wenigſtens jene Gattung großer Arbeitshäuſer, namentlich in einigen deutſchen Städten, deren Bewohner für jeden Haushalt ein geſondertes Beſitz- oder Mieth-recht haben, aber darneben ein wichtiges Zeit, Geld, Raum und Arbeitskraft erſparendes Gemeingut in Küchen, Vorraths- und Geſellſchafts-räumen, beſtimmtem Lebensbedarfe, und Bildungsmitteln. Guter und verkehrter Selbſtändigkeitsſinn der deutſchen Arbeiter iſt ſchuld daran, daß dieſe Anſtalten noch wenig gedeihen.

Aus gleichen volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen bildeten sich in neuerer Zeit unter den Deutschen und andern strebsamen Völkern viele Vereine für Ankauf von Lebensmitteln (Consumvereine), sowie Kranken-, Invaliden-, Witwen-kassen, und mannigfache geschlossene Unternehmungen für Handel und Gewerbe, die schon ältere Vorbilder hatten. Auch mehr communistische, d. h. auf gemeinsamen Erwerb und Besitz gegründete Gemeinwesen, gewöhnlich mit etwas schwärmerischer religiöser Zuthat, darum aber nicht geringerer Thätigkeit und Geschäftsklugheit, sind in neuerer Zeit aufgetaucht und zum Theil auch, namentlich in Schwaben, geglückt, jedoch immer nur noch als Versuche (Experimente) zu betrachten, deren Dauer und Ausbreitung leicht an Rechnungsfehlern in Volks- und Menschen-natur scheitern wird. Der in allen diesen Anstalten herrschenden Freiwilligkeit gegenüber stehn die Zwangsarbeiten für gemeinsame, aber zunächst den Arbeitern fremde Unternehmungen in Zuchthäusern und Bagnos, wie im Grunde auch auf Sklavenplantagen, und selbst in den Jesuitenmissionen Südamerikas, deren früher Untergang größtentheils durch ein widersinniges Gemisch von Erziehung und barbarischer Gewalt verschuldet wurde.

Der Gemeinbesitz des Ackerfeldes bei vielen Völkern des Alterthums wird durch die klassischen Geschichtschreiber und Dichter bezeugt, durch letztere zugleich auch als Merkmal des verschwundenen goldenen Zeitalters gerühmt. Eine Reihe von Beispielen verschiedener Zeiträume und Völker hat Fr. Thudichum in seiner Schrift über den altdeutschen Staat (Gießen 1862 S. 103 ff.) zusammengestellt, zugleich auch für die Germanen bis zur Gegenwart. Es kommen mitunter Unterscheidungen zwischen Communal- und Privat-besitz vor, die sich aus dem Wesen der Gegenstände erklären. Bei den finnischen Wogulen ist der Wald Gemeinbesitz, nicht aber das Fischwasser (Verhandlungen der Petersburger Akademie 1858 $^{5}/_{17}$ November). Bekanntlich bildet auch noch jetzt bei uns der Besitz und Gebrauch der Gewässer für Fischerei, Landbau und technische Zwecke einen Theil des Privatrechtes.

Die Gemeinsamkeit ungeheurer Jagdgründe, z. B. bei den nordamerikanischen Völkerschaften (meistentheils nur noch der Ver-

gangenheit) und des anbaufähigen Feldes ebendort und bei mehreren Völkern der Südsee, kann nur in dünnbevölkerten Ländern vorkommen, in welchen die Nahrung und sonstige Ausbeute der Thätigkeit entweder in solcher Fülle vorhanden ist, daß jeder Einzelne sie in bequemer Nähe oder auf beliebiger Wanderung gewinnen kann, ohne das Bedürfnis des Volksgenossen zu beeinträchtigen; oder wo die Zerstreuung derselben auf weitem Raume und ihre schnelle Erschöpfung auf den einzelnen Gebietstheilen der Jagd oder des nur zeitweilig fruchtbaren Feldes den häufigen Ortswechsel des Jägers, Fischers und Landbauers bedingt. Von einem communistischen Gesetze und Rechte, überhaupt von einer selbstbewußten Einrichtung können wir in diesen Fällen eigentlich nicht sprechen, wo träge Wilde erst dann einige schnellreifende Saatkörner auf das nächste Feldstückchen werfen, wann die ausgestreckte Hand keine wilde Beere oder Wurzel mehr zur Stillung des Hungers findet, oder wo unverständige und grausame Jagdwuth weit über das Bedürfnis hinaus die Herden der Büffel in der Prairie, der Hirschgeschlechter im Urwalde Nordamerikas, der Antilopen in den Ebenen Südafrikas, der Phoken in den Nordpolarmeeren ausrottet, um ihnen bald nachzusterben, oder weiter zu jagen oder vielmehr vor dem Hunger zu flüchten, bis an die Stelle des Wildes feindliche Menschenmacht der wilden Jagd ein Ziel setzt, oder bis die mildere Gewalt der Bildung die Völkerreste von der eigenen Trägheit oder Wildheit errettet. Vgl. o. S. 212 ff. über das Verschwinden von Thier- und Menschen-geschlechtern.

Unter gebildeten Völkern erscheinen uns communistische Ansichten und Unternehmungen bis dahin nur als übertriebene und naturwidrige Folgerungen der socialistischen. Für diese sind nicht alle Volksstämme gleich empfänglich. So z. B. sind dieß die Franzosen mehr, als die Deutschen. Sie zollen selbst jenen äußersten Gestaltungen leichter Beifall, wie überhaupt allen glänzenden Idealen, während der englische Chartist mehr durch das äußere Bedürfnis geleitet wird, der deutsche Idealist aber einestheils mehr innerliche, tiefer empfundene und gedachte Ziele verfolgt, und anderntheils weit weniger geneigt ist, mit ihnen thatsächlich zu experimentieren, als die Franzosen, oder auch als der ihm stammverwandte John Bull und

ſein Bruder Jonathan mit ihren dem Boden der Wirklichkeit weit näher liegenden Entwürfen.

Aber im ganzen genommen hangen die ſocialen Anſtalten weit weniger von dem ſtammlichen Volksſinne ab, als von dem praktiſchen Bedürfniſſe der Bevölkerungen und einzelner Klaſſen derſelben, und dieſes wiederum von der Natur des Bodens. In mäßig fruchtbaren Gefilden, wie wir ſchon oben bemerkten, gedeiht der Ackerbau, der dem Socialismus wenig hold iſt und ſelbſt den Dampfpflug und ähnliche großartige Sparanſtalten mehr nur im geſchloſſenen Sonderbeſitze, im zuſammenhangenden Feldgute des Einzelnen oder denn auch der Gemeinde anwendet, ſeltener aber bis jetzt auf dem, verſchiedenen Eigenthümern angehörenden, Gefilde, ſo leicht auch die Koſten zu vertheilen und ſelbſt die Grenzen in ſparſamerer Weiſe, als bisher, zu bezeichnen wären. Die Übervölkerung ackerbauender Bezirke wandert lieber aus, als daß ſie ſich nach jenen Sparſyſtemen zuſammendrängte. An vielen Orten iſt auch der Landbeſitz der Ärmeren viel zu ſehr zerſtückelt und zerſtreut, um die Vereinigung der Arbeit zuzulaſſen, wie ſie bei den größeren Anſtalten des Handels und der Gewerbe möglich iſt und nöthig wird, beſonders wo der Boden zwar mineraliſche und metalliſche Schätze, aber keine unmittelbare Nahrung für die gedrängte Arbeitermenge bietet.

Jene Genügſamkeit der Deutſchen auf ſocialiſtiſchem Gebiete im Vergleiche mit den Franzoſen zeigt ſich auch auf politiſchem. Auf die Beweglichkeit der Letzteren in Bezug auf Staatsformen deuteten wir ſchon früher S. 221 und bei unſern Äußerungen über Gemeinde u. ſ. w. hin. Sie machen salti mortali hin und her zwiſchen dem Freiſtaat und einem nur formell beſchränkten Kaiſerthum, welches die Gunſt des Volkes vielleicht weniger ſeiner inneren Wirkſamkeit für dasſelbe verdankt, als der ſchwungvollen Anwartſchaft auf die Ausdehnung des Reiches zu einem neuen orbis Romanus. Die Mehrheit der Deutſchen dagegen würde ſich mit einem conſtitutionellen Kaiſer begnügen und bemüht ſich vergebens, den im Untersberg ſchlummernden wieder aufzuwecken.

Volksklaſſen.

Familie, Gemeinde und Staat, Hausvater, Schultheiß und Kaiſer hängen gliederhaft (organiſch) zuſammen und bedingen ſich wechſelſeitig; und wie dieſe Hauptkreiße des Volkes ſammt ihren Spitzen, auch die zahlreichen kleineren, alle die verſchiedenen **Volksklaſſen**, deren Sonderung wir bei den meiſten Völkern erſt in aufſteigender Linie erblicken, nach einigem Verweilen auf dem Höhepunkte aber wieder in abſteigender. Sie folgen ſtets dem geſammten politiſchen und allgemeinen Bildungsgange des Volkes, der aber oft durch Gewalt von außen her unterbrochen und verändert wird. Den ſtärkſten Ausdruck findet dieſe Sonderung in den **Kaſten**, einen ſchon ſchwächeren in den erblichen oder durch Herrſcherrecht geſchaffenen, aber immer durch Rechtsungleichheit geſchiedenen **Ständen**.

Bekanntlich bezeichnen wir heutzutage mit dieſem Ausdrucke auch die rechtsgleichen, nur durch Beſchäftigung, Bildung, Lebensweiſe und nächſte Lebensziele unterſchiedenen Bevölkerungstheile. Sofern die Verſchiedenheit ihrer geſelligen Stellung nicht durch die letztgenannten Eigenſchaften hervorgerufen wird, noch auch auf bis heute fortdauernder Rechtsungleichheit beruht, hat ſie immerhin eine geſpenſtige Ähnlichkeit mit letzterer, kann aber nicht, wie dieſe, durch einen Rechtsſpruch des Herrſchers oder der Volksvertretung abgeſchafft, ſondern nur durch die Sitte und wachſende Bildungsgleichheit abgeſtellt werden. Ariſto-, Hiero-, Bureau-, Pluto-kratie können zu Rechtspflichten, aber nicht zum Heraustreten über ihre geſelligen Grenzen und Formen gezwungen werden, ſolange ſie ſich, mit Recht oder Unrecht, nur in dieſen behagen. Behagt der Demokratie dieſe Abſchließung der übrigen Kratien nicht, ſo thut ſie am klügſten, den Olymp unangetaſtet zu laſſen und nur geiſtig Pelion und Oſſa auf einander zu thürmen, bis die Olympier ſie nicht mehr überſehen können, ſondern zu ihnen hinaufblicken müſſen, wo ſie dann von ſelbſt ſchon Luſt zum Hinaufſteigen bekommen werden. Dann werden die Könige die Dichter beſingen, die Feldherrn dem Volke gehorchen und die Prieſter ſich von den Schulmeiſtern belehren laſſen.

Wie wenig das ausgeprägteste Kastenwesen an die Abstammung der Völker gebunden ist, zeigt dessen Dasein unter den arischen Indern und bei den alten Aegyptiern, bei welchen man es ohne haltbare Gründe von ersteren herzuleiten versucht hat. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß bei diesen beiden stammverschiedenen Völkern eine innere Stammverschiedenheit ihrer Bestandtheile die Kastentheilung veranlaßte oder doch begünstigte. Nur dürfen wir nicht überall aus, selbst durchgehenden, physischen und psychischen Unterschieden auf verschiedene Abstammung der Kasten und Stände schließen. Dieß gilt namentlich für die hellere Farbe des Adels und der Fürsten bei amerikanischen und polynesischen Völkern. So werden z. B. die Fürsten und Bildungshelden der Tolteken als hellfarbig und zugleich bebartet und hochgewachsen geschildert (Waitz a. a. O. IV 64). Hoher Wuchs und andre Körpervorzüge haben seit König Sauls Zeit und gewis noch weit früher Manchen auf den Thron gebracht und zum Ahnherrn einer großen Dynastie gemacht, die seine Vorzüge erbte. Hellere Complexion, feinerer oder derberer Bau können durch forterbende Lebensweise, zumal in ungemischten Familienkreißen („reinem Adel") bewirkt sein, wie nicht minder die Gemeinschaft der Lebensanschauung und Sitte durch die gleiche Abgeschlossenheit. So erwachsen also auch gleichsam ethnische Unterschiede aus dem Kastenwesen, statt des umgekehrten Processes.

Die Schudras (çûdrâs), die Handwerkerkaste der Inder werden nicht, gleich den übrigen Kasten, zu den Aryas (Aryâs) gezählt, sondern in den Wedenhymnen, wie es scheint, noch als gesondertes Volk betrachtet, sind auch vermuthlich noch den Griechen (und Römern) als ein solches bekannt, wenigstens ihr Rest in ihrer früheren Heimat in Oberindien. Vermuthlich wurden sie von den ostwärts vordringenden brahmanischen Indern unterdrückt und ihnen dann als gesonderte Kaste einverleibt. Dabei fragt es sich: ob sie ein ebenfalls arischer, aber Jenen vorausgewanderter, Stamm waren, wofür die nicht wesentlich verschiedene Sprache der Kaste, oder, wofür ihre dunklere Farbe zu sprechen scheint, ob sie ein ursprünglich drawidisches Autochthonenvolk waren, wie wir ja auch noch weiter westwärts die Brahuis als uralte Stammverwandte der drawidischen Dekanvölker kennen lernten

(vgl. Lassen und Roth in der Zeitschrift der morgenl. Gesellschaft I 84). Letztere nahmen größtentheils den Brahmanismus und die Kastentheilung von den arischen Eroberern an. Aber das Kastengewirre wurde bei ihnen noch bunter, so daß sich hier wiederum (im Gegensatze zu den Schudras) stammverwandte Kasten zu Völkerschaften ausprägten, während anderseits ihre Priesterkaste (Brahmanen) von der arisch-indischen nicht als ebenbürtige betrachtet wird. Die Gesammtmasse des drawidischen Volkes jedoch war im Süden zu zahlreich, um von den Eroberern zur Stellung einer Kaste, gleich den Schudras, herabgedrängt, oder völlig aus dem Kastenverbande hinausgedrängt zu werden, wie dieß drawidischen Völkern in andern Theilen Indiens widerfuhr. Diese sowohl, wie die drawidischen Tudas auf den blauen Bergen (nilaghiris) in Südindien, haben bis heute das brahmanische Kastenwesen nicht angenommen, wo sie ihre volksthümliche Selbständigkeit ungemischt bewahrten, wobei jedoch auch alte Eigenthümlichkeiten in Verbannung und Verwilderung verschwanden.

Noch weniger gewis, als in Indien, ist in Aegypten die Mitwirkung der Stammverschiedenheit zur Kastentheilung; vgl. u. a. die Gründe für und wider dieselbe bei Knobel „die Völkertafel der Genesis" (Gießen 1850) S. 275 ff. Mit der erblichen Kastentheilung der Aegyptier vergleicht Herodotos VI 60 die Erblichkeit des Gewerbes bei den Herolden, Flötenbläsern und Köchen der Lakedaemonen. Wir müssen uns hier vorläufig mit wenigen Beispielen und Andeutungen begnügen. Ebenso für die wichtige Frage: ob das Kastenprincip einst schon ein arisches war, bevor sich die Arier in Hindus und Iranier theilten, oder gar schon in der ganzen indogermanischen Familie Wurzel gefaßt hatte, ehe sie sich in Asien und Europa ausbreitete? Allerdings kommen auch bei den Iraniern Kasten vor, aber schwerlich je so streng geschieden, wie bei den Hindus, und selbst bei diesen minder strenge, je weiter wir rückwärts am Indus hinaufgehn. Zaratustras Verehrer leiten von dessen dreien Söhnen den Ursprung der drei Kasten ab: Priester, Krieger und Bauern, wie ähnlich die Skandinavier ihre drei Stände: Adel, Bauern und Knechte von dem Asen Heimdall (s. Spiegel, Avesta II 208 und Simrock, Edda 124 ff. 373 bei Pott, Anti-Kaulen 29). Die

Frage nach geschichtlicher Verwandtschaft der indischen und iranischen Kasten hängt mit der weit sicherern Annahme einst gleicher Religion nicht unbedingt zusammen. Der Priesterstand hat sich unter allen Völkern am frühesten und stärksten kastenartig gesondert. Bei den europäischen Indogermanen bemerken wir bereits die Spuren ältester Glaubensverwandtschaft mit den arischen (asiatischen), nicht aber sonstiger Kastengemeinschaft. Die Entdeckung der indischen Waischjas (vaiçyâs) bei den Litauern beruhte auf einer irrigen Wortableitung. Übrigens sind bei den Volksklassen und Ständetheilungen, wie überall, die sprachlichen Wegeweiser sehr beachtungswerth. So z. B. die litu-slawischen Benennungen des Herrschers lit. karalus slaw. kralĭ u. s. w. vielleicht von Carolus (Karl d. Gr.), lit. cēsorus, cēcorus slaw. cjesarĭ, carĭ aus Caesar; aus dem deutschen kœnig, kuning entstanden Namen weltlicher und geistlicher Würden bei den litu-slawischen und finnischen Völkern in verschiedenen Formen und Zeiträumen. Mit Unrecht dagegen hat man den echt slawischen, in ganz Osteuropa verbreiteten Standesnamen bojar, ursprünglich boljárŭ, von dem Volksnamen Bulgare hergeleitet, welcher dagegen mit dem, wahrscheinlich aus Glaubenshaß entstandenen, französischen Schimpfworte bougre identisch ist.

Wir wiederholen unsere Ansicht: daß die schärfere, kastenartige, mit Ungleichheit der staatlichen und bürgerlichen Rechte verbundene Sonderung der Stände am meisten von dem Entwickelungs- und Bildungs-gange der Völker abhängt; dieser freilich auch in Höhe und Dauer einigermaßen von ihrer Stammnatur, aber auch von mehr zufälligen Verhältnissen der Wohnsitze und der Ereignisse, besonders von den durch kriegerische Gewalt herbeigeführten, die oft dauernd auf die ganze Volksnatur einwirkt.

Deutlich tragen z. B. Engländer und Magyaren noch jetzt den Stempel der Erobervölker, obgleich letztere nicht bloß als Minderheit die Herrschaft über eine bedeutende Mehrheit noch heute üben (jedoch schon nicht mehr unbestritten), sondern auch als finnischer Volksstamm ursprünglich der beherrschten indogermanischen Mehrheit (Slawen, Germanen u. s. w.) nicht ganz ebenbürtigen Rang besitzen. Noch auffallender und schärfer ausgeprägt ist das selbe Doppelverhältnis

bei den Türken gegenüber den so zahlreichen Slawen des türkischen Reiches und den quantitativ weit geringeren, qualitativ aber jene beiden weit überragenden Griechen, der Albanesen u. s. w. nicht zu gedenken. Unter den Türken selbst aber ist Adel und Machtstellung so wenig an eine erbliche Kaste gebunden, daß gute und schlechte Eigenschaften auch dem Niedrigsten den Weg zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft und des Staates bahnen. Dagegen hat sich unter den bosnischen Slawen ein alter Erbadel durch frühe Annahme des Islams erhalten, vielleicht auch theilweise ein neuer auf Kosten der verarmten christlichen Volksgenossen gebildet; aber dieser Adel spricht nicht bloß noch slawisch (s. o. bei der Sprache), sondern hegt auch noch die alte Stammesfeindschaft gegen die Türken als Volk.

Der moderne Geldadel unter gebildeten Völkern hat mit dem echten alten Geschlechtsadel die Grundlage des Besitzes gemein, der dem Hofadel und dem Verdienstadel oft ganz abgeht. Der Hofadel entstand sogar zum Theile aus Verarmung der Geschlechter und aus Erblosigkeit ihrer einzelnen Glieder. Aber das Wesen des eigentlichen Adelsstandes beruht auf dem unveräußerlichen Grundbesitze, dessen Erblichkeit auch die Erblichkeit und Unvermischtheit des Blutes und vieler geistiger Eigenthümlichkeiten zur Seite hat, sowie den thatsächlichen Einfluß auf große Volksmassen, der alle Privilegien lange überdauert.

Deßhalb haben auch nordamerikanische Gesetze in den V. Staaten eine Grenze für das Maß des Grundbesitzes in Einer Hand festgestellt, und begünstigen die Verwandelung alter Erbleihe in unabhängigen Kleinbesitz, selbst auf Kosten des geschichtlichen Rechtes. Im Gegensatze dazu sucht hier zu Lande sowohl der alte Geburtsadel, dessen Vorrechte sich in dem mächtigen Zeitstrome der Gleichberechtigung nicht halten können, wie die haute finance, soweit sie noch zur rechten Zeit die Vergänglichkeit der Papiere und Credite eingesehen hat, neuerdings immer mehr Grundbesitz zu erwerben, und zwar der noch am Majoratsrechte festhaltende hohe Adel selbst für die nachgeborenen Söhne.

Dieses Verfahren hat zwar ein neues Erstehn feudalartiger Geschlechterherrschaft zur Folge, dessen schlimmste Eigenschaften aber durch

die zunehmende Gleichheit des Rechtes und, im Durchschnitte genommen, auch der Bildung und der geselligen Ansprüche im ganzen Volke aufgewogen und aufgehoben werden. Sogar findet der moderne Grundsatz: Arbeit adelt! in diesem neuen Grundbesitze der alten Geschlechter einen fruchtbaren Boden. Was durch die „noblen Passionen", was durch Verschwendung aus Unwissenheit, Trägheit und Sinnlichkeit, aus Hochmuth, mitunter aber auch aus Großmuth, von altem Stammgute verloren gieng, erwerben die Söhne und Enkel durch Fleiß und Sparsamkeit aufs neue. Bei vielen vornehmen Familien Deutschlands scheidet sich das neue Geschlecht von dem alten bei unserem Gedenken. Bei dem englischen Hochadel, bei welchem auch jene Verluste nebst ihren Gründen seltener sein mögen, bei den Signori der Lombardei, den Bojaren Rußlands u. s. w. war dieser Fortschritt bisher weniger sichtbar, wird aber durch die Ereignisse des letzten Lustrums beschleunigt.

Der adelliche Puisné war, und ist noch an vielen Orten, besonders wo seine Apanage nicht zur Gründung eines „standesgemäßen" Haushaltes und einer ebenbürtigen Ehe hinreichte, verdammt, zur faulen Junker-Drohne zu werden, die an Höfen, Domstiften, in Heer und Marine dem Thätigen und Würdigen den Platz wegnahm und oft schon mit dem Orden a priori und dem Kammerherrnschlüssel a posteriori auf die Welt gekommen war. Jetzt aber wird der nachgeborene Bruder des „regierenden" Majoratsherrn nicht minder, als dieser selbst, schon frühe zum Landwirthe erzogen, weil das für ihn angekaufte Gut entweder nicht reich genug ist, um außer der Familie des Herrn die eines sachkundigen Oberverwalters zu ernähren, oder doch voraussichtlich erst „unter dem Auge des Herrn" auch den Enkeln Raum zu neuen Heimwesen gewinnen wird.

Jedoch haben diese erfreulichen Erscheinungen auch ihre Schattenseite, welche besonders der freie Bauernstand mit Besorgnis und Unwillen betrachtet und welcher er sich in verschiedenartiger Weise entgegenstellt.

Trotzdem nämlich der Adel auf diesem Wege seine Lebensweise der der übrigen Stände annähert, mindert sich doch sein Standesgeist nicht in gleichem Grade, indem er seine gesellige Ausschließlichkeit beibehält, meistentheils absichtlich, manchmal aber auch nothgedrungen,

weil das „Volk“ seine Freundlichkeit aus altem Mistrauen zurückweist. Noch mehr aber, als diese formale Äußerung des Standesgeistes, fordern die Folgen seines praktischen Wirkens den Widerstand der Bauern heraus und stellen den Stand dem Stande gegenüber.

Die Anhäufung des Landbesitzes in der Hand einer oder weniger Familien, welche überdieß der Mehrheit der Bevölkerung als ein Sonderbund gegenüberstehn, bedroht sowohl die Sicherheit des allgemeinen Wohlstandes, wie die Selbstherrlichkeit (Autonomie) und selbst den ganzen Verband der Dorfgemeinde. Der Adelliche kauft den Kleinbesitz, die Einzelgütchen und Gutstücke an sich, bis nach und nach die Mehrheit der Bewohner — und bisweilen ihre Gesammtheit, nachdem sie das ganze Dorf mit Haut und Haaren verkauft hat — entweder auswandert, oder zu Tagelöhnern des neuen großen Grundbesitzers wird. Dadurch werden diese landlosen Bauern, wenn sie anders fleißig und ordentlich sind, zwar nicht geldarm, verbessern vielmehr ihre frühere Lebensweise; aber sie werden in Allem abhängig von dem Brotherrn (angelsächs. hlâf-ord, woher mittelengl. laverd engl. lord niederschott. laird), sowohl für das Maß und die Dauer ihrer Leibzucht bis in das arbeitsunfähige Alter hinein, wie für ihre sittliche und bürgerliche (politische) Selbständigkeit. Mit seinem Grund und Boden verliert der Bauer auch den Grund und das volle Recht des Gemeindegliedes; und der neue Gesammtbesitzer wird hierinn sein Erbe, wenn dieser nicht gar ganz außer und über der nun immer zahl-, stimmen- und besitz-ärmer werdenden Gemeinde steht. Nachgerade wird auch die letztere, ja die ganze Landschaft in hohem Grade von dem Grundherrn abhängig, indem er die Preise des Taglohns wie auch der Lebensmittel und aller Erzeugnisse des Bodens für ihren Verbrauch und Handel, somit auch am Ende den Preis des Bodens selbst immer mehr bestimmen kann.

An mehreren Orten hat die Gemeinde als solche dem Fortschreiten dieses, ihr als gefahrdrohendes Princip einer fremden Macht erscheinenden, Vorganges in Ermangelung jenes amerikanischen Gesetzes zur Begrenzung des Einzelbesitzes den Beschluß entgegengesetzt: die verkäuflichen Einzelgüter um keinen Preis dem großen Grund- und Standesherrn zu überlassen, sondern als Gemeingut anzukaufen. Vor Hemmungen ist indessen dieser Beschluß nicht sicher, da die Gemeindefreiheit

immerhin durch das Vormundsrecht der Regierung beschränkt ist. Im Jahre 1848, wo Anarchie von unten in Wechselwirkung mit der von oben auftrat, verführte der Groll gegen die neu erwachsende Bodenherrlichkeit die Bauern öfters zu Gewaltthaten, namentlich zu Brandlegungen an den Erntevorräthen und Hofgebäuden der Standesherrn. In neuester Zeit indessen, in welcher eine Reihe von Jahren hindurch der Grundbesitzer ohne Unterschied des Standes sehr günstig gestellt war, ergibt sich eine Gegenwirkung der bäuerlichen gegen das Übergewicht der adellichen in einer Weise, welche uns als die natur- und zeit-gemäßeste erscheint, schon weil sie kein Recht der Individualität beschränkt. Die reicheren Bauern selbst nämlich legen fürs erste ihren jährlichen Überschuß weder in Staatspapiere, noch auch, wie ihre Vorfahren, in vergrabene Töpfe oder auch versteckte Strümpfe nieder, sondern in neuen Bodenbesitz und, nach Umständen, in gewisse durch diesen bedingte Gewerbe. Fürs zweite geben sie den alten Standesgeist des Bauern auf, der jeder Neuerung und Besserung, eben auch im Ackerbau, sich widersetzte, aber ohne daß sie dafür aus Eitelkeit einen fremden Standesgeist adoptieren und aus Bauern zu Landherrn werden wollen, sondern indem sie durch eigne Fortbildung und ganz besonders durch die Erziehung ihrer Kinder unter Mitwirkung gebildeter Lehrer die Grenzen allmählich verschwinden lassen, welche sie bisher von den „höheren" Ständen trennten. Besitz und Bildung vereinigt sind die unwiderstehlichste Macht und bewirken die Gleichheit der Menschen (soweit sie vernünftiger Weise zu hoffen ist) durch das Princip der Hebung, also das entgegengesetzte der Guillotine sowie des Despotismus.

In heutiger Zeit ist die Verleihung eines neuen Erbadels zwar immer noch häufig, aber mit manchen Bedenken verknüpft, vorzüglich wann der Geadelte das nöthige Erbe nicht schon mitbringt. Die adelnden Fürsten sind dann genöthigt, nicht bloß das Diplom sportelfrei, mindestens ohne den Kaufpreis zu ertheilen, welchen so mancher reiche Geschäftsmann gerne von seinen Ersparnissen bei Staatsanleihen u. dgl. zahlt; sondern sie müssen auch ein verfügbares Lehen zur Hand haben, an welchem, wo möglich, der geehrte Name eines ausgestorbenen Geschlechtes haftet, wenn sie nicht in die eigene Chatoulle greifen wollen. Ihre eignen Domänen sind unantastbares Hausgut

oder auch, als Quelle des nöthigen Unterhalts, als Fideicommiss des ganzen Staates zu betrachten; und Einziehungen (Confiscationen) von Privatgütern zur Strafe des Hochverraths und zum Lohne des Verdienstes gehn jetzt nicht mehr so leicht an, wie früherhin. Auch wird von bürgerlicher Seite oft die Erhebung in den Adelstand als eine Ehrenkränkung des Bürgerstandes angesehen und weniger durch Neid, als durch Misbilligung und Spott verbittert, zumal, wenn das Verdienst zweifelhafter Natur ist und vielleicht durch Thätigkeit für dynastische Interessen gerade in solchen Punkten erworben wurde, wo diese den volklichen entgegenstanden. Ein neugeschaffener Graf ohne Grafschaft würde in diesem Falle seine Standeswürde außerhalb des landesherrlichen Vorzimmers und Kabinettes bei seinen neuen Standesgenossen ebensowenig, wie bei den alten, geltend machen können.

Auffallend ist in Frankreich das schnelle Erwachsen eines zahlreichen kaiserlichen Hofadels, nachdem der alte der Bourbonen der neuen Dynastie entfremdet und überdieß der hohe Erbadel durch die große Staatsumwälzung theils decimiert, theils wenigstens seiner Güter beraubt worden war, deren Zurückerstattung nach mannigfachem Besitzwechsel wohl nur in den wenigsten Fällen noch möglich war. Von diesem Hofadel unterscheidet sich wenigstens durch seinen Ursprung der in den Kriegen der Napoleone erworbene Kriegsadel, ein Verdienstadel, welchen auch die kriegerische und ehrbegierige Nation fast ohne Unterschied der politischen Farben anerkennt und werth hält. In den meisten Fällen indessen erhielten bereits begüterte und dem höheren Adel angehörende Tapfre kein neues Land zum Lehen, sondern große Geldsummen nebst erhöhten und vollklingenden Titeln in partibus infidelium. In China fand sich Kaiser Wuwang (1122 v. C.), der Stifter der dritten Dynastie (vgl. Perty a. a. O. 248), durch Gründe der Selbsterhaltung veranlaßt, zuerst sich auf die Volkspartei zu stützen, darnach aber die Rechtsgleichheit des ganzen Volkes aufzuheben und einen Erbadel mit Vorrechten und Erbgütern zu gründen. Das alte römische Raubreich verfuhr bei seinen Landschenkungen an Feldherrn, Veteranen und Prätorianer in und außer Italien sehr einfach auf Kosten des Besitzes, der Freiheit und des Lebens der eigentlichen Besitzer.

Nicht bloß im alten Rom wurde die Kriegerkaste oft mächtiger, als der über allen Kasten stehende Fürst, der von Rechts wegen auch der Kriegsherr sein sollte. Nur die Priesterkaste war gewöhnlich gleich mächtig. Ihre Unterordnung unter das Königthum in Aegypten und China haben wir oben erwähnt. Das Christenthum hob sie auf, die christliche Kirche ließ sie wieder erwachsen; jedoch machten sich die griechischen Katholiken und die Protestanten, wenigstens grundsätzlich, wieder davon los. Die römische Kirche begründete ihre Kastensonderung durch das Cölibat und ersetzte ihre durch letzteres verneinte Erblichkeit durch die Knabenseminarien (vgl. u. a. „Süddeutsche Zeitung" 1863 Nr. 349).

Die Stände des Kriegers und des Priesters (in engerem Sinne, als Gottesvertreters und Ceremonienmeisters, nicht als menschlichen Lehrers und Sprechers der Gemeinde) haben, so nothwendig sie auch (jedoch nicht mehr in strenger Kastensonderung) noch unserer Übergangszeit sein mögen, einen zwiefachen Landschaden gemein: daß sie dem Volke, aus welchem sie entsprangen, nicht bloß ungeheure positive Kosten verursachen, sondern auch unermeßlich kostbarere Arbeitskräfte entziehen.

Verständige Regierungen sind bemüht, besonders diese Negation möglichst zu mindern. So z. B. werden bei Secularisationen der Klöster und der geistlichen Orden diejenigen ausgenommen, welche sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmen, und für letztere sogar auch unter den Protestanten Frauenorden gestiftet. Freilich aber bleibt in diesen beiden Fächern der selbe Geist wirksam, der die Staatsmacht eben zu jenen Secularisationen veranlaßte, und der durch die stärkere Hingebung des Individuums an seine Ordenspflicht nur äußerlich aufgewogen, in Wahrheit aber dem Staatszwecke und dem Volkswohl desto fremder und gefährlicher wird.

Im Soldatenstande wird eine ähnliche Verbesserung bewerkstelligt, indem er eine weit höhere allgemeine, namentlich auch wissenschaftliche, Bildung erhält und nicht mehr bloß dressiert, sondern vielmehr sittlich disciplíniert, dazu auch in Friedenszeiten theils zu gemeinnützigen Arbeiten verwendet wird, theils Erlaubnis und Aufmunterung zu nützlichen und einträglichen Privatarbeiten erhält. Leider aber ist dieser Fortschritt

noch keineswegs allgemein. In vielen Staaten darf der Soldat des stehenden Heeres, als einer nur zur Blutarbeit (vorzüglich von einem französischen Despoten) geschaffenen Körperschaft, sich nicht zu bürgerlicher Arbeit außerhalb seines Standeskreißes herablassen. Die alten Römer dagegen ließen durch ihre Soldaten z. B. Straßen (wie unter Consul Flaminius 187 v. C.) und Schiffe (P. Corn. Nasica) bauen.

Die sittliche Stufe der Kriegführung selbst, die Steigerung und Milderung ihrer Unmenschlichkeit, die Entwickelung vieler thierischen Triebe und einiger edlen Menschenkräfte im Kriege bilden ein großes und meist sehr trauriges Kapitel, das theils zur chronologischen Sittengeschichte, theils aber auch zur ethnologischen Charakteristik gehört. Die abscheulichsten aller Gewaltthaten: die feige Grausamkeit gegen Wehrlose, Frauen, Kinder und Greise; die von den gebildeten Athenern nicht minder als von den rohen Römern geübte Zerstörung, Ausraubung und Ausmordung der schönsten Bildungsstätten; die barbarische Verwüstung Kanaans durch die Juden nach dem vorgeblichen Gebote ihres Nationalgottes; die Gräuel der Engländer in Spanien und Portugal in den napoleonischen und karlistischen Kriegen; die mongolischen Teufel und Teufelinnen in Ungarn im späteren Mittelalter — der Menschenfreund irrt zagend in allen Zeiträumen hin und her und hofft endlich nur noch auf die Vervollkommnung der Batterien, Monitors und andrer Mordwerkzeuge, die den begonnenen Krieg rasch beendigen, bevor seine Dauer mit jedem Tage mehr die Kriegenden an eigne und fremde Leiden gewöhnt und der Menschlichkeit entwöhnt. In der That scheint ein dreißigjähriger Völkermord mit seinen hundertjährigen Unheilsfolgen nicht mehr möglich. Die Feuerwaffen lassen zwar dem Muthe, aber auch der Rachsucht und Grausamkeit weit geringeren Spielraum, als das Handgemenge der früheren Kriege. Dazu kommt noch die anerkannte und durch das Wesen dieser Waffengattung selbst herbeigeführte höhere Bildung der Artilleriecorps in den meisten Heeren, die sie dem gebildetesten Bürgerthum nahe stellt und eine große Bedeutung, für die innere Politik zumal, gewinnen kann.

Leider zeigt sich in Deutschland weit mehr, als z. B. in England und in Frankreich immer noch das anachronistische Bestreben, den Kriegerstand kastenartig von dem Bürgerstande abzutrennen. Bei

geworbenen Heeren, sowie bei langjähriger Dauer der Dienstzeit (wie z. B. in Rußland) würde dieses Bestreben nicht so widernatürlich erscheinen, als in Deutschland, wo mit wenigen Ausnahmen die Soldaten die Söhne des Volkes sind, in dessen Schooß sie nach wenigen Jahren zurückkehren, zeitweilig schon während der Dienstzeit, nämlich im „großen Urlaub", während welches namentlich die Bauernsöhne an den heimischen Feldarbeiten thätigsten Antheil nehmen. Leichter wird in größeren Staaten diese Entfremdung durch die Entfernung der einzelnen Heerestheile aus ihren Heimatsbezirken möglich. Die entsittlichenden Wirkungen des gezwungenen Müßigganges im Frieden dehnen sich besonders bei Besatzungen größerer Städte auch auf andre Stände aus, vorzüglich auf die von ihren Familien entfernten und oft von ihren Herrschaften als sittlich gleichgültige Kaste behandelten Dienstboten weiblichen Geschlechts. Dazu werden namentlich die Kindermädchen am gewissenlosesten der lockenden Gelegenheit überlassen, das schwere Amt der Beaufsichtigung und ersten Erziehung der hoffnungsvollen jungen Bürgerschaft sich durch militärischen Beistand zu erleichtern. Freilich wägt sich der qualitative Schaden der jüngsten Staatsbürgerschaft dann einigermaßen durch den quantitativen Zuwachs auf, dessen kriegerische Natur nur deßhalb minder sichtbar wird, weil der Stand der Väter denn doch keine erbliche Kaste ist.

In Zeiten großer Völkerwanderungen, wo ganze Völker in langjährigem Kriegszustande sind und die ganze waffenfähige Mannschaft, nicht bloß ein Stand, unter den Waffen steht, wie z. B. bei den wahrscheinlich germanischen Bastarnen, wird es begreiflich, daß nur der Krieg als ehrenhafte Arbeit gilt und namentlich der Ackerbau verachtet wird. Das heimatlose, nur auf Wanderrasten verweilende Volk entschädigt sich für das verlassene oder verlorene Heimatsrecht durch ein wildes Naturrecht, sich von dem Acker oder wenigstens durch die Arbeitskraft der Besiegten zu nähren. Auf ähnlichem Wege entstand bei kriegerischen Eroberervölkern in der neuen festen Siedelung das ausschließliche Recht der Waffenführung und Kriegspflicht gegenüber einer besiegten Mehrheit, wie z. B. bei Awghanen, Kurden und Turkomanen gegenüber der (beiden ersteren urverwandten) persischen Bevölkerung, die zwar nicht völlig zu eigenthumslosen Hörigen

herabgedrückt wurde, aber ihr altes Eigenland und ihren Fleiß doch zunächst zum Frommen des Siegers verwenden muß. Bekanntlich sind auch die christlichen Völker der Türkei als „Rajah“ bisher von dem Kriegsdienste ausgeschlossen, soweit die Eroberer das Verbot durchführen konnten, dessen gesetzliche Aufhebung seit kurzem ausgesprochen, aber noch nicht ausgeführt wurde, weil beide Theile aus sehr verschiedenen Gründen das neugeschmiedete Schwert fürchten.

Der volkliche Grund jener Arbeitsscheue und der ausschließlichen Kriegerehre fällt fast ganz weg bei den Söldnerhaufen und Condottieri friedloser Zeiten, die in unerwünschtem Waffenstillstand Raub und Bettelei („Gartern“) ehrenhafter hielten, als bürgerlichen Fleiß und Feldarbeit.

Einen Gegensatz zu den Völkern, die sich nur vom Kriege nährten, bilden die Militärkolonien mit Familien und Landbesitz an bedrohten Reichesgrenzen z. B. in Österreich und in Rußland, die in beiden Reichen zwar meistentheils (namentlich in Kaukasien nicht ausschließlich) slawischen Stammes sind, aber nicht sowohl aus volklichen, als aus staatlichen und örtlichen Gründen gebildet wurden. Weit mehr volklichen Grund hatte die S. 211-2 erwähnte Bestimmung und Versetzung ganzer Völkerschaften zur Grenzwehr gegen andre Stämme, namentlich im römischen Reiche.

In solchen großen, aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Reichen hat die Politik der Herrscher bis heute die Verschiedenheit und Zwietracht der Stämme benutzt, um einen durch den andern im Schach zu halten, wobei denn auch jene Versetzungen vorkommen, zwar nicht ganzer Völkerschaften, aber der aus einem Stamm gebildeten Heerestheile in die Wohnsitze eines andern; ein ähnliches Verfahren erwähnten wir vorhin in Bezug auf die Entfremdung des Heeres von dem Volke.

Aber in viel häßlicherer Weise wird der Grundsatz: Divide et impera! ausgeführt, wo es nicht um die Erhaltung, sondern um die Schwächung und Zerstörung eines vielgegliederten Staates gilt. Die ebensowohl trennende wie einigende Neubelebung der „Nationalitäten“ erleichtert dieses Bestreben. Freilich wird die Feuerschürung der Zwietracht zwischen den Stämmen, auch den Ständen und Confessionen

eines Reiches zu einem verhältnismäßig kleineren Unrecht für größeres Recht, wo der nicht künstlich neugeweckte, sondern geschichtliche Zwist nur durch die Auflösung eines Verbandes gelöst werden kann, der nur durch ungerechte Gewalt zusammengehalten wird.

Verschiedenartige Beispiele liegen nahe. Innere und äußere Feinde, fremde Herrschsucht und heimische Eifersucht reizen in Deutschland Norden und Süden, Protestanten und Katholiken gegen einander. Noch mehr leidet die Großmacht Oesterreich an alter volklich-religiöser Gliederkrankheit, und Rußlands Boden erzittert von den vulkanischen Zusammenstößen feindlicher Elemente in Völkern, Bekenntnissen und Ständen. Weit sicherer und rascher aber naht das Ende der Türkei, dieses exotischen Monstrums, das nur die Zwietracht der Europäer und der Christen in die Kulturländer Asiens (Kleinasien und Syrien) und in Europa eindringen ließ und dort noch künstlich erhält.

Dort sollte die Eintracht europäischer Bildung und Menschlichkeit die Verschuldung jener Zwietracht sühnen, indem sie nicht etwa die Türken in den Bosporos würfe, sondern indem sie den Hat humayûn in verbesserter und vermehrter Auflage herausgäbe und seine Ausführung mit dem Schwerte in der Hand überwachte. Wir gehören überhaupt zu jener Fraction der Friedensfreunde, welche vorläufig in Waffen bleiben will, um die Friedensfeinde zu bekämpfen, damit einst Ein heiliger Glockenschlag mit Sicherheit das Ende des Krieges und die Einführung des allgemeinen Schiedsgerichtes unter den lebensfähigen Nationen verkünde. Desto schmählicher halten wir es, daß zwei „an der Spitze der Civilisation marschierende" Völker, Engländer und Franzosen, den glaubensverschiedenen Stämmen in Syrien die Waffen lieferten und sie zu wechselseitiger Zerfleischung hetzten, um mit fremdem Blute eine Art diplomatischen Krieges gegen einander selbst zu führen.

Die Stammfehde unter den Semiten in Syrien beruht, soweit wir bis jetzt blicken, nicht auf ursprünglicher Stammverschiedenheit. Man nimmt im allgemeinen an, daß Bruderhaß der unversöhnlichste sei; nicht minder ist dieß der Glaubenshaß, der hier noch zu jenem tritt.

Bei andern Bürgerkriegen (innerhalb Eines Staates) wirken oft auch volkliche Gründe, wie z. B. bei dem fürchterlichen zwischen Christinos und Karlisten in Spanien der Gegensatz der Basken (freilich auch für ihre Fueros oder Sonderrechte) gegen die (romanisierten) Spanier. Unter dem gebildetesten Volke, den Griechen, war bekanntlich die Fehde zwischen den Ästen Eines Stammes an der Tagesordnung, immerhin also Stammfehde, aber auf geringem Raume und bei einem im ganzen nicht zahlreichen Volke. Die skandischen Stämme der Germanen waren oft einander blutig verfeindet, und noch jetzt haftet namentlich bei dem schwedischen Volke eine gewisse Verachtung gegen das dänische. Dieses vergißt vollends in seinem Hasse gegen die Deutschen mit Einschlusse der Nordfriesen die ursprüngliche Stammverwandtschaft.

Mit dem thierischen Hasse und allen nur den niedrigsten Bildungsstufen des Menschen anklebenden Leidenschaften muß allmählich auch der Krieg aufhören. Der langsame Gang der Bildungsgeschichte darf uns solche Hoffnungen nicht aufgeben lassen. Wir haben S. 306 nach dem Einflusse der sittlichen Bildung auf die kriegführenden Menschen gefragt und gleichsam den Teufel selbst in der Noth zu Hülfe gerufen, indem wir in der Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge ein Vorzeichen des Weltfriedens suchten. Diese Vervollkommnung selbst gehört schon einem höheren Grade der Bildung an, aber nicht der sittlichen, sondern nur der intellectuellen, die oft lange neben der sittlichen herschreitet, bis sie in den Dienst derselben tritt. Sie hat schon in frühen Bildungszeiträumen, die noch nicht im Ernste an den ewigen Frieden dachten, die Kriegführung selbst in die Gebiete der Kunst und der Wissenschaft erhoben, deren ärgster Feind sonst der Krieg ist; wir werden bei der Geschichte der letzteren diesen Gegenstand wieder berühren. Unsere vorhin für die Artillerie gemachte Bemerkung entspringt aus der Überzeugung: daß Wissenschaft und Bildung sich für den Zwang, der sie in den Dienst ihr entgegengesetzter Mächte, wie des Krieges und des Aberglaubens, gebracht hat, durch die allmähliche Unterwühlung dieser Mächte rächen.

Je mehr die Menschheit sich erhebt, um so mehr auch verliert sie die Neigung zu unorganischen Sonderungen, wie wir schon

bei mehreren Gelegenheiten bemerkten. Organisch gesonderte Kasten kennt der Thierstaat der geselligen Insekten, wie: Königin oder Weisel, Krieger, Arbeiter und endlich Drohnen, die nur eine sexuelle Arbeit haben und nach ihrer Verrichtung das Schicksal der Buhler der französischen Königin im Thurme von Nesle theilen. Halborganisch, vom Standpunkte der niederen Menschennatur aus gesehen, ist der aus dem Unterschiede der Stämme entstandene der Kasten. Aber der völlig rechts-, gesetzes- und sogar (gesetzlich) kasten-lose Mensch, sei es der Einzelne durch (relative) eigene Schuld, oder das Sammelwesen eines ganzen Volksstammes, in welchem das Schicksal der Voreltern forterbt, und ebenso der Sklave, sind Wahrzeichen einer nicht sowohl niedren als kranken Gesellschaft, mag sie nun aus brahmanischen Indern, aus feinsinnigen Athenern oder aus amerikanischen Pflanzern und Cottonlords bestehn. Sie muß gewöhnlich erst lange an solchen Krankheiten leiden, bevor sie deren Ursachen entdeckt, und dann noch einmal lange, bis sie diese abschafft, oft erst nothgedrungen und gezwungen, seltener durch sittlich freien und edeln Entschluß. Die katholische Kirche des westeuropäischen Mittelalters eiferte vergeblich gegen den im Mittelalter zur Sitte gewordenen Sklavenhandel, bis die Sitte und die Gesammtbildung selbst, langsam genug, ihn aufhob. Aber mitunter wurde die Religion selbst zur Beschönigerin des schändlichen Handels, dessen Ertrag noch im 18. Jahrh. in Westindien geistliche Mitglieder der protestantischen Society for propagating Christianity zu Missionszwecken verwendeten (Norris bei Perty a. a. O. 165). Freilich wurden auch die bekehrten Indianer in Südamerika so ziemlich zu Leibeigenen ihrer Bekehrer, wie wir schon früher andeuteten. Wir finden neuestens noch bei Waitz (nach Solorzano u. A.) a. a. O. IV 493 empörende Belege dieser Thatsache. Ja die Priester in Peru, welchen das Concilium zu Lima das Halten und Vermiethen von Sklaven untersagte, waren frech genug, gegen diesen Ausspruch an den Papst zu appellieren!

Die indischen Kastenlosen sowie die schon erwähnten Cagots in Frankreich und ähnliche Volksklassen in Spanien wurden aus halb ethnischen, halb religiösen Beweggründen ausgestoßen. Über diese „Races maudites“ hat Fr. Michel ein reichhaltiges Werk

geschrieben, das jedoch nur unvollkommen das Dunkel ihres Ursprungs zu erhellen vermag. Im alten Griechenland, besonders in Athen, auch in Rom stießen Bürgerzwist, Herrschsucht und Rachsucht der Parteien eine Menge Unterliegender, oft der edelsten Bürger, ins Elend und verfolgte die Unglücklichen von Staate zu Staate. Dagegen gesellt sich oft zu dem politischen Banne auch der ethnische des Volkskriegs, wie z. B. bei der polnischen und der schleswig-holsteinschen „Emigration" unseres Jahrhunderts.

Der zahlreichste und verbreitetste der verjagten und vaterlandslos gewordenen Volksstämme ist der der Juden. Theils seine inneren, ethnischen Eigenschaften, theils und noch weit mehr seine äußeren Schicksale haben ihn meistentheils, mit einigen Ausnahmen der Zeit und des Ortes, bis auf die neueste Zeit, den races maudites angereiht, und selbst manche Vorrechte verdankt er diesem Unrecht. Der Ethnologe hat sich bei seinem Urtheile über die Juden vor der häufigen Verwechselung seines Standpunktes mit dem rein socialen zu hüten und die Stammesmerkmale von den Folgen der bürgerlichen, geselligen und religiösen Sonderung zu unterscheiden, zugleich aber ihre Wechselwirkung zu untersuchen.

In Dunkel gehüllt bleibt der Grund und die Zeit der Verstoßung der Zigeuner aus ihrer indischen Heimat. In allen ihren späteren Wohnsitzen und Wanderhalten dauert ihre ethnische Sonderung fort, nicht bloß von den umgebenden Völkern, sondern auch von Schicksals- und Schuld-genossen, deren socialen Bann sie theilen, und in deren kastenhaft abgeschlossene Körperschaften sie nur einzeln eintreten, wie von den Dieben und Bettlern in London und Paris, von den Gaunern Deutschlands und Spaniens. Wir haben bereits bei der Sprache dieser sehr gemischten Gesellschaften gedacht, sowie mehrfach auch eben der Zigeuner, die in neuerer Zeit auch nach oben häufiger aus ihrem Volkskreiße heraustreten. Nur wenige ihrer indischen Wörter giengen örtlich in den Jargon der Gaunerschaften über, wie z. B. der „chourineur" (von zigeun. čûri Messer) der Misères de Paris diesen französierten Beinamen mittelbar aus Indien erhielt. In Rußland erhob Schönheit und Kunstbildung Zigeunerinnen zu legitimen Gattinnen hoher Adellichen. Im Großherzogthum Hessen

sind die gemischten und in angesehene Familien zertheilten Nachkommen einer Zigeunerfamilie, die sich um einen Landgrafen verdient gemacht hatte und deßhalb bei einer allgemeinen Verbannung des Völkchens Seßhaftigkeit und Bürgerrecht im Staate erhielt, noch an der Complexion kenntlich, und haben sogar mitunter noch einige harmlose Kunststücke als Familienüberlieferung behalten. Minder legitimer Art mochte der ganz hellfarbige Säugling einer braunen Hessin von indischem Vollblute sein, als dessen Vater sie selbst auf Befragen des Referenten einen „Parno" (Weißen, ein reines Sanskritwort) nannte. Man sagt den Zigeunern, die an eigenen Kindern gewöhnlich nicht arm sind, den Hang nach, Kinder der Weißen zu entführen und als die ihren aufzuziehen, auch ohne einen besonderen eigennützigen Zweck damit zu verbinden, vielmehr unter eigner Gefahr. Sonst ist oder war Kinderdiebstahl zu frevelhaften Zwecken bei fahrenden Leuten eben nicht selten.

Wohl die tiefste Sprosse dieser unerfreulichen Leiter nimmt die formlose Grundsuppe der Bevölkerung großer Städte ein, der Pöbel, welcher aber wiederum außer seinem häßlichen Gemeingut bedeutende Unterschiede nach Orten und Volksstämmen zeigt. So die trägen, genügsamen und doch genußsüchtigen Lazzaroni Neapels, die ihren Königen gegen das Recht der Reichenplünderung ihren Legitimismus zur Verfügung stellten; der rohe und plumpe „Mob" Londons; der gleich rohe und dabei gewaltthätige und boshafte Pöbel Kopenhagens; der freche, trunksüchtige, aber in seiner Weise gewerbfleißige und witzige Berlins; die muthwilligen, flinken, krawalllustigen und dabei oft ritterlich furchtlosen Gamins von Paris; die scheußlichen, herzlos-gewaltthätigen, oft verlebten und den begüterten Klassen angehörigen Rowdies der nordamerikanischen Großstädte, welche häufig auch in ethnischem Gegensatze angelsächsisches Faustrecht gegen die „damned Dutchmen" üben, sich indessen von dem nicht viel besseren irischen Pöbel dieser Städte streng unterscheiden. Ähnlich gesetzlose Massen bilden sich in Kriegen und Umwälzungen, wie die Marodeurs überhaupt, die entsetzlichen „Einheizer" in der großen französischen Staatsumwälzung, und auf Seiten der Besiegten Räuberbanden, unter welchen die Banditi das italienische Merkmal ihres

Urſprungs behielten als Verbannte. Sie hatten nicht ſelten hohe Protektoren hinter den Couliſſen, wie ihre heutigen Standes- und Stamm-verwandten, die Briganti. Die Geſtalt der Bande erhebt die Geſetzloſigkeit zum Geſetze und entwickelt ſogar heroiſche Tugenden zum Entzücken der romantiſchen Schule. Das Gegenſtück der italieniſchen Banditi ſind die ſüdſlawiſchen Uskoken, jedoch mehr volklicher Art und Geſtaltung. So noch mehr die griechiſchen Klepten (Klephten), die urſprünglich die Volksrache an den türkiſchen Unterdrückern übten und von den wüſten und grauſamen Räubern ohne politiſche Bedeutung zu unterſcheiden ſind, beſonders von den Seeräubern, auf welche wir noch beim Handel zu ſprechen kommen.

In Weſtindien werden die Neger, die ſich der „geſetzlichen" Sklaverei durch die Flucht entzogen haben, zu außerhalb jedes Geſetzes ſtehenden Maroons, einſt gefürchteten Räubern und Feinden der weißen Pflanzer ohne Unterſchied der Abſtammung. Seitdem ſie nicht mehr mit Bluthunden gejagt werden, haben ſie ſich namentlich auf niederländiſchen Inſeln in friedlichen Walddörfern angeſiedelt, in ſcheuer Entfernung von den Weißen, unter eigenen Häuptlingen und Geſetzen oder Gewohnheiten.

Das vielgerühmte Mittelalter erzeugte namentlich in Deutſchland eine Menge ganz oder halb ausgeſtoßener, wenigſtens abgeſonderter Klaſſen des Volkes oder vielmehr der Geſellſchaft; z. B. die fahrenden Leute im Allgemeinen (diu varnde diet, daz varnde volc), die Vorfahren der ſpäteren und noch heutigen wandernden Spieler (wie noch jetzt im Volke die „Schauſpielerbanden" heißen), Spielleute (noch jetzt, im engeren Sinne als die spillinte des Mittelalters, die Wandermuſikanten), Drehorgler und Morithatenſinger, Akrobaten und Equilibriſten (vulgo Seiltänzer u. ſ. w.), Gratulanten, Magier, Schüler, Bettelſtudenten und andrer Profeſſionsbettler, abgedankten Soldaten, Abgebrannten, Kranken und Krüppel; auch die „guten", d. h. leibeigenen, armen und kranken, Leute (guote liute, woher noch die zahlreichen „Gutleuthöfe"). Daß aber ein deutſcher Kaiſer die, ſeinem Einzuge zu Ehren aus der Stadt verwieſene, galante Frauenſchaft in ſeinem Gefolge wieder einführt, kommt heuer nicht mehr vor.

Der Müßiggänger iſt immer ein Schmarotzer der Geſellſchaft und lebt auf ihre Koſten, ſei es als arbeitsfähiger, aber arbeitsſcheuer Bettler, oder als paradierender und ſpazierender Tagedieb mit vollem oder leerem Beutel, als courfähiger und courmachender Dandy, der jeden lieben Tag Zeit zu dreimaliger Toilette hat, aber ſich häufiger mit Patſchuli, als mit reinem Waſſer, ſalbt, der liſpelnde Hofſchranze des Fürſten und der ſtimmgewaltige des ſouveränen Volkes. Gegen all ſolchen Müßiggang können beſſere Verfaſſungen und Geſetze nur Palliative verordnen, gründliche Heilmittel nur der allmähliche Fortſchritt der Sitte, der die Arbeit adelt und den Müßiggang ehrlos erklärt und ſelbſt den vielgeſchäftigen (πολυπραγμοσύνη) dem Spotte preisgibt.

Äußere Volksthätigkeit.

Gerne gehn wir von dieſem negativen Hauptſtücke zu dem poſitiven der **Volksthätigkeit** über, mit welcher der **Volkswohlſtand** und die **Volksbildung** in Wechſelverbande ſtehn. Auch hier, wie bei unſern meiſten vorverhandelten Kategorien, tritt die Stammverſchiedenheit der Anlagen im Laufe der Zeit ziemlich weit zurück hinter den Einflüſſen der zeitweiligen Landesnatur und der allumfaſſenden Dehnbarkeit und Bildſamkeit der geſammten Menſchennatur.

Von Himmelsſtrich und Klima, Bodenbeſchaffenheit, vorhandenen Lebensmitteln und Arbeitsgegenſtänden, Flora und Fauna hängt zunächſt die Thätigkeit der Völker ab. Mit ihrer Entfaltung zur verſtändigen und freiwilligen Arbeit beginnt erſt das geſunde Volksthum. Zu dieſer und den mit ihr verbundenen Erfindungen führt anfangs die Noth und der Kampf gegen die gefährlichen Naturgewalten, im kälteren Norden, auf wenig fruchtbarem Boden, in Nildeltas und Hollanden, die dem Waſſer einſt abgerungen wurden und dieſes Elementes ebenſoſehr bedürfen, wie ſie ſeiner Übermacht ſteuern müſſen. Die mäßige Arbeit ſteigert den ganzen Organismus; die gleiche indianiſche Raſſe Braſiliens verſumpft im Überfluſſe der Ebene, und wird im Berglande kraftvoller und verſtändiger, und Ähnliches ſehen wir an tauſend Orten.

Aber das Übermaß der Arbeit, welche die eigene Noth des Arbeiters nicht bewältigen kann oder für fremde Noth und Üppigkeit Frohndienste leisten muß, erdrückt allmählich den Arbeiter und selbst ganze Völker.

Man nimmt gleiche (oder doch ähnliche) Bildungsperioden der Völker an, die jedoch je nach ihrer Stammesnatur sich schneller und vollständiger entfalten, und mit welchen zugleich auch die Bedürfnisse der Völker (zunächst der selbständigeren und mündigeren Volkstheile) sich steigern. Wir haben bereits o. S. 222 unsere Besprechung der äußeren Lebensweise, zunächst der Nahrung, durch einen kurzen Abriß dieser Bildungsperioden eingeleitet und dabei den nothwendigen Einfluß der Beschäftigung und der ihr zu Grunde liegenden äußeren Umstände und Zustände auf den Charakter oder Volkssinn angedeutet. Unser Weg führt uns aufs neue in die damals betretenen Gebiete zurück, und unsere Leser werden uns hoffentlich ohne die Anklage müßiger Wiederholung folgen.

Ohne Zweifel war der erste Haushalt des Menschen wolfeil, mühelos und einfach, jedoch auch nicht einmal am ersten Tage seiner generatio aequivoca (ex ovo oder nicht) ganz bedürfnislos. Die alten Juden setzten dem ursprünglichen müheloſen Pflanzengenusse (Genesis I 29) den mühevollen Ackerbau, den auch der verfluchte Kain ergriff, als eine Sündenfolge entgegen (Ebds. III 17. IV 2.). Alle Rassen mögen in ihren ersten Nestern das Frühstück ihres Lebensmorgens in der Pflanzenwelt, vielleicht auch in einem dem Dotter oder der Milch verwandten Manna der mütterlichen Erde, gefunden haben, bevor die Entwickelung ihres Baues und ihres Appetits ihre Lippen mit dem Blute ihrer Opfer befleckte. Noch längere Zeit vergieng, bis der aus dem warmen Neste Ausgeflogene nicht mehr an der eigenen Haut zur Bedeckung genug hatte und die des erjagten Thieres darüber zog. Nach der jüdischen Legende jedoch (Gen. III 21) machte Gott selbst schon dem ersten Paare Kleider aus Fellen.

Zwischen beiden Zeiträumen mochte der der Zweighütte und der oben S. 231 ethisch und ästhetisch gedeuteten, geflochtenen (Genes. III 7) Blätterschürze liegen, mit welchen bereits der Kunstfleiß begann, von dem selben Naturtriebe geleitet, der die unter dem Menschen stehenden Thiere Nester und Lager bauen lehrte, so

gewis ihn die gleiche Natur umgab. Sein nackterer, unbeschützterer Körper ließ ihn vermuthlich schon schneller die Glut der ersten Mittagssonne, den kalten Thau der ersten Nacht empfinden, sein geistigerer Sinn den ersten Schutz gegen thierische Feinde erfinden. Nur freilich mochte schon damals der einzelne Mensch langsamer reifen, als das Thier für sein nach Dauer und Entwickelungsfähigkeit soviel enger begrenztes Leben.

Früh genug muste nun der Mensch die Herrschaft über alle Naturreiche suchen, um nicht von ihrer sinnlichen Lebensfülle überwuchert und erdrückt zu werden. Jene Paradiese lagen zwar, wie wir o. S. 16 bemerkten, schwerlich in tropischen Zonen, deren Wesenüberfluß selbst in der Pflanzenwelt zur Selbstbewältigung Schmarotzer- und Schling-pflanzen bis zur unheimlichen „Mörderschlinge" hinauf erzeugt. Aber die Hochebenen, auf welchen wir jetzt ihre Stätten suchen, mochten doch damals noch nicht so hoch, mit so gemäßigter Temperatur und Triebkraft, über den feuchten heißen Gründen einer Erde emporragen, die auch nach der ersten Menschenschöpfung noch häufigere und heftigere Kämpfe mit Seen und Wolken zu bestehn hatte, als in späteren Zeiträumen.

Dem Ackerbau, der die erste höhere Bildungsmarke ausmacht, giengen auf der dichtbewaldeten Erde die Zeiträume voraus, in welchen die freiwilligen Gaben des Bodens unmittelbare Nahrung gewährten. Wir äußerten S. 222 die Vermuthung, daß der Mensch das Thier anfangs nur zur Abwehr erschlug, bevor die Entwickelung seiner leiblichen und geistigen Natur, verbunden mit dem Gefühl und der Übung seiner Kräfte, ihn erst zur Jagd und später zur Zähmung und Züchtung des Thieres führte. Die jüdische Anschauung kehrt das Verhältnis um. Schon Adams Sohn Abel ist nicht bloß Hirt, sondern schlachtet auch schon, schwerlich bloß zum Opfer Gottes, wird aber selbst das erste blutige Opfer menschlicher Leidenschaft durch den (schon jetzt den Ackerbau treibenden S. 316) Bruder, der doch Gott nur ein unblutiges Opfer brachte, welches aber Gott selbst nicht genügte. Auch Noah opferte Thiere. Nimrod dagegen, der erste Jäger und Landherr, gehört schon dem nachflutlichen Stamme der Chamiten an (Gen. IV 3 ff. VIII. 20. X 8 ff.).

Die ersten Jäger mochten ihre Kunst zum Theil den Raubthieren ablernen, deren einige (canis, felis, später auch Vögel) der Mensch dann später zu seinen eigenen Jagdjunkern bildete. Erst unsere menschlichere Zeit verliert den Geschmack an der ältesten der noblen Passionen, deren häßlichster Auswuchs die berüchtigten Treibjagden sind. Solange indessen der Mensch selbst noch jagdbares Thier ist und für gelungene Menschenhetzen Dankgebete und Lobgesänge zu den Kirchenhimmeln emporsteigen, hat selbst der schuldloseste Hase noch kein volles Anrecht auf ruhigen Tod. Freilich wird auch in Elihu Burrits goldenem Zeitalter, trotz Brahmanen und Vegetarians, der Jäger nur verschwinden, um dem nicht eben sentimentaleren Fleischer Platz zu machen.

Übrigens gewinnen bei diesem Fortschritte der Menschlichkeit, welche die Erregung der Mordlust bei dem Jäger und die Vorqual des Todes bei dem geängstigten Wild in die überwundenen Zeitalter der Barbarei verweist, die verzehrenden wie die verzehrbaren Wesen auch an dem physischen Behagen und der regelmäßigen Ausführung der beiderseitigen Lebensaufgaben, welche die Aera des ewigen Friedens von der der aufregenden und diätwidrigen Leidenschaften unterscheiden. Das Schlachtvieh auf üppiger Weide oder in ruhiger Stallfütterung ahnt nicht, wie einst die zum Opfermahl gemästeten Menschen bei alten europäischen und amerikanischen u. a. Völkern, den Zweck dieser sorgsamen Pflege. Die Bewohner der Karpfenteiche sehen in dem fütternden Menschen nur den Freund; und höchstens erhalten noch einzelne Hechte in ihrer Mitte, die Jener als Wächter gegen Übervölkerung anstellt, eine schwache Tradition alter Angst und Noth lebendig. Die Vögel freilich, soweit sie noch nicht als Hausthiere den Flug verlernt und die Menschen denselben besser erlernt haben, müssen das Recht auf ihr unbegrenztes Element durch die Pflicht erkaufen, sich jagen und todtschießen zu lassen, sogar die halbgezähmten Fasanen, die ihre feigen und trägen Jäger doch erst an Begrenzung und Frieden einer eigenen Häuslichkeit gewöhnt haben. Doch haben auch sie schon Viel gewonnen, seitdem an die Stelle der Falkeniere die „Hühnerologen" getreten sind und die meisten Geschlechter ihrer eigenen Raubritterschaft aussterben, weil der Mensch ihre Concurrenz nicht mehr duldet.

Wir haben bereits auf die charakteriſtiſche Vereinigung von üppiger Schwelgerei und roher Grauſamkeit bei den alten Römern aufmerkſam gemacht, und erinnern bei dieſer Gelegenheit an ihre, noch entſetzlicher, als von den heutigen Abyſſiniern, geübte Ausſchneidung lebenden Thierfleiſches u. dgl. (ſ. Böttigers Kl. Schriften von Sillig III 225 bei Klenke, Allg. Culturwiſſenſchaft I 156 ff.); ſowie an ihre, das Menſchenfleiſch als feinſte Maſt (vgl. o. S. 224) verwerthende, Muränenfütterung mit lebenden Sklaven — immer noch menſchlicher, als die Ausſetzung ausgedienter Sklaven zum hülfloſen Hungertode auf einer Tiberinſel. Wie überhaupt dieſes Kapitel mit dem von der Nahrung und dem (phyſiſchen) Geſchmacke zuſammenhängt, kommen wir hier auf den zu allen Zeiten vorkommenden, aber von jenen Muränenfütterern nicht getheilten, Widerwillen des Menſchen und ſelbſt vieler (fleiſchfreſſenden) Raubthiere gegen die meiſten fleiſchfreſſenden Thiere als Nahrung. Dieſe werden dadurch zum Gegenſtand eines, mit der erſten Nothwehrjagd begonnenen, Vernichtungskrieges, gegen welchen Menſchlichkeit und Mitleid Weniger einzuwenden hat, mit deſſen Schluſſe aber auch die Ritterlichkeit, die Kraft und Muth nährende Natur der Jagd zu Ende geht. Mit dem letzten Löwen in Algerien u. ſ. w. verſchwindet auch der letzte der kühnen Löwenjäger, mit dem wahren Wild die wahre Jagd überhaupt, und jene leidenſchaftloſe Zucht und Mäſtung tritt an ihre Stelle. Aus der berechnenden Schonung des Thierzüchters, wie des Sklavenzüchters, erwächſt allmählich wenigſtens die Gewohnheit der Menſchlichkeit, die endlich nicht bloß das berüchtigte Rudeln der Gänſe abſchafft, ſondern auch königliche und kaiſerliche Stallungen mit ſo menſchlichem Comfort einrichtet, daß jedem Bewohner derſelben „nur noch das Sopha fehlt“. Der widerlichſte Gegenſatz zu dieſem conſervativen Verfahren iſt die feige Strychnin-Vergiftung der Thiere durch die Pelzjäger in Labrador, welche zugleich die Hauptquellen für die Selbſterhaltung der Ureingeborenen zerſtört.

Jägervölker und Nomaden bedürfen weiten Raumes für Menſch und Thier, wie er jetzt auf der dichter bevölkerten Erde nicht mehr häufig iſt. Vor Zeiten ritten und fuhren ſolche wandernden Völker auch in Europa, beſonders auf den weiten Ebenen und

„Pusten“ der Donauländer und des jetzigen Rußlands, welche jetzt noch zum Theile ungeheure Herden unter halbwilden Hirten durchschweifen. Erst in Folge gewaltsamer Umgestaltung nahmen in vormals menschenreicheren Ländern Europas Herden überhand (vgl. o. S. 136), von Ziegen in Griechenland, von Schafen in Hochschottland und wohl auch in Spanien, sowie von Büffeln im römischen Gebiete. In beiden Amerikas zeigen sich mehrfach einander entgegengesetzte Erscheinungen. Die wilden Büffelschaaren Nordamerikas verschwinden immer rascher theils vor jener ungezügelten Jagdlust der Ureinwohner, theils, mit diesen, vor dem Andrange der weißen Rasse. In Südamerika dagegen haben sich die aus Europa eingeführten Thiere auf günstigem Boden zu mehr und minder verwilderten Massen vermehrt, mit deren Dasein und Lebensweise das verwandte der spanischen und halbindianischen Gauchos solidarisch verbunden ist.

Überall wiederholt sich die Wahrnehmung, daß die Naturanlagen und Neigungen der Völker unvermerkt mit den Einwirkungen verwachsen, welche die wechselnde Beschaffenheit ihrer Wohnplätze und, in gewaltsamerer Weise, Umwälzungen in der äußeren Natur und in der Menschenwelt auf sie üben (vgl. o. S. 212 ff.). Freilich läßt die Macht der Trägheit und der Gewohnheit den Bauernstand wie andre und ältere Nährstände und ganze Völker gewöhnlich nur langsam vorschreiten. Ein Aufsatz „über Bevölkerung und Bodencultur“ in „Unsere Tage“ 1863 Nr. 51 macht darauf aufmerksam: daß Jäger- und Fischer-bevölkerungen unsägliches Elend ertragen, bevor sie „aufs Anpflanzen kommen“. Die rechtliche Ungewissheit der Weidegrenzen läßt Nomaden leicht in Krieg gerathen und hält (jedoch auch gewohnte Sorglosigkeit und unterthierischer Genuß der Gegenwart, wie wir glauben) z. B. türkische und mongolische Steppenbewohner vom Heumachen ab, so daß sie im Sommer Übersättigung, im Winter Hunger haben. Noch rohere und dünnere Bevölkerungen, wie z. B. in Feuerland, Vandiemensland, Hudsonsbay, hungern häufig trotz des weiten Raumes, der sie nähren könnte. Die elende Lebensweise läßt wiederum die Menschen in Qualität und Quantität verkümmern und verschrumpfen. Der Körper wird immer magerer und

ſchwächer, die Ehen weniger fruchtbar, die Sterblichkeit im Kindesalter nimmt zu, und endlich macht die Noth ſelbſt den Kinder- und Greiſenmord zur Sitte, wie wir ſchon S. 210. 247 ff. bemerkten.

Daß ganze Völker dem Ackerbau oblagen, erlaubte in alter Zeit der allgemeinere Kriegszuſtand nicht, welcher das Schwert neben dem Spaten und der Pflugſchaar zu führen gebot und nur in idylliſchen Dichtungen jenes in dieſe umſchmieden ließ. Der glückliche Krieg brachte ackerbauende Sklaven ins Land; der unglückliche aber, auch wo nicht das ganze Volk und Land in Feindeshand gerieth, überließ vollends die Feldarbeit den zurückgebliebenen Invaliden, den Greiſen, den Jungen und den Frauen. Die Entvölkerung durch Kriege, auch durch ſiegreiche, bei welchen aber die beſte Volkskraft in Waffen bleiben muß, übt auch eine noch unmittelbarere Einwirkung auf das Volk, die in neueſter Zeit namentlich in Frankreich hervortreten ſoll. Die daheim bleibenden Männer ſind vorzugsweiſe kriegsuntüchtige, ſchwache, an Körpermängeln leidende; und ihre Kinder und Kindeskinder erben ihre Schwächen in wachſendem Maße von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die alten Spartaner gaben deſſhalb kräftigen Kriegern zeitweiligen Urlaub, um daheim ein geſundes Geſchlecht der Parthenier (Jungfrauenſöhne) ins Leben zu rufen.

Ein Anderes war es, wo ganze ackerbauende Kaſten, wie die indiſchen Waiſchjas, von der ſchwertführenden ebenſowohl auf dieſe Beſchäftigung beſchränkt, wie in derſelben geſchützt wurden. In ähnlichem Verhältniſſe fanden wir oben die perſiſchen Tadſchiks. Zur rechten Ehre aber gelangte der Ackerbau nur, wo er von ganz freien Händen getrieben wurde, wo ein Cincinnatus vom Pfluge zu den höchſten Staatsämtern berufen wurde und immer wieder in ſein thätiges Stilleben zurückkehrte. Überhaupt widmeten die alten italiſchen Völker dem Ackerbau Pflege, Achtung und religiöſe Schutzwehr, lernten aber noch Manches in ſpäterer Zeit von den Galliern, die wir namentlich aus Plinius d. Ä. als vielſeitig gebildete Landwirthe kennen lernen. Wir fanden ſchon oben Anlaß zu dieſen Bemerkungen und wieſen auch auf die alte Neigung der Slawen zum Ackerbau hin. Ebenſo auf die Gegenſätze unter den Germanen, die in verſchiedenen Phaſen ihrer Geſchichte erſt als Verächter des Ackerbaus,

als erobernde fruges consumere nati, als Verzehrer fremdes Erbes und Erwerbes auftreten, dann als gesetzgebende Eroberer, die nur einen Löwenantheil am Lande in Anspruch nehmen, aber auch die Arbeit nicht ausschließlich den Besiegten überlassen. Die Betheiligung germanischer Hände dabei ist noch nicht hinlänglich deutlich. Jene zahlreichen germanischen Namen der Polyptychen (o. S. 37) neben wenigen fremdartigen deuten auf eine örtlich gedrängte ackerbautreibende Bevölkerung germanischer Abstammung, die weder aus bloßen Hörigen bestand, noch auch ein volles Eigenrecht auf das von ihr bebaute Land hatte. Schärfere Untersuchung muß noch ergeben, ob die Mehrzahl dieser Namen andern germanischen Stämmen angehörte, als dem herrschenden, z. B. dem sächsischen gegenüber dem fränkischen. Erst spät erwuchs unter den ungemischteren Massen der einzelnen Stämme im eigentlichen Deutschland ein freier Bauernstand, der bald und oft genug zur misera contribuens plebs herabgedrückt wurde und endlich im wilden Kampfe für seine Grundrechtsartikel in einer Zeit unterlag, in welcher seine innere Erhebung durch die Kirchenverbesserung begann. Damals, wie heute, wurde der berechtigte, aber die Dämme der Gesellschaft bedrohende Drang nach Freiheit und Rechtsgleichheit zum spectre rouge, das selbst einen Luther, der die hörige Laienschaft zum stimmfähigen Volke erhoben hatte, in die Reihen der Gegenrevolution hinüber scheuchte.

Die Nachwirkungen verschwanden langsam. Wir haben in dem Hauptstücke von den Ständen auf den eigenthümlichen Gang aufmerksam gemacht, welchen die Entwickelung des Bauernstandes in neuester Zeit macht und der seine Grenzen mannigfach verschiebt. Zugleich scheint die Entwickelung des Ackerbaus selbst, an der Hand der Erfahrung, der Naturwissenschaften und der technischen Erfindungen, in umgekehrtem Verhältnisse zu der Anzahl der ackerbauenden Hände vorzuschreiten. Dadurch wird ein unermeßliches Kapital von Arbeitskräften für andere, materielle und geistige, Gebiete frei; und die Zukunft wird nicht sowohl ackerbauende Völker, als ackerbauende Bezirke aufweisen. Die Fruchtbarkeit der letzteren begründet ihre Bestimmung und verringert ihren Umfang, je stärker sie ist und je fleißiger sie von geübten Händen ausgebeutet wird, deren Zahl wiederum

durch die erwähnten Hülfsmittel verringert wird. Wichtig genug für den kleinen Planeten, der immer ſparſamer mit ſeinem Raum und mit den Kräften ſeiner Bewohner haushalten muß!

Auf den Charakter der Arbeit und der Arbeiter muß die innere Verſchiedenheit des Landbaues ſchon nach ſeinen Erzeugniſſen und ihrer Verwendung verſchiedenartigen Einfluß üben, aber auch nach Maß und Gattung des Beſitzes und der Arbeit. Es iſt wahrlich nicht Einerlei, ob das Land Korn- und Wurzel-früchte, Gartengewächſe und Obſtbäume, Wald, Weinreben, Farbkräuter, Ölpflanzen im roſenduftenden Oſten, wie im proſaiſcher riechenden Abendlande, Lein, Hanf und Baumwolle, Maulbeerbäume für Seidenzucht, Runkelrübe (l'avenir de la France est dans la betterave! rief einſt ein franzöſiſcher Nationalökonome aus) oder Zuckerrohr, Thee oder Kaffee, Mohn zu Opium, Tabak, Blumen für den höheren Sinnengenuß, wie für die Laune und Speculation des holländiſchen Tulpenzüchters u. ſ. w. trage. Es iſt nicht Einerlei, ob der beſitzloſe Sklave, der arme Tagelöhner, der karg beſoldete Schulmeiſter neben ſeiner Jugendpflanzſchule das Land bebaue, oder ob dieß der behäbige Bauer thue, und gar der große Gutsbeſitzer, oder der nicht an eigenen Boden gefeſſelte Pachter und der Gutsverwalter lebender oder todter Hand; ob der reine Praktiker, welcher mit gleicher Berechnung und Empfindung die blühende Saat des Frühlings und die gereifte der Erntezeit, den ſelbſterzeugten Dünger und den exotiſchen Guano, die köſtlichſte Weinleſe und die Branntweinbrennerei für Menſchen und Vieh betrachtet, oder ob der botaniſche Forſcher oder der kunſtſinnige Landſchaftsgärtner thätig ſei — wir geben nur einige Beiſpiele unſäglicher Mannigfaltigkeit, um ihren Einfluß auf Leib und Seele, Wohlſtand, Behagen, Sitte, Verkehr und Bildung anzudeuten! Nur auf wenige Einzelheiten wollen wir noch eingehn.

Wenn der Winzer (wie ſchon S. 230 bemerkt) im Allgemeinen für leichtblütiger und beweglicher gilt, als der Ackermann, ſo liegt dieß weit weniger in der Einwirkung des Weingenuſſes, als in dem, bei dem Weinbau vorauszuſetzenden, wärmeren, aber doch nicht drückend heißen Klima; ſodann aber auch in der Natur des Weinwachſes, der viel häufigeren und jäheren Wechſel der fetten und der mageren Jahre

hat, als die Feldfrüchte, und der auch raſcheren und mannigfacheren Handelsverkehr erfordert, als das Getreide. Demeter muß ihr Kind in der Unterwelt ſuchen, Bakchos zieht mit jauchzendem Gefolge nach dem ewig ſonnigen Oſten. Freilich Wein- und Kartoffel-krankheit, Wein- und Korn-händler, Moſtſteuer und Ackerzins und andre Sorgenverwandtſchaft ſind beiden Erwerbsklaſſen gemein.

In Sitte und in Politik iſt der Landmann „conſervativ"; noch mehr pflegt dieß der Forſtmann zu ſein, jedoch nicht aus ganz gleichen Gründen. Wir meinen aber auch hier nicht den mit Jenem einigermaßen gleichartigen Waldmann, weder den Jäger in den verſchwundenen Urwäldern des alten Europas und in den verſchwindenden der neuen Welt, noch auch den Holzfäller und Köhler, den Holzſchnitzer und den Fabrikanten in unſern wenigen heute noch holzreichen Bezirken; ſondern den Forſtwirthſchafter in den abgeholzten Kulturländern der Gegenwart, einen Stand, der ſeine früheſte und beſte Schule in Deutſchland gefunden hat.

Nicht bloß der verantwortliche Wart des fiscalen oder feudalen Forſtes, ſondern auch der des Gemeindewaldes ſteht in einem gewiſſen Gegenſatze zum Volke, der ihn jede demokratiſche Volksbewegung fürchten läßt, ſowohl für die ihm anvertrauten Bäume, wie für das Wild in Wald und Feld, das gewöhnlich gleichfalls zu ſeinem Amtsbereiche gehört. Die Erfahrung zeigt, daß gerade der ſonſt ſo conſervative Bauer in Forſtſachen, und ſelbſt gegen ſeinen eigenen Gemeindebeſitz, wahrhaft deſtructiv geſinnt iſt.

Der Feldfrevel iſt bei weitem nicht ſo häufig und wirkt nicht ſo großen und dauernden Schaden, wie der Waldfrevel, welchem denn auch die gefürchteten und verhaßten Wroge- oder Ruge-gerichte gelten. Wir erfuhren im Jahre 1848, daß in aufgeregten Dorfſchaften nicht bloß das Proletariat, ſondern auch der Hr. Bürgermeiſter ſelbſt, und zwar zu Wagen und am hellen Tage, mit ſeinen Ortsbürgern im Gemeindewalde eine ſo reiche Ernte hielt, daß die Enkel ſein Andenken nicht in Segen erhalten werden.

Völlig komiſche Auftritte, wenn auch immer noch zum Ärger der machtlos gewordenen Jagdpächter und Aufſeher, bewirkte damals die Befreiung der Jagd von dem Jagdrechte, deſſen rechtliche und

gemeinnützige Begründung freilich weit schwerer zu erweisen ist, als die des Forstrechtes. Wir sahen damals z. B. die Einwohnerschaft eines großen Dorfes am Main auf der Hetzjagd nach einem einzigen unglücklichen Hasen, dem letzten der Mohikaner in der Feldmark, der endlich durch freiwilligen Tod im Wasser dem Feuer der allzu feurigen Schützen entgieng.

Im „wilden wüsten Walde", wie die altdeutsche Alliteration lautet, kann allerdings der Länge nach kein wachsendes und bildsames Volk hausen, und die Bildung rodet den Wald an; aber die Barbarei und der Unverstand roden und rotten ihn aus. Zahllose Ortsnamen in Deutschland bezeugen noch die Entstehung der Ortschaften durch Anrodung; wenige liegen noch mitten im Walde, und die Ortsnamen „Mittenwalde, Mittenwald" klingen fast märchenhaft. Ein holzarmes Land entbehrt (andrer Nachtheile dieses Mangels zu geschweigen) nicht bloß den geheimnisvollen Reiz der duftenden, wiederhallenden, gesangreichen „Waldeinsamkeit", sondern auch den Schutz des erfrischenden Waldschattens gegen die Sonnenglut, die, ohne ihn, allmählich auch die belebenden Quellen vertrocknen läßt.

Für die traurigsten Wirkungen dieser Art verweisen wir wiederholt auf das tausendfach beraubte Land der Hellenen. Ihr, kürzlich (und vielleicht bald wieder) unfindbarer, König sollte einen „wandernden Wald von Dunsinan" mitbringen und jede neue Baumpflanzung, nach Weise der Ungläubigen, als ein frommes Werk ehren und lohnen, neben jede aber eine Wache gegen das Ungeziefer der vorhin erwähnten Aegibobosken (Ziegenhirten) stellen. Ganz oder theilweise leiden an Holzmangel auch die pyrenäische Halbinsel, Irland und die angebautesten Theile Englands, selbst unter Mitschuld des Feldbaus, der in Irland für die Kartoffel (in Wechselwirkung mit dem Elend des dickbäuchigen und gedankenmagern Proletariates), in England für den Weizen allzugroßen Raum fordert. In Frankreich hat sowohl die große Staatsumwälzung, wie die Verschwendung und schlechte Verwaltung des königlichen Fiscus die Wälder arg verheert. Die Schweiz lernt neuerdings von Deutschland bessere Forstverwaltung.

Gegenwärtig wird bekanntlich das Holz, jedoch nicht bloß aus Mangel daran, im Schiffbau und selbst im Hausbau, auch in Haus-

geräthen, oft durch Eisen ersetzt, und für den Brand durch seine eigenen fossilen Vorfahren aus den verschiedensten Räumen der Urzeit. Dieses Herabsteigen in die Unterwelt, das von bedeutendem Einflusse auf die Volksthätigkeit ist, besprechen wir nachher.

Wo der Mensch, wie der Affe, sein Brot von den Bäumen (Banane, Dattelpalme, Brotbaum) pflückt, wird er träge, und zwar unter dem zwiefachen Einflusse des Klimas, das unmittelbar ihn selbst und jene Fruchtbäume in üppiger Pflege erwachsen läßt, und mittelbar ihm die Sorge für Nahrung und Kleidung abnimmt. Dagegen indessen bringt es ihm, besonders in den Saharen, die Sorge für Bewässerung. Auch auf diese, sowie auf die ethnische Bedeutung des Holzes und der übrigen Baustoffe, kommen wir unten zurück.

Die Thierwelt hat den Menschen bei seiner Ankunft auf der Erde eher mit ahnungsvollem Schrecken, als mit jenen verwandtschaftlichen Empfindungen begrüßt, mit welchen die, allmählich zu Familiengliedern des Menschen (doch nicht überall) gewordenen, Hausthiere Herrn und Frau des Hauses bewillkommnen, die Spiele der Kinder mit eigner kindlicher Phantasie theilen, ja sogar als Schooßhündchen und Kammerkätzchen sich einer mächtigen Stellung im Hause bewust werden. Gleichwohl übte, lange vor dieser letzteren Umkehrung der socialen Stellung im überfeinerten Hause, die Thierwelt in ihrer Abhängigkeit großen und mehrfach wechselnden Einfluß auf den Menschen.

Wir kommen zunächst noch einmal auf die Jagd zurück.

Wir haben oben die Vermuthung ausgesprochen, daß die Krieger und Räuber unter den Thieren, unfreiwillig und zu ihrem eigenen Schaden, den Menschen die Jagd lehrten, die zugleich eine Vorschule des Krieges wurde. An diesen Bildungsfortschritt knüpfte sich mittelbar die gräßliche Geschmacksverfeinerung des Kannibalen, welchem das Fleisch des roheren Thieres nicht mehr genügt.

Eine andere Überfeinerung schuf das Jagdvorrecht des Feudalherrn, dessen Wild selbst, bevor es von ihm erlegt wurde, sein Feudalrecht über seine menschlichen Unterthanen theilte. Diese durften nämlich das Wild ebensowenig wie den hetzjagenden Herrn von der Verwüstung ihrer Brotfruchtäcker und Gärten abhalten, die sie sogar als Treiber mitzertreten musten. In widrigem Kontraste mit diesem Unfug steht

die Etiquette der hohen Jagd und gar die Theilnahme zarter Frauen an dieſer, ſoweit die Romantik an der Gewaltthat theilnimmt.

Die bevorrechtete Jagd konnte nur unter Völkern einheimiſch werden, welche ſelbſt nicht oder nicht mehr Jägervölker waren und kein allgemeines Jagdrecht beſaßen. Auf dieſem Standpunkte erblicken wir in den letzten Zeiträumen der alten Geſchichte, wie es ſcheint, bereits namentlich Kelten, Römer und Griechen. Bei ihnen erhob ſich die Jagd, wie der Krieg, bis zur theoretiſch und ſogar in poetiſcher Form (ſ. u. bei der Dichtkunſt) gelehrten Kunſt und Wiſſenſchaft.

Hier treten wir aus dem Gebiete der Jagd in das, für die menſchliche Bildungsgeſchichte noch weit wichtigere, der Thierzucht über.

Die Züchtung und Zucht, Erziehung und Abrichtung (Dreſſur) des thieriſchen Jagdgehülfen, vorzüglich des Hundes, Jagdtiegers (Gepards, cynailurus jubatus), Elephanten, des Falken und ſelbſt des Jagdroſſes, gehört, wenigſtens in ihrer Ausbildung, jener ſpäteren Zeit an und trägt bis heute einen ritterlich-romantiſchen Nimbus. Laſſen wir einige Bilder aus alter und neueſter Zeit vorüberziehen.

Mitten durch den Luftkreiß des chriſtlich-germaniſchen Staates reitet der unſterbliche Gott des heidniſch-germaniſchen Volkes mit ſeiner Meute auf wilder Jagd — Aus den Burgen der Fürſten und Ritter ziehen die minniglichen Frauen auf hohen Roſſen, den Falken auf der Hand, den gefährlichen jugendblühenden Jagdpagen zur Seite — Ein kleiner deutſcher Despot (K. W. Friedrich von Brandenburg-Ansbach, geſt. 1757) erſchießt einen Unglücklichen vor den Augen ſeiner jammernden Kinder, weil er dieſe vielleicht beſſer genährt hat, als die ihm zur Fütterung übergebenen fürſtlichen Hunde — Napoleon III. und die ſchöne fromme Gräfin Montijo flüſtern neben einander reitend, von glänzendem Jagdgefolge geleitet, und bald hat die ſtolze Schöne das edelſte Wild erjagt — König Wilhelm I. empfängt auf der Jagd zu Letzlingen die Huldigungen einer feudalen Treue, die nicht überall mehr in ſeinem Reiche einheimiſch iſt — Sein Nebenbuhler um die Hegemonie Deutſchlands, Kaiſer Franz Joſeph, genießt die harmloſere und doch grauſamere Freude, nach beendigter Jagd ein langes Todtenregiſter der von ihm perſönlich erlegten Thiere aufgerollt zu ſehen — Aber der Oberjägermeiſter und Grosvenor, und noch mehr der

Oberſtallmeiſter, der Comes stabuli, der zum Connétable des Reiches wird (o. S. 73 ff.), beherrſchen Hunde, Roſſe, Diener und Herrn.

Die Zähmung der Menſchheit hält gleichen Schritt mit der Zähmung der Thiere durch den Menſchen, ſelbſt wo dieſe noch die wilden Zwecke der Jagd und des Krieges hat, die ſich in dieſem Stadium ſchon in das Gebiet der „Kunſt“ zu erheben wagen.

Wir wiſſen nicht recht, wo wir den Erſatz der Jagd durch die Züchtung des Schlachtviehes ſittengeſchichtlich einreihen ſollen. Der Vegetarier wird ihn ohne weiteres in den Übergangszeitraum von dem fleiſchfreſſenden Zweihänder zum eigentlichen Menſchen ſtellen. Er wird ſelbſt in der möglichſten Milderung der Todesangſt und der Todesqual der armen beſeelten Menſchenſpeiſe, welche die neueſte Zeit gebietet, noch immer nur eine Milderung der Beſtialität, noch keine Menſchlichkeit, erblicken. Wir aber, die wir weder für uns noch für unſere Erben auf das traurige Fauſtrecht verzichten mögen: als Götter der Erde unſere Opferthiere zu verzehren, und höchſtens nur ſolche auszuſchließen, die uns bei ihren Lebzeiten mit treuen Augen anblickten und ihr Futter aus unſerer Hand leckten oder pickten — wir begnügen uns, mit faſt gleichem Schauder (vgl. unſere obige Bemerkung) den alten Römer dem Schweine, den ſemitiſchen Chriſten Abyſſiniens dem Rinde, und den malayiſchen, immerhin bis zum Gebrauche eigener Schrift gebildeten, Battak Sumatras dem verurtheilten Menſchen das Fleiſch vom lebendigen Leibe ſchneiden und verzehren zu ſehen.

Weit erfreulicheren Anblick würde die Züchtung, die Abrichtung und der Gebrauch der Thiere zu Dienern des Ackerbaus, der Gewerbe und des Verkehrs, namentlich der Fortbewegung (Locomotion), bieten, wenn wir nicht auch hier überall auf Unmenſchlichkeiten ſtießen, welchen ſelbſt die chriſtliche Kirche nicht entgegentritt, wie ſie ſollte und könnte. Die Vereine gegen Thierquälerei in Deutſchland ſind wenigſtens nicht kirchlichen, wenn nicht gar ketzeriſchen, Urſprungs. Die ärgſte Überbürdung des Zugpferdes kommt bei den fanatiſch kirchlichen Unteritalienern und, irren wir nicht, bei den Pariſer Karrenführern vor. Bei den keltiſchen Kymren in Britannien war die menſchlichſte Schonung der Thiere eine aus vorchriſtlicher Zeit herſtammende

Sitte. Die älteſten Reitervölker Aſiens, wie namentlich Mongolen und Türken, behandeln ihre Pferde ſehr menſchlich, wahrſcheinlich aus uralter Sitte, während die amerikaniſchen Reitervölker, die das Pferd erſt aus Europa erhielten, es nur als Sache zu gebrauchen pflegen.

Unſere Luxuspferde werden ſo menſchlich behandelt, wie es theils die Bildung ihrer Beſitzer, theils nur eben — der Luxus erfordert, und deſſhalb im letzten Falle oft menſchlicher, als der Roſſelenker, bei welchem nur die prunkende Livrée die Schonung verlangt, die das Pferd für die eigene Haut und Haare in Anſpruch nimmt. Bei den Eilreiſen eines ruſſiſchen Kaiſers dieſes Jahrhunderts wurden Beide, Pferde und Kutſcher, nicht als Luxusthiere verwendet, wogegen übrigens der Koſak ſeinen alter ego, ſein Pferd, menſchlich behandelt. Die Wettrennen der Engländer ſtimmen zu andern Reſten lebenskräftiger Rohheit in dieſem Volke, nicht minder bei ſeinem ſächſiſchen Kerne, wie reichlich auch bei den Nachkommen ſeiner normänniſch-franzöſiſchen Beſieger. Jedoch ſind dieſe Wettläufe von halbverhungerten Jockeys gerittener kraftvoller Prachtpferde weit menſchlicher, als die Wettritte ungariſcher u. a. Cavaliere auf Tod und Leben des armen gerittenen Thieres, mitunter auch des reitenden. Noch wüſter ſind die Fuchsjagden und Kirchthurmsrennen (steeple-chases) wiederum der engliſchen Ariſtokratie. Daß alle dieſe Unſitten in unſerem Zeitalter ſich auch u. a. auf die höchſten Schichten der deutſchen Geſellſchaft überpflanzen, zeugt eben nicht für ihre Hebung mit der Zeit.

Die abſcheulichen Circuskämpfe der Thiere mit einander und mit bewehrten und wehrloſen Menſchen, auf welche wir ſpäter nochmals zurückkommen, giengen bekanntlich von den rohen und durch ihre Kaiſer abſichtlich noch verthierten Römern aus und verbreiteten ſich auch über andre, namentlich romaniſierte Länder. Unabhängig davon ſind die feigen Thierhatzen und Fuchsprellereien, ein auch an deutſchen Höfen früher einheimiſches Schauſpiel für vornehmen Pöbel. Wirkliche Volksſitte dagegen ſind die, von jenem römiſchen Ungeiſte beſeelten, Stiergefechte in Spanien, welche neueſtens auch verſuchsweiſe in dem gebildeten Frankreich nachgeahmt wurden. In Spanien hatte der Napoleonide Joſeph das gegen ſie gerichtete Verbot

Karls IV. wieder aufgehoben. Neuerdings wurden ſogar in Vittoria ein Elephant und ein Stier zum Kampfe in den Circus geführt, waren aber verſtändiger und menſchlicher, als die Menſchen, und hielten Frieden. Übrigens kamen bei den alten Römern ſelbſt wie bei den Griechen (namentlich den Theſſaliern) Stiergefechte weit ehrlicherer und minder grauſamer Art vor. Ein Andres ſind die Kämpfe eiferſüchtiger Bullen, die im Frühjahr beim erſten Austreiben der Herden mitunter in Deutſchland als wirkliches Volksſchauſpiel aufgeführt werden, nicht ohne Gefährdung der Zuſchauer, beſonders durch den Beſiegten, wie dieß auch bei den Tiegerkämpfen in Oſtindien vorkommt. Übrigens iſt der Ausgang dieſer Hirtenſpiele ſelten tragiſch, und die Mehrzahl dieſer Zuſchauer keineswegs blutdürſtig. Auch die beſonders bei den malayiſchen Völkern beliebten Wettkämpfe der Hühnerhähne bezeugen mehr kindiſchen und rohen, als ſelbſtthätig grauſamen Geſchmack. Das Selbe gilt von den geiſtreichen Wetten engliſcher Junker um die Heldenthaten einer Hundegattung gegen Rattenſchaaren.

Bei ſolchen Wetten tritt auch noch die Spielluſt an ſich hinzu, wir meinen nicht die harmloſe Luſt am „kind'ſchen Spiel", ſondern der Reiz der Spannung auf den ungewiſſen Ausgang, auf Gewinnſt oder Verluſt. Die bloße Gewinngier iſt erſt eine Nebenwirkung oder Ausartung dieſer Spielluſt. Dieſe wird am leidenſchaftlichſten durch das dämoniſche Spiel des Zufalls angezogen, durch das Hazardſpiel, das bei den antiken Indern und Germanen noch mehr zu den noblen Paſſionen gehörte, als bei dem kosmopolitiſchen Publikum unſerer grünen Tiſche, und das auch den halbwildern Völkern, z. B. Amerikas, ebenſowenig fehlt, wie der verwandte Reiz des Rauſchtrankes.

Bei Menſchengedenken läßt die Bildung, zunächſt in Deutſchland, nicht bloß die Thierkämpfe, ſondern ſogar das naturwüchſige Leben der Herden und ihrer Hirten verſchwinden, und führt die (ſchon o. bei der Nahrung berührte) ſehr unidylliſche, aber wirklich auch unnatürliche Stallfütterung ein. Wir haben in mancher Stadt in unſerer Jugend noch den langen Zug der „breitgeſtirnten Rinder" durch die Hauptſtraßen, voran den Hirten in ſeinem Amtskittel und mit ſeinem Tuthorne, ſchreiten geſehen. Dieſer Hirt unterſchied ſich weſentlich

von denen der antiken Bukoliker, der byzantinischen Romane, der Geßnerschen Idyllen und der Versailler Schäferspiele. Gleichwohl machte er uns damals einen idyllischen Eindruck und später einen elegischen, da er als pensionierter Hirt ohne Herde auf die Straße blickte, die er einst als gefürchteter Führer an der Spitze einer wohldisciplinierten Schaar durchschritten hatte. Allerdings verträgt sich die alte Weise nicht mehr sonderlich mit der modernen Reinlichkeit und Gesittung. Der prüden Städterin graut es vor der Unbefangenheit, mit welcher auf dem Lande die Tochter des Landmannes die Vorgänge des unverhüllten Thierlebens betrachtet.

Die Viehzucht und das Sennenleben in deutschen, in der Schweiz auch in romanischen Alpengebieten gestaltet sich sehr eigenthümlich, weniger aus volklichen Gründen, als durch die Landesnatur. Aus welchem jener beiden Stämme rührt der „Kuhreigen, ranz des vaches“ her?

Sehr wichtige Winke für Abstammung, Wanderungen und Verkehr der Völker gibt die Abstammung der in ihren Haushalt aufgenommenen Thiere und Pflanzen, welche, wie wir bereits früher bemerkten, durch Natur- und Sprach-kenner aufgesucht werden muß, oft aber mindestens schwer zu ermitteln ist.

Im allgemeinen dürfen wir die Regel aufstellen: Wo die Gattung des Thieres oder der Pflanze noch massenhaft wild lebt, und zwar in möglich einheitlicher, noch nicht durch menschliche Pflege und Kunst vermannigfachter (differenziierter) Gestalt: da suchen wir ihre Heimat und auch die der Menschen, die sie zuerst in Zucht und Anbau nahmen.

Aber die auffallendste Ausnahme von dieser Regel bietet ein gerade entgegengesetzter Vorgang. Wo weite menschenarme Landstriche, Steppen oder Waldungen, wie z. B. in Amerika und auf mehreren Südseeinseln, Raum zur selbständigen Entwickelung ließen, haben sich fernher eingeführte Herden und einzelne Paare von Hausthieren verlaufen, ungehemmt fortgepflanzt und gleichsam zu neuen Thierstaaten umgebildet, wobei die ihnen durch Menschen angebildete andre Natur allmählich verschwand. Die neuen Lebensbedingungen wandelten mit ihrer Lebensweise auch Gestalt, Farbe, Bau des Körpers, Stimme,

Sinnesart um, und zwar wiederum in einen gleichmäßigeren Typus, der jedoch in der neuen Zone ein andrer wurde, als der ursprüngliche, welchen sie, meistentheils in Asien, vor ihrer Züchtung ureinst besessen hatte. Wir haben schon o. S. 144 ff. diese umwandelnde Macht der Örtlichkeit erwähnt, deren Wirkungen sich schon da bei eingeführten Thieren erweisen, wo sie sich noch nicht zu verwilderten und unabhängigen Massen vermehrt haben, besonders wo die Naturkraft des Klimas nach Grad und Richtung sich despotisch äußert, wie z. B. in Afrika. In gemäßigteren Zonen dürften solche Umwandlungen minder rasch und vollständig vor sich gehn.

Vielleicht ist auch eine andere Ausnahme von der oben aufgestellten Regel durch das gemäßigte Klima des mittleren Europas mitbedingt. Wir meinen die Vernichtung oder Verdrängung ganzer einheimischen Thierarten durch eingewanderte und eingeführte gleicher Gattung, wie dieß besonders bei einer wenig beliebten Hausthiergattung, der Ratte nämlich, beobachtet worden ist. Die Wanderratte, mus decumanus, ersetzt jetzt in den meisten europäischen Ländern die alte Hausratte, mus rattus. Freilich hat hier minder eine mystische Naturgewalt gewirkt, als das naive Faustrecht; die stärkeren und größeren Einwanderer haben nämlich die Urbewohner geradezu aufgefressen und ihre Sitze eingenommen; c'est tout comme chez nous autres!

Die unfreiere, mehr an den Boden gebundene Pflanzenwelt wird selten so massenhaft sich umwandeln und den neuen Boden überwuchern, auf welchen sie der Mensch, absichtlich oder unabsichtlich, einführte, oder auf welchen der Wind ihren Samen aus fernen Landen übertrug. Jedoch kommen einzelne Beispiele unausrottbaren Unkrauts vor, das zum Unheil der einheimischen Kulturgewächse aus der Ferne her eindrang. So verwarnt man neuestens in dem Gartenbauverein zu Königsberg vor einer amerikanischen Wasserpflanze, Flodea canadensis, welche kleine Flüsse und andere Binnengewässer in solchem Maße wuchernd erfüllt, daß sie unbenutzbar werden.

In den meisten Fällen, in welchen exotische Pflanzen sich über größere Bodenstrecken verbreiten, geschieht dieß durch menschliche Förderung, Beschränkung und Pflege, welche dann auch, wie bei den gezähmten Thiergattungen, jene vermannigfachende und individualisierende

Umwandelung ausführt, die sich überall im Gefolge der Bildung zeigt, und die der oben genannten Vereinfachung der wilden und verwilderten Freiheit gerade entgegengesetzt ist (vgl. S. 201).

Auch hier erscheint die gemäßigte Naturkraft Mitteleuropas der Acclimatisation am günstigsten, weil sie weder die heimische, mitgebrachte Natur der Pflanzen allzu stark und rasch umbildet, noch auch der zugleich erhaltenden und zweckmäßig umbildenden Hand des Menschen eine hemmende oder fieberisch drängende Gewalt entgegensetzt. Dazu ist diese besonnene und beharrliche Thätigkeit des Menschen selbst am meisten in gemäßigten Erdstrichen heimisch, wie uns bereits oben bei der Einwirkung des Klimas auf die Rasse deutlich wurde. Das reichste Menschenleben entfaltet sich nicht auf Heinse-Ardinghellos glückseligen Inseln oder im üppig-trägen Schlaraffenlande, sondern in jenen Zonen, welche dem Menschen mit der Fülle der bildenden Kraft auch die bildsamste Natur zum Gegenstande der Thätigkeit und des Genusses spenden.

Die Aufgabe der vergleichenden Sprachforschung bei der Prüfung der Thier- und Pflanzen-namen als Heimatscheine ist ebenso anziehend, wie verwickelt und Trugschlüssen ausgesetzt.

Nicht bloß ist die Uebertragung der Namen auf andre, neue Gattungen von Pflanzen und Thieren möglich, welche das einwandernde Volk vielleicht nur durch eine Scheinähnlichkeit oder doch nur durch einzelne Eigenschaften an die altbekannten heimischen erinnerten; sondern es fragt sich auch bei sicher identischen, deren Namen nur durch Sprache und Mundart einigermaßen umgewandelt (nicht umgetauscht) sind: ob letztere nur im Munde urverwandter Völker, als mitgebrachtes Gut aus der gemeinsamen Heimat, erhalten sind; oder ob sie als Lehnwörter sich unter Völkern verschiedener Abstammung ansiedelten. Der Sprachvergleicher bedarf, wie andre Naturforscher, des Mikroskops.

Die Forschung darf sich bei den Wesen und ihren Namen nicht bloß auf den zahmen Haushalt des Menschen beschränken, sondern hat sowohl die zahmen und wilden Begleiter des Menschen in seiner dermaligen Umgebung, wie auch die in letzterer nicht oder nicht mehr vorhandenen zu berücksichtigen, sofern ihre Namen aus früheren Heimaten

und Stationen der Völker mitgebracht, nicht bloß später und von außen her in den Gesichtskreiß und in die Sprache derselben eingeführt worden sind. Weit wichtiger, als die wanderungsfähigen Thiergattungen, wie z. B. die oben erwähnten Ratten, sind hierbei die auf bestimmte Klimate und Erdstriche angewiesenen Thiere. Zwar kommen mehrere Fälle vor, wo dieselben, wenigstens in besonderen Arten, die Länder, in deren Sprachen sie jetzt nur noch fortleben, vorlängst noch gleichzeitig mit dem Menschen bewohnten und in diesem Falle von ihren Namen wirklich überlebt wurden, sei es im Munde der ursprünglichen Genossen, oder als deren Erbtheil im Munde ihrer Nachfolger. Zahlreicher aber sind die Fälle, wo solche vormalige Bewohner des Landes, des Wassers und der Luft schon in Zeiträumen ausstarben, in welchen sich noch keine Spuren von Menschen in dem selben Gebiete zeigen, oder höchstens jene immer noch zahlarmen und mystischen Spuren der mit den Thieren in Einer Sintflut versunkenen Menschen, die ohne Zweifel einst schon die Thiere, die sie kannten, auch nannten.

Germanen und Litu-Slawen haben einen eigenen gemeinsamen (auch von den finnischen Mordwinen angenommenen) Namen für das Kameel, der vielleicht von dem Elephanten auf dieses übergetragen wurde. Schwerlich aber hat darum jemals ein eingeborenes deutsches oder slawisches Kameel in eigentlichem Sinne existiert; auch die Griechen erhielten seinen Namen erst von den Semiten. Eher könnten noch Elephanten oder Mammuthe mit jenen Völkern in frühester Zeit zusammengewohnt haben, da diese Thiergattung ureinst eine ungeheure Verbreitung hatte; höchst wahrscheinlich aber war sie wenigstens in Nordostasien und in Europa längst erloschen, als die Indogermanen ihre Wanderungen begannen. Der Löwe trägt in den meisten Sprachen der letzteren den selben Namen, der auch in Sprachen anderer Familien vorkommt. Vielleicht aber hat Herakles einst den letzten Löwen getödet, der neben indogermanischen Europäern hauste. Die Griechen aber, von welchen z. B. wir Deutsche den Namen des Löwen mittelbar durch die Römer erhielten, entlehnten ihn wahrscheinlich schon von einem fremdstammigen Volke. Der deutsche Name des Affen läßt sich ebenfalls durch mehrere Sprachen verschiedener Familien verfolgen; aber seine Wanderung ist noch undeutlicher, als die des Löwennamens.

Dagegen die Namen des Pferdes, Rindes, Hundes u. ſ. w. und ſelbſt Gattungsnamen, wie Fiſch, Wurm, Benennungen von Reptilien, Inſekten, ſodann von Bäumen reichen über weite indogermaniſche Gebiete in ſo regelmäßigem Lautwechſel, daß ſie nicht wohl durch ſpätere wechſelſeitige Entlehnung, ſondern als mehr und minder allgemeines Erbgut dieſe Verbreitung gewonnen haben müſſen und deſſhalb die wichtigſten Schlüſſe auf älteſte Heimat und Lebensweiſe zulaſſen.

Auf die Darſtellung auch nur weniger Namen nach ihrer ſicheren und möglichen Einheit und Umwandlung dürfen wir uns hier nicht einlaſſen, weil ſie viel zu ausführliche ſprachliche Erörterungen nöthig machen würde. Das ſelbe gilt für die folgenden Kategorien von Benennungen ethnologiſcher Bedeutung, die, gleich den vorgenannten, zugleich zu den früher verhandelten Abſchnitten von der Sprache und den Namen gehören; wir werden uns nur wenige Ausnahmen geſtatten.

Zu den Wegweiſern auf den verſchlungenen Pfaden des Völkerverkehrs und der Bildungsgeſchichte gehören auch die Namen der in mehr und minder allgemeinem Gebrauche befindlichen Stoffe und Erzeugniſſe der Natur und des Gewerbfleißes, ſowohl der, ſoweit man weiß, von jeher einheimiſchen, wie der aus der Fremde eingeführten. Handel, Gewerbe, Intereſſen der Kunſt und der Wiſſenſchaft führen nicht minder bei dieſen Gegenſtänden, wie bei Pflanzen und Thieren botaniſche und zoologiſche Gärten und Acclimatiſationsvereine, immer mehr Fremdlinge in die ehrſame und früher ziemlich excluſive Geſellſchaft, die ihnen ebenſowenig, wie dort der Kartoffel, dem Tabak u. ſ. w., das Bürgerrecht lange vorenthalten kann. Dieſes wird dann auch ihren Namen zu Theile, welche dafür die Landestracht annehmen müſſen, d. h. der Sprache des neugewonnenen Gebietes mundgerecht, ſeltener wirklich in ſie übertragen werden, dagegen ſich oft ganz oder theilweiſe an einheimiſche Namen und Wörter anlehnen. Dann bringt jener Belebungstrieb der Sprache, ob er gleich auf dem unreinheimiſchen Boden Myriaden entſeelter Wortkörper mit vergeſſenem Etymon im Gebrauche fortvegetieren läßt, irgend einen neuen Sinn oder poſitiven Unſinn hinein, wie der Kapuziner in Wallenſteins Lager.

Wir gestatten uns noch an einigen Beispielen aus diesem und dem vorigen Bereiche nur zu nippen. Die Kartoffel durchlauft eine Menge von Phasen, unter welchen nicht bloß die Trüffel, sondern auch Molières Tartuffe auftreten, bis sie zur Erdtoffel und endlich zum völlig verständlichen Erdapfel wird, dessen Synonym die Grundbirne, vulgo grumbir ist. Wie der Fasan (phasianus vom Phasis-Flusse) zum altdeutschen Fas-Hahn wurde, so der Papagei zum italienischen papa-gallo. Die Baumwolle berührt sich durch eine zusammenhangende Namenreihe in verschiedenen Sprachen und Zeiten mit dem Seitenwurme Bombyx (in der Bedeutung der Baumwollenfaser schon bei Plinius d. Ä. Naturg. XIX 1, 2). Die eigentliche Wolle aber findet ihre naturwüchsigen Urverwandten in den meisten indogermanischen Sprachen bis nach Indien hin, wie sie selbst denn sammt ihren Trägern auch von Alters her ein viel ausgedehnteres Gebiet besitzt, als die Baumwollstaude. Der Sammet entstand aus dem sechsfädigen ἑξάμιτος (hexamitos, xamitos) der späteren Griechen. Der Name Lein kam aus Griechenland in das übrige Europa, während die Namen Flachs und Har auf deutschem Boden erwuchsen. Karmin, Karmesin, Kermes u. s. w. stammen aus der arischen (asiatischen) Form des Gattungsnamens Wurm, welche sich auch in indogermanischen Sprachen Europas deutlicher erhalten hat, aber auf gewerblichem Wege auch semitisches (arabisches) Land durchwanderte.

Von großer Wichtigkeit für die Bildungsgeschichte ganzer Völkerfamilien ist die Nachweisung urverwandter Benennungen für Werkzeuge, Geräthe u. s. w., aus welchen wir auf Erfindung und Gebrauch dieser Gegenstände schon vor der Trennung der Familie schließen dürfen. Wenn z. B. die Namen des Beiles oder der Axt griech. πέλεκυς f. und sanskr. paraçus m. sich nur durch Lautverschiebung und Geschlecht unterscheiden, so handhabten beide Völker, als sie noch eines waren, das selbe Werkzeug. Wenn das sanskr. rathas Wagen den übrigen indogermanischen Benennungen des Rades sich anschließt, und wenn ferner ratas sowohl in der litauischen Sprache, wie in der finnischen und estnischen Rad bedeutet, in der finnischen aber logisch die Mehrzahl ratat, rattat den Wagen, estnisch

rata; oder wenn der allgemein germaniſche Wagen (wagan u ſ. w.) m. ſanskr. vâhana, vâha u. ſ. w. in der ganzen Sprachfamilie verſchwiſterte Formen findet, in welchen neben dieſer Bedeutung auch die des Zug- und Laſt-thieres auftritt; wenn letztere auch die, nach mehreren Forſchern (doch ſ. dagegen Aſcoli in Kuhns Zeitſchr. XIII 2 S. 157 ff.) aus der ſelben Wurzel und Grundbedeutung entſproſſenen, Namen des germaniſchen Ochſen auhsa u. ſ. w. und des indiſchen uxan (fem. vaçâ, neben masc. ſanskr. vaxas zendiſch vâkhŝo u. ſ. w.) mit der lateiniſchen vacca auch etymologiſch gattet, wozu denn noch u. a. der Zugſtier uštar (= lat. vector) kommt, deſſen Namen die ariſchen Völker auch auf das ihnen urſprünglich fremde Kameel übertragen, wie anderſeits Stiernamen auf den Elephanten —: ſo laſſen uns dieſe Wortverwandtſchaften ſchon einen tieferen Blick in das häusliche und volkliche Leben und Treiben der noch unzertheilten indogermaniſchen Familie thun und werfen zugleich Streiflichter auf ihren ſpäteren Verkehr mit Völkern andrer Familien.

Genug mit dieſen Spänen aus einem Walde!

Auch die Gebilde der ſogenannten unorganiſchen Natur haben vielfach ethniſch bedeutende Namen. Metall und Geſtein iſt trotz ſeiner Starrheit wanderluſtig. Zu mächtigen Naturkräften geſellt ſich mächtigerer Menſchenfleiß, um das Erſtarrte wieder in Fluß zu bringen und darnach in künſtleriſchen Formen zum Heil und Unheil der Menſchheit aufs neue erſtarren zu laſſen, gleichwohl aber als Theilnehmer und Diener grenzenloſer Bewegung. Weitverbreitete Namen des Erzes, Eiſens, Silbers, Goldes ſtammen aus je Einer Quelle, haben ſich aber den Organen der einzelnen Sprachen in mannigfaltiger Weiſe angeſchmiegt, ſo daß oft kaum das genaueſte Studium der Lautverſchiebung noch Urverwandtſchaft, alſo auch Gemeinſamkeit des ſachlichen Erbes, von Entlehnung der Namen und der Dinge unterſcheiden kann. Leichter unterſcheidet ſich dieß bei den verbreiteten Namen edler Geſteine. Neben jenen allgemeinen Namen tauchen denn auch bei einzelnen Völkern einheimiſche, mitunter ſichtbar ſpäteren Urſprungs, auf. So nennen die heutigen Griechen das Silber asimi (ἀσῆμι), was eigentlich nur das ungemünzte Silber bedeutet, und nur zufällig dem neuperſiſchen Worte für Silber, sim, ähnlich klingt,

während das alte Wort árgüron (ἄργυρον) zwar ebenfalls auf griechiſchem Boden ſich geſtaltete, aber aus gleicher Wurzel mit dem lateiniſchen argentum, an welches ſich die theils entlehnten, theils urverwandten Benennungen andrer indogermaniſcher Sprachen anſchließen. Spanier und Portugieſen nennen das Silber plata, was eigentlich Silberplatte bedeutet, wie das neugriechiſche málagma (μάλαγμα, neben älteren Namen) urſprünglich nur das weiche Goldplättchen. Jenes plata aber ſelbſt entſtand erſt in der ſpäteren romaniſchen Sprache der pyrenäiſchen Halbinſel aus einer weder römiſchen noch einheimiſch iberiſchen Wurzel. Germanen und Litu-Slawen haben die Namen für Silber und Gold gemein, aber in verſchiedener Geſtaltung; von beiden entlehnten ſie finniſche Sprachen in unzweideutigen Geſtalten. Nur Litauer und Preuſſen haben ausis, auksas Gold, vermuthlich mit dem ſabiniſchen ausum, lateiniſchen aurum verwandt, ſowie mit dem armeniſchen osgi (woski; ſ. Pott in Kuhn und Schleicher Beiträge III 3 S. 310; nur zufällig mag finniſch waski eſtniſch wask Metall, Kupfer, Meſſing anklingen).

Wir erinnern uns auch hier an die S. 169 erwähnte Eintheilung begrabener Völker und ihrer Bildungsalter nach dem Gebrauch und der Verarbeitung des Steins, Kupfers oder Erzes und des Eiſens. Die mythiſche Vorgeſchichte, und nach ihr auch öfters die Bildungsgeſchichte der Völker und der Sprachen, theilt ſich, rückwärts oder vorwärts blickend und ſchätzend, in goldnes, ſilbernes und eiſernes Zeitalter. Im Familienleben feiern wir ſilberne, goldene und bei Philemon und Baukis gar diamantene Hochzeit. Die Sprachen ſchimmern in zahlreichen ſymboliſchen Ausdrücken von Metallglanz. Unſer fernerer Weg wird uns bald wiederholt zu dem Einfluſſe der Metalle und andrer Foſſilien auf das Völkerleben führen.

Werfen wir noch einige Blicke auch auf die ſtets flüſſigen und beweglichen Naturſtoffe, zunächſt auf ſolche, die von jeher als Elemente, als Grundſtoffe des Erdlebens gelten, obſchon die Scheidekunſt (Chemie) ſie zum Theile in noch einfachere Grundſtoffe zerlegt.

Das Feuer, für welches Prometheus zum Märtirer wurde, wie nach ihm ſo Viele für das Licht, trägt, gleich dieſem, uralte Namen. Einer für das Feuer iſt den indiſchen, italiſchen und litu-ſlawiſchen

Indogermanen gemeinsam, ein anderer den armenischen, germanischen und griechischen. Als gefürchtetes, zerstörendes Element stammt es aus der Wolke, wie aus dem tiefen Erdgrunde; zum gestaltenden wird es erst recht im Dienste des schon gebildeteren Menschen, und gewinnt dann den größten Einfluß auf Leben und Bildung der Völker, so oft es auch wieder in seine alte Unbändigkeit zurückfällt und, noch schlimmer, durch menschliche Hand und Kunst zu absichtlicher Zerstörung verwendet wird. Seine Benennungen umfassen mitunter das Element und den von ihm beseelten häuslichen Herd, wie bei den alten und heutigen Griechen Hestia (Vesta), deren Name für Feuer oder für Herd (ἑστία, ϑστιά) ihre göttliche Verehrung überdauert; der römische Herd, focus, gilt bei den romanischen Völkern für das Feuer selbst. Dagegen hat man unsern deutschen Ofen, gothisch auhns, früher wahrscheinlichst mit Unrecht zu dem oben gemeinten Feuernamen sanskrit. agnis u. s. w. gezogen. Die religiöse Bedeutung des Feuers bei den Parsen ist bekannt; ihre nähere Erläuterung würde hier zu weit führen. Der Wahlspruch einer andern Sekte: „éteignons les lumières et allumons le feu!“ trennt die sonst so eng verbundenen Stoffe.

Auch die Namen des Wassers ziehen sich als Gemeingut durch weite Völkerkreiße, in oft wunderlichen Veränderungen, wie z. B. die lateinische aqua (gothisch ahva u. s. w.) bei den Franzosen zu ô (eau) verdunstet ist. Viel schöpferischer und freundlicher stand dieses Element immer den Menschen nahe, als das Feuer, ob es gleich, wann es als Zerstörer auftrat, viel erbarmungsloser und unentrinnbarer waltete. Mensch, Thier und Pflanze mußten schon in den ersten Lebenstagen ihrer Gattung den Drang nach seiner erhaltenden, erfrischenden Berührung empfinden. Gewis erwachte die erste Lyrik des Menschen in der Nähe rauschender Quellen, und die schönste aller Göttinnen entstieg den Meereswellen; freilich drang später dieses Element in stärkerem Maße, als zu wünschen war, in die Lyrik ein.

Wie langeher mag es sein, daß der junge Kunsttrieb die „siedenden Quellen“ (Soden, altdeutsch Brunnen überhaupt bedeutend) in engere oder weitere Betten, in Röhren und Rahmen faßte und fesselte? Erst später, jedoch lange vor den Quellensuchern Richard und

Paramelle, erſpürten Moſes und andre Wüſtenwanderer mit durſtgeſchärften Sinnen den feuchten Hauch des unter Felsdecken und Sandſchichten verborgenen Waſſers, erlauſchten ſein wonniges Rauſchen und gruben ihm nach. Ziemlich früh wurde ſchon aus größeren Tiefen das Waſſer durch (arteſiſche) Bohrbrunnen heraufgelockt, um mitten in der Wüſte Oaſen zu erzeugen.

Bei den mohammedaniſchen Völkern des heißen Oſtens hat zwar die Religion die Götter und Göttinnen der Gewäſſer abgeſetzt, thatſächlich aber ihre Verehrung beibehalten und mit der geheiligten Sorge für dürſtende Weſen verſchmolzen. Klima und Boden machten Arabern, Perſern und Türken die Anlegung und Pflege von Brunnen zur Pflicht. Weniger lebendig empfinden dieſe die chriſtlichen Nachbarn dieſer Völker; begegnete bei letzteren darum der neue Glaube älterer Volksſitte? Indeſſen lehrten neulich die heißen Jahre von 1857 an, die den Wein reicher und ſüßer ſprudeln, die Waſſerquellen aber verſiegen ließen, die ſaumſeligen Chriſten unſers deutſchen Nordlands die fromme Kunſt des Islams fleißiger üben. Irren wir nicht, ſo wird die geheimnisvolle Naturgabe des Waſſerſpürens namentlich in der Provence geübt und geehrt.

Gehn wir jedoch von der heidniſchen Vorzeit der europäiſchen Völker aus, ſo finden wir wieder auch bei ihnen, und nicht bloß in den wärmeren Ländern, Quellen und andere Gewäſſer in höheren Ehren gehalten. Mit der Religion mochte dieſer Zug ebenfalls zuſammenhangen, und ſogar noch enger, als bei den Mohammedanern, bei welchen die erwähnte Sorge für bedürftige Menſchen und Thiere auch auf anderen Gebieten als religiöſe Pflicht auftritt, während die Völker überhaupt in ihren älteren „heidniſchen“ Bildungszeiträumen den Elementen ſelbſt näher ſtanden und unmittelbarere Ehre erwieſen. Hier wie dort freilich wirkte das thatſächliche proſaiſche Bedürfnis mächtig mit und muſte als ſolches fortwirken, wo der Spiritualismus des Chriſtenthums die Natur dem Geiſte völlig unterordnete und ihr die Ehre des ſelbſtändigen Lebens abſprach. Zu den unmittelbaren Bedürfniſſen des Durſtes und der Kühlung traten bei ſchon ſteigender Bildung die Anforderungen der Reinlichkeit, ſodann des, manchmal launigen, Geſchmacks und verfeinerten Wohlgefühls in Tranke und

Bade, und endlich des ſchärferen Stachels des Wehgefühls, das für Siechthum und Krankheit heilkräftige Quellen und Bäder ſuchte. Hier walteten ſchon die Anfänge chemiſcher Unterſuchung und prüfender Heilkunſt, jedoch noch mehr an der Hand der, oft zufälligen, Erfahrung. Auf dieſe deuten namentlich die bei Heilquellen und ſelbſt bei Heilkräutern häufig vorkommenden Sagen von ſiechen und verwundeten Thieren, die ſie vor den Menſchen entdeckt hatten und benutzten, und deren unmittelbarer Naturtrieb dem Verſtande des Menſchen zum Wegweiſer wurde.

Bei den alten Griechen und Römern ſtanden die Quellen in hohen Ehren und wurden zu Trägern mancher ſchönen Sagendichtung. Die alten Germanen und Gallier legten ebenfalls großen Werth auf die Quellen, kalte und warme. Sie badeten, trotz des Klimas, gewöhnlich mit Weib und Kind im kalten Waſſer des offenen Fluſſes, während die Römer warme Bäder vorzogen, die o. genannten Oſtländer ſogar heiße, und die heutigen ſlawiſchen Ruſſen ſchnellen Wechſel heißer und eiskalter. Die moderne Kaltwaſſerkur ſtiftete ein ſchleſiſcher Bauer mit ſlawiſchem Namen, Vincenz Prießnitz aus Gräfenberg, der ſeine zahlreichen Vorgänger nicht kannte, am wenigſten den Römer Ant. Muſa, der Kaiſer Auguſtus Gicht mit kaltem Waſſer behandelte und deſſen Methode auch Horatius für ſich gebrauchte (vgl. Karſten, Horatius a. d. Holl. Lpz. 1863 S. 94 ff.).

An die von Auſonius (Clar. Urb. XIV v. 29 sqq.) geprieſene galliſche Quelle Divona klingen die Namen mehrerer galliſchen Göttinnen an, die zum Theile Najaden ſein mochten; auch galliſche Flußnamen ſind ähnlich gebildet. Zahlreiche deutſche Ortsnamen (vgl. o. S. 35 ff.) der Gegenwart bezeichnen noch den erſten Punkt und Grund der Anſiedelung durch die Zuſammenſetzung mit Brunn, Born, Bach, niederdeutſch Beck u. dgl., bald einfacher wie z. B. Brunnen, Bornheim (im Gh. Heſſen und im Freiſtaat Frankfurt), Gießen zu den G. d. i. fließenden Waſſern); bald mit Bezeichnung einzelner Eigenſchaften des Waſſers, wie Warmbrunn, Quick-, Queck-born (lebendiger Brunnen), Kaltenbrunnen; bald auch mit den Namen der Gründer und Beſitzer verbunden, wie Reinhardsbrunn, Offenbach u. v. dgl. Die Namen Schwalbach, Schwalheim gelten

hauptsächlich Mineralbrunnen, Soden, Hall (=hall), elliptisch statt Salz=soden (= Brunnen), =halle, den Salzquellen. So in romanischen Ländern fons, fontana u. s. w., in Griechenland Pentepigadhia (πέντε πηγάδια), Wrisis (βρύσις) u. s. w.

Bei den Deutschen wurden die wohlschmeckenden und heilsamen Wasser der Sauerbrunnen und Schwalbäche, welche damals noch nicht in Krügen versandt, noch weniger mit Hülfe der Chemie und liebichscher Apparate nachgeahmt wurden und deßhalb nur an Ort und Stelle ihren Werth hatten, oft zum Anlasse erbitterten Neides und Streites. Wir erlebten einen friedlicheren Kampf der Epigonen in der Wetterau. Die Ortsobrigkeit eines Städtchens, in dessen Gemarkung ein unerschöpflicher „Sauerborn" nach unvordenklichem Gewohnheitsrechte von allen Nachbarn benutzt wurde, wollte diesen abschließen und nur gegen einen Tribut von andern Gemeinden mitgenießen lassen. Sie spekulierte richtig auf die Unentbehrlichkeit des gasreichen Trankes für die, übrigens an gutem Süßwasser nicht arme, Gegend. Plötzlich aber wies eine Dorfgemeinde in ihrer, an die des Städtchens angrenzenden, Gemarkung die auf minder zugänglicher Höhe mündende Urquelle des Brunnens nach und drohte diesen abzugraben, wenn seine selbstsüchtigen Besitzer nicht alsbald wieder allen Kostgängern den Zugang frei ließen, was denn sofort geschah.

Wir erinnern uns keines Beispiels einer möglicher Weise aus vordeutscher Zeit herstammenden Salzbereiterzunft, als der der Halloren in Halle an der Saale, in welchen man ohne Zweifel irrig uralte Kelten suchte; eher sind sie minder antike Slawen. Das großartigste Salzwerk der Erde, Wieliczka, liegt in slawischem Lande, gehört aber in das Gebiet des Bergbaus.

Die wichtigsten Quellen anderer Naturstoffe sind die des Erdöls (oft nach den wechselnd vorherrschenden Stoffen „Naphtha, Asphalt" genannt) im Alterthum wie jetzt, neuestens besonders die „Petroleumquellen" in Nordamerika. Unvorsichtigkeit machte sie mehrmals zu Feuerquellen, wie dieß absichtlich mit den Wasserstoff- und Naphthaquellen in Baku am kaspischen Meere geschieht, die bekanntlich auch von den Parsen zu ihrem Feuercultus benutzt werden.

Fortschreitende Bedürfnisse der Bildung ließen den Menschen auch nach andern mineralischen Schätzen graben, und der Bergbau entstand, vermuthlich erst, nachdem freiwillig zu Tage gehendes Metall in seiner Schönheit und Nützlichkeit erkannt worden war. Thubalkain, der erste „Meister in allerlei Erz und Eisenwerk", lebte schon vor der großen Flut, gehörte aber bereits zu den Auswanderern von Kains Geschlechte. Immerhin aber war er Semite, wie darnach die Phoeniken, die unter den fremden Stämmen des europäischen Westlandes den Bergbau und das damit verbundene Schmelzen und Verarbeiten der Metalle zuerst ausbildeten, vielleicht aber nicht zu allererst erfanden und einführten. Die Kassiteriden d. h. Zinninseln führen diesen Namen zwar zunächst, soweit bis jetzt unsere Kenntnis geht, bei den Griechen. Aber ihr sehr altes Wort κασσίτερος msc. finden wir in Indien wieder, wo auch des Byzantiners Stephanos Insel Κασσίτερα liegt, obgleich mit den westeuropäischen wohl confundiert. Das indische (sanskritische) Wort kastira ntr. Zinn ist schon aus zweien gleichbedeutenden Wörtern kasa und tira zusammengesetzt (nach Benfey, Griech. Wurzellexikon). Waren diese phoenikischen Ursprungs? Erst später entlehnten es Araber und Slawen von den Griechen. Andrer Metallnamen haben wir vorhin gedacht.

Haben auch die Phoeniken, welchen die indogermanische Welt die Schrift entlehnte, das erste Geld geprägt? Sie führten zuerst das Silber aus Hispanien als Werthmesser in den Orient, wahrscheinlich im 11. Jahrh. v. C. in das aufblühende Tyros. Das älteste der übrigen Münzmetalle ist das Kupfer, am meisten in seiner Mischung mit Zinn als Bronze, seltener Eisen und Gold. Letzteres kam zuerst von Lydien aus stärker in den Verkehr, als dieser im 8. Jahrh. v. C. sich von dem Seehandel der Phoeniken dem Landhandel über Kleinasien zuwendete. Der erste Gebrauch der Metalle als Werthmiesser hängt mit ihrer Verwendung zu Werkzeugen des Friedens und des Krieges zusammen, die vorher neben dem Vieh (pecus, pecunia, faihu u. s. w.) bereits als Werthmesser im Tauschhandel galten. Anfangs hatte das Werthmetall kein Gepräge, weil es noch kein gesetzlich bestimmtes Gewicht hatte, sondern durch Wägung mit

der freien Hand (lat. libra) mehr und minder willkürlich abgeschätzt wurde. Fr. Kenner (Abhh. der Wiener Akademie 1863 $^{24}/_{6}$), welchem wir diese Notizen entnehmen, hält die Frage über das erste gemünzte Geld bis jetzt nicht genau bestimmbar. „Da die Phoeniker ihre größeren Silberbarren zur Abkürzung des Wägegeschäftes in dem Großhandel mit den Zeichen der einzelnen Firmen markierten, und da diese Sitte von Hebräern, Lydern und Griechen auch auf den kleineren Barren nachgeahmt wurde, gieng äußerlich die Kleinbarre von selbst in Münze über". Staatliches Münzrecht aber läßt sich zuerst bei Solons attischem Gelde nachweisen, und verbreitete sich von Athen über Lydien nach Persien. Die Gewichtsysteme scheinen vorzüglich von Semiten gestiftet, das älteste in Babylon, in Verbindung mit den Maßen trockener und flüssiger Stoffe. In Sparta steht das Eisen als Werthmesser dem Kupfer der übrigen Griechen gegenüber; die ausschließliche, Lykurgos zugeschriebene, Wiedergeltendmachung durch Chilon um 580 v. C. sollte mit den Edelmetallen das lydische und argivische Wohlleben abhalten. Letztere blieben bei den Chinesen nur Waare, das Kupfer allein Werthmesser. Das Ledergeld der Karthager hält Kenner a. a. O. für eine Art auf Pergament geschriebener Wechsel.

Wie zahllose ethnische Unterscheidungen dieses, sonst so kosmopolitische, Verkehrsmittel des Geldes angenommen hat, weiß die Münzkunde und, zu seiner Qual, der Reisende in vielgetheilten Ländern, wie in Deutschland und der Schweiz, besonders vor den letzten Jahrzehnten.

Der größere Wachsthum des Verkehrs, aber auch die Zerrüttung der Staaten, begräbt das ursprünglich aus der Erde gegrabene Erzeugnis aufs neue in die Banken der Staats- und Handels-Hauptstädte, und füllt dafür die geleerten Taschen der vertrauensvollen Geschäftsleute und getreuen Unterthanen mit Kassen- und Bank-scheinen, mit monarchischen Staats- und Privat-papieren, mit republikanischen und andern völkerbefreienden Assignaten, die denn oft wieder zu Dem werden, was sie waren: zu Lumpen! Die Gegenwart discreditiert jeden Staatscredit, der keine constitutionelle Bürgschaft durch eine Volksvertretung

hinter sich hat; freilich aber bedarf die Dauerhaftigkeit der Constitutionen oft selbst noch der Bürgschaft.

Einfachheit und (relative) Reinheit der Sitten, obgleich auch Einfältigkeit und Rohheit der Völker können nur durch Abgeschlossenheit erhalten bleiben; und diese ist unmöglich, wo jenseit der Grenzen, Gebirge und Gewässer Genuß und Gewinnst locken — aber nicht gratis, sondern gegen gleiche Werthe oder mindestens zunächst Werthzeichen. Je leichter letztere zu tragen sind, desto vielseitiger wird und desto weiter reicht der Verkehr. Die vorhin erwähnte spartanische Münzordnung würde heutzutage selbst von keinem despotisch regierten Staate mehr ertragen werden, ohne seine eigene Dauer zu unterwühlen.

Die Gattung der Fossilien und die Art ihrer Gewinnung übt großen Einfluß auf Wohl und Geist der Landesbewohner aus. Der Bergbau kann durch seinen sprichwörtlichen „Segen" den des fruchtbaren Landes ersetzen, aber auch zum Fluche für schwächere Völker und Rassen werden, welchen er weit aufreibendere Sklavenarbeit bringt, als dieß der Ackerbau unter ähnlichen Verhältnissen thut.

Dagegen entspringt aus dem leichteren Erwerb des Goldes in Kalifornien, Australien u. s. w. in der Hast des ersten Zeitraums der Unsegen des verwildernden Genußlebens, oder vielmehr der Besitz- und Genuß-jagd in jähem Wechsel des Gelingens und des Verlustes, des Übermuths und der Verzweiflung, der arbeitsvollen Entbehrung und der wüsten Verschwendung — eine Schule der Gesetzlosigkeit, blutigen Faustrechts und betrügerischer Glücksjägerei in Spielen und Geschäften, nicht ohne ethnischen Unterschied der Schüler.

Besonders in Kalifornien sammelte diese rauschartige Thätigkeit Goldgräber, Goldwäscher, Goldhändler und Spieler aus vielerlei Stämmen und Völkern. Die Chinesen verlassen das himmlische Reich schaarenweise, die Männer, um in volklicher und religiöser Absonderung und mit dem heimischen Zopfe, der Abneigung und Verachtung der anderen Stämme trotzend, die Frauen, um mit geselligeren, aber desto schlechteren Sitten Gold zu ernten. In ähnlicher Weise erscheinen sie auch zahlreich auf mehreren malayischen Inseln. Mit gleichem Fleiße arbeiten in Kalifornien die germanischen Stämme; der angelsächsische brachte wiederum aus dem Norden seinen

Unternehmungsgeiſt und ſeine smart fellows, ſeine Gewaltthätigkeit und ſeine rowdies mit. Sein Hang zu Wetten begegnete der Spielluſt des ſpaniſchen Kreolen aus Mexiko, der vor dem Nordamerikaner hier herrſchte. Der eigentliche Grundherr aber, der Indianer, wird das Opfer der Fremden, ein gejagter, verthierter Flüchtling. Ihm gab bekanntlich in Südamerika der Bergbau den Unſegen der unbelohnten, ja todtbringenden Arbeit, den ſpaniſchen Eroberern und ihren Erben aber den Ertrag. In Kalifornien geht es raſcher mit ihm zu Ende. Die Nordamerikaner beſonders laſſen ihm nicht einmal Zeit, zum Sklaven zu werden; ein Todtſchlag, den ein Indianer aus Nothwehr oder aus Rache begeht, wird ihnen zum willkommenen Vorwande des feigſten Mordes an ganzen ſchuldloſen Stämmen mit Weib und Kind. Es kommt freilich auch ſchreckliche Wiedervergeltung vor, aber weit weniger, als bei den nach Zahl und Sinnesart ſtärkeren Indianern in Texas und in Neumexiko. In allen dieſen Landſtrichen aber räumen allmählich auch die Spanier der Kraft und der Gewalt der Yankees das Feld, und die Chineſen in Kalifornien werden von „geſetzlichem“ Banne bedroht. Hier aber verſtärkt ſich in neueren Zeiten die reinere germaniſche Kraft aus Deutſchland auch durch Zahl und Einigkeit, ein Vorbild dem alten Lande! Überdieß wird hier, wie auch namentlich in vielen Strecken Südamerikas, der Deutſche als freier Arbeiter und als ſachkundiger und zuverläſſiger Verwalter gerne herbeigezogen.

Leider klebt auch an der Erbeutung des Eiſens und der Kohle, dieſer beiden ſegensreichſten Foſſilgattungen, die mit einander in Wechſelwirkung ſtehn, bisweilen noch heute der Unſegen der Herabwürdigung menſchlicher Kraft und Natur. Doch gilt dieß weniger von dem Eiſen, das beſonders unter Germanen (Deutſchen, Engländern, Schweden) und Slawen (Böhmen) einen geachteten, faſt kaſtenartig geſchloſſenen Stand der Berg- und Hütten-leute ins Leben gerufen hat. Wir gedachten beider Foſſilien bereits als Erſatzmittel des Holzes. Der ſchon ſo ausgedehnte Berufskreiß des Eiſens erweitert ſich immer mehr, umfaßt den Bau von Häuſern, Schiffen, Straßen, Einfriedigungen und Thoren, die Verfertigung von Betten und andrem Hausrath zum Liegen und Sitzen, mancherlei plaſtiſche

Kunſtſchöpfungen und in der verklärten Geſtalt des Stahles auch Werkzeuge der Tonkunſt, vor Allem aber des Schriftenthums — die ſcharfe und doch gefügige Stahlfeder greift jetzt oft wirkſamer ſelbſt in die Politik ein, als der Stahl des Schwertes. Wie aber bei ſo manchem andern vielverbrauchten und unerſetzlichen Stoffe, fragen wir mitunter bange: Welche unerträgliche Entbehrungen muß dereinſt ſein völliger Verbrauch zur Folge haben? Es muß doch eine Zeit kommen, wo alles Eiſen der Jahrtauſende ſeit Thubalkain zum „alten Eiſen" geworfen und von Roſt verzehrt iſt, ohne daß wir es neu pflanzen könnten, wie die ausgerotteten Wälder, und ohne daß uns ſein Daſein in den meiſten organiſchen Stoffen und Weſen, das gleichſam ſeine Unentbehrlichkeit für die Bedürfniſſe der erwachſenen Menſchheit vorbedeutete, etwa durch einen Rieſenfortſchritt der Scheidekunſt fruchtbar würde. Wir dürfen nicht einmal den phantaſtiſchen Wunſch wagen, Mutter Erde möchte es dann in neuem Vorrathe aus ihrer glühenden Werkſtätte zu Tage fördern, weil bei dieſem Proceſſe leicht die Kyklopen aller menſchlichen Konkurrenz ein Ende machen könnten. Schon etwas weniger gefährlich wäre es, wenn „vom Magnetenberge die ſchauerliche Mähr" wahr würde und in den bekannten periodiſchen Meteornächten einen Regen eiſenhaltiger Meteorſteine auf die eiſenbedürftige Erde herabzöge. Tröſten wir uns auch hier einſtweilen mit dem ſelbſtſüchtigen Spruche: Après nous le déluge!

Vergeſſen wir jedoch auch nicht, daß ſchon ſeit längerer Zeit der Bergbau ſich bis auf, ja bis unter den Meeresgrund wagt. Dieß gilt namentlich, wenn nicht ausſchließlich, von Steinkohlenwerken in England. So erfreulich aber der Anblick des menſchlichen Fortſchritts auch nach der Tiefe hin iſt, ſo hat er hier auch gerade in England ſeine tiefdunkle Schattenſeite. In den Abgründen der dortigen Kohlenbergwerke verbringt noch oft ein erdrücktes Proletariat ſeine Lebensnacht von Kindsbeinen an, von allem Bildungsleben ausgeſchloſſen, eine Erſcheinung von ethniſcher Bedeutung, die in England auch auf der Oberfläche der Erde ihre Gegenſtücke findet. Da man aber dort in neuerer Zeit die Volkskrankheiten deutlicher erkennt und lebhafter empfindet, wird man auch die Heilmittel finden und die ſchon gefundenen zu allgemeinerer Anwendung bringen. Es iſt Zeit, daß

die black diamonds, die ſchwarzen Diamanten, wie die großen Grubenbeſitzer und Kohlenhändler ihren Schatz nennen, nicht mehr durch Leib- und Seelen-heil der Handlanger erkauft werden.

Richten wir bei dieſem Ausdrucke einen flüchtigen Blick auf die eigentlichen Diamanten, die in „glücklicheren“ Himmelsſtrichen auch nicht ohne „Seufzen der Kreatur“ oft durch Sklavenarbeit zu Tage gefördert werden. Doch beſteht an manchen Orten ein Geſetz der Menſchlichkeit und der Billigkeit, das dem glücklichen und geſchickten Finder die unſchätzbare Freiheit zum Ehrenpreiſe des unſchätzbaren Fundes ſpendet. Jener aber iſt nicht immer moraliſch genug erzogen, um dieſen Tauſch einzugehn, und nimmt ſich dann die Freiheit, ohne hochobrigkeitliche Bewilligung die Freiheit ſammt dem Diamanten in Anſpruch zu nehmen und ſich mit beiden in Sicherheit zu bringen, wenn anders Glück und Geſchick ihn ferner begünſtigen. Einige der größten und loyalſten Krondiamanten ſind auf dieſem illoyalen Wege irrfahrend nach Europa gekommen. Übrigens macht ſeit einiger Zeit europäiſche Betriebſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt dem Orient ſeine Diamanten ſo täuſchend nach, daß ſelbſt die echten oft ein ungerechtes Mistrauen trifft. Das Vielbegehrte verliert eben immer an Werth, wann es Viele beſitzen können. Den neueſten uns bekannten Kunſtdiamanten hat der Chemiker Gannal zu Toulon aus Kohle, Phosphor, Schwefel und Waſſer geſchaffen.

Reihen wir noch, bevor wir zu der dunklen Kohle nochmals zurückkehren, an die Diamanten die Perlen, andrer glänzenden Genoſſen zu geſchweigen, mit Ausnahme eines Zwitters, den wir ſogleich nachher nennen werden. Die Perlenfiſcherei hat ähnliche und noch grauſamere Leibeigenſchaft hervorgerufen, als der Bergbau, freilich nicht in ſolcher Ausdehnung. Der Gebrauch der Perlen iſt weit weniger durch nachahmende Kunſt beeinträchtigt worden, als der der Edelſteine; aber ſie haben doch nicht mehr den phantaſtiſchen Werth, den ihnen das Alterthum beilegte. Es gibt ſogar viele Realiſten, die wenigſtens den unmittelbaren Werth des eßbaren Inhalts der Muſcheln höher anſchlagen, als den der Perle, die einſt nur die widerſinnige Verſchwendungsluſt einer Kleopatra materiell genießbar zu machen ſuchte.

Der Zwitter, den wir meinten, ist der Bernstein. Im Meeresschooße (seltner in heimatlicherer Braunkohle, in tertiären Sandschichten u. s. w.) gefunden, wie die Perle, läßt Dichtung und Sage ihn, wie diese, aus Thränen entstehn, deren Glanz, wenn auch getrübt, noch in ihm nachschimmert. Im Grunde aber ist er als Reliquie einer älteren Schöpfung der fossilen Kohle verwandter und schließt, wie diese, nicht selten noch die Reste thierischer Zeitgenossen ein, ein Spielwerk für kindische Neugier, eine Urkunde für ernste Wißbegier. Er wird selbst für die Völkergeschichte zum Wegweiser, seitdem die alten Griechen und Römer seinen Ursprung bis zur Ostsee hinauf verfolgten, wo er noch jetzt einen eigenthümlichen Zweig der Volksthätigkeit erzeugt.

Als die Sigillarien und andre Gewächse der Steinkohlenperiode noch ihre lebenden Gestalten in ruhiger Flut spiegelten, ahnten sie nicht, daß ihre Mumien und Mumienbinden nach Jahrhunderttausenden den Feuerrossen zur Nahrung dienen sollten. Bei Heiden und Juden fuhren nur Götter und Propheten mit so raschem Gespann, jetzt aber zu Lande und zu Wasser die Geister der gewöhnlichen Menschen mit ihrem ganzen Trosse von Körpern und Körperbedürfnissen und Reisegepäck — immerhin aber auch mit ihren Geisterkräften, die jetzt in dem engen Raume je Eines Menschenlebens ein reicheres Feld der Nahrung und Thätigkeit gewinnen, als sonst in ganzen Reihen von Menschenaltern. Peter Schlemihls Siebenmeilenstiefeln sind kein Märchen mehr, aber sie können zu einem veralteten Gleichnisse werden, wann einst ein Wettrennen ohne Hindernisse hoch über den Erdbahnen durch die Luft gehn und der Sturmgott Wodan dem hinkenden Vulkan weit vorauseilen wird, soweit nämlich die Mechanik der Fuhrwerke und die Organik der menschlichen Lungen dieses Fortschrittsmaß auch für sich in Anwendung bringen können.

Doch eilen bereits Zwitterwesen zwischen Körper und Geist, die von so engherzigen Bedingungen nicht abhängen, selbst dem dahinrasenden Sturme so schnell voraus, daß sie seine Ankunft (z. B. an den langgestreckten Küsten Nordamerikas) in weite Fernen hinaus warnend vorausverkündigen. Freilich hat schon Vater Homeros von „geflügelten Worten“ gesprochen. Aber damals dachten, redeten und hörten die Menschen überhaupt noch weit langsamer, als heutzutage;

und selbst ihre Worte waren noch zu reich an Klang und Form, als daß sie sich in den Rahmen eines Telegraphems gefügt hätten. Indessen werden auch Homers unsterbliche Gedichte, einst nur gesprochen und gesungen, dann langsam geschrieben, viel später erst durch den Druck weithin verbreitet, jetzt gar durch die Dampfpresse neu beflügelt, zugleich mit so vielen andern Worten und Geisteswerken, die aber großentheils bald als Ephemeren ihren ebenso kurzen wie raschen Flug beenden.

Die Nachwelt wird die neue Aera vielleicht die des Dampfes nennen, obwohl dieser Name wahrscheinlich lange vor De Caus, und noch jetzt z. B. in „Hans Dampf", nicht eben eine weltbewegende Kraft bezeichnete.

Die gesteigerte Bewegungskraft, unter deren Dienste bis jetzt noch der Dampf das ausgedehnteste Gebiet zu verwalten hat, hat zugleich den messianischen Beruf, den Druck der schwersten und niedrigsten Arbeit von den Schultern und den Seelen geplagter Wesen zu nehmen. Zu diesen Wesen gehört nicht bloß das Trag- und Zug-thier, sondern auch der belastete Mensch, und sammt dem Postwagengaul sogar auch der Postwagenpassagier. Daß jedoch auf nächtlicher Fahrt der Bahnzugführer nicht bisweilen den urweltlichen Postillon beneide, ist immerhin möglich.

Noch großartiger ist die Wirkung des Maschinenwesens, der durch so viele Mittel und Hülfskräfte gesteigerten Mechanik auf andern Gebieten, besonders des Gewerbfleißes. Durch sie erhielten auch die schwächeren Arbeitskräfte der Frauen und der Kinder Antheil an der Entwickelung der Volksthätigkeit und des Volkswohlstandes. Zwar sind dadurch, namentlich für die Kinder, auch neue Schäden entstanden, die aber schon jetzt gering sind im Vergleiche mit den geheilten Schäden des Müßiggangs und der karggelohnten Arbeit, und die auch selbst schon der Gegenstand heilender Sorge geworden sind. Wir hoffen, daß mit Hülfe der zu Dienern des Menschen gewordenen Elementargeister auch der arbeitvollste Werktag dem Arbeiter noch hinreichende Muße und Spannkraft lassen werde, um nicht bloß seine Muskelkraft auszubilden. Wir hoffen ebenso, daß der Misbrauch dieser Geister zu Mordmaschienen und leider im Augenblicke noch „nöthigen"

kriegerischen Zwecken nicht lange mehr dauern werde. Freilich erkannte noch vor kurzem Zar Nikolaus der Eisenbahn nur diese Zwecke zu, und wies ein Gesuch der Kaufmannschaft zur Errichtung einer Bahn zwischen seinen beiden Hauptstädten zu friedlichen Zwecken misachtend zurück; aber „vor kurzem" gilt heutzutage als „vorlängst"! Wir hoffen endlich und vor allem, daß an den Orten, an welchen das Volk gegenwärtig noch die Eisenbahn haßt und angreift, weil sie die Kartoffelkrankheit verursache oder weil sie der heiligen Jungfrau feindlich sei, ein andres Volk erwachse. Dieß wird aber nicht geschehen, bevor in der Volksschule Naturgeschichte und Naturlehre an die Stelle blasphemischer Wundermären treten. Christus strafendes Wort gegen den Wunderglauben (Ev. Joh. 4, 48) gilt uns mehr, als die Wunder, die ihm nachgesagt wurden. Kirchenväter kämpften zwar gegen das von den Christen der ersten Jahrhunderte ihm beigelegte Prädikat eines „Zauberers", aber ohne diesen Wahn mit der Wurzel auszurotten, weil sie ihn im Grunde selbst theilten, wenn auch in etwas höherer Form.

Wir werden dem germanischen Stamme nicht zu viel Ehre anthun, wenn wir ihm den verhältnismäßig gröſten Antheil an den folgenreichsten Erfindungen der neueren Zeit zuschreiben, ohne jedoch andern Stämmen die verdiente Ehre zu verkürzen. Der Deutsche in engerem Sinne arbeitet oft mit fremdem Gelde und in fremdem Dienste und wird um den Namen des Erfinders geprellt; der Angelsachse in der alten und der neuen Welt läßt sich dieß nicht so leicht gefallen; Erikson ist germanischer Schwede. Den Franzosen müssen wir sogar die gröſten Verdienste um die Entdeckung der Dampfkraft lassen, aber ihre großen Kriegsfürsten des 17. und 19. Jahrhunderts wusten sie nicht zu schätzen; desto besser weiß dieß Napoleon III. Auch Jaquard, der Erfinder des trefflichen Webstuhls, war Franzose. Unter den Slawen zeichnen sich die Russen durch Erfindungsgabe, neben der volksthümlichen Nachahmungsgabe, in der Mechanik aus. Gehn wir aber in die Vorzeit zurück, so sind wiederum die wunderbaren Griechen die gröſten Erfinder, von dem mythischen Daedalos an bis auf den edlen Archimedes und selbst bis auf Kallinikos (7. Jahrh. n. C.), den Erfinder des griechischen Feuers.

Um wichtige Erfindungen fruchtbar zu machen, muß zu dem Scharfsinne der Einzelnen die Bereitwilligkeit des Volkes oder doch der thatfähigsten Volkstheile zur Ausführung und Anwendung der Erfindungen für das allgemeine Beste kommen. Wahre Volksthaten können aber nur in verhältnismäßig freien Staaten vorkommen, in welchen weder despotische Willkür, noch auch allzu patriarchalische Fürsorge und polizeiliche Umständlichkeit die Menschen abhalten wollen, ins Wasser zu gehn, ehe sie schwimmen können. Auch nur in solchen Staaten erwachsen Menschen, die sich durch das Misglücken der ersten Versuche nicht abhalten lassen, von neuem zu beginnen, to go ahead. Und solche Staaten hat vor allen wiederum der angelsächsische Volksstamm aufgebaut. Wo ein Volk noch nicht zur Selbstregierung, zu eigentlich constitutioneller Vertretung gereift ist, kann eben nur der glückliche Fall eintreten, daß sein Regent persönlich die beste Einsicht und Kraft des Volksgeistes vertritt und Vortheil und Ehre des Volkes wacker verwaltet. In diesem Falle wird sogar der Einzelwille rascher und durchgreifender handeln, als die vielköpfige und vielstimmige Regierung des Freistaates, dagegen aber immer das dauernde Gedeihen der neuen Einrichtung nur durch die entgegenkommende Einsicht, Willigkeit und allgemeine Betheiligung des Volkes verbürgt werden. Solange z. B. die Eisenbahn nicht auch von den Bauern und den sämmtlichen Handlangern des täglichen Marktes und Verkehrs gern und freiwillig den alten Schlendrianswegen vorgezogen wird, bleibt sie eben nur eine befohlene Anstalt, deren Gemeinnützigkeit das Volk nicht begreift noch fördert, vielmehr durch thörichte Anklagen unnöthigen Aufwands u. dgl. hemmt. Dazu kommen noch die begründeteren Klagen der bei jeder neuen Einrichtung benachtheiligten einzelnen Erwerbsklassen und Örtlichkeiten, wie der Fuhrleute, Lohnkutscher, Marktschiffer, Fischer u. s. w., die aber bei gesunder Volksthätigkeit sehr bald Abhülfe finden und selbst schaffen, indem sie den größeren Fortschritten und Verwandlungen ihre eigenen kleineren zum beiderseitigen Frommen anschließen.

Als der Mensch noch nicht die heute ihm dienstbaren Bewegungskräfte zu benutzen wuste, hieng Verkehr, Handel und Gewerbfleiß noch weit mehr, als jetzt, von örtlichen Bedingungen ab. Wo der Boden

nicht unmittelbare Nahrung spendete und wo die mineralischen Schätze des sonst unfruchtbaren Landes zwar schon zu Tage gefördert, aber nicht auf nahen Strömen verschifft und, zumal im Berglande, nur mit großem Aufwand von Zeit und Gelde zu Lande fortgeführt werden konnten, blieben solche Landstriche arm und mehr und minder öde, und zugleich ein unfruchtbares Brachfeld in dem Gesammtgute des Volkes, oft sogar eine unwegsame trennende Wüste in dem allgemeinen Verkehr. Wir wiesen bereits o. S. 224 auf den hohen Werth der Verkehrswege hin.

Die alten Römer bauten deßhalb überall, sobald sie ein Land in Besitz nahmen, ihre Steinstraßen, deren uraltes Pflaster noch jetzt manchmal z. B. in Rheinland und Wetterau benutzt wird. Waren sie auch zunächst Heerstraßen für die Kriegsmacht, so verbanden sie doch schon sogleich die neuentstandenen Ansiedelungen und Kulturstätten mit einander. Auch die Deutschen, nachdem sie ein seßhaftes und städtebauendes Volk geworden waren, bahnten jene großen Handels- und Kaiser-straßen, über deren viele in dichtem Walde und auf langgestreckten Gebirgsrücken oft nur noch der Fußwanderer oder auch der „Heerwurm" schreitet. Wir haben es miterlebt, daß in dem kleinen Staate des Großherzogthums Hessen ortskundige Beamte, durch eine wohlwollende Regierung und einen arbeitsamen Volksstamm unterstützt, in kurzer Zeit auch die sonst schwer zugänglichen und deßhalb armen Gebirgsorte durch ein Straßennetz, dessen Material gerade hier reichlich zur Hand war, mit den großen Verkehrsstraßen in Verbindung setzten.

Wiederum aber vermittelte zu allen Zeiten das wohlthätige Element des Wassers am leichtesten, willigsten und großartigsten den Völkerverkehr und insbesondere den Handel. Der Strom am Saume des Urwalds muste schon durch die stets bewegte und wandernde Flut die Gedanken des herantretenden Wilden aus seinem Walddunkel in die lichtere unbekannte Ferne ziehen. Der Wald selbst sandte vor seinen Augen hinabgesunkene oder vom Winde geschleuderte Stämme mit dem Strome als willenlose Schiffer, die dem Menschen nun bald zu Schiffen wurden. Und nun gar das Meer ward zur Hochschule der Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeistes, erst Völker und

Länder in unsichtbare, scheinbar unerreichbare Ferne von einander rückend, dann desto rascher sie verbindend. Es war und bleibt der Pontos, das bedeutet ursprünglich den Weg und die Brücke des großartigsten Verkehrs. In der Inselwelt des südlichen Weltmeers wurde der noch halb wilde Küstenfahrer auf seinem Kanoe durch Stürme in die weite Wasserwüste hinausgeschleudert oder flüchtete vor seinen Feinden, bis er oft an einer tausend Meilen weiten Küste landete und ein neues Volk gründete, dessen Sprache noch nach ungezählten Jahren seine Abstammung unwiderleglich bezeugt. So z. B. hat der Maori Neuseelands die malayo-polynesische Sprache in vollerem Klange erhalten, als seine Stammverwandten in Hawaii, woher (aus Sawaiki) vielleicht seine Vorväter kamen. Die Dauer bestimmter Windströmungen in jenen Meeren erklärt einigermaßen die Möglichkeit solcher wunderbaren Fahrten. In großen Festländern dagegen, wie z. B. in Indien, lockt das Meer wenigstens die von ihm nicht unmittelbar berührte Bevölkerung nicht hinaus, sondern wird sogar zum Gegenstand einer Scheu, die sich bis zum religiösen Verbote steigert. Dieß gilt auch von den alten Aegyptiern, während bei ihnen der segensreiche Nil, wie bei den Hindus die heilige Ganga, lieb und hoch gehalten wurde.

Die seefahrenden Kulturvölker wurden dieß immer erst durch die Natur und Vertheilung von Land und Meer, wie namentlich die Bewohner der küsten- und hafen-reichen Länderſäume, Halbinseln und Inseln Phoenikiens, Kleinasiens, Griechenlands, Illyriens, Italiens, der deutschen Niederlande und Skandinaviens. Die griechischen Seeleute und Großhändler übertreffen noch heute selbst die englischen an Regsamkeit und Gewandtheit. Die Angelsachsen brachten die Grundlage ihrer Seetüchtigkeit schon aus der deutschen Heimat mit, deren Küstengebiete größtentheils dem sächsischen Stamme mit Einschlusse des niederländischen angehören, wie denn auch seiner Sprache die meisten im Hochdeutschen eingebürgerten Ausdrücke für Schiffsausrüstung und Schiffahrt entnommen sind. Die älteren Fahrten der sächsischen, friesischen und skandinavischen Germanen galten fast mehr dem Raube, als dem Handel. In Orloogsschiff = Kriegsschiff hat sich ein alter, einst auch der hochdeutschen Mundart angehöriger,

Ausdruck für Krieg erhalten. Die meiſten Schiffsnamen dagegen ſind romaniſchen Urſprungs. Uralte Rufe der Matroſen haben ſich bei den Griechen erhalten.

Wie die in der ganzen gebildeten Welt verbreiteten altgriechiſchen Wörter auf den meiſten Gebieten der Wiſſenſchaften und Künſte das Verdienſt des Volkes preiſen, ſo die italieniſchen für Handel, Wechſelrecht und Geldſachen überhaupt.

Die großen Märkte oder Meſſen in Deutſchland (Frankfurt a. M. und a. d. O. u. ſ. w.), Frankreich (Beaucaire), Italien (Sinigaglia), Rußland (Nieder-Nowgorod) u. ſ. w. nehmen in dem Maße ab, wie der Völkerverkehr unter Mitwirkung jener Bewegungskräfte zunimmt und der Zwiſchenhandel abnimmt, wozu denn auch die ſchon erwähnten Aſſociationen beitragen.

Bei den älteſten Seevölkern waren die ſonſt feindlichen Gegenſätze des Handels und des Raubes oft vereinigt. Bisweilen wurde der Seeraub zum Volksberufe, wie bei kleinaſiatiſchen Völkerſchaften, in neuerer Zeit bei malayiſchen und arabiſchen (Barbaresken), und neben dem Seehandel bei den antiken und modernen Griechen. Die Flibuſtiers und Buccaniers waren kein Volk, nur Banden. Kein Raubgewerbe entſittlicht ſo furchtbar, wie das des Seeraubs, das neben dem Muthe die ſcheußlichſten Leidenſchaften wachruft. Die Römer waren in den letzten Zeiten der Republik mehrmals genöthigt, ihre ganze Macht gegen die der Seeräuber, beſonders der kleinaſiatiſchen, aufzubieten. Doch auch der Seeraub hat ſeine Romantik, namentlich, wo er ſich zu dem politiſchen Seekriege geſellt und wo ſelbſt heroiſche Frauen als Anführerinnen auftreten. A. Berghaus hat mehrere Beiſpiele in einem leſenswerthen Aufſatze in dem „Buch der Welt“ (Stuttgart 1863 Nr. 10) zuſammengeſtellt.

Eine andere Bedeutung hat die Nebenordnung des Handels und der Dieberei unter Merkurs göttlichem Schutze, eine Potenzierung der zum Handelsglücke unentbehrlichen Klugheit und Gewandtheit. Eine ſonderbare und komiſche Erſcheinung gewährte bis in die neueſte Zeit die geſetzliche Erlaubnis der Dieberei (des „Freikaufs“) auf deutſchen Jahrmärkten, wobei an die Stelle des ſiebenten Gebotes das bekannte eilfte trat: „Laß dich nicht erwiſchen!“ In dieſem Falle

Geiſtige Volksthätigkeit oder Bildungsgeſchichte in engerem Sinne.

Wir haben nun ſchon bei der Volksthätigkeit vollends die Brücke zwiſchen dem mehr äußeren oder ſtofflichen (materiellen) und dem geiſtigeren Gebiete überſchritten. Aber ſelbſt hier laſſen ſich Leib und Seele nicht ſcharf trennen; der Anbau und die Erzeugniſſe der beiden Gebiete fördern oder hemmen einander wechſelſeitig, und ihr Grund und Boden iſt eben immer nur der Eine, welchen wir die Volksnatur nannten. Sie offenbart und kennzeichnet ſich von Anfang an durch Thätigkeit, entwickelt und wandelt ſich aber mannigfach im Laufe der Zeiten, der Ereigniſſe und Schickſale.

Hier, in der letzten Reihe unſerer ethnologiſchen Merkmale und Kategorien, faſſen wir die geiſtige Volksthätigkeit mehr nur in ihren höheren und ausgeprägteren Richtungen und Entwickelungen auf. Von fertigen, abgeſchloſſenen Zuſtänden können wir nirgends ſprechen. Der mathematiſche Punkt des Seins bildet zu jeder Zeit den Anfang eines Werdens, das aber auch rückwärts oder abwärts gehn kann und dann mit verſchiedenen Namen bezeichnet wird, wie z. B. durch die Ausdrücke „ſinken, ver-, zugrunde-, zurück-, unter-gehn, aus-, ent-arten“ u. ſ. f. Selbſt „ſtocken, ſtillſtehn“ u. dgl. gilt hier ebenſowenig wörtlich, wie bei irgend einem andern organiſchen Proceſſe. Dieß fühlen ſogar die Führer des geiſtigen Rückſchritts, die man nur figürlich oder misverſtändlich die des „conſervativen Stillſtands oder Feſthaltens“ nennt. Einer ihrer Meiſter (Stahl) begnügte ſich deshalb auch nicht mit Joſuas Ruhme: den Himmelslichtern Stillſtand zu gebieten, ſondern hieß die Wiſſenſchaft „umkehren.“

Auch unſere Benennung „Volksthätigkeit“ iſt bis jetzt nur ſelten in ihrem vollen umfaſſenden Sinne zu nehmen. Denn nur

allzu häufig wird das „Volk“ nur durch einzelne Volksklaſſen vertreten: durch Adel, Gelehrte, Beamte u. ſ. w., oder auch nur durch die Regierung, ſei ſie eine ſchlechte, die das Volk nur ausnutzt, oder eine gute patriarchaliſche, die „Alles für, Nichts durch das Volk“ thut. Nicht ſelten geht auch Neigung und Thätigkeit dieſer verſchiedenen Volkstheile, von unten bis zur Spitze, nach verſchiedenen oder gar entgegengeſetzten Richtungen. Exempla sunt odiosa!

In mehr und minder gebildeten und durch Verfaſſungen geordneten Staaten, in welchen Gewiſſens- und Vereins-freiheit beſteht, laſſen ſich immerhin drei oder vier Hauptträger (-faktoren, -führer, -kreiße, -gattungen) der auf weitere Kreiße ausgedehnten Thätigkeit unterſcheiden, namentlich, ſoweit ſie durch Bildungsanſtalten geleitet wird und durch ihre Wirkungen in die Sinne fällt.

Dieſe Hauptträger ſind: der Staat, die Staatsgewalt oder Regierung; die Geſellſchaften oder (freien) Vereine; die Geſellſchaft, oder das Volk als Sammelweſen (Collectivindividuum) nach ſeiner Durchſchnitts-bildung und -thätigkeit, d. h. die möglichſt übereinſtimmenden, einander ähnlichen Kräfte und Thätigkeitstriebe der Einzelweſen (Individuen). Ein vierter Träger iſt die Kirche, die Hierarchie oder Geiſtlichkeit, welche zwar in vielen Staaten noch neben oder gar über dem Staatsgeſetze waltet und nicht bloß den mächtigſten Einfluß auf die Einzelnen, ſondern auch das Recht hat, großartige Anſtalten für äußeres und inneres Wohl und Wehe des Volkes zu gründen und die längſt gegründeten zu leiten; die aber in den vorgeſchrittenſten Staaten zu der zweiten der obigen Gattungen gehört, nämlich als freier Verein, der ſo lange durch das Vereinsrecht geſchützt wird, als er nicht ſtörend in die Geſammtgliederung eingreift. Wir haben die ſtärkſten Lichter und Schatten dieſer Macht bereits in dem Hauptſtücke von der Religion gezeichnet; findet ſie nicht Kraft zur Wiedergeburt und Selbſtverjüngung, ſo hat ſie, wie jede Macht ohne Kraft, das Leben verwirkt, und das tauſendjährige Reich beginnt nicht in ihr, ſondern nach ihr.

Wir geſtehn, daß wir in allen Phaſen oder Entwickelungszeiträumen, von dem patriarchaliſch-deſpotiſchen Feudal- und Hörigen-

oder, milder, Unterthanen-ſtaate bis zu dem eigentlichen Freiſtaate ohne alle Rechtsunterſchiede, das Volk in corpore für die auf ſeinem Grund und Boden hervortretende Thätigkeit (oder deren Stillſtand und Gegentheil) verantwortlich machen.

Selbſt wenn neun Zehntheile der Bewohner dieſes Bodens nur arme Pachter, Tenants, Häusler (Seldner, Koſſaten), oder gar Fröhner oder Leibeigene, rechts-, erwerbs- und beſitz-loſe Landſtreicher und Beiſaſſen ſind: ſo ſind ſie bis zu einem gewiſſen Grade mitſchuldig an der Dauer ihrer eigenen Nichtigkeit (Paſſivität und Nullität), d. h. ihrer Unthätigkeit für das eigene und allgemeine Beſte, gleichviel, ob ſie dabei als müßige Lazzaroni vegetieren, oder für die Herren des Bodens ſich zu Tode arbeiten.

Bei der Sühne ihrer Mitſchuld kann es freilich geſchehen, daß ein italieniſcher Rè Bomba zum Rè bombardato werde; oder daß ein deutſcher Fürſt, der ſeinen europamüden Unterthanen verbietet auszuwandern, von dieſen die dringende Erlaubnis dazu erhält; und endlich gar, daß die Neger auf den Antillen u. ſ. w., welchen der Selbſtmord bei Lebensſtrafe verboten wird (fabula vera!), dafür den Mord erlaubt halten. Aber ſolche chaotiſche Zuſtände können doch ebenſowenig dauern, wie die communiſtiſche Bewirthſchaftung des geächteten Eigenthums, ſei es durch Pöbelſchaaren oder durch Soldatenhorden. Denn ſelbſt das tollgewordene und bieſende Vieh fühlt nachgerade das Bedürfnis, ſich in Herden und Trupps zu reorganiſieren, auch wann weder Hirte noch Hirtenhund ſeiner wieder Herr geworden iſt. Wohl aber werden wir dann immer bejammern müſſen, daß die unheilvollen Folgen der Schuld auch viele Schuldloſe treffen, und daß, Wer lange Unrecht erduldet hat, auch nicht gelernt hat, Recht zu thun. „Es muß ja Ärgernis kommen; aber wehe Dem, durch welchen ſie kommt!“

Sprache und Schrift.

Die Sprache nimmt, wie oben bei dem Urbeſitze der Völker (der Volksnatur), auch hier bei ihrer Bildungsgeſchichte den bedeutendſten Rang und Raum in Anſpruch, indem ſie das unmittelbarſte und

vorzüglichſte Organ der geſammten geiſtigen Entwicklung iſt. Um dieſes im reichſten Maße zu werden, bedurfte ſie der Schrift. Aber ihre künſtleriſche Ausbildung in Rede und Dichtung beginnt ſchon vor dem Gebrauche der Schrift, deren Amt: das Feſthalten und die weitere Verbreitung des Wortes, anfangs das Gedächtnis zu üben hatte. Das Selbe gilt von der Tonkunſt, deren Geſchichte wir zwar ſpäter geſondert entwerfen werden, aber theilweiſe ſchon mit der der gebildeten Sprache verflechten müſſen. Tonkunſt und Redekunſt ſind ſich ja auch verwandt, wie Singen und Sagen. Vorzugsweiſe wird in jenem die Empfindung, in dieſem der Gedanke laut; und dieſe Klangbilder des ſtillen Geiſteslebens werden nun wiederum durch die, an ſich lautloſen, Zeichen der Schrift, durch Buchſtaben und Muſiknoten, abgebildet und feſtgehalten.

Zwar iſt die Schrift dem Worte nicht ſo unentbehrlich, wie dieſes dem Gedanken; und das geſchriebene Wort und Tonzeichen bleibt immer nur ein farbloſer Schattenriß der lebendigen Rede und Betonung. Aber dieſes Zeichen trägt die ausgeſprochenen Gedanken und Gefühle viel weiter in die Fernen des Raumes und der Zeit hinaus, als das beſte Gedächtnis der Hörer und ihrer Nachkommen dieß von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit zu thun vermag. Die beſte Schwungkraft der oben citierten „geflügelten Worte", der ἔπεα πτερόεντα der homeriſchen Geſänge würde verhältnismäßig früh ermattet, ihr wundervoller Klang verhallt ſein, wenn die Schrift ſie nicht feſtgehalten hätte. Überdieß bedarf ihrer auch der ruhige und ſelbſtthätige Denker, der die fremden, weit von ihm und lange vor ihm ausgeſprochenen Gedanken und mitgetheilten Thatſachen nicht bloß vernehmen, ſondern auch in ſich verarbeiten und ſein eigenes Geiſteswerk daran knüpfen will. Er muß, ohne allzugroße Anſtrengung des Gedächtniſſes, leſen und wieder leſen, was er durchdenken will; und ebenſo muß er in ſinniger Muße niederſchreiben können, was ihm im eigenen bewegten Geiſte aufgeht, und wäre es nur für ihn ſelbſt, ohne daß er es draußen auf dem Markte des Lebens laut verkündigen wollte.

Darum gilt uns die Schrift (welcher wir ſpäterhin noch einige Worte widmen werden) als eine große Grenzmarke in der Bildungsgeſchichte, und die Geſchichte des **Schriftenthums** oder der **Literatur**

als die Geſchichte der höheren Bildung ſelbſt, insbeſondere der wiſſenſchaftlichen. Dieſe Wichtigkeit der Schrifterfindung wiederholt ſich potenziert in der ihrer großartigen Verbreitungsmittel durch Druck, Stich u. ſ. w. bis zur Telegraphenſchrift. Eine Menge techniſcher Mittel, Erfindungen, Gewerbe und Künſte hangen mit dieſen Verſtändigungsmitteln zuſammen, wie die Bereitung der Dinge, auf welche und mit welchen geſchrieben, gedruckt u. ſ. w. wird; ſodann die Buchbinderei, der Buchhandel u. ſ. w.

Redekunſt.

Wir richten den Blick hier zuerſt auf die Rede, und darnach erſt auf die Dichtung, die ja eigentlich nur eine Gattung der erſteren iſt, und zwar eine jüngere, ſo gewis Jedermann ſeine erſte und gar Mancher all ſeine Rede in Proſa thut. Aber die künſtleriſche Ausbildung der proſaiſchen Rede, und der Proſa überhaupt, iſt jünger als die der Dichtung. Nur gibt es freilich Völker, bei welchen letztere auf niederer Stufe ſtehn bleibt und nicht zum Volkseigenthum in höherer Weiſe wird, während die Beredtſamkeit ſich ſelbſtändig und fortſchreitend ausbildet, ohne daß darum immer förmliche Schulen der Redekunſt oder Rhetorik errichtet würden. Cicero ſagt: die Redekunſt entſtehe erſt aus der Beredtſamkeit, nicht umgekehrt („esse eloquentiam non ex artificio, sed artificium ex eloquentia natum“).

Das Bedürfnis der durchdachten und nach beſtimmten Maßen geſtalteten Rede entſteht erſt, wo die engeren Kreiße der Familie und der Nachbarſchaft von den weiteren der politiſchen und der religiöſen Gemeinde, alſo des Staates und der Kirche umſchloſſen werden. Der Redner vor dem größeren Hörerkreiße ſoll, wo möglich, in gehobener und doch zugleich geſammelter Stimmung ſein; und der, mehr oder minder, wichtige Inhalt ſeiner Rede bedarf einer entſprechenden Form.

Für die Kunſt dieſer Redebildung genügt oft lange Zeit bloß mündliche Überlieferung, wie z. B. bei den Galliern und den Eingebornen Nordamerikas, ſoweit dieſe noch politiſch ſelbſtändig ſind. Die Erſteren verloren ihr altes Volksthum und nahmen mit

der Sprache der Römer auch ihre Schrift und Bildung an. Ihre volksthümliche Redegabe wurde jetzt zur völlig ſchulmäßigen Kunſt, und Gallien blieb reich an Rhetoren. Aber ſchwerlich vereinigte jetzt die Rede mit der höheren Ausbildung die alte naturwüchſigere Kraft; um ſo weniger, da die Herrſchaft der Römer die Rede mehr von der politiſchen Tribüne auf die nur gerichtliche, das Barreau der modernen Gallier, zurückdrängte. Die armen Nordamerikaner aber werden für ewig verſtummen, bevor ihre Bildung zur ſchriftmäßigen Rede reift.

Politiſche und religiöſe Freiheit iſt die Lebensluft der Rede. In der Stickluft der Knechtſchaft athmet nur noch der feile Lobredner und der Fanatiker auf der Kanzel, der das „Kreuzige ihn!“ über jeden Widerſprechenden ausruft. Ohne das Recht des Widerſpruches aber beſteht keine Spruchfreiheit; und die Rede, welcher Niemand gegenreden darf, bedarf nicht einmal der ſophiſtiſchen Kunſt der Überredung, ſondern nur der materiellen Gewalt und noch mehr der Furcht vor dieſer, um das Wort zur That zu machen. Anderſeits bedarf die Redefreiheit für die mündliche Rede der parlamentariſchen Ordnung, und für die ſchriftliche eines Geſetzes zur Sicherung des Wehrloſen, wenn nicht die Rede ſammt ihrem Verſtändniſſe in wüſtem Lärm untergehn ſoll. In geſetzmäßiger Freiheit und Ordnung muß der Thronrede die Rede des Volksvertreters, der Kanzelrede die Widerrede irgend eines, nach der Gemeindeordnung auftretenden, Sprechers, oder wenigſtens des „Controverspredigers“ antworten dürfen. Die Reformationszeit ſtellte mit Recht zwei Kanzeln gegen einander über; und die römiſche Kirche geſtattet ſogar dem Teufel einen Anwalt, der die Heiligkeitskandidaten, wenn auch nur ſpiegelfechtend, anzugreifen hat. Dagegen zwingt oder zwang ſie die Juden in Rom, jährlich eine Bekehrungspredigt anzuhören, die ſelbſt für Wahrheiten, die ſie vielleicht enthielt, nur die Unwiderſtehlichkeit der gewaltthätigen Lüge hatte.

In dem lebhaften und ſtets politiſch bewegten Volke der Griechen war die praktiſche Ausbildung der Rede lange vor der theoretiſchen vorhanden. Letztere gieng vorzüglich von den Philoſophen aus, namentlich in etwas ſpäterer Zeit von den ſogenannten Sophiſtenſchulen. Sodann ſind die Redekunſtlehrer oder Rhetoriker häufig zugleich

Sprachlehrer oder Grammatiker, wie denn ihre Wiſſenſchaft, als Styliſtik, einen Theil der Sprachlehre bildet, deren Geſchichte wir ſpäter verhandeln werden.

Der philoſophiſche Dichter Empedoklés aus Akrágas (Agrigentum, Girgenti) in Sicilien (5. Jahrh. v. C.) ſoll zuerſt mündlich die Regeln der Beredtſamkeit gelehrt haben; zugleich ſchriftlich ſeine Landsleute und Schüler Korax, Tiſias und der berühmtere Gorgias aus Leontini (οἱ Λεωντῖνοι), der in Athen ſowohl ſelbſt als politiſcher Redner auftrat, wie auch eine Redeſchule gründete, und Iſokrates Lehrer wurde; ſodann der Attiker Antiphón aus Rhamnús (480—441 v. C.), der das erſte eigentliche Lehrbuch der Rhetorik geſchrieben und zuerſt um Geld für Andere gerichtliche Reden geſchrieben und gehalten haben ſoll; ſein Schüler war der große Geſchichtsſchreiber Thukydides. In Athen zeichnen ſich noch aus: namentlich der Staatsmann und Redner Andokides, Alkibiádes Zeitgenoſſe und Gegner; Lyſias (450—379), Sohn des Redners Képhalos aus Syrakus; er lebte lange zu Thurion in Unteritalien, und ſchrieb erſt im Alter eine Menge trefflicher Reden. In Athen und in Chios lehrte die Redekunſt der Vaterlandsfreund Iſokrátes (436—338). Sein und Lyſias Schüler war Iſaeos aus Athen oder aus Chalkis. Der berühmte und hochgeſinnte Athener Demoſthénes (385 oder 382 bis 322), Platons Schüler, bildete ſein ſprödes Organ durch methodiſche Mittel künſtleriſch aus. Sein Gegner und Nebenbuhler war Aeſchines in Athen, ein vielgewandter, durch ein abenteuerliches Leben erzogener Mann. Demoſthenes Freund dagegen war der ſittlich tüchtige Lykurgos in Athen, Platons und Iſokrates Schüler.

Mit der Freiheit und politiſchen Selbſtändigkeit der Griechen erloſch zwar die freie Rede, aber nicht die Redekunſt, die vielmehr durch ſie vorzugsweiſe ſpäter in Rom geübt und gelehrt wurde. Von der Beredtſamkeit im römiſchen Kaiſerreiche gilt Wachlers Wort: „Das Kind der Freiheit, ſchon vor Trajan erſtorben, bloß armſeliger Geſpenſterſchatten eines einſt hochkräftigen Lebens“. Sie lebte dort nur noch in Lob- und Gerichts-rede fort.

Die griechiſch ſchreibenden Redner des alexandriniſch-römiſchen Zeitraumes ſind, wie die griechiſchen Schriftſteller deſſelben überhaupt,

der ethnologiſchen Bildungsgeſchichte auch durch die Mannigfaltigkeit der Heimat und Abſtammung merkwürdig. Die folgenden Jahrzahlen ſind nach Chriſtus gemeint.

Hermogénes aus Tarſos in Kilikien (161) war ein Wunderkind, das ſchon im 25. Jahre kindiſch wurde. Dionyſios Kaſſios Longinos, aus Alexandria oder aus Athen, war Lehrer und Rathgeber der Königin Zenobia von Palmyra, und fiel 273 als Opfer des Kaiſers Aurelianus. Einer der edelſten Redner des Zeitraums war der antik gebildete Dion (Chryſoſtomos, Goldmund genannt) aus Pruſa in Bithynien (1.–2. Jahrh.). Tiberius Claudius Atticus Herodes aus Marathón in Attika, der 141 Conſul in Rom wurde, war ein thätiger und angeſehener Tonangeber ſeiner Zeit. Viele Redner und Rhetoriker dieſes Zeitraums waren Aſiaten, wie im 2. Jahrh. der Bithynier Aelios Ariſtides aus Adrianopolis und der Platoniker Maximos von Tyros, im 4. Jahrh. der Paphlagone Themiſtios zu Konſtantinopel, der Bithynier Himerios zu Athen, Libanios aus Antiochia, deſſen Zeitgenoſſe Valerius Harpokration aus Alexandria ein Wörterbuch über die attiſchen Redner ſchrieb. Ebenfalls Aegyptier (dem Lande nach) war Athenaeos aus Naukratis (3. Jahrh.), Sprach- und Rede-lehrer und fleißiger Sammler aus älteren Schriftſtellern, der in ſeinen „Δειπνοσοφισταί“ uns viele bildungsgeſchichtliche Einzelheiten hinterlaſſen hat. Durch das römiſche Reich wanderte im 2. Jahrh. der witzige Syrer Lukianós aus Samóſata (τὰ Σαμόσατα) in Kommagene, deſſen Familie aus Griechenland ſtammte. Er war Rhetor u. a. in Gallien, Sachwalter in Antiochia, wanderte und wirkte in Hiſpanien, Italien, Griechenland mit Einſchluſſe Makedoniens und zuletzt als Procurator in Aegypten, und fand die Menſchen wie die helleniſchen und chriſtlichen Götter ſeiner Zeit ſeiner trefflich geſchriebenen Satire werth. Sein Freund und minder tiefer Geiſtesverwandter Alkiphron ſchrieb Sittenſchilderungen aus Athen in Briefform. Im chriſtlich-byzantiniſchen Zeitraum beſchränkte ſich die griechiſche Redekunſt und Styliſtik faſt nur auf das geiſtliche Gebiet der Homiletik. Unter den Ausnahmen bemerken wir die kaiſerliche Leons VI. (ſtarb 911).

In Rom war die Redekunſt dem älteren und ſtrengeren, aber auch ungebildeteren, Volksgeiſte fremd, und wurde erſt durch die Griechen eingeführt, auch zweimal, 161 und 92 v. C., von Bannſprüchen der Regierungsbehörden getroffen. Wie die Kunſt überhaupt, blieb ſie längere Zeit hindurch in nationaler Misachtung, doch mehr nur ihr von Ausländern und gelehrten Sklaven oder Freigelaſſenen ertheilter Unterricht. Als erſter freigeborner Römer, der ſie lehrte, wird erſt ungefähr zu Auguſtus Zeit ein Ritter Blandus genannt. Seitdem wurden die Rhetoriker geachteter und zu „professores, doctores“ erhoben. Viel früher kam die praktiſche Beredtſamkeit zu Ehren, ſchon vor ihrem Meiſter M. T. Cicero aus der alten Volskerſtadt Arpinum (geb. 106, ermordet 44 v. C.), der die Kunſt unter griechiſchen Lehrern nicht bloß in Rom, ſondern auch in Athen und Rhodos ſtudiert hatte. Wachler ſagt von ihm: „Er glaubte mit gleicher Gutmüthigkeit, wie Pütter an die deutſche, an die römiſche Verfaſſung, für welche nur Bürgerſinn Gewähr leiſten konnte.“ Die ungemeine Vielſeitigkeit ſeiner Bildung und ſein Lebenslauf ſind allbekannt. Nach ihm ſind nur bedeutend als Theoretiker und Kritiker M. Ann. Seneca aus Corduba in Hiſpanien, der Vater des Philoſophen, auf welchen wir ſpäter kommen; und M. Fabius Quintilianus, ebenfalls in Hiſpanien zu Calagurris geboren, aber ſchon in der Kindheit nach Rom gekommen und ſpäter von Domitianus zum Conſul ernannt. Sein geſchmackvolles Lehrbuch wurde erſt 1417 in St. Gallen wieder aufgefunden. Sein Schüler C. Plinius Caecilius Secundus aus Comum (des Naturgeſchichtſchreibers Plinius Schweſterſohn) war gerichtlicher Redner und als Lobredner (Panegyriker) des Kaiſers Trajanus der Vorgänger einer Reihe von Schriftſtellern dieſer Gattung, die im 4. Jahrh. v. C. die Kaiſer verherrlichten. Höher, denn als Redner, ſteht er als Briefſchreiber (Epiſtolographe) und fand als ſolcher einen, ebenfalls erſt im 4. Jahrh. lebenden, Nachahmer in Q. Aurelius Symmachus aus Rom, der als Gegner des Chriſtenthums auftrat. Ebenfalls Briefſchreiber und Rhetor zugleich, auch Grammatiker, war im 2. Jahrh. n. C. M. Cornelius Fronto aus Cirta in Numidien.

Wir haben vorhin bereits der Gallier als eines redebegabten Volkes gedacht. Auch ſonſt zeigt ihre Volksſtimmung und namentlich

ihr politiſcher Geſchmack manche Ähnlichkeit mit den Griechen, ſogar auch die prachtvolle Zuſammenſetzungsfähigkeit ihrer Sprache, ſoviel wir leider faſt nur aus den aufbewahrten Menſchen- und Orts-namen erſehen. Obgleich dieſelbe noch nicht in völligem Gebrauche der Schrift war, als ſie von der lateiniſchen verdrängt wurde, ſo haben wir doch Urſache, ihr eine nicht unbedeutende künſtleriſche Ausbildung zuzuſchreiben. Viele Tauſende von Sprüchen und Denkverſen giengen in den Druidenſchulen durch mündliche Überlieferung von Geſchlecht zu Geſchlechte über. Die Reden anderer „barbariſcher" Volksgenoſſen des Alterthums, die wir in klaſſiſchen Geſchichtſchreibern finden, mögen von dieſen erdichtet oder nachgedichtet ſein, wurden aber wahrſcheinlich einſt wirklich irgendwie gehalten.

In der ſpäteren Zeit erhält bei den chriſtlichen wie bei den mohammedaniſchen Völkern die Beredtſamkeit ein neues Gebiet, das lange Zeit hindurch vor dem ſtaatlichen und gerichtlichen den Vorrang behauptet: das kirchliche. Unter den Kirchenvätern der erſten Jahrhunderte waren mehrere bedeutende Redner, wie u. a. Auguſtinus, der Rhetorik lehrte, Joannes Chryſoſtomos, Euſebios aus Emeſa, Ambroſius, Gregorios Nazianzenos (ſtarb 391). Wir kommen auf ſie bei der Geſchichte der Theologie zurück, bei welcher und bei der Geſchichte der Rechtskunde überhaupt mehrere Ergänzungen zu dem Folgenden zu ſuchen ſind. Freilich ſchon der heilige

„Antonius zur Predig
Die Kirch findt ledig;
Da geht er zu den Flüſſen
Und prediget den Fiſchen"

mit gleichem Erfolge; er wird zwar angehört, aber die Hechte bleiben Hechte, wie ihre Wahlverwandten unter den Menſchen. Je mehr die Dogmatik und die Himmel- und Höllen-moral den Stoff zu den Predigten lieferten; deſto unfruchtbarer blieben ſie für Menſchenliebe und Sittlichkeit. Dadurch wurde auch der Geſchmack der Zuhörer verhärtet und blaſiert, und der ehrliche und herzenswarme Prediger nur allzuoft zum Prediger in der Wüſte. Die Beredtſamkeit der Glaubenseiferer hatte mit der Redekunſt wenig zu ſchaffen und erſetzte dieſe durch rohe Declamation und Geſticulation, ſo daß ſie entſprechende Knall- und

Schlag-effekte erzielte. Ihre, darum nicht besseren, Gegensätze bildete die glatte Sophistik der Rede, der mit künstlichen Blumen geschmückte Hof- und Salon-sermon, die auf Frauennerven berechnete Rührungs- und Erschütterungs-predigt, Arten und Abarten, die schon lange vor den Jesuiten vorkamen. Eine weit machtvollere, oft aber auch unheilvollere Abart entsteht, wo die Kanzel zur politischen Tribüne wird, und der kirchliche Prediger seine Mittel im Dienste des Absolutismus wie, nach Umständen, der Revolution gebraucht. Dieß geschah im Mittelalter besonders im Byzantinerreiche und ist neuestens fast im ganzen Abendlande an der Tagesordnung. Diese Einmischung der Politik in die Predigt kommt zuweilen auch bei einer harmloseren Gattung vor: der sogenannten Capucinade nämlich, und nicht bloß in Wallensteins Lager. Wo diese Gattung, deren wir auch unten bei der Satire gedenken werden, sittliche Gebrechen der Gesellschaft geißelt, wirkt sie oft viel Gutes, vorausgesetzt, daß die Zuhörer nicht an Bildung und gewohnter Redeweise über der des Redners stehn.

Während die Kanzelredner der englischen Hofkirche auch in den besten Predigten durch deren vorgeschriebene zweistündige Vorlesung sich und die Zuhörer ermüden, improvisieren die Methodisten dieses Volksstammes, und in Nordamerika auch die vom Negerstamme, in Kirchen, an Straßenecken, in Feld und Wald die ausdrucksvollsten Reden, die selbst die vernünftigsten Zuhörer außer sich bringen. In heiterer Weise thut dieß der italienische Straßenprediger, der Christus selbst als „il vero Pulcinello“ proklamiert.

Viel würdiger schmiegten sich die früheren christlichen Geistlichen und Bekehrer der Denk- und Ausdrucks-weise des Volkes an, schon indem sie in dessen Sprache und Mundart predigten und diese dadurch ausbildeten und schriftmäßig machten. Ähnlich verfahren auch viele Missionäre der Gegenwart, die katholischen oft volksthümlicher und milder, als die protestantischen, welche dagegen (unsers Wissens besonders nordamerikanische) tiefer und segensreicher durch Volksschulen wirken.

Kirchenversammlungen des 9. Jahrh. in Frankreich und Deutschland machten den Predigern wenigstens Verdolmetschung ihrer Predigt durch Gehülfen zur Pflicht, während sonst bei den meisten christlichen Confessionen, zunächst in Formeln, Altartexten und Gebeten, durch die

dem Volke unverständliche „heilige“ Sprache die falsche Majestät des Geheimnisses wahrte, mitunter durch päpstliche Verpönung der Landessprachen unterstützt. Hiergegen wirkte im Abendlande bekanntlich die Reformation; neuerdings aber machen sich Diener ihres Buchstabens des gleichen Misbrauchs schuldig, durch starre Erhaltung unverständlich gewordener, wenn auch edler und antiker, Worte in Luthers Bibelübersetzung, wie in andern religiösen Schriften und in Liedern. Die Juden trifft jener Vorwurf nicht, solange die unter ihnen allgemein verbreitete Kenntnis der alt-ehrwürdigen Muttersprache ihr Verständnis beim Gottesdienste nicht hinderte, vielmehr den Eindruck der geschichtlichen Reliquien verstärkte. Seitdem ihnen, besonders in den Städten, diese Kenntnis immer mehr abhanden kommt, wurde erst in unserer Zeit die deutsche Predigt bei ihnen eingeführt, in welcher der Prediger den Urtext der citierten Bibelstellen wohl ausspricht, aber mit einer deutschen Übersetzung begleitet.

In jener älteren Zeit wurden anfangs die Predigten in der Volkssprache nur vorgetragen, nicht niedergeschrieben. Die griechisch-katholischen Geistlichen predigen, wo sie anders zu predigen im Stande sind, bis in unsere Zeit vor Griechen in einer reiner erhaltenen, aber dem Volke nicht völlig entfremdeten Redeweise. Bei den Slawen dieses Bekenntnisses wurde früh die Volkssprache in Bibel und Kirchendienst eingeführt und erhielt sich, nur halbverstanden, auch in der Folgezeit und bei Stämmen, deren Mundart schon bei ihrer Einführung von ihr abwich, begünstigte aber überhaupt den Gebrauch der jeweiligen Muttersprache im Munde des Geistlichen als solchen. Wieweit unter den romanischen Völkern des früheren Mittelalters der Gebrauch der Volkssprache bei der Predigt gieng, weiß ich nicht oder wissen wir nicht. Längere Zeit hindurch wird, wie in Griechenland, auch hier die, übrigens früher abnehmende, Ähnlichkeit der Volkssprache mit der alten lateinischen eine Vermittelung veranlaßt haben, wie dieß auch — freilich mehr unabsichtlich — in den gerichtlichen Urkunden geschah. Vielleicht, ja wahrscheinlich, wurden des h. Gallus Predigten dem Volke in der Mundart vorgetragen, die der jetzigen churwälschen zu Grunde liegt, leider aber nicht in derselben aufgezeichnet, wenigstens uns nicht erhalten.

Den erſten Predigern unter den britiſchen Kelten und den Germanen war die Kenntnis und der Gebrauch der Volksſprache weit nöthiger, als den romaniſchen. In Irland verbrannte zwar S. Patricius die vorchriſtlichen Bücher; aber die chriſtlichen Geiſtlichen bewahrten und bildeten die Mutterſprache auch für den Dienſt des neuen Glaubens, wie viele altiriſche Gloſſen zu bibliſchen und profanen Schriftſtellen bezeugen, auch von ſkotiſchen Mönchen in Italien und Deutſchland niedergeſchriebene.

Die in rein deutſchem Geiſte wirkenden älteſten Bekehrer und Biſchöfe der Deutſchen, welche der romaniſierende Angelſachſe Bonifacius verfolgte, haben wohl deutſch gepredigt, und Bonifacius ſelbſt fand für die Taufe, wo der Laie zu antworten hatte, die Anwendung der Volksſprache unerläßlich. Auch ehrten und bildeten die angelſächſiſchen Prieſter in England ihre Mutterſprache; Predigten in dieſer aus dem 11. Jahrh. ſind uns erhalten. Von dem h. Liudger wiſſen wir nur, daß er den Frieſen das Evangelium in ihrer Sprache predigte. Dagegen erblühte unter den Goten mit dem Chriſtenthum auch der gottesdienſtliche und ſchriftmäßige Gebrauch ihrer herrlichen Mutterſprache, welche Ulfilas hoch genug hielt, um die Bibel in ſie zu überſetzen und Schrifterklärungen („Skeireins", Homilien) in ihr zu ſchreiben oder zu veranlaſſen. Bei Oberdeutſchen und Sachſen iſt die Verdolmetſchung der heiligen Schriften und Formeln durch die Mutterſprache ſchon im Beginne ihrer Bekehrung gewis, und Reſte derſelben erhalten. Jene Gebote der Kirchenverſammlungen zu Tours 817 und zu Mainz 847 bezogen ſich eben auch auf die Verdeutſchung der Predigten. Wir beſitzen ſogar Bruchſtücke hochdeutſcher Predigten ſchon aus dem 8. Jahrh. Mittelhochdeutſche ſind uns vollſtändig erhalten. Dem gebildeteren Theile des altſächſiſchen Bauernſtandes, in welchem der unſchätzbare „Heliand" entſtand, wurde ohne Zweifel auch ſächſiſch gepredigt. Der bekannteſte deutſche Prediger des ſpäten Mittelalters iſt der myſtiſche, aber ſittlich kräftige Dominikaner Joh. Tauler aus Köln oder Straßburg (1294–1361). An der Pforte der Reformation ſtand Joh. Geiler aus Schaffhauſen (1445–1510), bei ſeinem Großvater zu Keiſersberg im Elſaß erzogen und daher „von K." genannt, ein Prediger ebenfalls voll

ſittlicher Kraft, in derbem und witzigem Tone Abrahams a. St. Clara Vorgänger, der ſeine Predigten in lateiniſcher Sprache niederzuſchreiben und in deutſcher zu halten pflegte. Neben den bibliſchen Texten legte er auch Brants Narrenſchiff zu Grunde.

Die Reformation gab der Predigt das Übergewicht über den Altardienſt und wirkte auch hierinn auf die römiſch-katholiſche Kirche zurück, die der emancipierten jungen Kirche nacheifern wollte. Im 16. Jahrh. wurde das Evangelium mit geringer Kunſt, aber mit wärmerer und freimüthigerer „Naturberedtſamkeit“ gepredigt. Schon am Ende des 16. Jahrh. verlor ſich letztere, zunächſt in Deutſchland „mit der ſie bedingenden Achtung für die geiſtigen Rechte des Volkes, und der ſcholaſtiſche Zunftgeiſt erwachte auf das neue“ (Wachler). Neben roher Streitſucht, ſtarrer Rechthaberei und kaltem Buchſtabenweſen zeigte ſich zweckwidriger Prunk. Aber auch die gute Reaction blieb nicht aus, namentlich von Seiten des ſogenannten „Pietismus“, der ſpäter ſeinen guten Namen verlor, weil er an die Stelle des ſeelenloſen Formelweſens der Rechtgläubigkeit nicht minder hochmüthige und dabei unklare und ſchwärmeriſche Alleinberechtigung auf Gottes Gnade ſetzte. Zu den beſten Männern und Predigern dieſer Richtung, die zugleich die thätige Liebe lehrten und übten, gehörten Joh. Arnd aus Ballenſtädt (1555–1621), Ph. Jakob Spener aus Rappoltsweiler im Elſaß (1635–1705) und der um Erziehung der Armen und Waiſen hochverdiente Aug. Hermann Francke (1663–1727) zu Halle. Schüler ſeines Gymnaſiums war auch Nik. L. Graf v. Zinzendorf aus Dresden (1700–1760), der ſchwärmeriſch fromme, aber auch thätig menſchenfreundliche Stifter der Herrnhutergemeinde. Im 18. Jahrh. wirkten franzöſiſche Vorbilder auf die künſtleriſche Ausbildung der Kanzelberedtſamkeit, in welcher ſich zuerſt der dichteriſch ſchwungvolle Joh. Lorenz v. Mosheim aus Lübeck (1694–1755) auszeichnete.

Von der nun folgenden großen Zahl bedeutender proteſtantiſcher Kanzelredner in Deutſchland nennen wir nur wenige, wiederum auf wechſelſeitige Ergänzung des Folgenden mit der Geſchichte der Theologie verweiſend. Der Geiſt der Reformation, die freie Forſchung, ſchritt behutſam vor, weil die Bibel ihm vorerſt unüberſteigliche Grenzen

stellte. Die Freiheit bezog und bezieht sich noch heutzutage mehr nur auf die Kritik und die Auslegung der Bibelworte, nicht auf ihren Inhalt. Diese Grenze scheidet die Theologie von der Philosophie zum Verderben der ersteren, wie wir später sehen werden. Aber den Prediger des christlichen Lebens, der thätigen Sittlichkeit und Liebe beengen sie weniger, weil die Bibel ihm hinreichende, auch von der Vernunft unbestrittene, Haltpunkte und Belegstellen für seine Lehre bietet. Den Namen Sack führen zwei kraftvolle Prediger, Vater und Sohn: Aug. Friedrich Wilhelm aus Harzgerode (1703–86) und Fr. Sam. Gottfried aus Magdeburg (1738–1817). Balth. Münter aus Lübeck (1734–39), ein gebildeter Redner und geistlicher Lyriker, der zuletzt in Kopenhagen deutscher Prediger war und den unglücklichen Struensee zum Tode vorbereitete, war der Vater des berühmteren Theologen und Alterthumsforschers Fr. Christian Karl Heinrich, 1761 zu Gotha geboren, 1817 als Bischof von Seeland in Kopenhagen gestorben. Ph. Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen (1744–1803), in so Vielem groß und weltgeschichtlich wirkend, ist auch hier zu nennen. Ein Vorbild und Führer für Viele wurde Fz. Volkmar Reinhard aus Vohrnstrauß in der Oberpfalz (1753–1812), zu dessen besten Genossen Ch. F. Ammon (geb. 1766) gehörte. Unter den entschiedenen Rationalisten ist J. F. Röhr aus Roßbach bei Naumburg, Generalsuperintendent in Weimar (geb. 1777), einer der bekanntesten; der geistreichste unter allen Fr. Ernst Daniel Schleiermacher aus Breslau (1768–1834), welchen Goedeke (a. a. O. III 88) den Schöpfer einer, aus dem Rationalismus entstandenen „supernaturalistischen Gefühlstheologie" nennt. Halb und ganz Mystiker waren J. H. B. Dräseke aus Braunschweig (1774–1849), genial, und höchst eigenthümlich, doch auch manieriert, im Ausdrucke, auch patriotischer Redner gegen die Fremdherrschaft; und der allzu glaubenseifrige Holsteiner Claus Harms, der auch niedersächsische Predigten hielt und herausgab, was auch früher der burlesk-originelle wackere Hannoveraner Sackmann that. Eine besondere „schweizerische" Stylschule gründete der beredte Joachim Zollikofer aus St. Gallen (1730–88), in welcher sich namentlich in Deutschland J. Gottlob Marezoll aus Plauen (1761–1828) und in der Schweiz J. Caspar Häfeli auszeichneten.

Mehr im ſchlichten Volkstone predigte, außer dem eben genannten Sackmann, der gemüthliche und fromme Chriſtoph Sturm aus Augsburg (1740–86) und mehrere ſeiner proteſtantiſchen Zeitgenoſſen. Viel häufiger iſt zumal die niedere Volksberedtſamkeit bei katholiſchen Prieſtern, unter welchen der tüchtigſte, durch ſeinen ſtets treffenden, der Form nach ebenſo originellen wie zügelloſen Witz bekannteſte der Auguſtiner Abraham a. St. Clara (Ulrich Megerle), Hofprediger zu Wien, iſt (1642–1709). Dagegen wurde in neuerer Zeit durch ſeine giftigen Läſterungen der Akatholiken ein anderer Hofprediger berüchtigt, Eberhard in München, der neueſtens noch Nebenbuhler beſonders in Tirol findet.

Unter den Kanzelrednern außerdeutſcher Proteſtanten zeichneten ſich aus u. a. der Engländer John Tillotſon aus Sowerby (1630–94); der Niederſchotte Hugh Blair (1718–1800), ein ſchlichter und korrekter Redner. Unter den katholiſchen Franzoſen Jacque Bénigne Boſſuet aus Dijon (1627–1704), ein feuriger und glänzender Redner, u. a. auch geiſtreicher Hiſtoriker, der aber unter den entſittlichenden Einflüſſen des Pfaffenthums und des Höflingsthums ſo tief ſank, daß er Ludwig XIV. wegen ſeiner ſchändlichen „Ketzervernichtung" vergötterte; der Jeſuit Louis Bourdaloue aus Bourges (1632–1704), mehr verſtändiger Zergliederer; die edleren Männer Fr. de Salignac de la Motte Fénélon aus dem Perigord (1651–1715), Erzbiſchof von Cambray, den wir auch als Dichter des Télémaque zu preiſen haben; und Bapt. Maſſillon aus Hières (1665–1742 oder 1663–1741), Biſchof von Clermont, vielleicht der beſte franzöſiſche Prediger.

Die durch politiſche Bewegung und Freiheit, insbeſondere durch parlamentariſche Verfaſſung begründete Staatsberedtſamkeit war bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Englands Alleinbeſitz. Wir verzeichnen einige Namen. P. Wenthworth (1576); Milton, den wir bei den Dichtern näher kennen lernen; der klaſſiſche gebildete Antony Aſhley Cooper Graf v. Shaftesbury aus London (1671–1713), des Philoſophen Locke Freund; Robert Walpole, Miniſter (ſtarb 1745); W. Pitt Graf v. Chatham (1708–78), Miniſter, klar und ſchön redend; ebenſo ſein zweiter Sohn W. Pitt (1759–1806); der

kraftvolle kosmopolitiſche Oppoſitionsredner Ch. Fox (1749–1806); der politiſche Weltweiſe Edmund Burke aus Dublin (1730–97). Unter den Neueren nennen wir den unermüdlichen und derben iriſchen Volksmann und Verfechter der nationalen und kirchlichen Selbſtändigkeit ſeines Landes, Daniel O'Connell, und den noch lebenden Veteranen Palmerſton, Lord Firebrand genannt.

Unter den franzöſiſchen Staatsrednern zeichneten ſich aus u. A. H. Frz. d'Agueſſeau aus Limoges (1667–1751) als durchgebildeter Mann und Redner; unter denen der Revolution Gabriel Honoré Riquetti Graf v. Mirabeau aus Egreville (1749–91). Neuerdings hat auch die Oppoſition unter Napoleon III. einige Talente geweckt.

Die parlamentariſchen Redner in andern Staaten, namentlich den germaniſchen und in Italien und in Griechenland (dort namentlich Trikupis), gehören der noch nicht ſpruchreifen Gegenwart an, in welcher allmählich überall Parlamente, Vereine und Volksverſammlungen zu Redeſchulen werden, mitunter ſogar mehr, als für die Thatkraft erſprießlich iſt.

Die Rede, welche die Redekunſt lehrt, iſt zunächſt die proſaiſche, ungebundene, nähert ſich aber der gebundenen durch das höhere Maß der Schönheit, das ſie — welcher auch ihr eigentlicher Inhalt und Zweck ſei — in Ausdrucksweiſe und Einkleidung, wie ſelbſt im äußeren Wohlklange vor andren Gattungen der Proſa voraus haben ſoll, weſshalb denn auch ihre Kenntnis und Lehre eine Kunſt heißt.

Dichtkunſt.

Volksdichtung (Volkslied, Sage und Fabel, Epos).

Wir gehn nun zur Geſchichte der Dichtung (Dichtkunſt, Poeſie) über, die größtentheils, aber nicht in allen ihren Gattungen, die Form der gebundenen Rede, des Verſes, wählt.

Das Volkslied, die Volksdichtung wurde zugleich mit dem Volksgeſange geboren. Zunächſt mit dem Recitativ, in welchem, in Übergängen bis zur Tonweiſe oder Melodie, das Heldengedicht

oder Epos und die lyrischen Dichtungsgattungen der Griechen, die Denksprüche der gallischen Druiden, die Psalmen, Gebete und andre gottesdienstliche Formeln, und selbst die rhythmuslose Prosa der heiligen Bücher in den Tempeln aller Völker und Bekenntnisse vorgetragen wurden und großentheils noch werden.

Urkundlich wurden in Griechenland bei den pythischen Spielen von dem Arkadier Echémbrotos gegen 600 v. C. „Melos" und „Elegos" vorgetragen. Jenes war Chorgesang, dieses ein „aulodischer Nomos" d. h. ein Sologesang mit Flötenbegleitung, ursprünglich in der Form des Distichons. Noch Théognis aus Mégara (um 550 v. C.) gibt seinen gnomischen Elegien den umfassenderen Namen „Epos". Wie das hexametrische Epos, das Heldengedicht, vorgetragen wurde, ist nicht sicher bekannt; „wenigstens recitativisch", sagt G. Thudichum („die griechischen Lyriker" Stuttgart 1859 Einl. S. 13). Auf Gesang und Instrumentalbegleitung des alten und neuen Dramas kommen wir bei diesem und bei der Geschichte der Tonkunst. Bei dieser wird die dichterische Rede überhaupt als Gegenstand der „Composition", d. h. die Wortdichtung in ihrer bald nothwendigen und unzertrennlicheren, bald freieren und loseren Verbindung mit der Tondichtung, nochmals zur Sprache kommen.

Hier, bei der Kunst der Rede und der Dichtung, geht uns die der Töne nur in jenem unmittelbaren und nothwendigen Verbande mit ersterer an, welcher wir immerhin auch hier den Vorrang zuerkennen, also keine mathematisch gleichzeitige Entstehung annehmend. Sobald sich zur Empfindung, zum Begriffe „das rechte Wort einfand", fand sich für dieses unmittelbar darauf die rechte Betonung und deren höherer und wärmerer Grad: die Tonweise. Jene gehört noch der Rede, diese dem Gesange an; beiden in seiner noch halb sprechenden Betonung das Recitativ der naturwüchsigen Improvisation („Stegreifdichtung" deckt das Fremdwort nicht ganz).

Der vorsprachliche Ausdruck der bloßen Empfindung, welchen wir in dem Hauptstücke von der Sprache o. S. 54 annahmen: die zwischen ausgestoßenem Thierlaut und ausrufender Menschenstimme klingende Interjection, hatte allerdings schon eine musikalische Natur, die mit der zunehmenden Gliederung der Sprache immer mehr

abnahm. Aber sie selbst war noch zu wild und zu ungegliedert, um „Gesang“ genannt zu werden und diesem dadurch die Priorität vor der Sprache zuzuweisen. Wir können etwa nur sagen: daß in diesem ersten Lautwerden der Menschenseele die Eine Kraft sich äußerte, die nachher sowohl in der Sprache wie im Gesange waltete, daß sie also gleichsam die Rudimente beider Gaben enthielt. Beider Sonderung führte auch beider Gliederung = künstlerische Gestaltung herbei. Wir haben der Sprache der früheren Zeit und demnächst auch der jetzigen des Volkes und des Kindes einen gesangreicheren Ton zugeschrieben. Indem sich nun mit wachsender Bildung der Gesang von der gegliederten Sprache trennte, verschwand er nicht — eben weil er gleichfalls Bedürfnis des Menschen war —, sondern erwuchs selbst zur gegliederten Kunst.

Nun kamen die freiwilligeren Annäherungen und Verschmelzungen beider, immer weniger gleichzeitig. Die klanglosere prosaische Sprache näherte sich der Musik, indem sie sich zum (relativ) wohlklingenden und, nach mehr und minder bestimmten Maßen, innerlich und äußerlich schwungvolleren Verse oder Liede (in weiterem Sinne) fügte. Die rechte Weihe des ausdrucksvollen Wohlklangs gab diesem aber erst die ähnlich empfundene Tonweise.

Im späteren Bildungsgange kehrte sich dieses Verhältnis öfters um, indem zu gegebener Tonweise neue Lieder gedichtet wurden, wie namentlich bei religiösen Gesängen, bei Bühnenchören, bei dem Meistergesange des späteren deutschen Mittelalters und bei vielen Volks- und Kunst-liedern noch heutzutage unter allen Völkern. Genau genommen sind diese immer nur die Nachkommen der zuerst gesungenen Lieder; Sinn und Stimmung, Versbau und Tonweise bleiben einander nächstverwandt. Daß altchristliche Hymnen nach hellenischen Tempelweisen, Messen nach Opern-, Marsch- und Volks-melodien gesungen wurden und werden, geschah theils aus Pastoralklugheit der Glaubens-bekehrer und -umkehrer, theils in neuester Zeit aus bloßer Verkehrtheit und Zerrbildung. Letzteres auch z. B., wenn der sterbende Herzog von Reichstadt seine sehnsüchtige Todesklage nach einer beliebten Walzermelodie absingt, und dabei auf der illustrierenden Vignette frisiert, gestiefelt und gesport auf dem Sopha liegt. Ein Anderes ist es mit

„La Folle“, der Irrſinnigen, die in ergreifender Weiſe immer wieder ihren Klaggeſang mit der Melodie des Tanzes beginnt, der ſie zuerſt mit dem treuloſen Geliebten zuſammengeführt hatte. Vollends denn mit den volksthümlichen Tanzliedern, auf welche wir unten zu ſprechen kommen; und mit den Kunſtliedern, die in entſprechendem Sinne zu den Tanzweiſen gedichtet werden.

Auch die in neueſter Zeit componierten „Lieder ohne Worte“ und noch mehr die nachher zu ihnen gedichteten Texte, die geſcheider vor ihnen gedichtet worden wären, ſind häufiger ein Erzeugnis des Salons, als der wahren verſchwiſterten Künſte. Ihr beſter Sänger und eigentlicher Stifter, Felix Mendelsſohn-Bartholdy, bereute ſpäter faſt ſein Werk wegen der Überzahl der Nachahmer (ſ. ſeine Nachgel. Briefe). Die vorzüglichſten derſelben könnten wir in ähnlicher Weiſe, wie vorhin das Lied in Worten als eine Annäherung der Rede zur Tonkunſt, ſo umgekehrt als den muſikaliſchen Ausdruck von Empfindungen betrachten, die durch größere Beſtimmtheit, als ſie ſonſt die wortloſe Muſik beſitzt, dem Gedanken des Wortes ſich nähern. Darinn aber ſehen wir doch immer nur das uſurpierende Vorgreifen oder Eingreifen der Muſik in ein Gebiet, in welchem dem Worte das erſte Wort gebührt.

Die uralte Gabe und Sitte der gleichzeitigen, wenigſtens einheitlich auftretenden Improviſation von Text und Tonweiſe iſt bis heute nicht verloren gegangen, lebt aber doch nur noch unter Bevölkerungen und Ständen fort, welche noch mehr Urſprünglichkeit und weniger Bildung beſitzen — wie in einigen Gebieten des ſlawiſchen Oſtens, Süddeutſchlands, Italiens und Spaniens —, unter Mitwirkung allgemeinerer Sittenzuſtände, volklicher Eigenſchaften und Gewöhnungen. Zu ihnen gehört aber nicht der moderne Improviſator auf Kunſtreiſen, der auch nur ſelten ſingt und gewöhnlich nur deklamiert, zur Vermehrung der Rührung mit Inſtrumentalmuſik als melodramatiſcher Zuthat. Auch nicht der venezianiſche Gondoliere, der Taſſos Stanzen vorzutragen gut findet; eher noch, wenn auch bloß mit dramatiſchen Tonfarben vortragend, der Erzähler auf dem Molo Neapels, im Zelte des Arabers, im Kaffeehauſe des Türken. Jene echte Improviſation tritt am kraftvollſten und ſchlagfertigſten

noch in der Form des zärtlichen, neckenden, spottenden Wechselgesanges auf.

Kehren wir zur Dichtung an sich zurück.

Die Heldendichtung ist die Frucht der Zeiträume — wiederum mehr, als der Volksstämme —, welche Helden (zunächst des Krieges) erzeugten. Der Held des Epos muste ein Volksheld sein, sei es des eigenen oder auch eines fremden Volkes. Als solcher, aber nur als solcher, konnte sogar der einheimische Volksunterdrücker gelten, der Despot, welcher Volk gegen Volk in einen Kampf führte, an dessen Spitze er selbst Reich und Leben wagte. Auch muste die letzte That des Helden nicht immer der Sieg sein. Sein tragisches Unterliegen unter dem stärkeren Helden oder unter dem Schicksale, aber immer mit ungebrochenem Muthe, machte ihn zum Gegenstande ewiger Klage seines Volkes und des ehrenden Andenkens auch des feindlichen. Der griechische Sänger empfand kaum minder des troischen Hektors Heldengröße, als die seines Achilleus. Sage und Lied der keltischen Kymren feiern nicht bloß den Heldenkönig, der mit seinem ganzen Heeresreste im unzugänglichen Berglager lieber verhungerte, als sich der sächsischen Übermacht ergab, die den Berg umringt hielt; sondern sie feiern auch den Kymrenfürsten Gworthigern, der seinen Bund mit den treulosen Sachsen durch seine Selbstopferung büßte, ob ihn gleich die sog. geschichtlichen Triaden zu den „Verräthern" zählen.

Wie jenes kymrische Heer, ließ auch die jüdische Besatzung einer Feste den römischen Belagerern nur eine Schaar von Leichnamen, nicht von Besiegten. Aber kein Epos feiert die Namen dieser Helden, weil zu dieser Zeit das ganze überlebende Volk sein Vaterland verlor und nach allen Seiten hin ins Elend gejagt oder weggeführt wurde. Wohl aber erhielten Geschichtsbücher, vielleicht auch verhallte Volksgesänge, das Andenken der Makkabäer und andrer jüdischer Helden und Märtirer.

Bei den Mauren Granadas rief noch nach der Besitznahme der Stadt und des Staates durch die christlichen Spanier das Klagelied um den Fall Alhamas, der Vorburg Granadas, eine solche Verzweiflung hervor, daß die Eroberer seinen Gesang bei Todesstrafe

verboten. Das Selbe thaten die Engländer in Indien gegen den Geſang hochſchottiſcher Volkslieder, weil er die galiſchen Soldaten in verzweifelndes Heimweh verſenkte.

Ein bis in die Römerzeit zurückgehendes Heldenlied der Basken feiert u. A. einen Lelo, den bei ſeiner Heimkehr Agamemnons Schickſal traf, und deſſen Tod überhaupt in Liedern ſo vielfach bejammert wurde, daß endlich „das ewige Lelo!“ (betico Leloa) zum Sprichworte für allzu häufige Wiederholungen wurde. Dieſer Geſang iſt das Gegenbild zu der Linosklage der alten Griechen (ὁ Λίνος, auch οἰτόλινος oder αἴλινος, ſpäter Klagelied und, αἴλινος adj., kläglich überhaupt bedeutend) und der Manerosklage (Μανέρως) der Aegyptier.

Das Epos der Griechen erwuchs in ihren alten Heimſtätten und ſpäteren Rückſiedelungen in Kleinaſien, wo Vater Hómeros (Ὅμηρος) ſeine unſterblichen Geſänge vortrug. Die Höhe ſeiner Bildung und Kunſtform läßt uns eine aufſteigende Linie verſchollener Vorgänger vermuthen, wie er ja ſelbſt ſchon ſeinen Achilleus zur Harfe die Thaten der Männer ſingen läßt, zugleich ein Wink für den epiſchen Vortrag. Ihr Verluſt — ſagt G. Thudichum a. a. O. S. 7 ff. — „iſt dem Übergewichte Homers zuzuſchreiben, das auch nach ihm durch alle Jahrhunderte fortwirkte, ſo daß die folgenden epiſchen Gedichte, welche vornehmlich den troiſchen Kreiß berührten, aber auch andre Mythen beſangen, und die wir durchaus nicht als geringfügig, als gelehrte ohne Dichterberuf gefertigte Werke zu betrachten haben, unter denen eine „Thebais“ der Nachwelt und vielleicht ſchon dem Kallínos werth ſchien, Homer zugeſchrieben zu werden — daß alle dieſe, noch in der literariſchen Zeit vorhandenen, Gedichte bis auf die wenigſten Reſte verloren ſind.“ Sie ſind von Homers ſpäteren Nachfolgern, den „Kyklikern“ (ſ. u.), zu unterſcheiden. — Dieſem ioniſchen Epos folgte das aeoliſche des religiöſen und häuslichen Stillebens in ſchon mehr geſchichtlicher Zeit, deſſen gröſter Sänger Heſíodos aus Kumae in Aeolien nach Aſkra in Boeotien gekommen ſein ſoll; die Zeitangaben lauten verſchieden. Die fleißigſten Sammler und Nachahmer jener alten verlorenen Epiker treten ſpät in Alexandria auf; wir werden ſie nachher nennen.

Den Römern fehlt das eigentlich volksthümliche Epos. Kürzere Heldenlieder wird das Volk doch wohl in früheſter Zeit gehabt haben, aber keine homeriſchen Rhapſoden, die ſie zuſammenfügten. Bekanntlich nahmen die Römer ſpäterhin viel Bildung, Glauben und Dichtung von den Griechen herüber, deren Trojanerſagen ſchon weit früher durch Großgriechenland (Unteritalien mit Sicilien) nach Etrurien und bis nach der urſprünglich illyriſchen Venetia heraufgekommen zu ſein ſcheinen. Bedeutend ſpäter wurden die homeriſchen Geſänge ſelbſt den Römern bekannt. Livius Andronikos (um 230 v. C.), den wir beim Drama näher kennen lernen werden, überſetzte die Odyſſee ins Lateiniſche. Erſt 70–19 v. C. lebte P. Vergilius Maro aus Andes bei Mantua, vielleicht aus galliſchem Stamme, der Homeros fortſetzte. Wir werden ſpäter näher ſehen, wie das Griechenthum in Rom herrſchend ward, während in Griechenland ſelbſt Roms rohe Gewalt das Zerſetzungswerk der makedoniſchen Halbbarbaren weiter führte.

Als römiſche Epiker nennen wir zuerſt die Sänger des puniſchen Krieges: den nur aus wenigen Überbleibſeln bekannten antiken Cnejus Naevius aus Campanien, der, aus Rom verbannt, in Utica ſtarb (um 250 v. C.); und den viel ſpäteren C. Silius Italicus (25–100 n. C.). Qu. Ennius aus Rudiae in Calabrien (239–169 v. C.), der als der erſte künſtleriſche Bildner der römiſchen Dichtung in verſchiedenen Gattungen und Versformen gilt, verfaßte eine epiſche Chronik Roms. Kurz nach ihm brachte L. Attius aus Rom ebenfalls römiſche Annalen in Verſe. C. Val. Catullus, bei Verona geboren, ſchrieb außer lyriſchen Gedichten (ſ. u.) auch kleinere epiſche. M. Ann. Lucanus aus Corduba (38–65 n. C.) ſchilderte in ſeinem, für Alterthumsforſchung ſehr ergiebigen, Gedichte Pharſalia den Bürgerkrieg zwiſchen Caeſar und Pompejus. Andre beſangen griechiſche Sagen, wie C. Val. Flaccus, P. Papinius Statius (beide im 1. Jahrh. n. C.); neben jenen auch römiſche Geſchichten Claudius Claudianus aus Alexandria (395 n. C.). Selbſt der hochgebildete Vergilius kann nur ſofern als nationaler Epiker gelten, als er die Trojanerſage auf italiſchen Boden überführt. Von den zahlreichen lateiniſchen Dichtern der chriſtlichen Zeit nennen wir hier den

Afrikaner Fl. Cresconius Corippus (6. Jahrh. n. C.) wegen seiner „Johannide", eines Epos über den oströmischen Krieg gegen die Vandalen.

Das Volksheldengedicht wurzelt immer im bewußten, wenigstens lebhaft empfundenen Volksthum; aber, wie schon vorhin deutlich wurde, die dichterische Empfindung des Volksthums, die sich im Epos aussingt, ist sehr ungleich unter den Völkern vertheilt. Die ältesten Römer hatten weder die Gabe des Gesanges, noch auch, wie wir später zeigen werden, Liebe und Achtung für ihn. Aber darum wird Niemand Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe dem prosaisch-praktischen, hart-kräftigen Volke absprechen.

Seine Vaterlandsliebe hat eine Nachtseite: die furchtbare Selbstsucht, die kein Völker- und Menschenrecht kennt, und welcher Heil und Weltherrschaft des Vaterstaates gleichbedeutend ist; und eine Lichtseite: die hohe Selbstopferungskraft des Bürgers, im Gegensatze zu jenem Egoismus des Volkes und des Staates, und doch oft in seinem Dienste. Kein Volk ist so reich an Helden und Blutzeugen des Bürgersinns, wie das römische. Mucius Linkhand (Scaevola), der, lange vor der Erfindung der orsinischen Bomben, den gefährlichsten Feind seines Vaterlandes zurückschreckt; Ritter Curtius, der durch seinen mythischen Ritt in geöffnete Unterwelt seine Vaterstadt von der Pest loskauft; auch Coriolanus, der seinen Landesverrath durch sein Blut sühnt, freilich zunächst durch die selbstopfernde Vaterlandsliebe seiner Mutter getrieben; Regulus, der dem Feinde zu Gunsten seines Vaterlandes das Wort bricht, aber den Wortbruch durch Worthalten in der Rückkehr zum gewissen grausamen Tode aufwägt; die beiden Brutus — und so noch viele Helden, aber nur oder fast nur vor der entsittlichenden, Roms Geist seiner Weltherrschaft opfernden Kaiserzeit. Sie alle werden freilich im Gedächtnisse des Volkes hoch gepriesen und zum Theil durch dichterische Sage verklärt, aber kein Epos besingt sie.

Freilich auch keines des (halb) sagenhaften Athenerkönigs Kodros stille Selbstopferung für sein Volk, noch weniger die rein geschichtlichen Helden der Griechen, die bei ihren Lebzeiten von den Wogen des unruhigen Volksgeistes ebenso oft emporgehoben, wie an die Klippen

des Scherbengerichtes (Ostrakismos), des Kerkers und der Richtstätte geschleudert wurden.

Die älteren und mythischen Heldensagen von Theben wurden Gegenstand des antiken Dramas und, wie die Argonautensage, erst später epischer Dichtung der Griechen und der Römer, welcher freilich, wie vorhin bemerkt, ältere griechische vorausgieng. So z. B. besangen in griechischer Sprache die Argonauten Apollonios aus Náukratis in Aegypten (um 192 v. C.), der von seinem Aufenthalte auf Rhodos der Rhodier hieß; und ein Orpheus genannter Dichter des 4—5. Jahrh. n. C. Mehrere griechische Dichter vom 5—12. Jahrh. n. C. suchten Homeros nachzuahmen oder fortzusetzen, wie Quintus (Koῖντος) aus Smyrna, die Aegyptier Kóluthos aus Lykopolis und Tryphiódôros, endlich der byzantinische Compilator Joannes Tzetzes. Auch ein älterer „Homeros" aus Byzantion wird unter den sieben Epikern des alexandrinischen „Kanons" genannt, dessen Werke uns verloren sind. Eine neue epische Schule suchte zu Anfange des 5. Jahrh. n. C. der Aegyptier Nonnos aus Panopolis zu stiften, welcher Christ geworden war. Mittel- und neu-griechischen epischen Reimchroniken sind bessere geschichtliche Epopöen gefolgt, wie im 18. Jahrh. von Manthos Joannú aus Jannina, im 19. Jahrh. von Rhangavis und Al. Sutzos.

Ohne Zweifel wurden einst in Volksliedern und Hymnen der Hellenen, wie Harmodios und Aristogiton bei den Panathenäen, alle Volkshelden besungen; und so leben bei ihren heutigen Nachkommen die Helden und Klepten der Türkenzeit in zahllosen Volksliedern fort. Aber die alten Griechen mit ihrem reichen und hochgebildeten Schriftenthum legten an solche, mehr ephemere, Lieder wohl den Maßstab eines Homeros, Pindaros, Tyrtaeos, und ließen sie verhallen. Die römischen Krieger in Julius Caesars und der Kaiser Zeit sangen Lieder, welche z. B. denen der deutschen Soldaten und Landsknechte glichen, wie die wenigen erhaltenen Bruchstücke zeigen.

Bei den späten Italienern verband sich die Überlieferung der höfischen halbklassischen vergilischen Epopöe mit der christlichen Romantik der Kreuzzüge und des arabischen Ostens zu einer neuen Epos-gattung, in welcher der weiche, mühelos und fast kunstlos von selbst

ſich einfindende, Wohlklang und Tonfall der neurömiſchen Sprachen und der Gleichklang oder Reim der, nur in der nordfranzöſiſchen Sprache früh verklingenden, Endungen dem lebhaften und breiten, aber nicht tiefen Strome des Inhaltes entſprach. Doch trifft letzteres Urtheil gerade den erſten großen Dichter der Italiener, Dante Alighieri aus Florenz (1265–1321), nicht; dafür blieb er aber auch allein. Die ungemein vielſeitige Bildung und Weltkenntnis des klaſſiſch gelehrten und nur für ſehr Gebildete ſchreibenden Dichters, Staatsmanns und Kriegers, der, aus ſeiner Vaterſtadt verbannt, zuletzt in Ravenna lebte, ſpiegelt ſich in ſeiner Comedia divina. Ihre geſchichtliche und kirchliche, oft gegen hierarchiſche Misbräuche gerichtete, Beziehungen veranlaßten umfangreiche Commentare zum Verſtändniſſe für die ſpätere Zeit.

Luigi Pulci aus Florenz (1432–87) ſchrieb das erſte komiſche Epos: il Morgante maggiore (Rinaldos und des Rieſen Morgantes Abenteuer). Den Sagenhelden Roland beſangen Matteo Maria Bojardo Graf von Scandiano (1430–94) und Lodovico Arioſto aus Reggio (1474–1533). Weit künſtleriſcheres Maß beſaß der feingebildete und gefühlvolle Torquato Taſſo aus Sorrento (1544–95), der romantiſche Schöpfer der Gerusalemme liberata, der ſelbſt wieder zum Gegenſtande eines Meiſterwerkes deutſcher Schauſpieldichtung wurde. Sein Vater Bernardo aus Bergamo (1493–1569) hatte den ſpaniſchen Amadis bearbeitet. Ins 17. Jahrh. hinein reichen die ſatiriſchen Heldengedichte la Secchia rapita (der angebliche Kampf der Modeneſen und Bologneſen um einen geraubten Eimer im 15. Jahrh.) von Aleſſandro Taſſoni aus Módena (1565–1635), und der Malmantile (ſpärliches Mahl) racquistato von dem Maler Lorenzo Lippi aus Florenz (geſt. 1664). Bojardos Orlando inamorato hatte Franc. Berni aus Lamporecchio (1490–1536) traveſtiert. Nach ihm hieß eine Gattung ſatiriſcher und üppiger Volkspoſſe Poesia berniesca. Sein, nach Geiſt und Form weit tiefer ſtehender, feindlicher Nebenbuhler war der bekannte Pietro aus Arezzo (Aretino; 1492–1556). Auch an Taſſos und Arioſtos Schöpfungen ſchloſſen ſich volksthümlichere, oft traveſtierende und äußerſt frivole, nicht ſelten auch in Volksmundarten geſchriebene.

Den italieniſchen Heldengedichten gleichen auch die der Spanier: la Araucana von Alonſo de Ercilla y Zuñiga (geſt. nach 1590), der (nach Wachler) nicht als wahrer Epiker, aber doch mit epiſchem Gefühle ſchrieb; und Mexico conquistada von Juan de Escoiquiz (Ende des 18. Jahrh.). Sodann die Eine, aber deſto berühmtere, der Portugieſen: os Lusiadas, von dem hartgeprüften Luis de Camoens (Camoës) aus Liſſabon (1524–79), welche nach der Sitte jener Zeit griechiſche und chriſtliche Mythologie miſcht, oft in lüſterner Begeiſterung.

In kräftigerem Versmaße, als die gedehnten ottave rime, ſind die, vermuthlich ſchon im 12. Jahrh. verfaßten, Lieder von Cid el Campeador geſchrieben. Fr. Diez (Über die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie, Bonn 1863 S. 6) ſagt von dieſer Zeit: „Caſtilien hatte ſchon umfangreiche Gedichte in Alexandrinern oder andern aus der Fremde gekommenen Versarten aufzuweiſen, unter welchen das Poema del Cid obenan ſteht". Merkwürdiger Weiſe finden wir ungefähr das ſelbe Versmaß bei Völkern ganz verſchiedener Stämme. Fürs erſte bei den Basken, vielleicht noch aus gleicher Zeit mit Cid herſtammend und mit der Anwendung in Spanien unmittelbar zuſammenhangend; indeſſen erinnere ich mir nur Eines Liedes dieſes Versmaßes, in welchem überdieß männlicher Schluß mit dem weiblichen wechſelt. Sodann bei den fernen Oſtromanen, namentlich u. a. in einem zu Bucureſchti (Bucharest) in namenloſer Mitte des Volkes entſtandenen halb dramatiſchen, halb balladenartigen Liede, das ich aus mündlicher Überlieferung aufgeſchrieben habe und an geeigneter Stelle mittheilen werde, wie es die Eigenthümlichkeit ſeiner Entſtehung und ſeiner Form verdient; ebenſo auch in einer Gattung kleinerer Lieder. Auch wiederum am entgegengeſetzten Ende Europas, den Spaniern näher, bei den keltiſchen Kymren, kommt dieſes Versmaß vor; ein Beiſpiel finden wir in Stephens Geſchichte der wälſchen Literatur (deutſch von San Marte, Halle 1864 S. 393). Wichtiger iſt uns der wahrſcheinliche Zuſammenhang dieſes oſtromaniſchen Versbaus mit dem gleichen bei den Albaneſen, der neben andern Maßen ziemlich häufig vorkommt, ſeltener auch in kleineren Volksliedern der heutigen Griechen. Ob auch bei ſlawiſchen Völkern, iſt uns noch unbekannt.

Am allgemeinsten ist dieses Versmaß bei den finnischen Völkern in Finnland und Estland in Volksliedern, Romanzen, Helden- und Götter-gedichten. Ihr großes Volksepos „Kalewala" ist erst in neuerer Zeit, besonders durch Lönnrot, aus Volkes Munde in seinen einzelnen Theilen gesammelt und der erhaltenden Schrift übergeben worden. Es fragt sich übrigens, wieweit die Form dieser epischen Mythen in dem Volke selbst entstand, da ihr Stoff großentheils von den germanischen Skandinaviern entlehnt ist, wozu noch jüngere Beimischungen germanischen und slawischen Ursprungs kommen, wie denn auch in den finnischen Sprachen selbst; vgl. besonders A. Schiefner in den Schriften der Petersburger Akademie: Bulletin historique et philologique und Mélanges Russes. Zwar fanden auch umgekehrte Anleihen der Nordgermanen und wohl auch der Goten bei den Finnen statt, aber nicht in gleichem Maße. Der alte Einfluß germanischer Gewalt und Bildung auf die tiefer stehenden Finnen reicht bis nach Asien hinein.

Jedoch besitzen auch die mongolischen, türkischen und andre Völker des ural-altaischen Völkerkreißes alte Eposgattungen. Dagegen tritt der zu diesem Kreiße gehörige späte Attila in die deutsche Helden- und Sagen-dichtung ein, wie bekanntlich das Nibelungenlied und schon im 10. Jahrh. das lateinisch geschriebene Walthari-Lied der beiden Ekkeharde zeigt. Attilas Name selbst ist germanisch, wahrscheinlich gotisch.

Bei den beiden Hauptstämmen der britischen Kelten tritt in den volksthümlichen Dichtungsformen: dem Heldenliede, der Todtenklage u. s. w., die Romantik des ritterlichen Feudalismus hervor. Die Familie des Clans oder auch eines größeren Volkskreißes preist die Thaten oder klagt den Tod des Häuptlings. Endlich harrt das ganze Volk der bis jenseit des Kanals zerstreuten Kymro-Britonen auf König Artus oder Arthurs messianische Wiederkehr, so daß im Mittelalter das Sprichwort „britonisches Hoffen" eine Hoffnung ohne Erfüllung und doch ohne Aufhören bezeichnete. Die alten Gallier mögen auch noch eine Weile ihren Vercingetorix (o. S. 221) besungen haben; aber ihr ganzes Volksthum romanisierte sich allzu schnell. So z. B. schrieb um 416 n. C. der heidnische Gallier Cl. Rutilius

Rumatianus in lateiniſcher Sprache eine gute Elegie über ſeine Heimkehr von Rom. Lateiniſche Dichter waren auch Chriſten des 5. Jahrh.: der galliſche Biſchof Sidonius Apollinaris, auch Redner und Epiſtolograph; der Chronikiſt Prosper aus Aquitanien. Aus Irland ſtammte vielleicht der chriſtliche Dichter Coelius Sedulius (450), der in gutem Latein ſchrieb.

In den Nebeln der keltiſchen Inſeln und Küſtenlande entſtand auch jene Richtung der Romantik, deren Weſen geſpenſtig über die Haide ſchweben und aus den niedren Wolken ſprechen, fern von Glanz und Klarheit des Olympos und des ſonnenhellen Oſtlandes. Dieſe Richtung gehört mehr dem gaideliſchen (galiſchen) Keltenaſte an und tritt in Verbindung mit der Liebe und dem Haſſe des enggeſchloſſenen Familien- und Stamm- (Clans-) -geiſtes in den Heldengedichten auf, aus welchen der moderniſierte Oſſian (Oiſin) gebildet wurde, deſſen Geſänge nicht ſowohl erdichtet als nachgedichtet und zu homeriſcher Einheit verbunden ſind. Erſt durch dieſe Geſänge wirkte dieſe Art der Romantik auf weitere Kreiße, beſonders in Deutſchland, wo auch Zumſteeg und Franz Schubert den ſchwermüthigen Reiz der oſſianiſchen Lieder durch den Zauber der Tonkunſt ſteigerten.

Von dem britoniſchen Keltenaſte dagegen gieng die Romantik aus, die heitrer und lebensreicher im Diesſeits wurzelt und, wo ſie über dieſes hinausgeht, ſich mehr der chriſtlichen Legende anſchließt, während die Geiſterwelt der Gaidelen vorchriſtlichen und volksthümlicheren Charakter trägt. Die Gemeinſamkeit des Ritterthums ſowie des mit dem Feudalweſen verknüpften Stamm- und Familien-ſinnes bei beiden Keltenäſten und ihrer Volksdichtung haben wir ſo eben bezeichnet.

Dieſe Romantik der Britonen, insbeſondere die Artusſage, deren Hauptquelle Gottfrid von Monmouth iſt, befruchtete, oft mit einfachen und kunſtloſer geformten Keimen, das Mittelalter des ganzen europäiſchen Weſtens bis zum deutſchen Oſten hinauf. Zunächſt des ſtammverwandten Frankreichs, in deſſen ſonniger Provence ſie ſich leidenſchaftlich und weichlich zugleich geſtaltete, im Norden kräftiger, aber vielleicht leichtfertiger. Aus Frankreich kam romantiſche Dichtung und Sitte zu den deutſchen Dichtern und Rittern. Die

Form der Darstellung, sowie manche sprachliche Erscheinungen, Ausdrücke und Formeln, besonders die Namen der Personen, der Orte und einzelner Gegenstände in den deutschen und (mittel-) niederländischen Dichtungen des Mittelalters zeigen den Durchgang der kymrischen Sage durch Frankreich; neben entstellten und romanisierten kymrischen Namen treten viele neue französische auf.

Mit dieser Romantik des keltischen, romanischen und deutschen Mittelalters hängt zwar auch die, im 18. Jahrh. entstandene, neudeutsche zusammen, ist jedoch mehr eine moderne Schöpfung ohne eigentlich schöpferische Kraft. Desshalb ist auch ihr meteorischer Glanz bald erloschen oder schimmert doch nur noch schwach bis in unsere Zeit hinein. Freilich empfinden auch wir Kinder der neuen Zeit noch in stillen Stunden innig ihre „mondbeglänzte Zaubermacht" und „Waldeinsamkeit", aber nicht mehr im feindlichen Gegensatze zu dem klassischen Lichte des sonnigen Tages und dem nach sittlichen Zielen ringenden bewegten Leben. Wir fürchten nicht mehr, daß uns durch die Wahrheit die Schönheit, durch die Schärfe des Gedankens die Tiefe der Empfindung abhanden komme. Wir setzen an die Stelle der launigen und verzerrenden Phantastik die, die Natur idealisierende, künstlerische Phantasie, an die Stelle des Grübelns die Forschung, an die des trägen und ironischen Weltschmerzes die Heilung der Schäden.

Wiederum etwas Anderes ist die französische Neu-Romantik des 19. Jahrh., die sich ebenfalls rasch auslebt. Wir bemerken für jetzt nur, daß sie das große Verdienst um die Sprache hat, ihrer bekannten Armut aus den Schätzen der älteren Zeit und der gegenwärtigen Volksmundarten einige Hülfe zu spenden.

Kehren wir wieder zum Ausgangspunkte der Romantik, zur Volks- und Helden-dichtung zurück.

Wir Germanen haben es tief zu beklagen, daß die gewis einst vorhandenen Helden- und Geschichts-lieder unserer vorchristlichen Zeit ganz, und die der älteren christlichen zum großen Theile, verschwunden sind. Das christliche Kirchenthum der ältesten Zeit in Deutschland fand in seinem Vertilgungskampfe gegen das mit dem alten Glauben verwachsene Volksthum leichteres Spiel, weil dieses noch keine durch Schrift befestigte Literatur besaß. Die Runenschrift war selbst in

Skandinavien zu beschränkten Gebrauches, um die dort weit in die christliche Aera hineinreichende antike Dichtung unmittelbar aufzubewahren.

Schon Tacitus (Germania II) hörte von alten Liedern, welche die mit der Götterſage verflochtene Stammſage der Germanen feierten, als den einzigen Volksgeſchichtsbüchern, und von jüngeren Liedern, die zu ſeiner Zeit noch Arminius beſangen (Histor. II 88), ſowie von Schlachtgeſange der Männer und der Frauen (ebdſ. II 22. IV 18. V 15.). Der Gote Jornandes (c. IV. V.) beruft ſich auf die alten Geſchichtslieder ſeines Volkes, insbeſondere der Adelsgeſchlechter, und erwähnt, daß ſie zu „citharis“ geſungen wurden. Geſchichtlich bekannte Könige der Goten und ihre Berührungen mit Attila und ſeinen Hunnen ſind ohne Zweifel in ungefähr gleichzeitigen Liedern beſungen worden, die bis ſpät in das Mittelalter hinein nachklingen. In niederem Grade gilt dieß auch von longobardiſchen Königen. Ein großer Sagenkreiß erwächſt ſpäter aus der Miſchung ſkandinaviſcher, ſächſiſcher, fränkiſcher, burgundiſcher Geſchichten.

Im 5. Jahrh. klagt ein romaniſierter Gallier, der vorhin erwähnte C. Sollius Sidonius Apollinaris (Carm. XII) über den Lärm germaniſcher Lieder, welche die Burgundionen ſangen. Bei dieſen und andern germaniſchen Stämmen der Völkerwanderung verdrängte römiſche Sprache und Bildung nur allzuſchnell die heimiſche. Goten und Vandalen ſchrieben bald römiſche Gedichte; und ſo gaben ſich ſpäter viele Deutſche die Mühe, das in gutem Deutſch Gedachte in meiſtens ſchlechtes Latein zu überſetzen.

Karl d. Gr. fand noch eine Menge ſehr alter geſchichtlicher Heldenlieder vor und ließ ſie niederſchreiben („barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur“ Einhard V. Karoli XXIX). Sollten ſie für immer verſchwunden ſein? Ludwig der Fromme dagegen verachtete und verwarf im frömmelnden Alter die einſt gelernten heidniſchen Lieder („poetica carmina, quae in juventute didicerat“ Thegan. V. Hludovici XIX).

Indeſſen hat auch Karl d. Gr. von ſeinem mörderiſchen Bekehrungswerke gegen das ganze Volksthum der edeln Sachſen ſchwerlich ihre Lieder ausgenommen, um ſie ſeiner Sammlung

einzuverleiben. Sie mögen aber noch lange aus treuem Volksmunde erklungen sein. Zu ihnen gehörte das, auch in Skandinavien wiederhallende, leider nur in einer mangelhaften Handschrift und in gemischter Sprachform uns erhaltene, dennoch unschätzbare Hildebrandslied. Noch auffallender ist der Mangel an sächsischen (alt- und mittelniederdeutschen) Gedichten nach Karl d. Gr., da Spuren ihres einstigen Daseins vorhanden sind, und zwar vorwiegend weltlicher, also volksthümlicherer und desto werthvollerer, Gattung. Das mit den süd- (hoch-, ober-) und mittel-deutschen und fränkisch-rheinländischen Mundarten und ihrem Schriftwesen, mit der Bildung und besonders auch der politischen Macht dieser Stämme früher und stärker verschmolzene christliche Kirchenthum mag um so mehr zu dem baldigen Verschwinden der sächsischen Urschriften beigetragen haben, weil in den höfischen Kreißen des Nordens, im Sachsenlande selbst, die Kenntnis der hochdeutschen Sprache früh verbreitet war, nicht umgekehrt. Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung I 58) glaubt, daß der niederdeutschen Volksdichtung „die Unterstützung fleißiger Schreiber" gefehlt habe.

Die lateinische Schrift, die Haupterhalterin der Literatur, kam zu den Sachsen in Deutschland auch später, als zu jenen südlicheren Stämmen, während sie die anglischen Sachsen schon früh in Britannien annahmen. Das Selbe gilt für die übrigen Germanen des Nordens: die Friesen und die Skandinavier. Hier, wie überall, wurde die mangelnde Geläufigkeit und Verbreitung der Schrift durch die, um so stärkere und oft staunenswerthe, Übung des Gedächtnisses ersetzt, welches das uralte anvertraute Gut von Geschlechte zu Geschlechte so treu erhielt, als es das Verständnis der langsam sich wandelnden Sprache erlaubte — aber auch nur, solange nicht eine stärkere Strömung der Volksentwickelung oder auch ihre Unterbrechung durch das Eindringen fremder Macht und Bildung eintrat, wie wir jene vorhin durch das Christenthum erklärten. Wie z. B. einst die gallischen Druidenschüler unzählliche Denkverse auswendig lernten, und heutzutage noch überall die Kinder und Kindergenossen seit vielen Jahrhunderten unvergessene, aber oft nicht mehr verstandene Sprüche und Verse erhalten (s. u. über die Nursery-rimes

u. dgl.): ſo wuſte der blinde norwegiſche Dichter Stuf (unter Harald Hartrâdhi, ſ. Dietrich Altnordiſches Leſebuch S. XXVIII) Hunderte von Liedern auswendig, die auch wohl noch kein Sehender geſchrieben erblickt hatte.

Selbſt der chriſtliche altſächſiſch-weſtfäliſche Héliand bewahrt in der damals (Anfang des 9. Jahrh.) immer noch herrlich und voll ertönenden, ſonſt in nur geringen Reſten durch die Schrift erhaltenen Sprache ſeines Stammes noch einen Schatz volksthümlicher Denk- und Rede-weiſe; wogegen der fränkiſch-hochdeutſche Otfrid ſeinen „Heiland“ gegen den Volksgeſang der Laien richtete, und nur in einem Lobgeſange auf ſeinen Volksſtamm ſelbſt volksthümlich wird. Ein Beiſpiel ſpäten Heldenthums und Heldengedächtniſſes in niederdeutſchem Liede, das durch Ereigniſſe der Gegenwart neubelebt wird, iſt das Lied der Ditmarſchen (Geſänge von 1404 und 1500), wie ſolche auch bei andern Stämmen in Deutſchland und der Schweiz vorkommen.

Der niederländiſche Zweig der Niederdeutſchen, deſſen früheſte Sonderung und ganze Geſchichte noch im Dunkeln liegt und an Zeit und Ort Heliands grenzen mag (vgl. J. Grimm, deutſche Grammatik I S. 4. 264.), tritt plötzlich in der mittleren Zeit (13. Jahrh.) mit einer Fülle dichteriſchen Schriftenthums auf, die aber nur geringere Erinnerungen an das vorchriſtliche Volksthum zeigt.

Die Angelſachſen haben mehrere Bruchſtücke alter und jüngerer Heldenlieder und das große Gedicht „Beowulf“ hinterlaſſen, die in chriſtlicher Zeit niedergeſchrieben ſind, aber vorchriſtliches Alterthum und Heiligthum noch nicht vergeſſen haben. Die ſpäteren Reimchroniken, welche in reiner und, im 14 – 15. Jahrh., in gemiſchter (engliſcher) Sprache abgefaſt ſind, mögen hier beiläufig erwähnt werden. So auch John Gower (1323 – 1402), welcher den Einfall hatte, ſein allegoriſch-romantiſches „Geſtändnis des Liebenden“ in dreien Büchern: je eines franzöſiſch, lateiniſch und engliſch, abzufaſſen. John Barbour, Archidiakon zu Aberdeen in Schottland (geſt. 1396), feierte in ſeinem Epos „the Bruce“ dieſen Volkshelden der Schottländer, der ſie von der engliſchen Oberherrſchaft befreite.

Bei den ſpäteren Engländern treten in lyriſch- und didaktiſch-epiſchen Dichtungsgattungen einige begabte Männer auf. Edmund Spencer aus London (geſt. 1596) ſchrieb, unter Arioſtos Einfluſſe, ſein anmuthiges romantiſches Epos „Fairy queen“ aus der Arthurſage, mit Zeitbeziehungen auf die Königin Eliſabeth u. ſ. w.; J. Milton aus London (1608 – 74), deſſen wir mehrfach gedenken werden, die berühmten hohen Lieder vom Paradieſe; Sam. Butler aus Strensham (1612 – 90) die Satire „Hudibras“ gegen Cromwells Partei; J. Thomſon aus Ednam (1700 – 48) die „Jahreszeiten“.

In der Mitte des 18. Jahrh., das, mit Ausnahme des Romans (Fielding, Sterne, Smollett), durch den franzöſiſchen Geſchmack aus Ludwigs XIV. Atmoſphäre (namentlich durch die Reſtauration der Stuarts) beeinflußt war, machten die von Biſchof Percy herausgegebenen alten volksthümlichen Lieder und Balladen einen mächtig erfriſchenden Eindruck, der auch auf die Niederſchotten R. Burns und W. Scott fortwirkte, und welchen Herder und Bürger auch nach Deutſchland verpflanzten. Auch der vielſeitige Dichter Al. Pope aus London (1688 – 1744) iſt hier als heroiſcher, ſatiriſcher und komiſcher Epiker zu nennen. Er emancipierte ſich von ſeiner katholiſch-prieſterlichen Erziehung durch das Studium der Klaſſiker, der älteren engliſchen Dichter, ſowie der Italiener und der Franzoſen. Ein Kritiker (ſ. A. A. Zeitung 1863 Nr. 332 Beilage) nennt ihn indeſſen den gröſten Vertreter der eben erwähnten franzöſierenden Richtung, von welcher er ſelbſt die Geſchichtſchreiber Hume und Gibbon nicht ganz freiſpricht. — Von den Epikern unſeres Jahrhunderts genügt es G. Noel Gordon Lord Byron aus Dover (1788 – 1820) zu nennen; unter den angloamerikaniſchen Joel Barrow aus Connecticut (geſt. 1812), der eine „Columbiade“ ſchrieb, und in neueſter Zeit H. W. Longfellow aus Portland (geb. 1807), den Dichter des ſchönen, unter den Indianern ſpielenden lyriſch-epiſchen „Song of Hiawatha.“

Bei den Frieſen fand zu Ende des 8. Jahrh. der Weſtfrieſe Liudgêr aus Wierum (746 – 809) einen allbeliebten blinden Sänger der alten Heldenlieder, Bernlêf (ſ. Altfridi V. s. Liudgeri II 1).

Ihre Sprache behielt verhältnismäßig lange ihren volleren antiken Klang, aber von dem Schwunge ihrer verhallten Dichtung nur den Nachhall in mehreren Stellen ihrer Rechtsbücher.

Max Rieger (Alt- und angel-ſächſiſches Leſebuch nebſt altflieſiſchen Stücken Gießen 1861 S. XVII ff.) ſagt von der „altniederdeutſchen", dieſe drei Sprachen umfaſſenden, Literatur: „Sie ſchüttet ein Füllhorn edelſter Poeſie vor uns aus und lehrt uns betrauern, was auf oberdeutſchem Boden unter einer importierten Bildung zu früh und zu völlig iſt begraben worden. Sie gewährt uns lebendigſte Aufſchlüſſe über unſer Alterthum, durch welche auch die geringen althochdeutſchen Reſte einer nationalen Dichtung erſt recht verſtändlich werden."

Dieſen Satz dehnen wir auch auf das angrenzende altnordiſche Gebiet aus. In dem äußerſt geſangreichen ſkandiſchen Aſte unſeres Stammes erſchlug zwar der chriſtliche Bekehrer Thangbrand den Isländer Vetrlidhi — der ſeinen Predigten die Heldenlieder vom alten Donnergotte entgegengeſungen hatte —, aber nicht den Donnergott ſelbſt. Denn das ganze Volksthum war hier ſo mächtig, daß ihm der neue Glaube den alten nicht ganz nehmen durfte und den alten Helden- und Götter-preis mächtig forttönen laſſen muſte. Dieſer altheilige Geſang ertönte ſogar wieder einmal mit friſchem Leben im 10. Jahrh. unter Jarl Hakon (Dietrich a. a. O. XXII ff.), einem nordiſchen Julianus Apoſtata. Im 12. Jahrh. entſtand die erſte größere Sammlung der „Edda". Ihre älteſten Beſtandtheile werden aus der Zeit vor dem 9. Jahrh. ſtammen, in welcher die umformende Kunſtdichtung begann, der auch der erwähnte angelſächſiſche Beowulf angehört.

Nicht minder gehört der letzteren auch unſer, aus immer noch nicht hinreichend geſichteten alten und jüngeren Stoffen gemiſchtes, mittelhochdeutſches Nibelungenlied an, deſſen einheitliche Schöpfung neuerdings Pfeiffer dem öſterreichiſchen Dichter und Ritter von Kiurenberg zuſchreibt. Die bei den übrigen germaniſchen Stämmen längſt verklungenen Sigfridslieder ertönen noch jetzt in der altnordiſchen Mundart der Färöer, wie denn die im Rheinlande wurzelnde Heldenſage nicht bloß ſich in den germaniſchen Norden hinauf

verzweigte, sondern auch im Munde altnordischer Sage und Dichtung ganz heimisch, sogar in älterer und reinerer Gestalt erhalten wurde, als in Deutschland (vgl. u. a. Goedeke a. a. O. I 52). Näher mit der altnordischen verbunden scheint auch niederdeutsche Dichtung gewesen zu sein (wie z. B. in der verlorenen Urschrift des mittelhochdeutschen Alphart, s. Goedeke ebds. 64 – 65), welche jener sogar für die Thidrekssage zur Quelle diente (ebds. 44. 103 ff. Dietrich a. a. O. XLII).

Noch mehr, als das Nibelungenlied, verbindet das, ihm im Range zunächst stehende, mittelhochdeutsche Epos Gudrun alle germanischen Hauptstämme. Sein Inhalt geht auch bis in den keltischen Nordwesten Europas, nach Irland, hinauf, bietet aber für Entstehung und Verknüpfung noch ungelöste Räthsel.

Volltönender und antiker in der Sprachform, als Nibelungen und Gudrun, ist das bis in das 9. Jahrh. zurückreichende Ludwigslied, in fränkischer (nicht rein hochdeutscher) Mundart und mit geistlicher Beimischung des sonst volksthümlichen Tones geschrieben.

Auf die Einzelheiten der altdeutschen Literatur mögen wir hier um so weniger eingehn, weil wir dann auch ihren Inhalt, besonders die Heldensagen in ihrer verwickelten Geschichte, verfolgen müsten; und weil die Hilfsmittel zu ihrem Studium in vielen Schriften Jedermann erreichbar sind, namentlich in den umfassenden Werken von Kurz und Goedeke. Wir begnügen uns desshalb mit Umrissen und kurzer Anführung einzelner Schriften und Schriftsteller, ohne auch nur eine irgend vollständige Auswahl von Namen verzeichnen zu wollen.

Die bekanntesten höfischen Epiker hatten grösstentheils, wie sich aus unserem Obigen ergab, an sich schon secundäre französische Dichter zu Quellen, und vielfach auch der Form nach zu Vorbildern. So z. B. der aus den Niederlanden gebürtige Heinrich von Veldeke, der Dichter einer Aeneide (Eneit) im 12. Jahrh., und sein Nachahmer, der Hesse Herbort von Fritzlar (13. Jahrh.), der den Trojanerkrieg beschrieb; Hartmann von Aue (12–13. Jahrh.), der u. a. besonders nach dem Franzosen Crestien von Troyes britonische Sagen bearbeitete, ohne vielleicht seinen deutschen Vorgänger auf diesem Gebiete zu kennen, nämlich den Baiern Ulrich v. Zazikhoven,

der die Quelle seines „Lanzelot“ von Hugo von Morville erhielt, einem der Bürgen für Richard Löwenherz an Kaiser Heinrichs VI. Hofe. Ferner der Baier Ritter Wolfram von Eschenbach (Schloß bei Anspach; er starb nach 1215), „der ausgezeichneteste Dichter des deutschen Mittelalters, voll Tiefe und männlicher Würde“ (Goedeke), der den fremden Stoff mit deutschem Geiste beherrschte und handhabte; Gottfried von Straßburg (um 1215), der Sänger Tristans, der „vollendetste und seelenvollste“ (Goedeke) Schilderer romantisch-ritterlicher Liebe.

Die zahlreichen epischen Dichtungen des christlichen Mittelalters in deutschen Landen gehören theils dem hochdeutschen, theils dem niederländischen Zweige des niederdeutschen oder sächsischen Astes an, wenige, wie wir bereits wahrnahmen, dem sächsischen in engerem Sinne; oder auch dem rheinfränkischen oder niederrheinischen, in welchem die niederländische Mundart sich mit der hochdeutschen mischt.

Ihre Gegenstände sind: die ältere, wenigstens in Bruchstücken alle germanischen Stämme umfassende, Heldensage; und die jüngere, die sich namentlich an Karl d. G. und seine Paladine knüpft und aus Frankreich durch die Niederlande rheinaufwärts wanderte. Sodann die, wie wir früher sahen, durch einen großen Theil des alten Europas verbreitete Trojanersage. Die christliche Legende. Fremde Volkssage und Heldendichtung, mit einheimischer und kirchlicher gemischt, sowohl die erwähnte britonisch-romanische des Artuskreißes sammt dem heiligen Gral (gradale), wie auch aus dem arischen Osten, die mitunter durch Griechenland gewandert war, wie „Barlaam und Josaphat.“ Die, unter vielen Völkern Europas und Asiens bekannte und besungene Sagengeschichte Alexanders d. Gr., in welche der deutsche Nachdichter Lamprecht merkwürdige Erinnerungen an altdeutsche Sagengeschichte einflocht; H. Weismann in Frankfurt a. M. hat ihre Entwickelung umfassend dargestellt.

Endlich auch die Thiersage, welche die weitesten Zeiten und Räume in Besitz hat, wahrscheinlich nebst den Romanen, besonders den Franzosen, auch den britonischen, wenn nicht gar schon den gallischen, Kelten vertraut ist, und deren Zusammenhang und Mischung namentlich mit den arischen (indisch-persischen), semitischen und

griechisch-römischen Thierfabeln (Apologen) durch neuere Forschungen immer deutlicher wird.

So knüpfen sich theilweise eben an jene Alexanderssage die aus Indien nach Persien und von dort nach Arabien und weiter zu den meisten Völkern Asiens und Europas gewanderten Fabeln der Sanskritgedichte Hitopadêscha (— ça) und Pantschatantra, über welche vorzüglich Benfeys Kommentar zu letzterem Auskunft gibt. Auch unser J. Grimm sprach über diesen Gegenstand einige seiner letzten Worte in den Göttinger Anzeigen 1863 St. 35, bei Gelegenheit einer trefflichen Schrift des niederländischen Forschers W. J. A. Jonckbloet „Étude sur le roman de Renart" (Groningen 1863); und zwar zu Gunsten der Selbständigkeit vieler germanischen Fabeln, für welche auch die Deutschheit ihrer Eigennamen spricht. Jene Wanderungen und die dabei vorkommenden Wandelungen und Mischungen bieten der Völkerkunde den reichsten Stoff, sind aber so ausgedehnt und verwickelt, daß wir uns mit einigen Beispielen und Wegweisern begnügen müssen.

Namentlich treten jene indischen Fabeln unter dem Namen des Erzählers Bidpai, verstümmelt aus sanskrit. Widjaprija (Vidyapriya), auf, sowie als „Kalila und Dimna." Diese Namen der arabischen Bearbeitung, in der türkischen variiert in „Kelile und Dimne," sind entstellt aus den indischen Namen der beiden Schakale im Pantschatantra „Karataka" (nach Böhtlingk-Roth „Krähe" bedeutend, von J. Grimm aber sinnreich mit dem griechischen Fuchsnamen κερδώ verglichen), und „Damanaka" (Bändiger). Ein zweites Beispiel der Namenentstellung aus dem selben Werke sind die Namen zweier Stiere des indischen Märchens: „Nandaka" (Erfreuer) und „Sanchtvaka" (saṅgîvaka, der Zusammenlebende? Mitgejochte?), im arabischen Texte „Bendeba" und „Schenzeba," und daraus in dem deutschen „Buche der Beispiele" (15. Jahrh.) „Teneba" und „Senesba!" Der indische Bhôdschâ Râdschâ" (Bhôǧa râǧâ) der an Wikramâdidjas Thron geknüpften Märchen ist der „Ardschi Bordschi Chan" der von den buddhistischen Mongolen umgearbeiteten Märchensammlung (nach A. Schiefner in den Mélanges Asiatiques III 1857 der Petersburger Akademie).

Aésopos, dessen Fabeln uns nur durch spätere Bearbeiter (Babrios, Phaedros u. A.) erhalten sind, mochte sie aus seinem Vaterlande Thrakien oder Phrygien nach seiner aufgedrungenen zweiten Heimat Samos mitgebracht haben, wiewohl sich ihre Spuren schon vor ihm in Griechenland finden. In Kleinasiens Völkergewirre mischten sich vielleicht auch auf diesem Gebiete semitische u. a. Stoffe mit arischen. Phaedros, Kaiser Augustus Freigelassener, war Makedone oder Thrake; Alterthum und Echtheit der unter seinem Namen bekannten Fabeln wurden angefochten. Der berühmte Apostel der slawischen Mähren, Kyrillos aus Thessalonike (850), schrieb griechische Fabeln, die früh ins Lateinische übersetzt wurden.

Das germanische Hauptwerk der Thierfabel ist das satirisch-allegorische Epos „Reinhart der Fuchs" (Reineke, Reinaert de Vos), das von den niederdeutschen Vlamingen (mit Einschlusse Isengrims zuerst vermuthlich nur lateinisch redigiert) zu ihren nächsten Stammverwandten, den Niedersachsen, und von diesen zu den Hochdeutschen, den Skandinaviern und den Franzosen kam. Bei Letzteren wurde es so volksthümlich, daß der Name des Helden (renard) ganz die einheimischen (aus lat. vulpes gebildeten) des Fuchses verdrängte, wie denn überhaupt mehrere poetische Thiernamen im französischen Mittelalter die Volksthümlichkeit der Thiersage beurkunden. Aus Frankreich mochte jene Benennung (ranart) nach Spanien gekommen sein. Ebendieselbe deutet nicht bloß auf die deutsche Erfindung an sich zurück, sondern auch auf ihr hohes Alter, da der hier wesentliche, auf die Klugheit des Fuchses deutende Sinn des (ursprünglich raginhard lautenden) Wortes schon früh (im Anfange des 9. Jahrh., vgl. Goedeke a. a. O. I 7) nicht mehr im Volke verstanden wurde.

Unter den deutschen Fabeldichtern seit dem 14. Jahrh. nennen wir mit Ehren den berner Predigermönch Ulrich Boner (14. Jahrh.), dessen „Edelstein" das älteste bekannte gedruckte Buch ist; Martin Luther, den Vertreter des deutschen Volkssinns in Ernst und Spiel; den wackeren Nürnberger Hans Sachs (1494–1576); Burkhard Waldis, den bekehrten Mönch aus Allendorf a. d. Werra (gest. nach 1554); den protestantischen Geistlichen Erasmus Alberus aus Hessen, der 1553 als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg starb, auch

um die Kunde der hochdeutschen Sprache verdient. Andre Fabeldichter gehören zunächst zu den Satirikern.

Wir gedachten bei dem sächsischen Heliand des Fortlebens vorchristlicher Denkweise und Weltanschauung und fanden diese auch schon S. 65 ff. mit der semitisch-christlichen bei den Kymren (in moderner Nachbildung) verschmolzen. Kosmologische Dichtungen, oft mit epischem Schwunge finden wir unter allen Völkern; ohne Zweifel ist die mosaische nicht die älteste. Germanische Bruchstücke mit jener Mischung haben wir im 8. und 9. Jahrh. im Wessobrunner Gebete, dessen Anschauungen auch in altnordischer (skandischer) Dichtung wiederkehren, und in „Muspilli", dem von König Ludwig dem Deutschen niedergeschriebenen Bruchstücke vom Weltende, beide in hochdeutscher Sprache. Die ganz antike Weltanschauung und die dazu gehörige Götterwelt hat sich vollständiger nur bei den Skandinaviern erhalten, während bei den übrigen germanischen Stämmen nur spärliche Nachrichten der Römer und der deutschen Chronisten und Geistlichen, noch spärlichere Bruchstücke einheimischer Gedichte und Sprüche, aber, dem Forscher noch verständlich, eine Menge im Volke bis heute verbliebener Märchen, Sagen, Sprüche und Verse die uralte Einheit germanischen Glaubens bezeugen. Jakob Grimms Meisterhand hat die Siegel vieler Geheimnisse gelöst, und Viele forschen jetzt in ihnen weiter. Die seit dem 11. Jahrh. in Deutschland so häufigen christlichen Dichtungen und Legenden haben sofern volkliche Bedeutung, als sie der fremden Überlieferung einheimischen Stoff oder doch Geist beimischen, wie dieß bei allen christlichen Nationen vorkommt. Die Fusion und Confusion verschiedener ethnischer Stoffe in diesen Dichtungen entspricht dem damaligen Standpunkte der Geschichtswissenschaft und der Länderkunde; die altklassische Literatur gibt auch ihren Beitrag dazu, oft in kaum kenntlicher Gestalt.

Das Selbe gilt von den weltlich-geistlichen aus Geschichte und Legende gemischten Dichtungen, unter welchen das Annolied, die mit kosmogonischen Phantasien, kirchlichen Legenden, der fränkischen Trojanersage u. s. w. verbundene Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anno von Köln (Anfang des 12. Jahrh.), schon durch Alter und Sprachform sich auszeichnet. Es steht in, noch nicht endgültig untersuchtem,

Zusammenhange mit der römisch-deutschen Kaiserchronik, dieser phantasiereichen Geschichtsdichtung, deren buntscheckige Fäden von Romulus, durch die Verfolgungen und Triumphe des Christenthums im Römerreiche hindurch, auch die Goten streifend, bis zu den deutschen Kaisern des 12. Jahrh. laufen; sie wurde später noch fortgesetzt. Ein noch viel verschlungeneres Labyrinth bildet der mittelhochdeutsche „Trojanerkrieg", der in beinahe 50,000 Versen alle Religionen, Zeiten und Völker in die homerische Sage verflicht.

Ganz ohne volkliche Bedeutung ist begreiflicher Weise keine Gattung der Dichtung und des Schriftenthums überhaupt. Sittenschilderungen und Sittenlehren, die nicht leicht in einer Erzählung fehlen, und endlich die, eben im deutschen Mittelalter ziemlich zahlreiche, Gattung des eigentlichen Lehrgedichtes lassen uns die geistigen und sittlichen Besitzthümer und Mängel des Volkes und seiner einzelnen Stände in ihrer Zeit erblicken.

Wie bei den Griechen, Römern u. s. w. kleidet sich auch bei den Deutschen Lehre und Mahnung oft in Fabel und Gleichnis (Allegorie) und in bald harmlosere, bald schärfere Satire, die bisweilen das Laster homöopathisch durch derbe und selbst frivole Spiegelung bekämpft, vielleicht nicht ohne einigen Antheil an dem kynischen Behagen des Zeitgeistes. Im mittelhochdeutschen Zeitraume sind solche Satiriker nicht selten. Größere Bedeutung gewinnen sie in dem Zeitraum der Reformation, auch unter den Gegnern der letzteren. Unter diesen ragt der Franciscaner Thomas Murner aus Straßburg (1475 bis um 1536) hervor, der aber auch als züchtigender Reformator der eigenen Kirche auftritt. Zum Vorbilde nahm ihn großentheils sein Landsmann, der Jurist Seb. Brant (1458–1520), der alle Narrengattungen seiner Zeit in seinem „Schiff aus Narragonia" geißelte; wir nannten es bereits als Predigttext Geilers. Frd. Dedekinds lateinisches Gedicht „Grobianus" (Frankfurt a. M. 1549 ff.) verdeutschte in Reimen Caspar Scheidt (Worms 1551 ff.); es schildert die Rohheit der damaligen Gesellschaft. In der 2. Hälfte des 16. Jahrh. trat der wunderliche und wunderbare protestantische Satiriker Jh. Fischart aus Mainz oder Straßburg auf, des erwähnten Scheidts Gevatter. Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich zwei Bearbeitungen

ausländischer aus: „der Bienenkorb des h. römischen Immenschwarms“ nach dem Niederländer Ph. Marnix van Aldegonde, und das 1. Buch des französischen „Gargantua“ von Rabelais. Mit gesundem Witze dichtete G. Rollenhagen aus Bernau (1542–1609) zu Magdeburg seinen „Froschmäusler“ nach der homerischen Batrachomyomachie, welche auch der Grieche Zenos in die griechische Volkssprache übertragen hatte.

Von dem derben Ausdrucke sittlicher Gesinnung in den meisten dieser Satiren unterscheiden wir wesentlich die in älteren und neueren Literaturzeiträumen herrschende Unsauberkeit besonders in Frankreich, Italien und Deutschland; und in dieser wiederum eine mehr naturwüchsige und unbefangene Sinnlichkeit in geschlechtlichen Beziehungen von überfeinerter oder absichtlicher Lüsternheit und gesetzloser Unsittlichkeit, sowie auch von ekelhafter Schweinerei ohne Unkeuschheit, wie sie zumal in Deutschland vorkam. Neben diesen Krankheitserscheinungen steht der Gegensatz mystischer Verhimmelung, die wiederum oft voll geheimer Lüsternheit ist. Sie artet namentlich in mönchischen Herzensergüssen der Marienliebe, die sich jedoch lieber in lateinische Worte hüllen, und in späten Herrnhutergesangbüchern zu dem unlautersten Bilderspiel aus. Es ist eine Reaction der Sinnlichkeit gegen die Askese, die wir auch schon bei den Visionen und Versuchungen frommer Einsiedler in der Thebaide finden, aber mit dem großen Unterschiede, daß diese ihre dämonische Gewalt als solche erkannten.

Im allgemeinen finden wir die Verunreinigung der Lyrik und der Volksdichtung weit verbreiteter unter den germanischen und romanischen Kulturvölkern des mittleren und westlichen Europas, als unter den Osteuropäern: Litauern, Slawen, Griechen, Ostromanen.

Der oben bezeichneten volklichen Bedeutung aller Dichtung in Bezug auf ihren Inhalt schließt sich auch eine ähnliche subjective an. Die Quantität und Qualität der dichterischen Einbildungskraft und Schönheitsempfindung in der Wahl und Erfindung des Stoffes sowohl, wie in der Darstellungsform und Sprachgewandtheit, gehören nie so ausschließlich dem einzelnen Schriftsteller an, daß nicht auch der Volksgeist des Zeitraums daran Theil hätte. Diesen erhebt und idealisiert

der ſchöpferiſche Dichter, aber nur der begabteſte und genialſte erhebt ſich ſelbſt weltbürgerlich über ihn.

Aber auch aus tadelnswerthen und krankhaften Gründen erſcheinen bedeutende Ausnahmen dieſer volklichen Bedeutung des Schriftenthums, der ſubjectiven wie der objectiven. So bei jener die leidige Ausländerei, die Affection einer fremden Volksthümlichkeit und Bildung, die man beſonders den Deutſchen vorwirft, in der Dichtung wie im ganzen Leben. Was die andre Seite, den Gegenſtand der Dichtung betrifft, ſo verſäumen die erzählenden, minder die dramatiſchen, Dichter der früheren Zeiträume oft, ja gewöhnlich, den Griff in die Fülle des geſammten Volkslebens ihrer Zeit, vielleicht häufiger aus Geringſchätzung als aus Unkenntnis deſſelben. Wir haben hier zunächſt die Deutſchen im Auge. Aber unſere Anklage trifft z. B. auch die byzantiniſchen Griechen, die in ihren Schäferromanen (wie ſpäter ihre Nachfolger in Italien, Spanien, Deutſchland u. ſ. w.; Weiteres unten) eine Welt ohne Wahrheit und großentheils auch ohne wahre Dichtung vor Augen hatten, ſtatt uns durch Schilderungen aus dem Volksleben jener Zeit zu verpflichten, von welchem wir ſo wenig wiſſen. Ähnliches gilt auch von den Ritterromanen der ſpäteren Zeit.

Freilich ſchmückt den Bürger und den Bauern älterer Zeit nicht der Schimmer der Waffen, des Geſchmeides und des reich ausgeſtatteten Lebens überhaupt, wie den Fürſten und den Ritter. Auch Frau Aventiure, das anziehende, aber oft auch erkünſtelte Abenteuer, tritt ſelten in das Alltagsleben des friedlichen fleißigen Mannes ein, viel eher noch in das Eintagsleben des Strolches ohne ſicheren anderen Tag. Aber ohne Poeſie war es darum nie, und noch weniger ohne Laune. Wir werden ſeine Darſtellung in der poetiſchen Erzählung und namentlich in der Dorfgeſchichte weiter unten kennen lernen. Einſtweilen erwähnen wir hier der ſeltenen Vorgängerinnen der letzteren, vorzüglich der Lebensdichtung des Maiers Helmbrecht aus dem 13. Jahrh., in welcher der öſterreichiſche Dichter Wernher außer der Sittenlehre auch die werthvollſten Schilderungen aus den Lebenskreißen des Landvolkes, des Adels und des Geſindels gibt. Die Beſchreibungen deutſcher Bauernhochzeiten im 15. Jahrh. ſind eher nur Zerrbilder, wie denn in dieſer Zeit der Patricier wie der Epicier der Städte, eher

noch als der Adel, den Bauernstand verachtet und verhöhnt. Hadloub aus Zürich (13. Jahrh.) malte neben derben Scenen aus dem Landleben doch auch liebliche (in seinen Ernteliedern).

Eine Zeit lange war eine eigenthümliche, halb volksthümliche Form der komischen Dichtung beliebt: die „macaronische" (ital. maccheronéa, poesia maccheronica, Nudeldichtung? Der französische maquereau steht fern ab), welche die Landessprache mit der lateinischen mischte und gewöhnlich in die grammatischen Formen der letzteren kleidete, wie dieß im Ernste bei der indisch-spanischen Mischsprache der kastilischen Zigeuner geschieht. Sie gieng von Italien aus, wo die Tochtersprache am geeignetsten zu dieser komischen Restauration war. Zu ihren Gründern gehören der Benediktiner Teofilo Folengo aus Mantua (gest. 1544), welcher „Merlini Coccaji Maccaronica" schrieb, auch die Rolandssage in seinem „Limerno Pitocco Orlandino" travestierte; und sein Zeitgenosse Tifi degli Odasi (Typhis Odaxius), der sich über den Aberglauben der Paduaner lustig machte. Diese Mischsprache fand auch Eingang in Frankreich und noch mehr in Deutschland, wo im 16–17. Jahrh. hochdeutsch- und niederdeutsch-lateinische plattkomische Epopöen erschienen. Ich fand einzelne derbe macaronische Denkverse schon in Glossarien des 15–16. Jahrh., die besonders der mönchischen Muße und Laune ihr Dasein verdanken.

Geistesverwandt ist die Parodie oder Travestie (von dem ebenfalls italienischen travestire vermummen), besonders antiker und neuerer Heldengedichte, auch (wie die obige Orlandos) in mehr selbständiger Form. Allbekannt ist die von dem Jesuiten Aloys Blumauer aus Steyer (1755–98) travestierte Aeneide. So wurde auch der sentimentale Klosterroman „Siegwart" von Fr. Bernritter (1777) travestiert. In weiterem Sinne gehört hierher auch das selbständige komische und satirische Epos, dessen Held Nichts weniger als ein Held ist, wie z. B. der Kandidat Hieronymus Jobs, dessen Schöpfer, der Arzt K. Arnold Kortüm aus Mülheim (1745–1824), mehrere komische Dichtungen schrieb.

Wir haben vorhin bei einigen Anlässen die Volksdichtung des außergermanischen Osteuropas erwähnt. Das Hauptvolk dort ist das slawische in vielen Stämmen, dessen dunkle Urgeschichte in ihrem ältesten Zeitraume mit der des litauisch-lettisch-preussischen

Eine gewesen sein muß, wie weit mehr noch, als beider politische und geographische Berührungen in geschichtlicher Zeit, die (gelegentlich früher oben erwähnte) nahe Verwandtschaft ihrer Mythologie und besonders ihrer Sprache zeigen. Letztere stempelt sie zu Ästen Einer Gruppe. Ihre geschichtliche Zeit in Europa beginnt erst nach der der Germanen; dafür aber geht der epische Zeitraum ihrer Bildungsgeschichte viel weiter in die neuere Zeit herein, und der politisch-geschichtliche Volksgesang lebt heute noch besonders unter den noch freien oder um ihre Freiheit und nationale Selbständigkeit kämpfenden Stämmen, namentlich den Serben und andern südöstlichen Grenznachbarn und Stammfeinden der Türken, minder der Italiener und der Deutschen. Dazu kommen denn noch die geschichtlichen und epischen Kriegslieder, lyrischen und religiösen Volkslieder der Polen im 19. Jahrhundert, die zwar an sich in das Gebiet der Kunstdichtung gehören, aber so volksthümlich geworden sind, wie die auf ähnlicher Stufe stehende Marseillaise und andre Revolutionsgesänge der Franzosen. Die höfischen „Volkshymnen" andrer Völker, oder eher Nationen und Staaten, kommen nicht in Vergleich, und werden eher verhallen, wann sie nicht mehr auf Commando gesungen werden, auch eher als das englische „God save the king", das mehreren von ihnen zu Grunde liegt. Noch mehr, als dieses, drückt „Rule Britannia" das Machtbewußtsein einer Nation aus, an welchem selbst allmählich die eigentlichen Britannier, die keltischen Völker Großbritanniens, ihren Antheil empfinden, obgleich ihr Widerwille gegen die herrschenden „Sachsen" noch keineswegs erloschen ist (vgl. S. 219).

Der Mangel an großen umfassenden Heldengedichten unter den Slawen liegt nicht wohl daran, daß es an schriftkundigen Köpfen und Händen zu Iliaden und Nibelungenliedern fehlte; die Einführung der Schrift durch christliche Bekehrer (außer mehreren erst von den Byzantinern, später von den Türken unterjochten Völkerschaften) geschah ziemlich früh. Möglich, daß die Athosklöster noch Etwas dieser Art bergen. Eher liegt jenem Mangel der entsprechende an größerer Einheit des großen und weit mehr, als das deutsche und gar das griechische, räumlich und politisch-geschichtlich zersplitterten und zerstreuten Volkes zu Grunde; zugleich auch der Mangel des Bildungsgrades,

der schon zu dem künstlerischen Aufbau und Volksverständnisse eines großen Epos unerläßlich ist. Sonst fehlt denn doch die nöthige Volksstimmung dazu nicht bei jenen Stämmen, die nicht müde werden, die Romanzen der Rhapsoden unter der Begleitung des volksthümlichen Saitenspiels, der Gusla (altslaw. gasli), anzuhören. Im großen Ganzen dürfen wir wohl den Slawen mehr friedliche, als kriegerische Neigungen, und deßhalb auch mehr Lyrik, als Epik, zuschreiben. Erstere theilen sie denn auch mit ihren nächsten Stammverwandten, den Litauern. Wieweit sich jedoch Beider Lyrik auch geschichtlich berührt, ist noch nicht genügend untersucht; leider fehlen bei den erst spät mit der Schrift bekannt gewordenen und erst durch die nur kurz dauernden Kämpfe gegen fremde Unterdrücker in die Geschichte eingetretenen litauischen (lettisch-preussischen) Stämmen die Lieder der Vergangenheit.

Dagegen fragt es sich, wieweit die geistige Verwandtschaft der slawischen Lyrik mit der litauischen auf volklichem Grunde, auf altgemeinsamer, vorzugsweise elegischer, Volksstimmung beruhe. Dieser Untersuchung müste sich die der Tonweisen anschließen, deren größere Übereinstimmung denn auch eine erhaltene geschichtliche, nicht bloß dynamische, Verbindung und ursprüngliche Einheit bezeugen würde. Diese zwiefache Untersuchung müste sich denn auch auf die Lyrik der übrigen osteuropäischen Völker erstrecken, in welcher wir manche der slawischen ähnliche Züge wahrzunehmen glauben.

Die Panslawisten werden diese Frage durch die, allerdings nachweislichen, massenhaften slawischen Strömungen lösen, die sich Jahrhunderte lang über das Byzantinerreich in Europa und die Donauländer ergossen und häufig Völker und Sprachen bleibend durchdrangen, nicht selten aber auch von der alten Kraft des Bodens absorbiert wurden, namentlich des hellenischen, die allmählich auch die eingedrungenen Thrakoromanen (Zinzaren) und Albanesen (theilweise in deren alten Sitzen) helleniſiert. Indem wir auch hier die Sprache als Hauptmaßstab des Volksthums annehmen, dürfen wir sagen, daß Fallmerayer mit größerem Rechte, als die Griechen, die Magyaren, Dakoromanen und selbst die Albanesen von den Slawen hätte ableiten können.

Es ist eine anziehende, aber auf diesen Tummelplätzen der verworrensten Völkerwanderungen und zerstörendsten Völkerkämpfe schwer zu lösende Aufgabe, bei den Berührungen der Dichtung und andrer Zweige des Volksthums zu sondern: Was nur die Ähnlichkeit der örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse und der Bildungsstufen wirkte, und was von volklichen Mittelpunkten und Mischungen ausgieng. Namentlich denn einerseits die Sedimente jener slawischen Strömung; aber auch was die auf griechischem, thrakischem, illyrischem, epirotischem Boden eingewanderten und, mit im ganzen erhaltener Volksthümlichkeit und Sprache, verbliebenen Slawen von den ihnen vorausgegangenen und mitunter in ihnen aufgegangenen Völkern erhielten und behielten. Wir kennen indessen hier nur Ein sicheres Beispiel dieses Aufgehens, und zwar nur bei einem selbst erst in spätem Zeitraume eingedrungenen Volke, den Bulgaren nämlich.

In dem Völkergewirre Kleinasiens dagegen, in welchem doch schon sehr früh wenigstens nebenbei griechische Sprache und Bildung verbreitet war, äußerte theilweise das Türkenthum die ihm sonst auf dem eroberten alten Kulturboden nicht eigene Kraft, die eingeborenen Sprachen, selbst der Griechen, zu verdrängen, nicht so sehr aber alte Tracht und Sitte, und in noch geringerem Grade das dort schon alte Christenthum, das von den Griechen und den Armeniern noch öffentlich und von den kaukasischen Bewohnern des früheren Kaiserthums Trapezus im geheimen bekannt wird. Das griechische Christenthum wurde in Europa bekanntlich von den Slawen des Ostens früh angenommen, und begünstigt bis heute das qualitative Übergewicht der griechisch-byzantinischen Bildung unter ihnen, wie unter den glaubensverwandten Romanen und Albanesen; erst in neuerer Zeit sucht römisch-katholische kirchlich-politische Propaganda unter Albanesen und Slawen der Türkei neuen Boden zu gewinnen oder älteren Besitz zu befestigen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß einst schon die geistesmächtigen Griechen bei ihrer Einwanderung aus Kleinasien einen gewissen Grad der Bildung, namentlich der dichterischen, bei den sonst „barbarischen“ Thrakern vorfanden (welche wir nicht in orphische und wilde fremdstammige zertrennen mögen), die sie bedeutend genug

fanden, um sie einigermaßen sich einzuverleiben. Orpheus und die Orphiker, die noch von Kannibalismus ihrer Vorzeit wissen, Thamyris, Eumolpos und die Eumolpiden mit Musaeos u. s. w. erscheinen uns freilich in hellenischer Gestalt, aber ihr fremder Ursprung leuchtet in Mythe und geschichtlicher Überlieferung durch. Wenn wir nun dazu nehmen, daß fast zweifellos aus jener uralten Zeit Reste vor- und un-griechischen Volksthums in den Albanesen und den Ostromanen erhalten sind, bei jenen sogar in dem Hauptbestande der Sprache; daß diese vorgriechischen Völkerschaften sogar noch Ausdehnungskraft genug besaßen, um in später Zeit ihr Stammgebiet zu überschreiten und sich in dem entvölkerten Griechenland auszubreiten: so hat auch die Frage nach bis heute im byzantinischen Europa verbliebenen Bruchtheilen ältester vorgriechischer Sitte und Dichtung immerhin einige Berechtigung.

Das stärkste fremde Volksthum, das in geschichtlicher Zeit hier zwischen und nach dem griechischen, vor dem slawischen (und dem türkischen) Boden gewann, ist das römische, und zwar nicht blos das oströmische, das erst von Konstantinopel aus die Hellenen zu Romäern machte, sondern ein älteres, dessen lautestes Zeugnis der Stock der ostromanischen Sprache ist, und das sich in der albanesischen, weniger in der (neu-) griechischen, Sprache deutlich von der ebenfalls starken späteren romanischen, theils ostromanischen, theils italienischen, mitunter selbst (älteren) französischen, Mischung unterscheidet.

Auf die Volksdichtung indessen hatte, unsers Wissens selbst auf die leider nur aus neuerer Zeit bekannte ostromanische, das weniger durch Ansiedler, als durch Soldaten und Beamte eingedrungene Römerthum keinen nennenswerthen Einfluß. Desto deutlicher und begreiflicher ist der, der mehr und minder epischen Dichtungsgattung bei allen diesen Völkern gemeinsame, Gegensatz gegen die türkischen Feinde und Ungläubigen.

Der große östlichste Stamm der arisch-europäischen Völkerfamilie, der indische, besitzt zwar viele epische Dichtungen und namentlich ein kolossales Epos: das Mahabhâratam, in welchem aber Stammsagen, Göttermythen und individuelle Dichtung unlösbarer verschmolzen sind, als wohl in allen andern großen Volksdichtungen,

obwohl dieſe Grundbeſtandtheile in den meiſten vorkommen. Dazu kommt, daß die Inder, trotz ihrer ſehr alten literariſchen Bildung, ſo gut wie gar keine alte Geſchichtsſchreibung haben. Erſt in verhältnismäßig ſpäter Zeit ſchrieben die buddhiſtiſchen Inder wirklich geſchichtliche Werke; die brahmaniſchen im Grunde nur eines im 12. Jahrh. n. C., das ſpäter fortgeſetzt wurde: die „râǧa taranginî (der Könige Strom)", eine Chronik von Kaçmîra (Kaſchmir); vgl. Laſſen, Ind. Alt. II 18. Neuerdings haben europäiſche Forſcher feſtere geſchichtliche Beſtandtheile aus dem flimmernden Nebel der indiſchen Dichtung ausgeſchieden. Ähnlich verhält es ſich mit den (o. S. 12) drawidiſchen Völkern Hindoſtans, welche die ariſchen Eroberer theils in völlige Barbarei drängten, theils (im Dekan) mit ihrer Religion und Bildung befruchteten, ohne ihre Sprache und Sitte ganz verdrängen zu können. Vielmehr bildete ſich eine drawidiſche Sagendichtung und Literatur erſt durch den Einfluß der ariſch-indiſchen heran, ſchöpfte aber ihre Stoffe zum Theil aus einheimiſcher Überlieferung. Bei den Ariern in Iran iſt die alte Geſchichte zwar auch mit der Götterſage verſchmolzen, ſonderte ſich aber darneben weit reiner ab, wie die erhaltenen Steinſchriften bezeugen, und iſt überdieß in viel ſtärkerer Verbindung mit der Geſchichte und Geſchichtſchreibung andrer Völker, vorzüglich der Griechen, auch der Juden. Das große Heldenbuch der Perſer iſt zwar erſt in ſpäter Zeit gedichtet, nahm aber Schätze alter Stammſage in ſich auf; wir kommen noch einmal auf daſſelbe zurück.

Dagegen beſitzen die beiden ariſchen Hauptſtämme reiche Urkunden ihrer älteſten Bildungsgeſchichte, ungerechnet die äußerſt lehrreichen Sprachen an ſich, in ihren Religionsſchriften, deren wir ſchon früher gedachten, in den indiſchen Veden und dem perſiſchen (baktriſchen) Zendaveſta nebſt deſſen ſpäteren Übertragungen und Commentaren. Die älteſten Veden ſtammen ſogar aus einer Zeit, in welcher der Glaube und die Götterſage beider Stämme noch nicht in jene Zwietracht gerathen war, die gleichwohl die alte Einheit überall durchleuchten läßt.

Die viel ältere Einheit der ganzen indogermaniſchen Familie liegt zu tief in der Nacht der Zeiten, als daß ſich ihr Andenken in

ihrem weiten Kreiße erhalten hätte, obwohl die Wahrzeichen einer gewiſſen Summe der bereits vor der Trennung gereiften gemeinſamen Bildung, Sitte, Götterſage, religiöſen Weltanſchauung vorhanden ſind, jedoch erſt ſeit kurzer Zeit deutlicher erkannt werden. Was die altdeutſche Sage des Mittelalters, namentlich im Annoliede, in der Kaiſerchronik und in dem älteren Berichte De origine Noricorum (vgl. u. a. Maßmann in Haupts Zeitſchrift I 2) von den Spuren deutſcher Abſtammung und Sprache bis nach Armenien und ſelbſt nach Indien hin ſchon aus älteren Sagen vernommen hat, darf nicht für einen Nachhall indogermaniſcher Stammſage gehalten werden. Übrigens iſt der Urſprung dieſer Sagen noch nicht genügend aufgehellt; Noahs Landung auf dem Ararat kam erſt ſpäter dazu, mag jedoch ſelbſt die hebräiſche Flutſage mit iraniſcher miſchen. Man hat oft in hellfarbigen Volksſtämmen des alten und neuen Aſiens die Vorväter und nächſten Verwandten der blonden Germanen geſucht und zu finden geglaubt.

Bei den Semiten reicht allerdings die Erkenntnis alter Stammeinheit weiter hinauf (die moſaiſchen Völkerſagen), aber doch nicht die wirkliche Familienſage. Wie bis heutzutage, erſchloß die Forſchung die Verwandtſchaft aus vielen Beobachtungen der Gegenwart und aus den einzelnen Stammſagen der Völker, die ſie in Bruchſtücken kennen lernte; dazu kam denn ſchöpferiſche Einbildungskraft und Dichtung der Aufzeichner, denen ihr eigener Volksſtamm immer im Vordergrunde ſtand.

Stammſagen über den Urſprung und die Urverwandtſchaften der alteuropäiſchen Völker ſind zwar in ziemlicher Menge bei den römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern zu finden. Aber im Verhältniſſe zu der Bildung der Letzteren und zu den ethnologiſchen Mitteln, die ſie vor Augen und Ohren hatten und ſchlecht benutzten, ſind die meiſten dieſer Sagen ein albernes Gemiſch aus aufgefangenen Bruchſtücken barbariſcher Volksſagen und klaſſiſcher Mythologie. Beſonders beliebt dabei war die, mit einigen Ausnahmen, müßige und kindiſche Bildung von Eponymen (Stammvätern und Stammhelden) aus bekannten Völkernamen jener Gegenwart. Dennoch iſt es der Mühe werth, dieſe Ausnahmen auszuſondern.

Bei den meisten Völkern ergab es sich von selbst, daß die Pflege der verschwisterten Künste, der Dichtung und des Gesanges, auch wo das ganze Volk daran Theil nahm, doch von besonders befähigten Menschen geleitet wurde. Da aber nicht bloß die Erhaltung, Pflege und Fortbildung des Überlieferten, sondern auch die schöpferische Genialität der Muße bedarf, diese aber möglichst wenig durch anderartige, Sorge, Kraft und Mittel erfordernde Thätigkeit beeinträchtigt werden soll: so wurde schon bei dem Einzelnen die Kunst zum Berufe, und allmählich bildeten die Berufsgenossen einen Stand, der manchmal den Abschluß einer Kaste erhielt.

Ein Kennzeichen solcher Absonderung ist schon der Sondername für Dichter und Sänger, den die meisten Sprachen besitzen, wie z. B. der Scôp der Angelsachsen und Scôf oder Scapheo u. s. w. der Hochdeutschen, das Skald (neutrum!) der skandischen Germanen, der Barde der gallischen und britischen Kelten, welchen mitunter auch die sächsischen Niederschotten adoptierten, der Fileadh der gaidelischen Kelten in Irland und Schottland. Wichtig, aber oft dunkel, ist die Herleitung (Etymologie) solcher Benennungen. So ist der Scapheo u. s. w. wohl ursprünglich der Schöpfer, der ποιητής der Griechen, scheint aber auch mit Wörtern zusammenzuhangen, die Scherz, Schimpf und Spott bedeuten, ebenso auch Skald und Barde. Die Forschung hat hier unter ursprünglichen und abgeleiteten Bedeutungen zu unterscheiden. Der neudeutsche Dichter ist, näher betrachtet, ursprünglich ein undeutscher Philister, der lateinische Dictator, der Dictierer des Gedichtes. Der altfranzösische Ménestrel, der zum altenglischen „Minstrel“ und später zum neufranzösischen Bierfiedler Ménétrier wurde, ist nach Wort und Sache ein Abkömmling des mittellateinischen Ministerialis, des Dieners oder auch Handwerkers und Künstlers, da ministerium zu „métier“ (ital. mestiere u. s. w.) wurde. Selbst das dramatische „Mysterium“ wird richtiger von „Ministerium“ abgeleitet. Der alte und von Haus aus wenig poetische Römer sah in seinem Vates den Dichter und den gottbegeisterten Seher zugleich, nahm aber, wie ausschließlicher die romanischen Sprachen, nebenbei den griechischen Poeta auf, was ebenso die meisten andern modernen Sprachen thaten, auch die

unſere. Jedoch wurde uns weder „Poet“ noch „Poeſie“ zu völligen Synonymen von „Dichter“ und „Dichtung“ oder „Dichtkunſt“. Erſterer hat einen ſpöttiſchen Beigeſchmack, die „Poeſie“ aber klingt uns edler wenigſtens als „Dichtkunſt,“ vielleicht weil ihr Name ſchöner klingt, zugleich auch weil die „-kunſt“ den Gedanken an die Begeiſterung (Inſpiration) zurückdrängt. Überdieß bezeichnet „Poeſie“ außer der „Dichtkunſt“ und der „Dichtung“ auch den dichteriſchen Geiſt und Gehalt der Empfindung, die wir beſitzen, und den wir den Weſen, Geſtalten und Worten beilegen, welche dieſe Empfindung in uns wecken.

Obgleich früher Dichtung und Geſang enger verbunden waren, ſo nimmt doch gewöhnlich jene den erſten Rang ein, ſo auch bei den eben genannten Ständen oder Berufsklaſſen. Je geiſtiger die Dichter und ihre Zuhörer waren, deſto Mehr galt ihnen der beſtimmte Inhalt des Gedichtes, deſſen die Tonweiſe entbehrt. Wir haben auf dieſe Erſcheinungen bereits aufmerkſam gemacht, ſowie auf die mit der Zeit wachſende Trennung beider Künſte, aus welcher denn auch die Trennung der Ausübenden folgte, des Wortdichters von dem Tondichter und vollends von dem Sänger. Wir fanden die Urſache dieſer Trennung fürs erſte in dem Fortſchritte der allgemeinen Bildung, welche immer eine ſondernde (analytiſche) Kraft hat und übt, und darnach das Geſonderte mit Bewuſtſein wieder zuſammenfügt, wo ſie eine Verwandtſchaft der getrennten Geiſter, der Worte und der Klänge, wahrnimmt. Den zweiten Grund jener Trennung fanden wir in wachſender Bildung und Ausdehnung beider Kunſtgebiete ſelbſt, deren jedes endlich eine ganze Menſchenkraft, einen ihm ausſchließlicher gewidmeten Beruf erforderte. Vgl. o. S. 376 ff.

Dieſe wachſende Selbſtändigkeit beider Künſte überſchritt denn auch die Grenzen, in welchen beide Hand in Hand giengen oder doch gehn konnten.

Die Dichtkunſt erfand Versmaße, die der gleichzeitigen Tonkunſt ſchwer zugänglich ſind; oder der muſikaliſche Vortrag antiker Dichtung, wie der griechiſchen Heldengedichte und Hymnen, verhallte. Er würde ſogar, wenn er wieder gefunden würde, nicht mehr die Empfindungen der antiken Zuhörer in uns wecken, die wir doch noch bei

Homeros und Pindaros Worten nachempfinden, wozu denn noch gleichſam neue Empfindungen kommen, die gerade der Reiz der Zeitferne und ſo manches Guten und Schönen weckt, das unſer Reichthum wohl aufwiegt, aber nicht mehr beſitzt. Wir ſtützen jene Vermuthung auf das, was wir noch von altgriechiſcher Muſik wiſſen; ſie ſteht uns weit ferner und tiefer, als die ihr gleichzeitige Dichtung. Überhaupt iſt die Tonkunſt weit mehr fortgeſchritten, als alle redenden Künſte, obgleich wir auch bei ihr wieder zeitweiligen Rückſchritt finden werden. Sie wurde gleichſam die Erbin des Klanges, der aus der Sprache ſchwand.

Indeſſen iſt es nicht blos die Form, das äußere Maß, worinn die Dichtung den muſikaliſchen Bereich überſchritt; am Ende würde ſich für jedes Versmaß bis zu der nur durch die allgemeinſten lautlichen und rhythmiſchen Regeln gebundenen Proſa noch ein angemeſſener muſikaliſcher Vortrag finden. Jean Pauls tiefgefühlteſte Proſa iſt nicht deſſwegen unſingbar, weil z. B. ihr Satzbau manche unmuſikaliſche Eigenheiten hat, ſondern weil ſie zugleich die tiefſinnigſte iſt, weil in ihr die Empfindung mit dem feinſtbeſtimmten Denken verſchmilzt und bei den meiſten Leſern auch die Pauſen des Nachdenkens, wenn nicht gar des Nachſchlagens in irgend einer Encyclopädie, erfordert, wodurch ſchon die möglichſte Einheit des Tempos aufgehoben wird, die allein einen muſikaliſchen und ſogar ſchon einen poetiſchen Eindruck machen kann. Aber auch bei dem ebenbürtigen Denker iſt die muſikaliſche Empfindung in dem, wenn auch blitzſchnellen, Augenblicke der Schöpfung wie der Auffaſſung mediatiſiert durch eine geiſtigere Macht; und die moderne Dichtung, ſelbſt die lyriſche, iſt eben durch ihren weit größeren Gedankengehalt großentheils der Lyra entwachſen.

Aber die Wechſelwirkung iſt nicht ausgeblieben. Wie durch die Abnahme der Klangfülle in der Sprache der Klang dem menſchlichen Organismus nicht abhanden kam, ſondern ſich ſelbſtändiger abſonderte, ſo gieng es auch mit den pſychologiſchen Quellen dieſes Zwillingsvorgangs: der geiſtigen Abſtraction und der dem Sinnenleben näher ſtehenden Empfindung. Wir meinen hier nicht die mit dem Fortſchritte der Denkkraft zuſammenhangende Verfeinerung der Empfindung,

die sie dem Denken selbst verwandter machte, sondern die entgegengesetzte Richtung, welche die unaussprechliche Empfindung einschlug. Wir wollen nicht auf die subtile Frage eingehn: ob diese über das Denkbare hinaus und hinauf gieng, oder ob sie noch nicht bis zum Gedanken gereift ist, vielleicht auch ihn in der Trunkenheit verlor. Genug, sie existiert und hat folglich das Recht, zu sein, und sichtbar und hörbar zu werden. Es gibt sogar noch unaussprechlichere und undenkbarere Dinge, als die Schwärmerei der Liebe und der Andacht, ganz namenlose, aber darum nicht klanglose Empfindungen. Ihren reichsten und schönsten Ausdruck fand die Tonkunst in einem ebenso weiten als schönheitsreichen neuen Gebiete: der reinen Instrumentalmusik, welche E. T. A. Hoffmann, mit richtiger Auffassung, aber nicht ganz passendem Bilde „die Sanskrita der Natur" nannte. Auf ihre weit niedere und gemisachtete Stellung bei den Alten kommen wir in der Geschichte der Musik. Dieser Ausdruck liegt nicht sowohl in der, allerdings nicht mehr an die Schranken der menschlichen Singstimme gebundenen, doch immer der Dichtung und dem Worte näher stehenden Melodie, als in der Harmonie. Diese halten wir für den wesentlichsten Ausdruck der unaussprechlichen Empfindung. Sie ist nicht einmal auf die Instrumentalmusik beschränkt, sondern ein wesentlicher Bestandtheil des neueren Gesanges, aber auch in diesem immer der geheimnisvollste Bestandtheil, undeutsch gesagt: das transscendente, mystische Moment, dem die Stimme nur als Klang, nicht als Gewand des Wortes, dient; wir hoffen, in unserer Bezeichnung nicht selbst mystisch und überschwänglich zu werden. Ebenso, wie die Menschenstimme, stellt auch das einfarbige Klavier die Harmonie vollständig dar; die Symphonie gibt nur den Farbenreichthum des Klanges in den verschiedenen Instrumenten dazu, eine freilich sehr bedeutende Zugabe. Hierzu kommt denn noch bei den meisten Instrumenten der größere Umfang in Höhe und Tiefe, und noch mehr die größere Geläufigkeit in allen Tongängen (Figuren, Passagen u. dgl.), welche sie vor dem Gesange voraushaben. Letzterer hat sich aus Neid darüber zu einer Verbildung verführen lassen, die ihn zum Seiltänzer macht, eine Kunstfertigkeit, die auch die Virtuosen auf den musikalischen Instrumenten erringen. Zu einer ähnlichen Ausartung im quantitativen

Umfange hat die melodische Erschöpfung geführt, die, wann sie selbst zur Variation zu matt geworden ist, die Melodie in auseinanderliegenden Octaven ableiert und abklimpert. Dieser Zeitkrankheiten sind noch mehrere: die Übertreibung des Schalles bis zu Gongs und musikalischen Amboßen hinauf, nach welcher bekanntlich der Zapfenstreich als sanfte Musik erscheint, und die mit dem melodischen Gebrülle der Baßsänger Hand in Hand geht, welchen Ares 10000-Männer-Stimme in der Ilias als Ideal vorklingt. Sodann die geistigeren Krankheitserscheinungen: das Übergewicht der Harmonie über die Melodie in Instrumentalmusik und selbst im Gesange; die Selbständigkeit der Instrumentalbegleitung bei dem letzteren, sobald sie nicht mehr den Ausdruck und Eindruck des Gesanges verstärkt und bereichert, sondern die Aufmerksamkeit von ihm abzieht und mitunter sogar das Rechenkunststück macht, eine von der gesungenen Melodie abweichende gespielte ohne eigentlichen Misklang neben ihr her zu führen.

Andere sympathische Vorgänge in den Gebieten der Dichtkunst und der Tonkunst werden besser in einer vollständigen Geschichte der letzteren verhandelt; einige Beispiele werden auch wir noch nachher bringen, wo wir bei der Besprechung einzelner Dichtungsarten und bei dem ethnologischen Geschichtsabrisse der Tonkunst Gelegenheit dazu finden.

Bevor wir von der Volksdichtung, die uns auf musikalische und andere kulturgeschichtliche Seitenwege führte, zu weiter ausgedehnten Streifzügen im Bereiche der Dichtung und der Literatur überhaupt übergehen, haben wir noch folgende kunstgeschichtliche Bemerkungen zu machen, welche zunächst jene früher enger verbundenen Berufsgattungen des Dichters und des Sängers betreffen.

Es gab zwar von der alten bis in die neueste Zeit auch Dichter und Sänger, „die's gottlob nicht nöthig hatten", die nicht bloß mit der Göttergabe der Kunst, sondern auch mit soliderem irdischen Gaben bedacht waren: reiche und vornehme, darunter nicht wenige, welchen der Lorbeer des gekrönten Dichters noch zu der goldnen Krone des Herrschers zu Theile wurde. Häufiger traten Lieblinge des äußeren Glückes als Gönner und Förderer der Kunst auf, auch wenn sie diese nicht selbst übten. Je freier sie dabei von Selbstsucht und Eitelkeit

waren, desto freier blieben auch die begünstigten Künstler, und fanden willkommenen Schutz vor Nahrungssorge und andern Feinden, fanden aufmunternden, ehrenden, bildenden Umgang, wie die amici und convictores, die Tafelrunde des feingebildeten und humanen Etrusters Maecenas, gewannen namentlich auch Erweiterung ihrer Weltkenntnis und Anschauung, auch auf Reisen, die jedoch z. B. bei den alten skandinavischen und keltischen Hofsängern mit größerer Mühe und Gefahr verknüpft waren, als die „Kunstreisen" der modernen Hofsänger und Virtuosen. Dietrich (a. a. O. XXVI) erzählt ein schönes Beispiel edeln Sängerlohns. Ein angesehener Norweger, Guttorm Sindri, hatte seines Landes Fürsten durch Lobgedichte erfreut, erbat aber und erhielt statt der gebotenen klingenden Belohnung ihre Versöhnung mit dem Feinde. Was Liebe und Dank nicht spendete, gab die Furcht den satirischen und strafenden Sängern; manchmal aber endete der Schimpf mit einem Trauerspiel. So (s. Dietrich a. a. O. XXX) bei dem Isländer Thorleif, der für die Plünderung seines Schiffes durch einen Jarl ein Spottlied auf diesen dichtete und verkleidet in Person es ihm nicht bloß vortrug, sondern auch mit körperlichen Hieben accompagnierte, wofür der unpoetische Seeräuber den Dichter meucheln ließ.

Die Lichtseite der Begünstigung und Unterstützung durch Könige und Häuptlinge des Abendlandes, durch Kalifen, Sultane und Schachs des Morgenlandes aber ist meistentheils schwächer, als die Schattenseite der Abhängigkeit. Der goldne Becher voll edlen Weines wirkt anders, als der Trunk aus dem kastalischen Quell, und die Atmosphäre auf der Höhe der Gesellschaft ist eine trübere und schwerere, als die auf dem Gipfel des Helikon. Was die höfisch gewordene Kunst an Regelmäßigkeit und Schönheit der Form gewann, verlor sie an Frische und Reinheit des Geistes und an Wahrheit des Inhalts. Am reinsten und edelsten blieb sie, wo sie in dem Fürsten zugleich den treuen und tapfern Volkshelden besang; die Todtenklage des kymrischen Barden um seinen, im Kampfe gegen die sächsischen Unterdrücker gefallenen, Fürsten wurde zugleich zum Helden- und Rachegesange seines Volkes gegen jene. Nicht selten aber sank der Hofsänger zum Hofschranzen herab.

Doch oft wurde auch der Volksſänger zum Volksſchranzen; Geldſucht und falſche Ehrſucht führt immer zur Bulerei mit den Schwächen und Leidenſchaften des hohen und niedren Pöbels. Viel mehr Entſchuldigung haben die armen fahrenden Leute (Singer und Spieler S. 314), ſofern ſie durch Hunger und Froſt getrieben werden, den Volksgeſang zur Bänkelſängerei zu entſtellen. Doch auch ohne ſolche äußere Triebfedern wurde die Kunſt zum Handwerk durch mehr innere Entartung des Geſchmackes und ſelbſt durch den allgemeinen Fortſchritt der Volksbildung, welcher die ablebenden Kräfte deſto ſchneller ausleben ließ, wo ſie nicht gleichen Schritt halten konnten und nur noch ermattet nachhinkten.

Die Zünfte der deutſchen Meiſterſinger des 15–17. Jahrh. und der niederländiſchen Rederykers des 16. Jahrh. waren im ganzen eine erfreuliche Erſcheinung und wackere Träger des Fortſchrittes, indem ſie, gleich den Singvereinen der Gegenwart, Bildung und Geſittung unter den arbeitenden Klaſſen und zugleich denn auch die reformatoriſchen Zeitgedanken verbreiteten. Aber die Kleinlichkeit und Pedanterie, die ſich auch vielfach im Geſellſchaftsleben jener Zeit, im Gegenſatze zu ihrem großartigen Gedanken- und Freiheitsdrange, zeigte, verbildete auch den Meiſtergeſang. Sie reihte an die Handwerkerzunft die Künſtlerzunft, ſowie auf einem höheren Stockwerke die Akademien oft die Beſtrebungen in Kunſt und Wiſſenſchaft durch Vereinigung und Regel zwar unterſtützten, aber auch feſſelten.

Noch jetzt bekannt und werthgehalten iſt der letzte Meiſterſinger, der vorhin bei der Fabel genannte tüchtige und ſprachgebildete Nürnberger Schuſter Hans Sachs. Wir ſahen die Ulmer Sänger noch mit ihrer alten Meiſterſingerfahne bei dem erſten Schillerfeſte in Stuttgart aufziehen.

Wie einſt in Deutſchland die Volksdichtung bei wachſender Bildung durch die höfiſche verdrängt wurde, aber durch Verfall und Verwilderung des Adels auf das neuerwachſende Bürgerthum übergieng: ſo geſchah es ähnlich in England. Die gebildeten und höfiſchen Dichter verdrängten die Harfner und Sänger (Harpers und Minstrels) wenigſtens aus den vornehmen Kreißen. Als aber letztere im 15. Jahrh. durch die Kämpfe der Roſe herabſanken, erbte das erblühende Bürgerthum ihre Bildung.

Wir sind galant genug, um ein kunstgeschichtliches Streiflicht auch auf das Geschlecht der Blaustrümpfe (blue stockings) fallen zu lassen, dessen Entstehung wir o. S. 244 mit der allgemeinen Freiwerdung der Frauen in Verbindung setzten, und auf welches wir in manchen einzelnen Fällen auch noch später in der Literaturgeschichte zurückkommen werden.

Dichterinnen, die vor die Öffentlichkeit traten, also Schriftstellerinnen im heutigen Sinne, auch wenn sie nicht schreiben, nur sagen und singen konnten, kommen nur bei freierer und höherer Stellung ihres Geschlechtes vor. Scheherazade wurde freilich durch barbarische Sklaverei zur Märchendichterin und Erzählerin; aber sie selbst ist nur ein Theil ihrer Märchen, und der Araber lauscht nur männlichen Erzählern. Bei den alten Griechen hinderte, wie wir o. S. 243 und weiter unten nachweisen, die Abgeschlossenheit der Frauen doch viele begabtere nicht, an dem Bildungsleben des Volkes, eben auch als Dichterinnen, wie Sappho und ihre ganze Schule, sich zu betheiligen. In der byzantinischen Kaiserzeit wurden nicht selten Frauen, besonders des Herrscherhauses, durch Schriften und überhaupt durch Bildung in weiten Kreißen bekannt. Die schöne Kaiserstochter Theophanó, Ottos II. Gemahlin, der ebenfalls hochgebildeten deutschen Kaiserin Adelheid Schwiegertochter (10. Jahrh.), brachten Schätze antiker und moderner griechischer Bildung nach Deutschland. Ihre Zeitgenossin, Hadewig von Schwaben, die sich von dem Verlöbnisse mit einem griechischen Kaiser losmachte, nicht aber von der griechischen Bildung, die sie schon zuvor erworben hatte, ist auch durch ihr romantisches Verhältnis zu ihrem Lehrer Ekkehard im Kloster St. Gallen (dessen Schirmvogtin sie war) bekannt, und durch einen trefflichen Roman Scheffels in unsern Tagen gefeiert worden. Aber sie war zugleich eine, bis zur unweiblichsten Grausamkeit, strenge Herrin. Im 11. bis 12. Jahrh. treten unter den Deutschen, besonders in den Klöstern, Dichterinnen auf, wie bei den Sachsen im 11. Jahrh. Hrotswitha (leider nur in lateinischer Sprache nachdichtend), und bei den Oberdeutschen die Österreicherin Ava (gest. 1127), sowie die beiden Äbtissinnen auf dem Odilienberge im Elsaß: Herrad von Landsperg (gest. 1195) und Gerlindis (um 1273). Viel häufiger sind

Dichterinnen bei den alten Skandinaviern (Skaldkonen u. dgl. ſ. Dietrich a. a. O. XXVIII).

Seit dem 16. Jahrh. aber beſchäftigten ſich in Deutſchland die Frauen häufig mit Schriftenthum und Schriftſtellerei, namentlich auch als religiöſe Dichterinnen. Überhaupt ſtand im 15—16., ja ſchon im 12—13. Jahrh. die deutſche Frauenbildung der wohlhabenderen Stände höher, als in manchem ſpäteren Zeitraume. Beſonders waren, wie K. Celtes berichtet (ſ. Hartmann, Frauenſpiegel Stuttg. 1863 S. 42), die Nürnbergerinnen im Anfange des 16. Jahrh. nicht bloß geſellig feingebildet, ſondern verſtanden auch Arithmetik, Schreiben, Tonkunſt und Latein. Schon lange vorher wurden die Frauen in Deutſchland und England häufig in Frauenklöſtern unterrichtet und gebildet. Bonifacius berief mehrere Frauen aus beiden Ländern als Leiterinnen der Frauenbildung. Aus England namentlich ſeine gelehrte Baſe Truthgeba, im Kloſter Leobgyth (Lioba) genannt, nach Deutſchland, wo ſie das Kloſter Biſchofsheim a. d. Tauber zu einer weiblichen Bildungsſchule machte; ihre Lehrerin Eadburg hatte ſie nicht bloß in die Theologie, ſondern auch in die lateiniſche Verskunſt eingeweiht (Hartmann a. a. O. 45).

Übrigens waren damals und noch viele Jahrhunderte nachher bei den deutſchen Frauen und Jungfrauen, ſelbſt den geiſtlichen, Lieder gekannt und beliebt, die heutzutage kein ſittiges Weib kennen möchte; und dieſe Art Bildung bedurfte einer gründlichen Reform. Im Jahre 789 verbot ein kaiſerliches Edikt den Nonnen, anſtößige Liebeslieder zu ſchreiben und zu verſenden (a. a. O. 50). In beſſerer Weiſe beſchäftigten ſich im 15. Jahrh. vornehme deutſche, ſchottiſche u. a. Frauen mit Romanliteratur (a. a. O. 125). Dagegen verband die Dichterin Margarethe, König Franz I. von Frankreich Schweſter, K. Heinrichs von Navarra Gemahlin und Heinrichs IV. Großmutter, Frömmelei und Lüſternheit, wie ſo manche ihrer Landsleute. Wir werden unten in ſpäterer Zeit auch eine mexikaniſch-ſpaniſche Nonne als weltliche Dichterin kennen lernen. Die merkwürdigſten Schriftſtellerinnen unſeres Jahrhunderts ſind die deutſche Jüdin Rahel v. Varnhagen, die Deutſche Bettina v. Arnim, die Franzöſin George Sand. In neueſter Zeit iſt bekanntlich die Zahl der

Dichterinnen Legion, vorzüglich germaniſcher (deutſcher, engliſcher, ſchwediſcher), demnächſt franzöſiſcher, und zwar am meiſten auf dem Gebiete des Romans, das wir jetzt betreten wollen. Eine griechiſche Dichterin unſerer Zeit werden wir bei dem Drama nennen.

Roman.

Der Roman (den Lamartine „das Opium des Occidents“ nennt) iſt etymologiſch zunächſt nicht die romantiſche, ſondern die romaniſche Erzählung, und bezeichnet urſprünglich die nach dem Übergange der römiſchen Sprache in die romaniſchen Volksſprachen in dieſen dem Volke mitgetheilten Geſchichten, im Gegenſatze zu den in klaſſiſchem oder mönchiſchem Latein nur dem ſchriftgelehrten Publicum zugänglichen Schriften. Italieniſch heißt er romanzo, ſpaniſch romance; unſere Romanze hat ſich erſt ſpäter für eine kurze Erzählung in Verſen geſchieden. Von dieſen Dichtungsnamen iſt erſt jener der S. 386 ff. beſprochenen Romantik abgeleitet, womit wir eine nicht bloß in ſämmtlichen Künſten: redenden, tönenden und bildenden, ſondern auch in geſchichtlichen Zeiträumen und in geſelligen Beziehungen vorkommende Richtung oder Anſchauungsweiſe bezeichnen. Synonym mit Roman ſind die Ausdrücke Erzählung, früher auch Geſchichte, Hiſtorie. Die Novelle iſt urſprünglich kleiner, auch einfacher erzählt, gilt aber jetzt faſt ganz gleichbedeutend mit dem Romane; auch ihr Name deutet auf Einführung aus romaniſchen Heimaten, in deren Sprachen er eigentlich jede erdichtete Erzählung bedeutet.

Unmittelbar aus der alten epiſchen Dichtung der Deutſchen entſtand ſeit etwa dem 15. Jahrh. der proſaiſche Volksroman, der ſelbſt die mehr nur höfiſchen Geſchichts- und Sagen-dichtungen dem Volke zugänglich machte, ſowohl die auf vaterländiſchem Boden erſproſſenen, wie die Verarbeitungen der britoniſch-romaniſchen Sagen. Nachkommen deſſelben verkaufen noch auf deutſchen Dorfmärkten die Buchbinder; in neuerer Zeit hat ſie Marbach in einer Sammlung herausgegeben, deren Holzſchnitte den älteren nachgebildet ſind. Unter dieſen iſt bei unſern Bauern vorzüglich beliebt der dem Hauptinhalt, vielleicht auch der Form nach urſprünglich niederſächſiſche,

Eulenspiegel, der freilich Nichts weniger als ein romantischer Roman ist, sondern zu den anekdotischen Schwänken gehört. Seit dem 16. Jahrh. tritt auch die Faustsage in diesen Kreiß und verbreitet sich in niedren und höchsten Gebieten der Bildung und der Literatur. Ebenso im 17. Jahrh. die Sage vom ewigen Juden, die aber nie so volksthümlich wurde; die sinnvollere Gegenwart wandte sie auf das ganze jüdische Volk an. Wir verdanken ihr einige schöne deutsche Gedichte und musikalische Compositionen (wie von C. Löwe); ebenso der Liebhaber der neufranzösischen Romantik den Roman von E. Sue.

Die Stelle des geschichtlichen Heldenliedes füllt in mancher Beziehung für das gebildete Publicum der Gegenwart der geschichtliche Roman, sofern in ihm die Geschichte nicht bloß auf die Decorationen gemalt ist, innerhalb deren die ungeschichtlichen Liebesgeschichten vorgehn. Eine Haupteigenschaft, die er haben soll und oft nicht hat, weil den Verfassern das nöthige Wissen abgeht, ist das richtige Sittenbild der Zeit und der Gesellschaftsschichten, die er schildert, die Kostümstudie (frz. costume und coutume, Tracht und Sitte, das selbe Wort, nach Form, Geschlecht und Bedeutung in zwei geschieden). Auf der Bühne tritt das falsche Kostüm natürlich noch störender hervor, als im Romane. Die stärksten Kontraste erscheinen in Frankreich, in der Kunst, wie im Leben: in der Renaissance auf der Bühne Agamemnon mit Perücke, in der Revolution dagegen im Salon „griechische Nacktheit". Wo die Schilderung des äußeren Lebens und Gebahrens nicht sowohl die Zeichnung bedeutender Begebenheiten färbt und begleitet, wie vielmehr selbst den Hauptzweck bildet, entsteht der Sittenroman in engerem Sinne, auf welchen wir unten wiederholt zu sprechen kommen.

Viele unserer Romanschreiber kennen nicht bloß den Geist der fernen Zeit oder des fremden Volkes, sondern auch die Gesellschaftskreiße der Gegenwart, außer ihrem eigenen nächsten, viel zu wenig. Abgesehen von der dichterischen Begabung, reicht auch das Studium der Geschichte im gewöhnlichen Sinne nicht hin, um einen guten Geschichtsroman zu schreiben, wenn es nicht zu dem der Völkerkunde in unserem weiteren Sinne gesellt ist. Der äußere Gang und Bestand der Ereigniße kann richtig erzählt sein, vielleicht auch die Gestalt

des Helden an ſich richtig gezeichnet, wenn er kein Volksheld iſt, ſondern einer jener Charaktere, die in eigenthümlicher Begabung und Kraft ſich über die Beſonderheiten ihres Standes und Volkes, bisweilen ihres ganzen Zeitraumes erheben. Aber ſchon, um dieſen Auffluß und Gegenſatz darzuſtellen, muß auch die Fläche richtig gezeichnet ſein, über die er ſich erhebt. In jedem Falle iſt es zum inneren Verſtändniſſe der Thaten und ihrer Wirkungen nothwendig, den Boden zu kennen, auf welchem ſie geſchehen. Selbſt ein Gott oder Götterſohn muß ſeine Wirkſamkeit und Kraftentfaltung in ſehr verſchiedenen Maßen und Weiſen einrichten, je nachdem er in Orient oder Occident, in ſchwüler oder kühler Atmoſphäre, unter ungezähmten Wilden oder unter einem feingebildeten Volke auftritt.

Es iſt darum nicht unumgänglich nöthig, daß der Erzähler eine Zeit lange gewiſſermaßen den Völkern oder Ständen angehört habe, die er ſchildern will, was bei Erzählungen aus der Vergangenheit ja vollends unmöglich wäre. Er ſoll ſogar hinlänglich außer und über ihnen ſtehn, um ſie als *Gegenſtände*, mit kritiſcher Objectivität, zu ſchildern. Aber er darf ſich nicht mit bloßem Hörenſagen begnügen, er muß, ſoviel möglich, mit eigenen Sinnen Ähnliches, wie Das, was er beſchreiben will, angeſchaut haben und ſelbſt die Sprachen und Mundarten der in ſeiner Erzählung auftretenden Völker und Stände kennen. Wenn wir z. B. in einem *deutſchen* Roman aus *Neapel* gleich anfangs leſen: „der Carbonari“ (im Singular), ſo haben wir mit Wahrſcheinlichkeit in der Folge nur Puppen in Carbonarimänteln und deutſche Spießbürger unter italieniſchen Namen zu erwarten. Am beſten, wenn der Dichter ſelbſt ein vielgewanderter und vielgewandter Odyſſeus iſt, der erlebte Wahrheit ſchildert und mit ähnlicher Dichtung miſcht, wie unſer *deutſcher* Simpliciſſimus v. Grimmelshauſen, der in ſeinem echten, ebenſo humoriſtiſchen wie herzzerreißenden, Volksromane Leben und Leiden des Landvolkes und der Soldatenbeſtien im großen deutſchen (30jährigen) Kriege beſchrieb. Dagegen ſind die meiſten ſpäteren *deutſchen Ritterromane* an geſchichtlicher Treue faſt nur den S. 400 erwähnten Schäferromanen zu vergleichen. Erſt in neuerer Zeit hat namentlich Walter Scott die Ritterzeit beider Stämme *Schottlands*, und ſein Jünger Hering (W. Alexis) die

Vorfahren der märkischen Junker naturgetreuer geschildert. Aus der weit schwerer zugänglichen deutschen Vorzeit vor dem Ritterthum haben wir den erwähnten „Ekkehard“ von Scheffel. Deutschland, Frankreich und in neuerer Zeit auch Italien sind reich an Geschichtsromanen; Deutschland, bezeichnend für seine Bildung, namentlich auch in dem biographischen Romane, dessen Helden Künstler und Gelehrte sind. Ebensosehr kennzeichnet es die Deutschen, daß sie nicht seltener ausländische Geschichten und Personen zu Gegenständen ihrer Geschichtsromane wählen, als einheimische. Mit größerem Rechte und reicheren Hülfsmitteln schildern Engländer Zustände in Indien und in ihren Kolonien, mehr in Sittenromanen, als in eigentlich geschichtlichen.

Aber unter allen romanschreibenden Völkern der neueren und neuesten Zeit nimmt nicht der geschichtliche Roman die erste Stelle ein, sondern die Erzählung aus der Gesellschaft, das Genrebild in Worten, wie denn „das Genre“ überhaupt, besonders auch in der Malerei, unsern Zeitraum kennzeichnet, gleichwie die Epik und die Romantik frühere Zeiträume. Der kulturgeschichtliche Alterthümler hält darum unsere Zeit klein; wir werden im Folgenden (auch weiter unten bei der Kunst) sehen, mit welchem Rechte.

Auch der Gesellschaftsroman wählte früher weit häufiger, als jetzt, die höchsten Schichten der Gesellschaft zu seinem Schauplatze; die niederen Stände (im Romane wie im Schauspiel) traten mehr nur als Folie der höheren, als Statisten, Dienerschaft, Clowns auf, mit welchen die Herrschaften Kurzweil trieben, oder die sie durch edle Herablassung und Mildthätigkeit an sich fesselten; bisweilen jedoch auch als idyllische Ideale gegenüber der vornehmen Verbildung. Ihre rührendste Tugend war eine aufopferungsfähige Treue und Dankbarkeit, die nicht selten zu einer Hundetreue ohne Selbstachtung sich verzerrte.

Doch auch schon in diesen Romanen aus den ausschließlich hohen Kreißen und in den ihnen zunächst folgenden, auch heute sehr häufigen aus der „guten Gesellschaft“, zu welcher nur einige bevorzugte Nobodies Zugang haben, ist kein epischer Schimmer mehr wahrzunehmen. Der Gesellschaftsroman überhaupt schildert nicht die großen Ereignisse in dem Lebenslaufe des Volkes als einer einheitlichen Gliederung,

ſondern das der Außenwelt verborgenere Leben und Treiben in dem Einzelleben, wenn auch nicht immer dem Stilleben, der Menſchen und der Menſchengruppen. Der Kampf der phyſiſchen Kräfte, der im Epos und ebenſo in der Tragödie mit dem der ſittlichen Kräfte in Wechſelwirkung (nicht bloß der Kampf beider gegen einander) erſcheint, verſchwindet hier ganz, oder doch aus dem Vordergrunde, in welchen dafür die Empfindungen und Leidenſchaften des Friedenslebens treten, voran die Liebe zwiſchen beiden Geſchlechtern. Sie fehlt freilich auch nicht leicht in dem kriegeriſchen Epos, und iſt anderſeits auch in der zahmſten Zeit mit Kämpfen verknüpft, auch außer den inneren, die oft den Herzensfrieden für immer zernichten; aber an die Stelle der Chrimhilden und der reckenhaften Kämpfer ſind gebildetere Schönen und Zweikämpfer in netter Uniform getreten.

Im allgemeinen verhält ſich der Roman, insbeſondere der an beſtimmte Gebiete der Zeit und der Geſellſchaft geknüpfte, ähnlich zu der ruhigeren Strömung der Sittengeſchichte, wie das Heldengedicht zu dem ſturmbewegten Wellenſchlage der politiſchen Geſchichte. In ſtärkerem Maße gilt dieß für den vorhin erwähnten Sittenroman in engerem Sinne, der nahe und ferne Zeiten und Räume zum Gegenſtande haben kann und in verſchiedene Schriftengattungen hineinreicht, wie in die Didaktik (Lehrdichtung) und oft in die Satire und des Schwankes. Weit verbreitete Beiſpiele der letztgenannten Gattung ſind der franzöſiſche Gargantua und der ſpaniſche Don Quixote; ein deutſcher Spottroman gegen das Junkerthum, Siegfried v. Lindenberg, war einſt beliebt, überſchritt aber nicht Deutſchlands Grenzen.

Je mehr ferner die Nullen im Volke, bei fortſchreitender Bildung und Selbſtthätigkeit, ſich in Zahlen verwandeln, und das breite Niveau ſich allmählich ſo weit hebt, daß die alten Helden, Weiſen, Halbgötter und Alleinherrſcher nicht mehr ausſchließlich von höherem Lichte beſtrahlt ſind: deſto mehr wird das ganze Leben der Geſellſchaft, alſo auch das der Familie, der Nachbarſchaft, der Gemeinde, werth gehalten, durch Geſchichte, Dichtung und bildende Kunſt geſchildert zu werden. Die Bilder aus der „profanen“ und der „heiligen“ Geſchichte der Vergangenheit laſſen den Genrebildern aus der

jüngſten, allgemein verſtändlichen Zeit immer mehr Raum — nicht, weil die Theilnahme für das Kleinleben die für das größere verdrängt, ſondern weil das Kleinleben ſelbſt größer und gehaltreicher wird.

Gerade aber mit der Schilderung des kleinſten und beſchränkteſten Lebens in der (S. 400 flüchtig bei der altdeutſchen Literatur erwähnten) jetzt ſo beliebten „Dorfgeſchichte“ verhält es ſich anders, faſt umgekehrt. Sie will zwar auch das Kleinleben zu Ehren bringen in der geiſtiger gebildeten Welt, aber nicht, ſofern es über ſeine urſprüngliche Natur hinauswächſt, ſondern ſofern es innerhalb derſelben das größere Leben abſpiegelt und überhaupt reicher und bedeutender iſt, als die draußen Stehenden bisher wuſten und erkannten. Wir haben a. a. O. bemerkt, daß im Gegenſatze hierzu die meiſten den Bauernſtand berührenden Dichtungen und Erzählungen des deutſchen Mittelalters ſeine Schwächen hervorhoben und oft gehäſſig übertrieben. Zwar zeichnet die heutige deutſche Dorf-geſchichte oder -novelle ſammt der jüngeren Stadtgeſchichte auch den allmählichen Uebergang des Bauern- und Bürger-lebens in das allgemeinere und gebildetere Volksleben, aber nur als den Anfang ſeines Endes in unſerm Übergangszeitraum; ihr Hauptgegenſtand bleibt eben die Beſonderheit des Kleinlebens als ſolchen.

Eben dadurch aber gewinnt die Dorfgeſchichte, wo ſie nicht allzuſehr zur idealiſierenden Dorfdichtung wird, größeren ethnologiſchen Werth, ſo gewis ſie gerade die Volksſchichten ſchildert, die noch am meiſten altes Volksthum bewahren. Wie das jetzt aufflackernde Nationalitätsprincip ſich in mächtigen Zuckungen gegen den kosmopolitiſchen Despotismus aufbäumt, der alle Grabhügel der Völkerahnen ſchleifen will, um auf geebnetem Boden centraliſierte Staaten feſtzuſtellen: ſo macht die Dorfgeſchichte das Recht des zähen und dennoch im Ausleben begriffenen Volksthums der einzelnen Stämme und Gauen gegenüber dem, beſonders in Deutſchland, vordringenden Strome der allgemeineren Volksbildung geltend. Elle fera le tour du monde, wie die Revolution, weil in ganz Europa ähnliche Zuſtände vorkommen oder ſich vorbereiten, wenn nicht die Geſchichte die Geſchichtſchreiber überholt.

Wir können ihr auch darum, wiederum zunächſt in Deutſchland, keine lange Dauer mehr weiſſagen. Gleichzeitig ſchon ſchaffen unſere

Bauern ſelbſt nicht bloß die abgetragenen Kniehoſen, Paltröcke und Wämſer ab, ſondern auch ihre Schneider, deren Söhne bereits auf der Kleidermacherakademie ſtudiert haben, um die Stelle ihrer verjährten Väter reformierend einzunehmen. Ortsvorſtand, Schultheiß, Spießmann, Kirchen-„Senores“ werden zu Gemeinderath, Bürgermeiſter, Polizeidiener, Kirchenvorſtehern. Die „treuverworrenen“ Volksmundarten verſchleifen ſich erſt durch mehr äußerliche Anbildung, und veredeln ſich allmählich durch wirkliche Bildung, mit Hülfe der Schule und der öffentlichen Verhandlungen in Ständekammern und Schwurgerichten, in welchen der Bauer ſelbſt mitſprechen ſoll und will. Wir haben auf dieſe Entwickelungen bereits bei den betreffenden einzelnen Abſchnitten verwieſen und zugleich den Wunſch, ja die geſchichtliche und volksthümliche Pflicht ausgeſprochen: daß um ſo fleißiger das ſchwindende Sonderleben der Völkerſchaften und Volkstheile verzeichnet und abgebildet werde. Auch iſt noch ein Theil der über dieſem Sonderleben ſtehenden Menſchen noch nicht ſo völlig in Geräuſch und Haſt der neuen Welt eingewöhnt, daß nicht Gemüth und Nerven ſich an dem Stilleben der noch nicht von Schienenwegen durchzogenen Thäler erquicken möchten, und ſei es auch nur in Bild und Dichtung. So hat die Dorfnovelle annoch nicht bloß einen bildungsgeſchichtlichen, ſondern auch einen dichteriſchen Beruf. Selbſt das blaſierte und überreizte Leſepublicum erkannte dieſen durch ſeine Theilnahme an.

Die deutſche Dorfgeſchichte in gebundener Rede iſt älter, als die in proſaiſcher. Wir erblicken ſie bereits im Mittelalter, aber mit ſehr realiſtiſchem Inhalt (S. 400 ff.). Ihre ſchönſte Blüte in neuerer Zeit iſt Göthes Hermann und Dorothea; dieſe fand nicht allzu viele und meiſt ſchwache Nachbildungen, und hängt nicht unmittelbar mit der heutigen Dorfnovelle zuſammen. In Norddeutſchland verdienen auch des alten Voß Dichtungen Erwähnung, die ſich von dem weichlichen Troß der Idyllien vortheilhaft unterſcheiden. Sonſt iſt Süddeutſchland der fruchtbarſte Boden der Dorfgeſchichte, dazu das deutſche Öſterreich und die deutſche Schweiz (Bitzius). Ethniſch merkwürdig iſt es, daß der deutſche Jude B. Auerbach (des elſäſſer Juden Weil zu geſchweigen) die deutſche Volksſeele ſo fein und ſchön auffaßte, daß er ſie zugleich zergliederte und dichteriſch verklärte. Gegenſtändlicher

und unmittelbarer, freilich aber auch derber und, doch mehr nur der Form nach, minder dichterisch wurde sie von mehreren seiner Nachfolger geschildert, in Schwaben namentlich von M. Meyr.

Die vorhin genannten „Stadtgeschichten", die, wenn wir uns recht erinnern, als solche in bestimmten Grenzen zuerst wiederum ein deutscher Jude, Max Ring aus Schlesien, uns vorführte, schildern das Kleinbürgerthum der Städte bis zu den verlorenen Kindern des Proletariates herab. Als Schilderungen besonderer örtlicher Zustände haben sie natürlich auch ethnologisches Interesse; nicht so, wenn sie überhaupt nur das Philisterium des Bourgeois und des Épicier in einzelnen Personen und Familien in seinem Unterschiede von höheren Lebensstandpunkten zum Gegenstande haben, nicht in ganzen Schichten. In solchen erst treten die Unterschiede der Volksstämme, der socialen Verhältnisse u. s. w. hervor; wir erinnern an die, S. 313 bei den Ständen erwähnten, nationalen Unterschiede in den niedersten Volksschichten verschiedener Länder und Städte.

Das höhere Bürgerthum, namentlich das Patriciat selbständiger Stadtgemeinden, wie der alten griechischen Hauptstädte, der deutschen Reichsstädte und der italienischen Municipien des Mittelalters, künftig wohl auch deutscher, besonders preussischer Städte der Gegenwart, ist schon ein Gegenstand des höheren politisch-geschichtlichen oder des bildungsgeschichtlichen (Sitten-) Romans, dessen weiterer Rahmen dann gewöhnlich ein ganzes Zeitbild umfaßt. Das Großbürgerthum ist seiner Natur nach nicht so in sich abgeschlossen, wie jene engeren und niederen Kreiße, die nur in sehr aufgeregten Zeiten Hauptrollen auf der geschichtlichen Bühne spielen. Dann kann es geschehen, daß ein Masaniello in Neapel, ein Volkstribun des antiken und des mittelalterlichen, ein Ciceruacchio des modernen Roms, ein Sansculotte oder auch ein Gamin von Paris zum Helden eines epischen Romans werde. Vielseitiger und fruchtbarer für den Geschichtsdichter ist jedenfalls das Großbürgerthum als Körperschaft mit besonderen Rechten und Sitten, dessen Berührungen und Kämpfe mit den übrigen Mächten und Ständen der Gesellschaft und des Staates, nach oben wie nach unten, auch diese in den Bereich des vielfarbigen Bildes ziehen.

Neuerdings ist eine besondere Gattung des ethnographischen Sittenromans entstanden, welche die Bevölkerung der größten Städte zum Gegenstande hat, und zwar vorzüglich das verborgene, dem Tageslichte abgekehrte Leben derselben. Die Schauplätze dieser „Geheimnisse“ oder „Mystères“, die mit den eleusinischen ebenso wenig gemein haben, als mit den theatralisch-kirchlichen „Mysterien“, wechseln zwischen den dunkeln Sammelplätzen und Höhlen des Gesindels, den Dachstuben und Tanzsälen der Grisetten und ihrer Freunde, der Eintagsherrlichkeit des Demi-monde, und den Prunkgemächern der wirklichen Haute-volée. In Paris geboren, verbreiteten sie sich schnell über die meisten Hauptstädte Europas und Nordamerikas, wie Brüssel, London, Berlin, Newyork u. s. w. Soweit sie zugleich philanthropische Tendenzromane sind, welche die Krankheiten der Gesellschaft enthüllen, um zu ihrer Heilung aufzufordern, schließen sich ihnen auch auf weiteren Bereich ausgedehnte Sittenromane der Engländer und ihrer Nachfolger an, deren Schöpfer Boz Dickens ist. Dieser und Eugene Sue haben in der That bereits manchen guten praktischen Erfolg gehabt. Die Mystères sanken früh durch den massenhaften Balast gemeiner Romantik und selbst unromantischer Gemeinheit und unsauberer Reizmittel, den sie mit sich führten, und sind schon ziemlich verjährt. Dem socialen Sittenroman aber, der außer England auch namentlich in Deutschland und in Frankreich (G. Sand u. A.) selbständig auftritt, verheißen die socialen Bestrebungen unserer Zeit Dauer und Wachsthum.

Der Tendenzroman, zu welchem jener gehört, hat sich, besonders in Deutschland, auch dem religiösen Gebiete zugewendet und Grenzstreifzüge in die der Philosophie und der Naturwissenschaften gemacht. In dem Hauptgeburtslande der kirchlichen Reformen (minder der Sekten, die im Byzantinerreiche, in England und im englischen Nordamerika stärker wimmeln) und der Denk- und Glaubens-freiheit, folglich der Kämpfe zwischen Licht und Dunkel, liegen mannigfache Zwischenstufen z. B. zwischen „des Zweiflers Weihe“ des würdigen De Wette und dem rückwärts schreitenden Gott, im Menschen leugnenden „Eritis sicut Deus“. Der umfassendste und bedeutendste Roman dieser Gattung ist Gutzkows „Zauberer von

Rom", der, gleichwie seine, ein weiteres Gebiet der Bildungsentwickelung umfassenden „Ritter des Geistes", zugleich einigermaßen zu der Mysterienliteratur gehört. Voraussichtlich wird Italien ein fruchtbarer Boden für den kirchlichen Tendenzroman; später auch Spanien, in welchem das Gespenst der Inquisition anachronistisch noch jetzt auftritt, aber mit so realistischer Frechheit, daß die Romantik sich nicht durch die pikanten Stichwörter „Kerker, Galeere, Verbannung" anziehen, läßt. Ähnliche Gräuel kamen zwar auch in neuerer Zeit in dem aufgeklärten Toskana und noch ärgere in den geistlichen Kerkern Österreichs vor; aber das Morgenroth einer besseren Zeit folgte schneller nach, als daß ein romantisches Andenken Muße zur Entwickelung gehabt hätte.

Desto schauerlichere Stoffe fand der religiöse Geschichtsroman, der gewöhnlich zugleich tendenziös ist, in der Vergangenheit: in den Christenverfolgungen und Katakomben der römischen Kaiserzeit, in den Kerkern und Folterkammern der Inquisition in Rom und Spanien, in dem, zum Theil durch politischen Haß verstärkten, Wüthen gegen Waldenser, Albigenser, Hugenotten und Protestanten überhaupt in Italien und Frankreich bis zu Ludwigs XVIII. Dragonnaden, in dem 30jährigen Kriege der Katholiken gegen die Protestanten in Deutschland, der in eine allseitige Zerfleischung ausartete, und in den wiederholten Gewaltthaten der o. S. 279 erwähnten Gegenreformation in Österreich, deren Ausdehnung gegen die edelsten und gebildetsten Geschlechter erst neuerdings durch die in dem Anzeiger des germanischen Museums zu Nürnberg veröffentlichten Verzeichnisse der Verbannten beleuchtet worden ist. Einen ergiebigen, zugleich ethnischen, Stoff gewährten die Verfolgungen der Mauren (Araber) und der Juden in Spanien (bei ersteren spielte auch Frankreich ein schmähliche Rolle), und der Juden in aller Welt. In Spanien wurden sie mitunter nicht bloß von den Christen in die Kirchen, sondern auch von den Mohammedanern in die Moscheen gezwungen.

Die schlichte Erzählung aus dem geselligen Leben, die nur unterhalten, nicht belehren, noch bestimmte Lebensansichten und Grundsätze verkörpern will, und die mit gleicher Unbefangenheit (Naivetät) die unschuldigsten wie die zweideutigsten Liebesabenteuer vorführt, entsteht

ſelten mehr in unſerer gedankenvollen, zergliedernden Zeit, die überall beſtimmten Sinn und Zweck ſucht, insbeſondere in Deutſchland. Das Volk „der Denker“ iſt auch in ähnlichem Maße das der Schreiber und der Leſer geworden; wo ihm im Lande der Stoff ausgeht, nimmt es ihn aus der Fremde, wie wir ſchon S. 420 bemerkten. Sogar an mechaniſchen Überſetzungen iſt es reicher, als die übrigen Kulturvölker; wo ſie jedoch zu freieren Übertragungen werden, miſcht ſich ſchon die deutſche Weiſe ein, bedenkend und beſprechend, empfindſamer und doch ſelbſt die Empfindungen zergliedernd, tiefer und breiter begründend, und deſſhalb weitſchweifiger und minder draſtiſch im Vortrage. Wir haben uns freilich mit der Zeit viel Gutes aus der Fremde angebildet; aber die Knalleffekte der Franzoſen und ihr Gemiſch von Witz, Frivolität, neuerdings auch ſentimentaler Seligkeit und Schwermuth und kirchlich-religiöſer Gläubigkeit, das wir in verſchiedenen Proportionen von der Histoire des Cocus bis zu Feydeaus bald lüſternen, bald überſpannten Unſittenromanen und mit ſtärkerer Zuthat von Assa foetida in Flauberts karthagiſcher Salambo finden; ferner die naturwüchſigeren und harmloſeren Nacktheiten der alten italieniſchen Novellen in Proſa und in Verſen (die neueren ſind deſto moraliſcher) — dieſe Eigenſchaften bleiben der echten deutſchen Erzählung fremdartig, ſo oft ſie auch in Deutſchland nachgeahmt werden oder in Überſetzungen das unerſättliche Publicum vergnügen. In einigen Beziehungen ſteht uns das nachdenklichere romaniſche Volk Spaniens näher, iſt aber doch im ganzen ein uns fremdes Geſchecht. Seine Verbindung mit dem deutſchen Reiche förderte bei den höheren Ständen deſſelben, zunächſt Öſterreichs, den Gebrauch ſeiner Sprache im Umgange und dadurch auch die Kenntnis ſeiner Literatur. Auch andere Gründe mögen zu der zeitweiligen Einführung ſpaniſcher Romane und Dramen in Deutſchland mitgewirkt haben, von welcher wir unten ſprechen werden.

Daß wir überhaupt von den romaniſchen Völkern, gewöhnlich zunächſt von den Franzoſen, einen großen Theil unſerer erzählenden Dichtungen vom Mittelalter bis in die ſpätere Zeit erhielten, lag nicht in einer Stammverwandtſchaft des Geſchmackes, ſondern in dem allgemeinen Gange der literariſchen Bildung, in welcher jene Völker der Zeit nach den germaniſchen voraus waren. Vielleicht äußerte

ſich hierinn auch ſchon früherhin die Neigung der Deutſchen zur Einführung fremder Waare. Der germaniſche Engländer, der ſonſt ſeine Abſtammung und Sitte über alle fremde erhebt, hat durch die wunderliche Miſchung ſeiner Stammſprache mit der franzöſiſchen, wie es ſcheint, die Neigung bekommen, dieſem Sprachenbrei noch alle möglichen fremden Ingredienzien beizumiſchen, welche er ſogar als gewonnenen „cream of all nations“ zu betrachten liebt. Freilich aber dient ihm dieſe Sprache zu einer Literatur von wenig gemiſchtem Volksgeiſte, deſſen zähe Kraft dadurch ſich um ſo ſtärker bewährt.

In der Gegenwart werden wir die meiſten Originalromane der germaniſchen Völker bei den Deutſchen, Engländern und Schweden, finden, demnächſt bei den Dänen, zuletzt bei den Niederländern. Der neueſte Aufſchwung der Volkserzählung in den niederdeutſchen Mundarten iſt mehr nur ein Aufflackern des Nationalitätsdranges, das in nicht ferner Zeit mit der Sprache ſelbſt erlöſchen wird. Unter den romaniſchen Völkern ſind die fleißigſten Romanſchreiber die Franzoſen oder eher die Pariſer. Nach ihnen kommen die Italiener; nach dieſen die Spanier. Die Portugieſen haben ſich erſt ſeit kurzem im einheimiſchen Sittenroman verſucht; die Oſtromanen nur in modernen Romanzen und Liedern, ältere Reimlegenden ungerechnet. Die Raetoromanen dichten, ähnlich wie die Niederſachſen, neuerdings häufiger in ihrer erlöſchenden Sprache, doch mehr nur Lieder. Griechenland fand in dem Drange ſeiner Selbſterneuerung noch wenig Muße zum einheimiſchen Roman; jedoch ſind bereits einige vorhanden, wie namentlich von den beiden Sutzos, der Reimromane des 16 — 18. Jahrh. zu geſchweigen. Die ſlawiſchen Böhmen, Ruſſen und Polen treten erſt in neuerer Zeit mit Originalromanen auf. Etwas früher und häufiger die finniſchen Magyaren, deren lebhafter Volksſinn überhaupt eine eigene Literatur zu ſchaffen ſucht, obgleich das Volk nicht zahlreich und ſeine iſolirte Sprache andern Völkern wenig zugänglich iſt.

Nach dieſer allgemeiner gehaltenen Betrachtung des Romans nach ſeinem Weſen und ſeinen Hauptgattungen halten wir ihn der Mühe werth, ſeine Entwickelung nach Zeiträumen und Völkern noch in einem, verhältnismäßig kurzen, Abriſſe geordneter darzuſtellen.

Die älteſten Romane fallen mit den älteren Märchen zuſammen, namentlich mit den „mileſiſchen Märchen“ der Griechen, die nur zufällig mit den „mileſiſchen“ Sagen der Iren gleichbenannt ſind (vgl. über dieſe meine „Celtica“ II 2 S. 398 ff.). Jene ſind zunächſt Liebesgeſchichten, umfaſſen aber auch die, unſern Robinſonaden ähnlichen, Abenteuer, welche Kléarchos aus Soli in Kilikien (Κλέαρχος ὁ Σολεύς), Ariſtoteles Schüler, erzählte. Ihren Namen tragen ſie von Miletos, der blühenden Stadt der kleinaſiatiſchen Jonier. Aus ihr ſtammte Ariſtides, deſſen Erzählungen der Römer Corn. Siſenna 86 v. C. ins Lateiniſche überſetzte. Als ſein ſpäter Nachahmer gilt der afrikaniſch-lateiniſche Verfaſſer des, gegen den Wunderglauben gerichteten, ſatiriſchen Romans „der goldene Eſel,“ Luc. Apulejus aus Madaura (175 n. C.), der indeſſen ſeinen Stoff einem Lucius von Patrae verdankte. Sein Zeitgenoſſe (176), der Syrer Jámblichos aus Chalkis, Philoſoph wie Jener, ſchrieb tragiſche babyloniſche Liebesgeſchichten.

Die griechiſchen Erotiker des 3—5. Jahrh. n. C. ſind zum Theil nur leichtfertige und dabei pathetiſche Styliſten. Wir nennen: Achilles Tatios aus Alexandria, deſſen Liebesheldenpaar Klitophón (Κλειτοφῶν) und Leukippe hieß; Heliódòros aus Emeſa in Syrien, der in ſeiner Jugend, lange bevor er chriſtlicher Biſchof zu Trikka in Theſſalien wurde, in ſeinen „Aethiopika“ das Liebespaar Theagénes und Chariklea (Χαρίκλεια) ſittſam verherrlichte. Vielleicht der bekannteſte und beſte dieſer Erotiker iſt der Sophiſt Longos, deſſen liebendes Hirtenpaar Daphnis und Chloe am meiſten durch dieſe beiden Namen verewigt iſt. Nicht minder — der Gegenwart beſonders durch Schillers Ballade — bekannt iſt das rührende Romangedicht Hêró und Léandros (Ἡρώ, Λέανδρος oder Λείανδρος), deſſen Verfaſſer Muſaeos genannt wird. Xenophón aus Epheſos nannte ſeinen Roman von Abrokómas und Anthia (Ἀνθεια) „Epheſiaka“; ſein Ruf ſtützt ſich vielleicht auf den gleichen Namen des berühmten Sokratikers aus Athen (356 v. C.) und auf deſſen „Kyropaedia“, die auch als politiſcher Roman gelten kann.

Von den romanartigen Dichtungen der Semiten ſind die älteſten die bibliſchen Erzählungen der Juden, wie der aramäiſch-hebräiſche

Tendenzroman (sit venia verbo!) Hiob; die geschichtlichen Nationalromane und Episoden Judith, Deborah, Esther; der ursprünglich mythologische Simson; die Dorfgeschichte Ruth u. s. w.; alle haben auch ethnologisch-geschichtliche Bedeutung.

Bei den Arabern sind die „Makamat" (d. h. Sitzungen), romantische Erzählungen in poetischer Prosa mit eingemischten Versen, bereits vor Mohammed einheimisch. Zu den bekanntesten gehören die Abenteuer Antars, seit 800 n. C. aufgezeichnet; und die des Ritters Abu Seid, welche al Hariri aus Basr (1054—1124 n. C.) erzählt. Noch heute horchen die Araber gern dem märchenhaften Abenteuer und den Erzählungen der „tausend Nächte", deren Original übrigens aus Persien stammen soll, wo die Dichtkunst im 12. Jahrh. n. C. und, nach der mongolischen Verwüstung, im 14—15. Jahrh. blühte. Man vergleiche,. was wir weiter unten über die literarische Thätigkeit der orientalischen Völker berichten werden.

Unter den Romandichtern romanischen Stammes in neuerer Zeit nennen wir zuerst die Italiener. Giov. Boccaccio aus Certaldo in Toscana (1313—75) ist der Meister der naiv-frivolen Novelle. Vergeblich ließ die Klerisei in Florenz (1497) sein „Decamerone" verbrennen. Er schrieb Viel, auch in lateinischer Sprache. Jacopo Sannazaro (1458—1530) war der Sohn einer spanischen Familie zu Neapel. Sein reizendes Idyll „Arcadia" erblühte aus seiner selbsterlebten Romantik und unterschied sich schon dadurch vortheilhaft von den zahlreichen, meist nur gemachten, Schäferromanen dieses Zeitraums in Italien und Spanien. Nicht geringeres Ansehen genossen seine übrigen, großentheils lateinisch geschriebenen, Werke in andern Dichtungsarten, darunter Sonette in Petrarcas Manier. Der berühmte Dramatiker Gozzi (s. u.) war auch Novellist. Elegante, aber in höchstem Grade frivole Sitten- und Geschmacks-bilder der damaligen Zeit aus dem Leben aller Stände, namentlich auch des geistlichen, sind die in epischer Form gedichteten „Novelle galanti" des Toskaners Giamb. Casti aus Prato (1732—1803), der übrigens auch Lyriker war; gerechteren Ruhm, als durch jene Novellen, erwarb er durch seine „Animali parlanti", einen Sittenspiegel der vornehmen Gesellschaft.

Der vielseitige spanische Schriftsteller Diego Hurtado de Mendoza aus Granada (1503–75) war durch antike und moderne, namentlich italienische, Studien gebildet, darum aber nicht minder national. Er schrieb auch Romane, unter welchen der komische „Lazarillo“ der bekannteste ist. Der Meister der spanischen Novelle ist Miguel de Cervantes Saavedra aus Alcalá de Henáres (1547–1616), ein vielgeprüfter Lebenskenner, der „geniale und besonnene“ (Wachler) Dichter des „Don Quixote“, der „Novelas exemplares“, des (zuerst von ihm unter dem Namen Elicio veröffentlichten) mit schönen Gedichten durchflochtenen Romans „Galatea“. Nicht minder, als Don Quixote, wirkte dem im 16. Jahrh. vorherrschenden „ritterlichen Karikaturspuk“ des schwülstigen Ritterromans in Spanien entgegen der Roman aus dem Leben des niedren Volkes, namentlich der Bettler und Schelme, und der satirische Roman überhaupt. So z. B., außer vielen Bestandtheilen Don Quixotes selbst, die Novelle „Rinconet und Cortadille“ von Cervantes; der erwähnte „Lazarillo“ Mendozas; „Guzman de Alfarache“ von Mateo Aleman aus Sevilla (gest. 1610); vorzüglich der lustige „Gran tacaño“ (Hauptschelm) des geistreichen und vielerfahrenen Franc. de Quevedo y Villegas aus Madrid (1580–1645).

Geschichtsromane oder romantische Geschichte schrieben im 16. bis 17. Jahrh. Gines Perez de Hita aus Murcia, welcher die Geschichte der maurischen Zegris und Abencerrages mit guten Romanzen schmückte; der, auch durch seine peruanische Abstammung merkwürdige, Ynka Garcilaso de la Vega aus Cuzco (1540–1620), welcher Perus und Floridas Eroberung dichterisch schilderte. Unter den spanischen Romanen, die im 16. Jahrh. besonders in Deutschland übersetzt und nachgeahmt wurden (wie die meisten der oben genannten), nennen wir auch die geschichtlichen des Franciscaners Antonio de Guevara aus der Provinz Alava (gest. zu Valladolid 1544), des Beichtvaters Karls V., mit welchem er einen Theil Europas durchreiste (Sam. Baur, Hist. biogr. liter. Handwörterbuch II); „sie gaben sich für wirkliche Geschichte aus“ (Goedeke a. a. O. 429). Viel höher stand der Satiriker und Jurist Luis Velez de las Dueñas y Guevara aus Ecija in Andalusien (1574–1646); er schrieb Schauspiele und den

Roman „Diablo coxuelo“, den „Diable boiteux“ des Nachahmers Le Sage (s. nachher).

In dieser Zeit war auch in Portugal Romantisierung der vaterländischen Geschichte nicht selten; häufiger und mit größerer Eigenthümlichkeit die Schäferpoesie; jedoch beide durch italienische Einwirkung unter spanischer Vermittelung.

Der französische Roman des 16–18. Jahrh. zeigt die Extreme einerseits lehrhafter Sittlichkeit (didaktischer Moralität) und empfindsamer Romantik, anderseits witziger Frivolität, ungerechnet den kynischen Schmutz vieler französischer (auch in Holland herausgegebener) Erzählungen, die noch tief unter dem Niveau des liederlichen J. B. Jos. Billars de Grécourt aus Tours (1682–1743) stehn. Unter den geistreichen und satirischen Frivolen zeichnen sich aus: Paul Scarron aus Grenoble (1598–1660), welcher den bürgerlichen Roman aus Spanien einführte; der freigeistige Jesuitenzögling Marie Fr. Arouet de Voltaire aus Chatenay (1694–1778), „l'enfant gâté du monde qu'il gâta“, der vielleicht die Menschen, ihn selbst eingeschlossen, so tief verachtete, daß er ihre Krankheiten keiner Radikalkur werth hielt. Vorzüglich nach spanischen Mustern schrieb auch viele Romane und Dramen der, ebenfalls durch Jesuitenerziehung klug gewordene, Britone Alain René le Sage aus Sarzeau unfern Vannes (1668–1747) in französischer Sprache, namentlich die allbekannten Werke „Gil Blas de Santillane“ und den vorhin erwähnten „Diable boiteux“. Boccaccios Einwirkung auf die romanischen Erzähler fehlte ebensowenig, wie in Spanien, auch in Frankreich. Ihn studierte — neben seinen französischen Landsleuten Cl. Marot aus Cahors (1495–1544), dem Tonangeber des 16. Jahrh., und dem Geistlichen und Arzte François Rabelais aus Chinon (1483–1553), dem Dichter des satirischen, S. 399 bei den Deutschen erwähnten Romans „Gargantua et Pantagruel“ — der „unübertroffene Fabulist und Erzähler“ (Wachler) Jean de la Fontaine aus Chateau-Thierry (1621–95).

Auch außerhalb Frankreichs, namentlich in Deutschland, bekannt und beliebt waren und sind noch in unsern Tagen die didaktisch-epischen Romane „Télémaque“ von dem hochachtbaren Erzbischof von Cambray, Frç. de Salignac de la Motte Fénélon aus dem Perigord (1651

bis 1715); „Numa Pompilius“ von J. Pierre Claris de Florian aus Languedoc (1755–94); der lyrische Roman „Paul et Virginie“ von Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre aus Havre (1737 bis 1814), dessen gemüthvolle Natur ein wechselvolles Leben nicht änderte.

Der Verfasser der „neuen Heloise“ und des von katholischem und protestantischem Glaubensgerichte zum Feuertode verdammten „Emil“, J. J. Rousseau aus Genf (1712–78) — zu unterscheiden von dem sprachgewandten Sinndichter J. Baptiste Rousseau aus Paris (gest. 1741) —, gehört als Sohn der französischen Schweiz und noch mehr durch seine Sinnesweise Frankreich an. Die Beschreiberin und Beurtheilerin seines Lebens, Treibens und Schreibens, Anne Louise Germaine de Staël-Holstein, geb. Necker (1768–1817), war der Abstammung nach, obwohl in Paris geboren, ebenfalls französische Schweizerin. Sie schrieb die geschätzten und überschätzten Romane „Delphine“ und „Corinne“.

In Deutschland fand Goethe „Rameaus Vetter“ von dem geistreichen Begründer und Herausgeber der Encyclopädie (s. u.), Denys Diderot aus Langres (1713–84), mit Recht der Übersetzung werth. Unter der Menge ungefähr gleichzeitiger Romanschreiber Frankreichs nennen wir nur einige der vielgelesensten: Claude Prosper Jolyot de Crébillon (1707–77), den „französischen Petronius“, den Schilderer der Zuchtlosigkeit; den leichtfertigen Vielschreiber Pigault le Brun; die fade und pedantische Frau v. Genlis; den Britonen Fr. Aug. Vicomte de Chateaubriand aus Schloß Combourg (1769–1848), der, trotz des Gegensatzes seiner frömmelnden Spielereien, nicht ohne Einfluß auf Victor Hugos Laufbahn war. Diesen und die zahlreichen Romanschriftsteller und Romantiker Frankreichs im 19. Jahrh. lassen wir zur Seite.

Unter den germanischen Völkern blühte Ritter- und Schäferroman nicht weniger, als bei den romanischen, von welchen er großentheils in den Norden gekommen war und dort noch Nachblüte feierte, mitunter bis in die neuere Zeit hinein. Zu den Veteranen unserer Leihbibliotheken gehören z. B. die Ritter-, Kloster- und Gespenster-romane von Chr. H. Spieß aus Freiberg (1755–99),

C. Gottlob Cramer aus Pödelitz (1758–1819), und Leonhard Wächter, genannt Veit Weber (nach einem schweizerischen Dichter des 15. Jahrh.) aus Uelzen (1762–1837), dem besten dieser drei. Charaktervoller und von phantastischem Nationalitäts- und Ritter-sinne getragen sind die Ritter- und Zauber-romane von Karl Frdr. de la Motte-Fouqué aus Brandenburg (1777–1843), voran „Undine“ und „der Zauberring“.

Der werthvollste der älteren deutschen Romane ist der S. 419 erwähnte, 1669 erschienene geschichtliche Abenteurerroman aus dem 30jährigen Kriege, „Simplicissimus“, von Hans Jakob Christophel v. Grimmelshausen aus Gelnhausen. Er wurde in unserer Zeit neu herausgegeben, wie auch ein späterer, in seiner Art gelungener, 1731 zuerst erschienener Abenteurerroman „Wunderliche Fata einiger Seefahrer“ („Insel Felsenburg“) von Ldw. Schnabel (lebte im Stolbergischen). Der Selbe schrieb auch den „im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier“, der, wie Heinrich Kurz sagt, den Übergang von den (aus England stammenden) Robinsonaden zu den bürgerlichen Romanen bildet. Weit volksthümlicher wurden die oft und schlecht nachgeahmten Abenteuer Münchhausens (nach den Erzählungen Hieron. C. Frdr. v. Münchhausens aus Bodenwerder 1720–97). Ein deutliches Bild des norddeutschen Lebens der gebildeten Stände gibt der redselige Theologe und Nachahmer der Engländer Richardson und Fielding, Jh. Tim. Hermes aus Petznik bei Stargard (1738–1821), in dem einst vielgelesenen Romane „Sophiens Reise“ u. s. w.; sein erster und bester Roman ist „Geschichte der Miss Fanny Wilkes.“

Der nach vielen Seiten thätige und, trotz seiner Schwächen, um die Aufklärung vielverdiente Buchhändler Chph. Frdr. Nicolai zu Berlin (1733–1811) schrieb Tendenzromane, namentlich „Sebaldus Nothanker“. Wie dieser gegen das Pfaffenthum gerichtet war, so gegen das Junkerthum, das Gespenst des Ritterthums, die komischen Romane von Jh. Gottwerth Müller aus Hamburg (1744–1828), vorzüglich der S. 421 genannte „Sigfried v. Lindenberg“.

Einer der fruchtbarsten Erzähler aus dem Beginne des klassisch-deutschen Zeitraums — auf dessen Heroen wir hier sonst ebensowenig

eingehn, wie auf die Heroen und Nichtheroen des 19. Jahrh. — ist Chph. Martin Wieland aus Biberach (1733—1813), dessen griechische und orientalische Helden antike und exotische Anschauungen stark mit modernen, besonders deutschen und französischen, mischen, und nicht weniger mit der Besonderheit des Dichters selbst. Ähnliches gilt von seiner Darstellungsweise, die oft französisch lüstern und muthwillig ist, am ärgsten in seinen märchenhaften Erzählungen in Versen. Man hat von W. Heinse aus Langwiesen in Thüringen (1749—1803) gesagt, daß er diese Eigenschaft Wielands gesteigert habe. Ihm aber war der Cultus der sinnlichen Liebe vollkommener Ernst, im Leben wie in der Dichtung, in welcher er ihn jedoch durch den Cultus der Schönheit in Formen und Tönen einigermaßen zu veredeln suchte. Wir haben dabei besonders seine Romane „Ardinghello“ und „Hildegard v. Hohenthal“ im Auge. Ersterer kann durch seine vollständige Emancipation des reizenden Fleisches als, jedoch auch in Zuchtlosigkeit unerreichter, Vorgänger der „jungdeutschen“ Doctrin des 19. Jahrh. gelten, deren Stifter später aus ihr herauswuchsen und sich mehr und minder bekehrten. Hier mag auch Frdr. Schlegels „Lucinde“ genannt werden, die anfangs, gleichwie die Schöpfungen Heinses und zum Theile auch der jungdeutschen Schule, eine mehr als verdiente Beachtung weit höher stehender Geister gewann. Auch der Häuptling der deutschen Romantiker, Ldw. Tieck aus Berlin (1773—1853), der Verherrlicher und Verspotter des Scheins, welcher das Leben oft in dissolving views auflöst, räumt der Sinnlichkeit in Ernst und Laune viel Recht ein.

Von J. P. Frdr. Richter aus Wunsiedel (1763—1825) genügt es den Roman „Titan“ zu nennen, der alles Wunderbare und Sonderbare dieses, in seiner Weise unvergleichlichen, Dichters zeigt; von dem Dichterfürsten Jh. Wolfgang v. Goethe aus Frankfurt a. M. (1749 bis 1832) „W. Meisters Lehrjahre“ und „die Wahlverwandtschaften“. Zu den schreibseligsten Romandichtern des 18—19. Jahrh. gehört Aug. H. Jul. Lafontaine aus Braunschweig (1756—1831), der Verklärer des Philisteriums. Weit höher steht Ernst Wagner aus Meiningen (1764—1812), dessen „Reisende Maler“ und „Willibalds Ansichten des Lebens“ zwar nicht klassische Harmonie, aber eine

anziehende Miſchung von Geiſt und ſinnlich-romantiſcher Empfindung beſitzen.

Unſere nächſten Stammverwandten, die Niederländer, haben ſeit dem 17. Jahrh., wo ihr erſter proſaiſcher Roman „Bataviſche Arkadia“ von Jakob van Heemskerk (Amſterdam 1637) erſchien, ziemlich viele Romane geſchrieben, beſonders im 19. Jahrh., jedoch mehr unter ausländiſcher Anregung. Indeſſen liegt ihre vorwiegende Neigung ſowohl zum geſchichtlichen wie zum launigen Romane ganz in der Volksnatur. Sie beſitzen in dem Geiſtlichen Cornelis van Schaick einen ausgezeichneten Dorfgeſchichtenſchreiber. Ihr fruchtbarſter und vielſeitigſter Dichter, Willem van Bilderdyk aus Amſterdam (1756 bis 1831), ſchrieb u. a. das Bruchſtück eines vortrefflichen Epos „de Ondergang der eerste wereld.“

In England iſt der Roman reichlich vertreten. Ein Blick auf die frühere Zeit mag uns genügen. Geoffrey Chaucer aus London (1328–1400) überſetzte nicht bloß den franzöſiſchen Roman von der Roſe und Theile Boccaccios, ſondern bildete auch dem „Decamerone“ ſeine gut geſchriebenen und witzigen „Canterbury-tales“ nach, theils in Verſen theils in Proſa. Ph. Sidney aus Penshurſt (1554–86), Staatsmann, Krieger, und Bildner des Geſchmacks in Anlehnung an Klaſſiker, Italiener und Spanier, ſchrieb u. a. einen politiſch-allegoriſchen Schäferroman „Arcadia“ in Proſa, und hatte das Verdienſt, den beim Epos genannten Dichter Spencer in die Öffentlichkeit einzuführen.

Nach den meiſt geſchmackloſen Ritter- und Schäfer-romanen gab der Vielſchreiber Daniel Defoe aus London (1662–1731) durch „Robinſon Cruſoe“, den „bürgerlichen Telemach“, der Phantaſie eine immerhin geſundere, freilich auch wiederum bodenloſe, Richtung für weite Kreiße, namentlich auch in Deutſchland, wo zunächſt Campes Nachfolger noch jetzt häufig die Weihnachtskataloge in Beſchlag nehmen. Den Familienroman begründete beſonders Sam. Richardſon aus Derbyſhire (1689–1761), Buchdrucker in London, durch „Pamela“ und „Grandiſon“. Ueber ihm ſtand Henry Fielding aus Sharpam-Park in Somerſetſhire (1707–54), der vielerfahrene leichtſinnige wahrhafte und dramatiſche Verfaſſer des „Tom Jones“ u. ſ. w. Von Lawrence

Sterne aus Clomwell in Irland (1713–68), dem humoriſtiſchen und liebevollen Herzenskenner, iſt beſonders „Triſtram Shandy“ bekannt. Die nicht minder verbreiteten Romane „Roderick Random, Peregrine Pickle, the Expedition of Humphrey Klinker“, auch eine Geſchichte Englands, ſchrieb Tob. Smollett aus Cameron in Schottland (1720–71), der Gründer des „Critical Review“. Allgemein bekannt und geſchätzt iſt Oliver Goldſmith aus Elphin in Irland (1729–74), der Dichter des „Vicar of Wakefield“. Schon unſerer Zeit gehört Walter Scott aus Edinburgh (1771–1832) an, der noch unübertroffen daſteht, jedoch nicht unnachahmbar, wie unſer G. W. H. Häring (Willibald Alexis) aus Breslau (geb. 1798) durch ſeinen „Walladmor“ bewieſen hat. Zu ſeinen glücklichſten Nachahmern gehört auch der Angloamerikaner James Fenimore Cooper aus Burlington in New-Jerſey (1789–1851), deſſen „Lederſtrumpf“ ſeine Wanderungen noch nicht geendet hat, wiewohl unterwegs ſein Gewand durch mannigfache Umarbeiter zerfetzt wurde.

Für Dänemark genügt es hier den Norweger Ldw. v. Holberg aus Bergen (1684–1754) zu nennen, der in gebundener und ungebundener Rede dichtete und, mit Hülfe fremder Muſter, den nationalen Geſchmack bildete.

In Schweden wurde der, im 19. Jahrh. reichlich angebaute, vaterländiſche Roman begründet durch den Geiſtlichen Jakob H. Mörk (1714–63), deſſen Schilderungen zwar breit, aber gut ſtyliſiert ſind.

Idyll.

Wir erwähnten bereits mehrfach Erzählungen in Verſen auch außer der epiſchen Gattung. Eine ihrer älteſten Gattungen iſt das Idyll, zu welchem auch die neueſtens bisweilen in Deutſchland vorkommenden kleinen „Romane“ in Verſen gehören, und das auch öfters in dramatiſchem Geſpräche auftritt, ſowie in ungebundener Rede. Die paſſendſte Rubrik für die meiſten iſt die der epiſchen Lyrik. A. Eberz ſagt in ſeiner Einleitung zu Theokrits Idyllen und Epigrammen (Deutſche Ueberſetzung Frankfurt a. M. 1858) u. a.: „Das

nur bei Grammatikern vorkommende Wort εἰδύλλιον bezeichnet ein Bildchen; und sehen wir nur auf diesen Ausdruck, so haben wir in Eidyllien poetische Bildchen, malerische Darstellungen und Beschreibungen von Vorfällen und Ereignissen in kleinerem Umfange zu erwarten, kurz, Gedichte, welche den Genrebildern (o. S. 420) in der Malerei entsprechen würden." So denn die meisten der theokritischen, „die nach ihrer Behandlung bald mehr der epischen, bald mehr der dramatischen (mimischen), bald auch der lyrischen Poesie sich annähern, je nachdem in ihnen entweder die Erzählung vorherrscht, oder Lebensbilder in ihrer Entwickelung unseren Blicken vorgeführt werden, oder auch Gefühle und Stimmungen zum Ausdrucke gelangen." Theókritos sei besonders Meister in der dramatisch-mimischen Gattung, in welcher bereits früher, um 448 v. C., Sophron in Prosa die derbe Rede, Denk- und Lebens-weise der niedren Volksklassen darstellte. Ihre bedeutendste Unterabtheilung seien die eigentlichen Hirtengedichte, nach der Aristokratie der Ochsenhirten, βουκόλοι, bukolische genannt. Sie seien die künstlerische Veredlung des uralten Hirtengesanges, dessen Entstehung liebliche Mythen der Griechen verschiedenartig schildern. Sicilien, welchem jene beiden Dichter angehören, sei noch weit mehr, als Arkadien, ihre Heimat. Ihre berühmteste Nachahmung waren bekanntlich Vergilius lateinische „Eklogen". Ebertz sagt: daß der deutsche Dichter Platen „sich auch in diesen Stoffen als Geistesverwandter der Alten zeigt." Theókritos (um 275 v. C.) lebte eine Zeit lange in Alexandria; wir haben von ihm 30 Idyllen und 22 epigrammatische Gedichte. Seine Zeitgenossen waren die Idylliker Moschos aus Syrakus und Bion aus Smyrna. Zu den besseren Idyllikern der spätrömischen Zeit gehört Decius Magnus Ausonius (geb. 309 n. C.?) aus Burdigala (Bordeaux), der Dichter der Mosella, vielleicht schon Christ; wir nennen ihn auch wegen seiner Abstammung aus gallischem Lande, wenn nicht auch Blute.

Auch die älteren Italiener, wie namentlich Tasso (Sannazaros Idyllroman s. S. 430) haben diese Gattung angebaut; unter den Deutschen später besonders Kleist und Geßner, „in nachgeäffter Einfalt", wie Goedeke (a. a. O. 584) sagt. Ähnliche Nachahmungen und Nachäffungen andrer romanischer Völker haben nur vorübergehende

ſittengeſchichtlich-ethniſche Bedeutung. In Verſailles wandeln keine Schäferinnen mehr in Reifröcken, noch auch in wirklicher Hirtenverkleidung als Barfüßele, wie einſt eine Mätreſſe Ludwigs XIV. Eine neuere Überſetzung Geßners ins Neugriechiſche paßt ebenſowenig zu jenen räuberiſchen Ziegenhirten Griechenlands, wie die öfters citierten mittelgriechiſchen Schäferromane und ihre zahlreichen Nachfolger, beſonders in Spanien und in Deutſchland im 16. Jahrh., die indeſſen mitunter auch didaktiſche, ſatiriſche und polemiſche Zwecke verfolgten.

In Deutſchland hat das bewegte Leben des 19. Jahrh., ähnlich wie einſt nach jenen Mythen in Griechenland, durch ihren natürlichen Gegenſatz: die Sehnſucht nach harmloſem Stilleben, ziemlich viele idyllartige Dichtungen ins Leben gerufen, die gröſtentheils das gemüthliche Landleben der ſchon gebildeteren Klaſſen im Lande ſchildern, manchmal auch exotiſche und ſelbſt utopiſche Perſonen und Scenen. Idyllen aus dem Volksleben und in den Volksmundarten dichteten namentlich der Mecklenburger J. H. Voſſ, der freiſinnige Denker und originelle Überſetzer Homers (1751 ff.) in niederſächſiſcher neben hochdeutſcher Sprache; der Alemanne Hebel in oberſchwäbiſcher, den ſchweizeriſchen nächſtverwandter Mundart. Auch anglo-amerikaniſche Dichter (wie Longfellow S. 391) behandeln öfters epiſch-idylliſche, elegiſche und tragiſche Stoffe aus der Geſchichte der Ureingeborenen in gebundener und ungebundener Rede, ebenfalls Erzeugniſſe des Gegenſatzes zur Gegenwart, doch minder zu einem ſtürmiſchen, als zu einem abenteuerlichen und doch wenig poetiſchen Leben der neuen Menſchen. Unter allen Völkern, auch den übrigen germaniſchen, beſitzt das deutſche am meiſten idylliſche Reinheit, Innigkeit und Traulichkeit — bis jetzt.

Im ganzen aber wendet ſich die allſeitige Theilnahme an der thatſächlichen Gegenwart von dem Idyll, wie von dem Epos ab, und ebenſo auch von der Legende und vom Märchen. Die Kinder unſerer Zeit treten in jüngeren Jahren, als die der früheren Geſchlechter, aus der Kindlichkeit heraus; ſie hören aber auch früher auf, kindiſch zu ſein. Vor dem früh geſchärften und bewaffneten Auge verwandelt ſich der Himmel mit Göttern, Halbgöttern, Heiligen, Seligen und Feen in erderzeugte Wolken und in Welträume außerhalb

unſeres Dunſtkreißes; ſelbſt der konfuſe Schimmer der Milchſtraße löſt ſich in zählbare Weltenmaſſen auf. Man liebt ſelbſt nicht mehr die Verklärung noch die Traveſtierung des wirklichen Lebens durch die mit bewuſtem didaktiſchem und ſatiriſchem Zwecke von Gebildeteren gedichteten Märchen und Fabeln, weil man überhaupt nicht mehr das Bilderweſen der Symbolik und Allegorie liebt.

Eine ſonderbare Ausnahme bildet neuerdings in Deutſchland, bisweilen auch in Frankreich, das Lieblingskind des Zeitgeiſtes, die Naturkunde, ſofern ſie die jetzt tiefer erkannte Gliederung (den Organismus) des Thierlebens und noch auffallender des Pflanzenlebens der des Menſchenlebens näher rückt und durch poetiſche Vergleichung mit dieſer dem ſinnigeren Publicum ſchmackhaft macht. Auch wir erfreuen uns an der ſchönen Form und Darſtellung der Wahrheit, die in der That reichen Stoff zu ſolchen Vergleichungen bietet; wir geſtatten auch beſonders dem Gedichte, wenn es ſich als ſolches gibt, Gleichniſſe und Bilder des Menſchenlebens in die Pflanzenwelt und noch mehr in die „Thierſtaaten“ hineinzutragen. Aber die Lehre darf nicht in der Symbolik aufgehn, und, wenn ſie mit Recht die Grenzſteine der Naturreiche verſetzt und oft faſt verſenkt, doch die weit aus einander liegenden Pole der allumfaſſenden Gliederung nicht in unmittelbare Berührung zwingen. Wir unterlaſſen nicht, auf die älteſte, volksthümlichſte und reichſte Symbolik des Pflanzenlebens aufmerkſam zu machen, die in den Pflanzennamen aller Sprachen liegt.

Märchen.

Übrigens läßt unſere fleißige Zeit nicht leicht eine Dichtungsgattung ganz untergehn, auch nicht das Märchen, die Contes de la mère oie und des Fées, und die oben beſprochene Thierfabel, welche von der alten Thierſage in Deutſchland und Frankreich bis zu den deutſchen Fabeldichtern des Reformationszeitalters, den italieniſch redenden Thieren Caſtis, den Franzoſen Lafontaine und dem modernen Vermenſchlicher der Thiere und der Blumen,

Grandville, weite Gebiete der Zeit und des Raumes durchwanderte. Viele Nachbildungen und Neuschöpfungen solcher älteren Dichtungsarten schreiben wir nicht sowohl einem Gegensatze gegen den Zeitgeist, als der Concurrenz unzähliger Künstler zu, welche Anticaglien, Rococo und Renaissance — auch in den bildenden Künsten — auf die Ausstellung des Kunstfleißes bringt.

Mehr in dem Geschmacke ganzer Gesellschaftskreiße wurzelt eine, vorzüglich von feingebildeten Dänen (nicht blos von Andersen) in Prosa und in Versen geübte duftige, aber auch lustige, Märchengattung, die aber Nichts weniger als Volksdichtung ist.

Wir denken bei dem „Märchen" unwillkürlich an den „märchenhaften" Orient. Wirklich kam es, wie wir S. 395 auch bei der Thierfabel bemerkten, in vielen Fällen dorther, aber von Völkern verschiedener Familien: von indogermanischen Indern und Persern, wie von semitischen Arabern und selbst von den ural-altaischen Völkern. Auch hier wirkte minder die ursprüngliche Volksnatur, als die Natur der Wohnsitze, die Lebensweise und allgemeine Bildungsstufe. Zudem liebt es die Kindheit des Einzelmenschen wie des Volkes, Märchen zu hören und zu erzählen; nur fehlt oft die Schrift zur Aufzeichnung. Vielleicht indessen dürfen wir der semitischen Volksnatur größere Neigung und Kraft zu dem sinnvollen Märchen und zu den angrenzenden Gattungen des Gleichnisses und des Räthsels zuschreiben, die wir etwa unter den Namen der gnomischen Dichtung und Redeweise zusammenfassen können; wir finden weiter unten bequemere Gelegenheit, einige Worte über sie zu sagen. Einer der besten arabischen Spruchdichter ist Abul Kasim Moh. ibn Omar aus Zamachšar in Chowarezmien (Kharizm), der 1143 starb.

Die Legende ist eine alte und sehr weit verbreitete Gattung märchenhafter Erzählung, welcher wir nur soweit ethnische Bedeutung beimessen, als die Entwickelung des Volkssinns mit dem der religiösen Anschauung, welche die Legende wiedergibt, in Wechselwirkung steht. Sie dichtet ebensowohl die Kindheit Jesu, Buddhas und Mohammeds Wanderungen, wie die wunderbaren Thaten und Leiden aller Heiligen der römischen und griechischen Katholiken und der Mohammedaner. Sie verpflanzt die Erde in den Himmel, verträgt nur die Dämmerung

und das farbige Licht der Dome und Moſcheen, und verflüchtigt ſich, wann ſie unklug genug iſt, um am freien hellen Sonnenlicht als Wahrheit ohne Dichtung auftreten zu wollen.

Drama.

Wir gehn von der erzählenden Dichtung auf die **dramatiſche** über, die nicht minder mannigfaltige Formen entwickelt, als jene. Wie das Heldengedicht und die dichteriſch-wahrhafte Erzählung, ſteht das Schauſpiel, das dramatiſch-mimiſche Lebensbild urſprünglich in engem Zuſammenhange mit dem Volksleben. Nicht ſo vollſtändig, wie die Erzählung, aber weit unmittelbarer führt es uns Geſchichte und Sage, Wahrheit und Dichtung vor Augen; was uns dort berichtet und geſchildert wird, ſehen wir hier leibhaftig vorgehn. Mit vereintem Zauber verſchiedener Künſte ruft das Drama die Vergangenheit in die Gegenwart und läßt mit der Macht des jüngſten Gerichtes die Todten auferſtehn, ihre Reden und Handlungen erneuen; zeigt uns aber auch ebenſo unſere Zeitgenoſſen und uns ſelbſt erbaulich und beſchaulich als Doppelgänger. Dabei läßt es häufig die Kleinheit des Seins aus dem Scheine der Größe heraustreten, enthüllt uns aber auch im einfachſten Kleinleben die reinmenſchlichſte Schönheit und Hoheit, die keines Diadems bedarf, um zu leuchten.

So hohe Pflichten erfüllt das Drama nicht im Hof- und Stadttheater, ſondern nur auf der Volksbühne einer ſelbſtändigen und gebildeten Nation. Selbſt die „Hofſcenen“ des großen Engländers Shakeſpere ſind keine höfiſchen Stücke; ſeine Geſtalten waren Hohen wie Niederen verſtändlich und vertraut. Bekanntlich bindet ſich dieſer reiche Geiſt nicht an die Grenzen ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeit, erſcheint aber doch ſelbſt überall als der bedeutendſte Vertreter des engliſchen Volksgeiſtes, von verwandten Vorgängern und Nachfolgern umgeben, und deſſhalb auch als ein Sohn ſeiner Zeit, wenn er ſie gleich überragt und zu ſich emporhebt.

Die ausgebildete Tragödie der Griechen ſetzte nicht bloß Kenntnis der Sage und der Geſchichte, ſondern auch ein hohes Maß geiſtiger

Auffassung und dichterischen Geschmackes voraus, spiegelt aber darum nicht weniger das wahre Volk ab, das sich in ihr wiedererkennt, wie anderseits auch in dem Hohlspiegelbilde der satirischen Komödie.

Das griechische Drama ging später nach Rom hinüber. In Italien hatten die echten Volksschauspiele der Etrusker, Osker, Römer das alte Volksthum nicht überlebt. Auch die wenig zahlreichen „fabulae praetextae" mit vaterländischen Stoffen sind so gut wie verschwunden. Die erhaltenen römischen Dramen verrathen die Heimat der Bildung, in deren Gefolge sie einwanderten. Sogar gerade die Komödie, welche die geselligen Zustände Roms schildert, pflegt die Personen griechisch zu benamen. Der Gründer des römischen Kunstdramas, Livius Andronikos, der in beiden Namen seine römisch-griechische Doppelnatur zur Schau trägt, war ein großgriechischer Freigelassener aus der lakedaemonischen Pflanzstadt Táras, lateinisch Tarentum (um 230 v. C.). Nach griechischen Vorbildern dichtete er, wie seine Zeitgenossen und Nachfolger, von welchen wir den Campanier Cn. Naevius und den Calabresen Qu. Ennius aus Rudiae (239 bis 169 v. C.), den „Vater des römischen Kunstsinns" (Wachler), auch als Epiker nannten. So auch die berühmteren Komiker: der Umbrer Plautus aus Sarsina und der freigelassene Karthager Terentius (beide gest. 161 v. C.), welche eine entsittlichte, wirklicher Poesie unwürdige und unfähige Zeit schildern. Weniger komisch-satirischer, als sittlich-mahnender Gattung waren die „Mimen" des syrischen Freigelassenen Publius (Syrus) in Rom zu Augustus Zeit; sie waren Schauspiele mit sinnreichen Charakterbildern.

Wie dürftig auch die „Illusion", die Nachahmung der Wirklichkeit auf den ersten Schaubühnen war, im Vergleiche mit den Wundern unserer Decorationen und Maschinen: so empfand doch jenes Publicum reichlich so gut, wie das heutige, den Eindruck der Unmittelbarkeit, schon weil es ihre beste Hälfte in ihm selbst trug und durch kindliche Schaulust und mitschaffende Einbildungskraft die Mängel der Technik ergänzte.

Gekünstelte Ergänzungen des späteren griechischen Alterthums waren der Kothurn, der materielle Hochstiefel des Heldenspielers, und die entstellende Maske (*πρόσωπον*, *προσωπεῖον* u. dgl.), deren

ſtarrer komiſcher oder tragiſcher Ausdruck ein armſeliger Erſatz für das lebendige Mienenſpiel war, wie denn auch ihr Nebenzweck als Sprachrohr (Schall-maſke und -gefäß) der Quantität der Stimme ihre Qualität opferte. Lukianos von Samoſata (ſ. u.) beſchreibt ſpöttiſch die maſkierten und ausgeſtopften Schauſpieler und Sänger der Alten, wogegen ſie A. W. v. Schlegel idealiſiert (Ambros, Geſchichte der Muſik I).

Unſere Kunſtmittel ſind gewis weit natur- und zweck-gemäßer. Aber noch heute vergnügen ſich Volk und Kinder an den unveränderlichen Charaktergeſichtern, den wenigen und ſteifen herkömmlichen Gebehrden und der dürftigen Scenerie der Marionetten. Dieſe werden jedoch mitunter durch Technik und Luxus dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum ſchaugerecht gemacht. Beſonders geſchah dieß in den franzöſiſchen und deutſchen Puppenopern des 17—18. Jahrh. (ſ. Schletterer, das deutſche Singſpiel Augsb. 1863 S. 151 ff.). Der italieniſche (neapolitaniſche) „Pulcinello“ iſt nicht bloß zum franzöſiſchen „Polichinelle“ geworden, ſondern hat auch den deutſchen „Hanswurſt“ (ſeit dem Anfange des 17. Jahrh., wie es ſcheint; vgl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II 125. IV 158.) als „Borzenell“ innig mit ſich verſchmolzen. Sein tragbares Bühnchen war ſogar bei dem großen Volks- und Schützen-feſte zu Frankfurt a. M. 1862 ganz nahe bei der Feſthalle des nach politiſcher Mündigkeit ringenden Volkes aufgeſtellt. Urſprünglich war der deutſche Hanswurſt ſowenig eine Puppe, wie der romaniſche, vielleicht jedoch aus den Niederlanden ſtammende, Arlechino (Harlequin u. ſ. w.), deſſen exotiſche Geſtalt Stranitzki zu Wien im Anfange des 18. Jahrh. durch den einheimiſchen Hanswurſt in Geſtalt eines Salzburger Bauern erſetzte. Der echt deutſche Buffo war uralt, und kam auch in den kirchlichen Schauſpielen (ſ. u.) vor, z. B. als Malchus, als Balſamverkäufer mit ſeinem Knechte Rubin, als der Teufel ſelbſt, ſogar einmal als der Apoſtelfürſt Petrus. Deutſchen Urſprungs ſind auch dieſe und andre Geſtalten in den böhmiſchen Kirchenſchauſpielen.

Wir haben es ſogar bis zur Affen- und Hunde-komödie gebracht, bei welcher auch erwachſene Herrn und Damen ſich an der Ähnlichkeit ihrer Mitgeſchöpfe mit ihnen ſelbſt erfreuen. Und da eine

Ehre der andern werth ist, wurde sogar auf Hofbühnen der Affe Jocko und Consorten durch Menschen dargestellt — manchmal naturgetreuer, als die wahre Menschennatur durch viele Schauspieler, die durch unsichtbare Stelzen den alten Kothurn ersetzen, und die Unnatur der Maske durch kaum weniger starre herkömmliche Gebehrde und Stimmfarbe der Könige und Königinnen, Väter und Mütter, Tugendhelden und Intriganten.

Vorhin bei dem Idyll fanden wir unter den sicilischen Griechen in der Mitte des 5. Jahrh. v. C. eine Art idyllischer Komödie, eine Dramatisierung des Volkslebens in Prosa, welchem die dialogischen Hirtengedichte in Versen bei den Griechen und ihren Nachahmern im alten Rom und in der modernen Welt nachfolgten.

Gleichzeitig und sogar noch etwas früher entwickelte sich in Griechenland das eigentliche Drama, sowohl das hochtragische von Aeschylos, Sophokles, Euripides, wie das komisch-satirische. Eine halb heroische Gattung des letzteren war das „satyrische Schauspiel, *δρᾶμα σατυρικόν*", ein Nachspiel der Tragödie (als vierter Theil zur Trilogie), dessen Chor aus Satyren bestand; die Darsteller der letzteren hießen „Satyristen, *Σατυρισταί*". Nur eines dieser Stücke blieb uns erhalten: der „Kyklops" von Euripides. Die moderne Bedeutung von „satirisch" (oft „satyrisch" geschrieben) stammt nicht von diesem griechischen, sondern von dem, öfters mit ihm verwechselten, aber von ihm verschiedenen alten römischen Drama der Satura oder Satira. Diese „Satire" hatte sich aus dem etrurischen Mimenspiele entwickelt und wurde von Musik begleitet. Ursprünglich Improvisade, wurde sie von dem vorhin genannten Ennius geregelt und von dem Campaner C. Lucilius aus Suessa (149 – 103 v. C.) reicher ausgebildet, und galt als drittes genus scenarum neben dem tragischen und dem komischen (Vitruv. V 8). Sie wich früh dem satirischen Lehrgedichte, dessen gröster Meister Horatius war (s. u.). Der Name „satura" scil. lanx (Schüssel) bedeutet ungefähr das Selbe, was die moderne „olla potrida" franz. „pot pourri", ein Mischgericht, wegen ihrer Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form. Zu ihr gehören auch die lateinisch geschriebenen „Dirae" (Rachegöttinnen, Verwünschungen) des Galliers Valerius

Cato, der unter Sulla und vermuthlich durch dieſen ſeine Güter verloren hatte. Der Niederländer S. Karſten (Horatius, aus dem Holländiſchen von Schwach Lpz. 1863 S. 60 ff.) nennt die Satura eine feinere Nebenart der älteren Versus Fescennini. Chronologiſch zwiſchen beide ſtellt er die „Exodia“, derb komiſche Scenen aus dem Volksleben. Er weiſt dabei auf die vielfach auftauchende Neigung der, ſonſt ſo ernſten und ſtrengen, Römer zu Scherz und Spott hin. Für die ſpäte Verwechſelung der ſatiriſchen Fescenninen mit dem deutſchen Wiegenſange „Suſeninne“ im Mittelalter erlaube ich mir auf mein „Glossarium lat.-germ. mediae et infimae aetatis“ v. Fescennina zu verweiſen. Für und gegen die Anlehnung unſerer „Satire“ und ihrer Ableitungen an den griechiſchen Wortſtamm mag noch bemerkt werden: daß σατυρίζειν zwar auch „verhöhnen“ bedeutet, aber vermuthlich erſt ſeit den Alexandrinern; auch entſpricht dieſe Bedeutung nicht ganz der unſerer Satire.

Bei dem folgenden kurzen Geſchichtsabriſſe des griechiſchen Dramas nehmen wir Wachler u. A. zu Hülfe. Es wurde vorbereitet durch die dithyrambiſchen Chöre bei den Dionyſien; der Dithyrambos iſt urſprünglich Dionyſos oder Bakchos ſelbſt, ſodann das Lied zu ſeinem Preiſe, ſpäter die ſchwungvollſte lyriſche Liedart überhaupt. Jene Chöre waren mit Tanz und Mimik verbunden und wurden auch früh mit epiſchen Monologen durchflochten. Letztere waren die älteſten „Tragödien, τραγῳδίαι“; die Beziehung dieſer Benennung auf den Bock, τράγος, wird ſehr verſchieden ausgelegt. Der Stifter dieſer Tragödien war vielleicht Thespis (Θέσπις gottbegeiſtert, trotz des „Thespiskarrens“!) aus Ikaria zu Athen (6. Jahrh. v. C.), Solons Zeitgenoſſe, der „die Dithyramben koſtümierte und dramatiſierte“ (Ambros a. a. O.). Als ihr erſter Fortbildner gilt Phrýnichos aus Athen, Thespis Schüler.

Zum Kunſtwerke erhob die Tragödie Aeſchýlos aus Eleuſis (490 v. C.), welcher den Monolog in Dialog verwandelte und die Ausführung veredelte. Um die Beleuchtung ſeiner ſehr eigenthümlichen Kunſtform hat ſich vorzüglich neuerdings H. Weil verdient gemacht. Sein großer Schüler und Nebenbuhler Sophokles aus Athen (449) führte den dritten Schauſpieler ein. Sein Zeitgenoſſe (440) war

Euripides aus Salamis. Frd. v. Raumer (Handbuch der Geſch. der Lit. Lpz. 1864 I 25 ff.) gibt andere und genauere Jahrzahlen v. C.: Aeſchylos 525 – 456, Sophokles 496 – 406, Euripides 480 – 406. Über Letzteren haben ſeine Kritiker ſeit dem erſten, Ariſtophanes, die abweichendſten Anſichten geäußert. Sehr günſtige namentlich Raumer, Gillies, Goethe, und in einem ſchönen Briefe an Raumer auch L. Tieck, welcher Euripides Dichtungen „wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergoſſen“ und überhaupt „unſerer Gefühlsweiſe näherſtehend“ erblickt.

Welch hohe Stelle der Tanz im ernſteſten Drama einnahm, bezeugen die anekdotiſchen Angaben bei Athenaeos u. A. (vgl. H. Göll im „Ausland“ 1863 Nrr. 45 ff.): daß Aeſchylos ſelbſt (der Mitkämpfer der gröſten Schlachten!) viele Tanzfiguren erfand und den Choriſten einſtudierte; ja daß — für uns paradox genug — Sophokles die Frauenrolle Nauſikaas mit orcheſtiſchem Ballſpiele unter Beifall der Zuſchauer ausführte, wie denn überhaupt die antiken Dramatiker zugleich die Darſteller ihrer Dichtungen waren.

Frühe ſchon rief „die Sehnſucht des Volkes“ das oben beſprochene Satyrdrama zurück, welches Pratinas aus Phliús (500) künſtleriſch ausbildete. Gleichzeitig hatte Suſarion aus Mégara (τὰ Μέγαρα) das Luſtſpiel aus phalliſchen Chören gebildet und zog damit auf den Weilern umher. Bald fand es Eingang in Athen und erhielt durch Epicharmos aus Kos, der (um 480) in Syrakus (αἱ Συράκουσαι) lebte, reifere Kunſtgeſtalt. Für die weitere Ausbildung der Komödie, vorzüglich durch Attiker, nimmt Wachler drei Zeiträume an. Ariſtophánes aus Athen lebte 431; ſein Landsmann Ménandros (den Terentius vorzüglich nachbildete) 342 – 290; ihn übertraf Philémon aus Soli in Kilikien, der 262 ſtarb. „Dem Mimenſpiel, aus welchem ſpäter die bukoliſche Poeſie erwuchs, gab 431 Sóphrôn aus Syrakus ſeine Vollendung durch treffliche ernſte und ſcherzhafte dialogiſierte Zeitgemälde (vgl. o. S. 438) in doriſcher Proſa. Seit Ariſtotéles kamen Didaskalien, kritiſche Repertorien der dramatiſchen Arbeiten, auf.“ (Wachler).

Zeigt uns die helleniſche Tragödie, durch Gegenſtände und Form, den Volksgeiſt in ſeiner höchſten Blüte: ſo lehrt uns

Aristophanes dessen niedrigste Entwickelungen im Volksleben der gebildetesten Stadt der Welt kennen. Von idyllisch einfachem Volke ist hier keine Spur mehr. Wir sehen und hören das wimmelnde schwatzende vielgeschäftige, aber die Arbeit den Sklaven überlassende, liederliche und oft schmutzig gemeine Philisterthum einer Großstadt, jedoch immer einer griechischen — wie denn auch der Dichter selbst neben den Zoten, die er mit Behagen dem Volke ablauscht und nachschafft, die gewandteste und oft zierlichste Bildung seines Stammes in seiner Redeweise offenbart. Zur besonderen Signatura temporis gehören seine scharfen Angriffe auf Vieles in den höchsten Gebieten der Bildung, auf Sokrates und Euripides, Denker und Dichter sowohl, wie auf die seligen Bewohner des Olympos selbst. Er war also keineswegs bloß ein „ungezogener Liebling der Grazien", wie man so lange nach ihm auch den deutschen Dichter Wieland genannt hat. Daß jedoch jene Angriffe auf die beiden großen Männer nicht aus gemeiner Schmähsucht entsprangen, sondern aus einer, wenn auch übertriebenen und oft ungerechten, Entrüstung sittlicher Art, sucht namentlich F. Blanchet in seiner schon erwähnten Schrift „De Aristophane Euripidis censore" (Straßburg 1855) zu erweisen. Zugleich aber hebt er hervor, daß auch Euripides (wie Platon und die Sokratiker überhaupt) in einem Gegensatze gegen den Volksglauben standen, weil sie die idealen Göttergestalten nicht in die unlautere Menschlichkeit herabgezogen wissen wollten, während selbst Aeschylos und schon Homeros sie in menschlicher Leidenschaftlichkeit gegen einander selbst kämpfen und eifern ließen. Neuestens hat auch Lübker eine Schrift „Zur Theologie und Ethik des Euripides" (Parchim 1863) herausgegeben, die sich seiner früheren über Sophokles anschließt.

In den dramatischen Gegensätzen jenes Jahrhunderts, aber ebenso auch bei näherer Beschauung in der geschichtlichen Wirklichkeit, dem politischen und geselligen Leben der Griechen, voran der Athener, erblicken wir die Vielseitigkeit dieses wunderbaren Volksgeistes, die sich bis zu den größten Widersprüchen entwickelt; die das Schönste schafft, um es wiederum zu zernichten, und die mit gleicher Denkkraft die höchsten Gesetze der körperlichen und der sittlichen Welt entdeckt und wiederum bezweifelt und kritisch zersetzt, und so auch deren edelste

Incarnationen in dem eigenen Volke, die Heroen der Weltweisheit, der Dichtkunst und des Staatslebens, bewundert und ehrt, um nur allzuhäufig mit jähem Mistrauen in ihnen die niedren Triebfedern und Leidenschaften zu suchen und zu verfolgen, die in der Brust der Verfolger lebten.

Diese rastlose Beweglichkeit, die immer freieren Spielraum sucht und doch nie lange wirkliche Freiheit verträgt, erinnert uns in Manchem an die Gallier und ihre Epigonen (S. 221. 295.); jene ironische Selbstvernichtung dagegen an einen Zeitraum in Deutschland, in welchem der jüdische Volksgeist (namentlich in Heine) mitwirkte, wie er sich in Folge der zweitausendjährigen jüdischen Passion entwickelt hat.

Die Franzosen ähneln den Athenern auch in dem Sinne für zierliche Form in Rede und bildenden Künsten; aber ihr Volksgeist ist unfähig zu der hellenischen Erhebung des Kunstsinns zu olympischer Klarheit, zur Vereinigung der Schönheit mit erhabener Einfachheit.

Dem alten Römer standen auch hierinn die hellenischen Muster nach Zeit und Ort nahe genug, um sich darnach zu bilden und die gewaltigen Quadern seiner Bausteine mit griechischem Meißel zu behauen. Der weit körnigere Bau seiner Sprache gab ihr selbst in griechisch gebildeten Formen immer noch eine sehr eigenthümliche Plastik, deren Eindruck noch mächtiger wird, wo sich der Volksgeist auch in dem Inhalte spiegelt. So z. B. in den bekannten Charakterssprüchen:

„.... si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!“ —

Horat. Od. III 3.

„Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!“

Ovid. Fast. I 525.

Der deutsche Geist der späten Folgezeit verschmilzt die griechischen Vorbilder mit den eigenen Schöpfungen noch weit inniger. Und doch haben einst der Römer Mummius und der Gote Alarich mit gleich barbarischer Sinnlosigkeit, wie früher der zweite gallische Brennus, die Schönheit der hellenischen Menschen und Kunstgebilde angegafft, entweiht und zertrümmert.

Diese Zertrümmerungen haben in entsetzlicher Folge allmählich in dem griechischen Volke — das übrigens schon oder noch auf

seinem Gipfelpunkte viel rohe Stämme umschloß — Schönheitssinn und Bildung fast ganz erdrückt; nicht aber so manche ursprüngliche Eigenschaft des Volkssinns, wie Schärfe und Regsamkeit des Verstandes, Lernbegier und Geschäftigkeit, aber auch jene Vielgeschäftigkeit und Unstetigkeit. Doch überdauerten in den höheren Kreißen des Volkes bedeutende Reliquien auch der literarischen Bildung alle Vernichtungsstürme der Völkerwanderungen, besonders in Athen und noch länger in Konstantinopel, wo auch bis zur Türkenflut hoher Kunstfleiß einheimisch war. Die rasch gediehene Neublüte des Geisteslebens und der Literatur im Königreiche Hellas erfährt neuestens leidige Hemmungen. Das europäische Abendland verdankt seine Erbschaft an griechischer Bildung nicht allein der römischen Vermittelung, welche selbst zum gröſten Theil unter dem Schutte der Völkerwanderung begraben lag, sondern auch beim Beginne der neueren Zeit (im 15. Jahrh.) einer kleinen Zahl griechischer Flüchtlinge, die ihre Hausgötter, wie einst Aeneas, mit sich retteten, wie wir schon oben bemerkten; auch hier in der Literaturgeschichte kommen wir wiederholt auf sie zurück. Auch die christliche Kirche war in West- und Ost-Rom im Allgemeinen der antiken Bildung feindlich oder machte sie zur Leibeigenen, erhielt aber mehr und minder ihre Trägerinnen: die griechische und die lateinische Sprache; im Abendlande auch Manches von ihrem Inhalte, wie namentlich die aristotelische Philosophie, soweit sie ihren Zwecken taugte.

Das Schauspiel hat uns durch seine unmittelbare und vielseitige Berührung mit dem äußeren und inneren Völkerleben auf eine Abschweifung geführt. Wir kehren in sein vielverzweigtes Gebiet zurück, um fürs erste noch einige Streiflichter auf die Abtheilungen zu werfen, die zunächst am Wege des Ethnologen und Kulturhistorikers liegen. Der Stoff ist so reich, daß Andere leicht eine mindestens gleich gute Auswahl treffen können, ohne darum die unsere als eine bloß willkürliche und zufällige zu verwerfen.

In weiterem Sinne dramatisch ist jede Darstellung einer Gegenwart, in welcher die Personen persönlich auftreten und handeln, mag nun diese Gegenwart die wirkliche außerhalb der Bühne vertreten, oder eine längst verschwundene neu beleben, oder auch

bisweilen der Zukunft vorgreifen, oder endlich phantastisch neue Welten erschaffen. Ein gewisses Maß der Dramatik, namentlich die persönliche Rede, besonders die direkte im Indicativ (Monolog, Dialog), belebt jeden mündlichen und schriftlichen Vortrag, wenn er auch nur der Erzählung (der Relation, dem Berichte) beigemischt wird. So z. B. sucht der lebhafte Bauer der Wetterau (in Mitteldeutschland) überall die eigenen Worte wiederzugeben, die Andere und der Erzähler selbst bei den vorgetragenen Ereignissen ausgesprochen haben. Dabei fügt er, zu besserem Verständnisse, seinem schnellen Vortrage hinten und vornen, in höchst komisch klingender tieftoniger Wiederholung die persona dramatis zu mit der Formel: „sârich, sârĕ, sâdsĕ" d. i. „sagte ich, er, sie". Auch die ernste Geschichtschreibung läßt bisweilen die Personen selbst reden, wo ihre Worte überliefert sind, wie z. B. der lateinische Bericht von dem Verrathe der Angelsachsen an den britonischen Gästen die angelsächsischen Stichworte: „nimed eure saxes!" (nehmt eure Messer!) gleichsam als Wahrzeichen der Volkstradition mittheilt, ebenso auch die angelsächsischen Trinksprüche. Hierhin gehören auch die oben erwähnten Reden, welche die alten Geschichtschreiber den Heerführern u. s. w. in klassischer Ausarbeitung in den Mund legen, soweit sie dieß mit gutem Gewissen thun können, was die Nachdichtung der Wahrheit nicht ausschließt.

Jede Form der Erzählung wird mit Recht stellenweise dialogisch, um das Innerste der Personen, ihre geheimsten Gedanken und Absichten, Empfindungen und Leidenschaften unmittelbarer, natürlicher und gegenständlicher (objectiver) heraustreten zu lassen, als die subjective Schilderung und Zergliederung des Erzählers dieß vermag. Er läßt dann seine eigene Persönlichkeit hinter denen der Handelnden verschwinden, was in vollendetster Weise der Marionettenspieler thut. Novellen mit lebhaftem Wechsel der Handlung und der Rede werden mit leichter Mühe bühnengerecht gebirchpfeifert.

Andererseits bedarf es schon gewandter Kunst, um ein reines Drama ganz ohne Erzählung zu schaffen. Es ist nur eine Aushülfe, wenn eine einleitende Exposition dem Handelnden in den Mund gelegt wird, wie dieß am breitesten in den chinesischen Dramen geschieht. Doch auch unser modernstes Drama thut dieß noch oft, sowohl bei

äußeren Ereigniſſen und Verhältniſſen, wie bei Selbſtcharakteriſtiken und Seelenzuſtänden, wo die Handlung und das unmittelbare Geſpräch, wenigſtens kürzere Monologe hinreichen ſollten.

Wie bei dem naturwüchſigen Volksgeſange, zeigt ſich auch bei dem urſprünglicheren Drama die Improviſation. Der oben erwähnte Wechſelgeſang iſt ſchon ein improviſiertes Drama von zwei Perſonen. Die Improviſatoren ſind zugleich Dichter und Darſteller (Acteurs).

Dieſe zwiefache Thätigkeit kommt ſowohl bei der (im neueren Italien beſonders heimiſchen) eigentlichen Stegreifdichtung vor, wie auch bei dem kunſtgerechten Drama der Alten. In dem älteſten römiſchen Drama (Livius Andronicus, ſ. o.) war der Dichter auch der histrio, der Hauptſchauſpieler, der die Geſpräche (diverbia) vortrug und das eingelegte Flötenſpiel mit Gebehrden begleitete; darneben auch letzteres den officiellen Sänger (vgl. u. a. Wolff, de canticis in Romanorum fabulis scenicis. Hal. 1825. Eſchenburg, Handbuch der klaſſ. Literatur, 8. A. von Lübke. Berlin. 1837 S. 263 ff.). Aber auch noch die großen griechiſchen Tragiker traten, wie wir ſchon oben bemerkten, in ihren eigenen Stücken auf. Wo dieß in unſerer Zeit vorkommt (z. B. Iffland), geſchieht es nicht mehr in Folge eines Kunſtgeſetzes. Die Darſtellung verſchiedener Rollen Eines Stückes durch Einen Schauſpieler lebt neueſtens einigermaßen durch unſere Dramenvorleſer auf.

Die meiſten Spiele der Kinder, und unleugbar auch der höheren Thiere, bei welchen die phantaſievolle Kindheit ſogar länger dauert, als bei den Menſchen, ſind Nichts anders als Komödien und Pantomimen, deren Mitſpieler immer andre Perſonen, Beziehungen, Stimmungen und Handlungen darſtellen, als die wirklichen der unmittelbaren Gegenwart. Sie laſſen alſo auch da, wo ſie ſelbſt noch nicht aus dem eigenen Ich heraustreten, dieſes doch eine Rolle ſpielen, laſſen es ſcheinen zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen, zu weinen, zu zürnen, zu drohen und zu verfolgen, zu fürchten und zu fliehen. Auf etwas höherer Stufe ſpielt denn das Kind Vater und Mutter, Schulmeiſter und Prediger, Soldat und Reiter, verſchafft ſich erfindungsreich ſceniſche Mittel, und vermehrt das Perſonal, indem es die Puppe zum Kinde, einen in Lappen gewickelten Span zur Puppe, den Stecken zum Pferde potenziert.

Später wandelt ſich wieder der Ernſt zum alten Spiele, ohne daß die Spieler die dichteriſche oder ironiſche Laune der unſichtbaren Lebensdramaturgen merken. Der jungen Mutter wird ihr Kind zur Puppe, mit der ſie ſpielt und dabei ſelbſt wieder zum Kinde wird. Die heilige Jungfrau der ſinnigen Legende, die keine Vorſtudien zu dem ihr beſcherten Mutterberufe gemacht hat, weiß ihr Kind nicht einzuſchläfern, bis ſie ſich in die Wiege der eigenen Kindheit zurückträumt und unwillkürlich die holden Weiſen nachſummt, mit welchen einſt die Mutter ſie in Schlummer ſang, und deren Nachklang jetzt aus ihrer Kinderſeele in die des einſchlummernden Chriſtkindleins bringt. Aber auch Mephiſtopheles dichtet den Ernſt des Lebens verzerrend in Kinderſpiel um. Der Kokette beider Geſchlechter wird das Suchen und Meiden der keuſchen erſten Liebe zum Verſteckensſpiel, bei welchem das endliche Finden kein Glück iſt. Der geglaubte Beruf, die geliebte Idee, des Helden Bukephalos und des Dichters Pegaſos werden zu Steckenpferden vor dem lachenden Parterre.

Es liegt eine Naturnothwendigkeit in der Hypokriſis, der Nachahmung und zeitweiligen Annahme einer andern Natur. Dieß nämlich bedeutet das griechiſche Wort (ὑπόκρισις) in weitem Umfange; erſt in engerem Sinne die Schauſpielkunſt und ſelbſt die Redekunſt überhaupt, ſofern die Darſtellenden und Vortragenden aus ſich ſelbſt heraustreten; endlich denn Verſtellung und Heuchelei. Die ganze Lebenskunſt bedarf dieſer Hypokriſis; das reine Selbſt kann, wie das reine Silber, nicht ohne Legierung und Miſchung im Verkehr fortkommen. Die Stände mit ihren Amtstrachten und Amtsmienen, die Geſchäftsleute mit ihren Etalagen, Affichen, Ausverkäufen, prix fixes und andern franzöſiſchen und deutſchen Kunſtgriffen, die Taſchenſpieler mit fremdem Kapital als „smart fellows“, beaumonde und demi-monde in Gala wie im ſtudierten Négligé, der Werber um die Gunſt der Frauen, des Volkes, der Könige und der Götter ſelbſt, die ganze vanity fair im gröſten und im kleinſten Leben, und endlich ſelbſt die einſamen Mimen vor dem Spiegel mit nur geträumtem Publicum — überall Hypokriten!

Wie bei den Kindern, ſo ſind auch bei den Völkern die Spiele der erſten Dramen. Von jeher wurde das Ernſteſte und Heiligſte mit Spielen, Aufzügen, theatraliſchem Prunk und Klang gefeiert. So die

älteſten religiöſen Feſte der Griechen und der Römer durch Aufzüge, Geſänge, Tänze der Prieſter, durch Spiele des Volkes. Bei den geiſtigeren Griechen geſellte ſich zur religiöſen Bedeutung dieſer Spiele auch die Feier des eigenen edelſten Volksgeiſtes. Ihre Ringſpiele wurden zugleich zu Wettkämpfen ihrer begabteſten und gebildeteſten Weiſen und Dichter, ihrer Muſiker und Tänzer. Auch der geniale und lebensfrohe israelitiſche König David muſicierte und tanzte vor der Bundeslade her. Freilich war die Tanzkunſt, auf welche wir noch mehrmals zurückkommen, damals noch nicht zum deutſchen Walzer, noch viel weniger zum pariſer Cancan ausgeartet; ebenſowenig wie die geachtete Kunſt der griechiſchen Athleten und Agoniſten zu der wüſten Regel der engliſchen Boxer. Eher verdienen die Wettkämpfe der deutſchen Schweizer in Ringen und Werfen eine Vergleichung mit denen der Griechen, und ſo überhaupt die zahlreichen Spiele aller Völker und Zeiten, in welchen Kraft und Gewandtheit des Körpers und mehr und minder auch des Geiſtes ſich üben und zeigen. Dem Schwunge und Wurfe des Steines bei den Schweizern entſpricht der der Wurfſcheibe bei den alten Griechen u. ſ. w., wie ähnliche Kraft- und Kunſt-ſpiele bei den heutigen Engländen und Orientalen. Alt und neu ſind die Scherzkämpfe mit Waffen, die Turnierkünſte und Schwertertänze. Die Ballſpiele in ihren zahlreichen Gattungen, zu welchen auch das Billard gehört, ſind als gymnaſtiſche Spiele im Freien bei uns mehr nur der Kinderwelt verblieben; die großen Ballhäuſer unſerer Vorfahren werden zu andern Zwecken verwendet. Ein ſolches war z. B. die noch bei unſerem Gedenken zum Gottesdienſte gebrauchte „Burgkirche“ zu Gießen in Heſſen, die ſpäter abgebrochen wurde. Im Großen wird das Ballſpiel noch betrieben z. B. bei den indianiſchen Männern in Nordamerika im Freien und oft Nachts bei Fackeln, von dem Tanze beider Geſchlechter begleitet (ſ. „Ausland“ 1863 Nr. 31). Der edelſte Vertreter des rein geiſtigen Fechtſpiels iſt das aus dem ariſchen Oſten ſtammende Schachſpiel, der äußerſte Gegenſatz des Hazardſpiels. Eine ausführliche ethnologiſche Bildungsgeſchichte hat den Spielen überhaupt ein ausgedehntes Hauptſtück zu widmen, während wir uns hier mit gelegentlichen Andeutungen begnügen müſſen.

Vorzüglich in Athen und von dort aus veredelten ſich die Gymnaſien, die Ringplätze der nackten (γυμνοί) Ringer Lakedaemons zu denen der Geiſter; in Athen entſtanden auch die nur der Kunſt gewidmeten Bauten der Odeen. Die antike Harmonie der phyſiſch-geiſtigen Ausbildung, der mens sana in corpore sano, iſt das unvergängliche Ideal der Erziehung, in deſſen Verfolgung unter den modernen Völkern das deutſche vorangeht, wiewohl das Stichwort des „Turnens“ romaniſchen Urſprungs iſt. Es drang früh in die germaniſchen Sprachen ein, obſchon einheimiſche Synonymen vorhanden waren und ſind, der griechiſchen „Gymnaſtik“ nicht zu gedenken. Das Turnen fehlt jetzt in Deutſchland nicht leicht in irgend einem Erziehungskreiße. Zu ſeinem Gebiete gehören denn auch die, zum Theile ſchon längſt unter den Kulturvölkern gegründeten Fecht-, Reit-, Schwimm-ſchulen, das Schützenweſen, die Feuerwehr; mit verſchiedenen Künſten und Zwecken verbunden denn auch der Tanz; ſodann die Künſte und Kunſtſtücke der Equilibriſten und ihrer Verwandten. In Griechenland ſelbſt wurde unter König Otto der Verſuch gemacht, die alten körperlich und geiſtig bewegten Wettſpiele wieder ins Leben zu rufen. Auf andre Arten und Abarten des Kampfſpiels kommen wir unten.

Selten genügte bei dem Schauſpiel die ſtumme Gebehrde, die Mimik im engeren Sinne, wie dieß von den älteſten, aus Etrurien in Rom eingeführten Stücken berichtet wird. Selbſt bei den ſogenannten Mimen und Pantomimen der Römer wirkten die Künſte zuſammen: Gebehrdenſpiel, Rede (nachgeahmte und karrikierte Sprechart einzelner Perſonen, Stände u. ſ. w.), Muſik, Geſang und Tanz. Bei unſeren Balletten fehlt von dieſen Beſtandtheilen Rede und Geſang, jedoch nicht urſprünglich. Schletterer a. a. O. S. 64 ſagt: „Zu Ende des 16. Jahrh. waren (in Deutſchland) die aus Frankreich herübergekommenen Ballets beliebt geworden, Stücke, in denen Tänze und Geſänge, Dialoge und Recitative, Lieder und Chöre willkürlich und bunt gemiſcht, oft ohne Sinn, Ordnung und Nothwendigkeit mit einander wechſelten. Nach und nach wurde in ihnen der Geſang überwiegend, der Tanz trat mehr zurück; ſo entſtand das ſingende Ballet.“ — Mehr und minder werden gewöhnlich

Verkleidung, Haltung und stumme Handlung durch andre Künste ergänzt auch bei den Aufzügen der Zünfte, den Darstellungen geschichtlicher, mythischer und allegorischer Personen, Gruppen und Züge. Dagegen ist das lebende Bild unserer Tage laut- und bewegungs-los, ein Mittelding zwischen dramatischer und bildender Kunst, eine wenige Athemzüge lange festgezauberte Gruppe aus einem Drama der Dichtung oder der Wirklichkeit.

Weltliches und geistliches Maskenspiel und Mummenschanz, die häufig das improvisierte Wort gestatten und sich bei Masken- und Kostüm-bällen u. dgl. endlich in kunstlos freies geselliges Vergnügen auflösen, sind im Orient (u. a. auch in Tibet) und Occident sehr alt. Bacchanalien und Saturnalien, auf christlichem Boden Weihnachts- und Fastnachts-spiele, sind vorzüglich im alten und neuen Italien zu Hause, begegnen aber dem allgemeinen Geschmacke des Mittelalters, vorzüglich in Deutschland und in Frankreich. Wirkliche dramatische Scenen mischten sich ein, wie namentlich in den Fastnachtsspielen des 15. Jahrh., die in den jetzt zu Baiern gehörigen Städten ihren grösten Spielraum fanden und, dem Volksgeiste der Zeit gemäß, in Unfläterei ausarteten, gleichwohl aber der schriftlichen Aufzeichnung werth gehalten wurden, wofür der unparteiische Sittengeschichtschreiber dankbarer ist, als der christlich-germanische Alterthumsfreund. Weit würdiger gehalten sind die Fastnachtsspiele u. s. w. der deutschen Schweizer in diesem Zeitraum, und so schon das, ihnen gehörende, älteste deutsche bekannte Passionsspiel aus dem Anfang des 13. Jahrh. (s. Bartsch in der „Germania" VIII 273 ff.).

Noch bizarrer und burlesker, als diese Fastnachtsspiele, aber nicht gerade unkeusch, ist das Eselsfest des romanischen Mariencultus in Italien, Spanien und besonders in Frankreich, das bereits im 5—6. Jahrh. entstanden sein soll und bis ins 16. Jahrh. gefeiert wurde. Priester und Gemeinde adoptierten dabei an heiliger Stätte die Sprache des Esels, der einst die fliehende Gottesmutter getragen hatte, und dessen Vertreter auch als persönlicher Esel mitspielte. Nach Schletterer a. a. O. S. 23 galt dieses, zu den ausgelassenen und an die altnordischen Julfeste (vgl. auch J. Grimm, Mythologie S. 483 über heidnische Reliquien in den Weihnachtsspielen) erinnernden

Neujahrsſpielen gehörende, Feſt nach einer Legende dem genannten, aus Aegypten nach Konſtantinopel gelangten Eſel; nach einer andern aber dem von Jeſus beim Einzuge in Jeruſalem gerittenen Eſel, der nach Jeſu Tode nach Verona gekommen ſei, wo ſeine Gebeine noch als Reliquien verehrt werden! Schletterer ſagt: das Feſt ſei, trotz ſtrenger Verbote, in der ganzen Chriſtenheit gefeiert worden, von tollen Maſkeraden und Karikaturen des geſammten Gottesdienſtes begleitet. Balaams Eſel tritt auch in ernſten deutſchen Weihnachtsſpielen des 13. Jahrh. auf. Die komiſchen Beimiſchungen geiſtlicher Feierlichkeiten und ihre völlige Traveſtie, wie in dem Eſelsfeſte, ſind harmloſer gemeint, als die ſatiriſchen Angriffe auf das Kirchenthum und ſeine Krankheiten in Bildwerken an und in den Kirchenbauten und in Schriften jener Zeit.

Der Proteſtantismus und die moderne Bildung überhaupt ſind dem buntſcheckigen Carneval nicht günſtig. Vielleicht nur der Gegenſatz verſchaffte ihm in neueſter Zeit wieder größere Aufmerkſamkeit und ſelbſt Verſuche, es in vorzugsweiſe proteſtantiſche Städte überzupflanzen. Ähnliches gilt von den Zunftaufzügen, Ordensfeſten, Proceſſionen und ähnlichem Gepränge, nur daß hierbei eine zweckbewuſte, wirklich geſchichtliche Wiederbelebung thätiger iſt. Aber die neuen Tendenzen ſind mächtiger, als die mittelalterlichen, und verlangen ſelbſt bei den früher rein geſelligen Maſkenbällen, vielmehr noch bei den Sitzungen und Umzügen der „Bittren“ und andrer „Narren“ der Rhein- und Main-ſtädte, Charaktermaſken im Sinne des Zeitgeiſtes. Sie ſind ſchon deſſwegen keine Volksfeſte mehr, weil ſie nicht bloß höhere Bildung, ſondern auch einen Aufwand erfordern, den nur das Patriciat der Städte leiſten kann. Zeichen der Zeit ſind ſie darum nicht minder, wie dies auch die Maſkeraden an den Fürſtenhöfen beſonders des 17. und des 18. Jahrh. waren. Nur gehören dieſe Schauſtellungen alle weniger der ethnologiſchen, als der allgemeinen Kulturgeſchichte an.

Ernſtlich religiös gemeint waren die meiſten Gattungen der vorhin erwähnten chriſtlichen Feſtſpiele, wenigſtens die eigentlichen kirchlichen Schauſpiele aus der bibliſchen Geſchichte und Legende, obwohl auch ſie ſelten von weltlicher, oft roher und poſſenhafter

Beimischung frei blieben, sobald sie der Volksmasse näher traten. Sie tragen die Namen der christlichen Festzeiten als Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Charfreitags-, Oster-, Neujahrs-spiele u. s. w. Umfassender ist der Name „Mysterien", d. i. Geheimnisse (μυστήρια), vermuthlich umgedeutet aus mittellat. misterium, d. i. Kunst, Gedicht u. dgl., einer Entstellung aus ministerium, dessen Ableitungen wir oben S. 287 besprachen. In England standen neben den misteries die miracles und die moralities; diesen Benennungen entsprachen die Gegenstände und Zwecke. In Böhmen hießen sie hry d. i. Spiele überhaupt (vgl. Hanusch, die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14—15. Jahrh. Prag 1863). In Italien hießen die in Kirchen von Priestern aufgeführten Schauspiele devozioni. Diese müssen, trotz der Heiligkeit des Ortes und der Spieler, schon sehr früh ausgeartet sein, da bereits 1210 Papst Innocenz III. die bei ihnen getragenen „monstra larvarum" rügt.

Ursprünglich waren diese Spiele, namentlich in Deutschland (Goedeke a. a. O.) und in Böhmen, in absichtlichem Gegensatze zu den Volksspielen in lateinischer Sprache geschrieben und, wie jene devozioni, auf die Kirche beschränkt. Letztere aber war klug genug, um das entfremdete Volk allmählich durch die verständliche Muttersprache und darnach auch durch jene Beimischung weltlicher und komischer Stoffe anzuziehen.

Die „liturgischen Dramen", von welchen E. de Coussemaker eine Anzahl von Texten mit Musik mitgetheilt hat (Paris 1861; vgl. Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 50), waren „eine Inscenesetzung und Ergänzung des damaligen (mittelalterlichen) Gottesdienstes und der Heiligenverehrung, ihre Darsteller Geistliche, ihr Schauplatz Kirchen und Klöster". Er unterscheidet von ihnen die eigentlichen „Mysterien", die durch Laiengesellschaften auf Theatern aufgeführt wurden und bei den Zuschauern neben den religiösen Gefühlen auch weltliche erregten.

Die Mannigfaltigkeit der Scenen bewirkte große Ausdehnung des Personals und deßhalb auch der Bühne selbst, sowie der Zeit der Aufführung. In Italien wurde zu Padua unter freiem Himmel auf dem Prà della valle auf Ostern 1244 das älteste uns dort bekannte Passions- und Oster-spiel aufgeführt, aber schon „solemniter

et ordinate“ d. h. nach bereits gewohnter Regel (Ebert in seinem „Jahrbuch“ V 1). In Frankreich dauerte 1536 die Aufführung eines Stückes von 40,000 Versen 40 Tage lang; mehrere Tage lang auch in Deutschland, wie in Frankfurt a. M. im 15. und 16. Jahrh. gegebene Stücke.

Die erwähnte Einwirkung vorchristlicher Festspiele werden wir nicht auf altrömische von Italien aus beschränken dürfen; aber sie verlangt überhaupt noch nähere Untersuchung. Wir halten sie jedenfalls wahrscheinlicher, als eine Einwanderung mit dem Christenthum aus seiner jüdischen Heimat. Die Juden waren dem Drama überhaupt abgeneigt, auch noch die Talmudisten. Vielleicht wirkte halb politischer Widerwille gegen die römische Bühne nach, welche Herodes in Jerusalem gegründet hatte (Joseph. XV 8 bei Ambros a. a. O. I 200 ff.).

Schon im frühen Mittelalter finden wir die Mysterien u. s. w. in den meisten (römisch-katholischen) Ländern Europas, namentlich in Italien (s. o.), Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Schweiz, Böhmen. Auch in britonischen Sprachen diesseit und jenseit des Kanals sind uns mehrere erhalten. Das älteste bekannte Passionsspiel der Schweiz in deutscher Sprache, vermuthlich aus dem Anfange des 13. Jahrh., erwähnten wir vorhin. Leider ist uns von friesischen Schauspielen des Abtes Angilbert schon zu Karls d. G. Zeit nur unbestimmte Kunde geblieben (Schletterer a. a. O. 13). In neuester Zeit sind die kirchlichen Schauspiele im katholischen Süddeutschland, wo sie nie ganz erloschen waren, in großem Umfange und Prunke wieder in Scene gesetzt worden. Die Gemeinde Ober-Ammergau in Baiern setzt ihre je zehnjährigen Darstellungen aus der heiligen Geschichte seit 1850 mit einiger zeitgemäßer Umgestaltung lebhaft fort; auffallend ist dabei der Misgriff, daß ein und der selbe Mann 1850 Christus und 1860 Pilatus spielte.

Diese Darstellungen stehn hoch über den „Charfreitagstragödien“ und ähnlichen Spektakelstücken, die noch bis auf die neuere Zeit in Oberbaiern, Tirol, Steiermark, Kärnthen aufgeführt wurden, und welche nicht minder den Gottlosen, wie den Heiligen, ja Christus

ſelbſt die roheſten und platteſten Witze in den Mund legten, von welchen ein Berichtserſtatter über Wellers „Altes Volkstheater in der Schweiz“ (Frauenfeld 1863) erbauliche Beiſpiele in Seegers „Stuttgarter Wochenblatt“ 1863 Nr. 23 mittheilt.

An mehr abſichtsloſer Komik der Dichtung und der Darſtellung fehlte es den frommen Schauſpielen ebenſowenig, wie den modernen Tragödien, zumal wo Bürger und Bauern mitſpielten. So z. B. bei einer Darſtellung des jüngſten Gerichtes zu Gardelegen, bei welcher Gott ſelbſt, ſtatt majeſtätiſch zur Erde niederzuſchweben, durch die ſchadhafte Himmelsbühne durchbrach und über dem hochlodernden Höllenfeuer hängen blieb, vergeblich die flüchtenden Engel und Teufel um Hülfe anrufend, bis ihn die Zuſchauer erlöſten, und zwar nicht ohne Schadenfreude, weil der Darſteller aus Hochmuth ſich dieſer Rolle aufgedrängt hatte (ſ. F. L. in der Zeitſchrift „Victoria“ Berlin 1863 S. 333). Häufig ſchloſſen die Vorſtellungen mit wirklich und ſogar maſſenhaft todbringenden Unglücksfällen.

Zudem wurde oft nicht bloß dem Darſteller des Judas Iſcharioth von den, ſo zu ſagen, fromm erregten Zuſchauern übel mitgeſpielt; ſondern es geſchah auch, daß Chriſtus Darſteller am Kreuze hängen gelaſſen wurde, bis er durch die Anſtrengung Schaden litt oder gar wirklich ſtarb.

Wie weit ſich die Volksthümlichkeit verirren kann, zeigt namentlich eine Scene, in welcher Gott Vater die Kreuzigung verſchläft, mit derbem Worte von einem Engel aufgeweckt wird und nun ausruft: der Teufel ſolle ihn ſelbſt holen, wenn er Etwas von dem Frevel gewuſt habe (Schletterer a. a. O. 26)! Dieſer Contraſt kommt auch in Münchhauſens Schwänken vor. Aber in der ſcheinbaren Gotteslästerung iſt eine geſunde, gegen das Dogma in ſeiner widerſinnigen Geſtalt gerichtete, Skepſis oder Kritik des menſchlich fühlenden Volkes nicht zu verkennen.

Eine würdige, wenngleich unſerer Zeit nicht mehr angemeſſene, Darſtellung der h. Dreifaltigkeit durch drei Sänger noch im 18. Jahrh. kam früher noch ſtärker verſinnlicht in der Muſik ſelbſt vor, indem Gott ein dreiſtimmiges Solo in Alt, Tenor und Baß ſang. Eine andere Trias ſpielte in dem harmloſen und doch vorlängſt ſtrenge

verbotenen „Dreikönigsspiel“, bei welchem der schwarze König einen beweglichen Stern trug (Schletterer a. a. O. 24 ff.). Wir haben den Umgang der drei „Sternbuben“ noch im ersten Viertel unsers Jahrhunderts in der protestantischen Wetterau gesehen. Sie waren bäuerlich verkleidet, trugen einen großen drehbaren und oft erleuchteten Stern aus buntem Papier, und sangen in überlieferter Tonweise ein Lied „Wir sind die drei Kön'ge aus Morgenland.“ Die phantasiearme Verständigkeit protestantischer Geistlichen verscheuchte die armen Jungen.

Ihrem Geiste nach dem römischen Katholicismus angehörend, wurden die kirchlichen Schauspiele doch auch von der deutschen Reformation des 16. Jahrh. aufgenommen, wobei sich namentlich in Norddeutschland wirkliches, in niedersächsischer Sprache abgefaßtes Volksschauspiel einmischte, anderseits aber auch der Schulzopf und die Tendenz. Als lockenden Gegensatz gegen diese trockneren Schuldramen führten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Jesuiten das glänzend und mit großem scenischen Aufwande erneuerte Mysterium wieder ein, zu dessen Würze sie auch Stoffe der griechisch-römischen Mythologie verwendeten. Der Text des Schauspiels war lateinisch; ebenso und sogar griechisch der des, ihm entgegengesetzten und mitunter auch im Pomp mit ihm wetteifernden, gelehrten Schauspiels der Humanisten, besonders der 1538 zu Straßburg gegründeten Akademie. Bei beiden wurden deutsche Programme und Erklärungen unter die Zuschauer vertheilt (Schletterer a. a. O. 33).

So lange eben die Religion Götter und Menschen trennt, sucht sie die Dichtung einander anzunähern, nicht bloß wo Meru und Olympos, die Götterberge der Inder und der Griechen, auf die Erde sich stützen, sondern auch wo nur eine traumhafte Jakobsleiter diese mit dem jüdisch-christlichen Himmel verbindet. Himmelfahrten und Höllenfahrten, Erdenwandel der Göttersöhne und der Götter selbst sind stets der Einbildungskraft des Volkes willkommene Gegenstände der Sage und Legende, des Epos und des Schauspiels, und erst die glaubenslose Gegenwart verzerrt „Orpheus in der Unterwelt“ zum Possenspiel.

Als eine künstlerisch beschränkte und ausgebildete Gattung der biblisch-dramatischen Geschichte und Legende in neuerer Zeit erscheint

uns das Oratorium, deſſen Würde die eigentliche dramatiſche Action verſchmäht. Seine edelſte Geſtaltung iſt deutſch, wenn auch ſein Urſprung italieniſch; wir kommen unten bei der Geſchichte der Muſik darauf zurück.

Im alten Rom war es der Volksgeiſt, der, im Gegenſatze zum griechiſchen, die Künſte überhaupt als ſolche, und namentlich die dramatiſche des Dichters wie des Darſtellers, als Erzeugnis einer ihm als Verweichlichung erſcheinenden Verfeinerung verachtete. Im alten Deutſchland aber drückte der ſtolze Kaſtengeiſt der Ariſtokratie und der Kirche den Volksgeſang und beſonders das Volksluſtſpiel durch Verachtung und ſelbſt Haß in die niedrigſten Bildungkreiße herab. Dieſe Abwendung galt aber mehr nur den einheimiſchen Schöpfungen. Wir haben die Einführung fremder Stoffe durch die höfiſche Dichtung erwähnt. Der deutſche Mönch Nötker in St. Gallen (10. Jahrh.), der große Verdienſte um ſeine hochdeutſche Mutterſprache hat, überſetzte in dieſelbe auch die Andria des ſemitiſch-römiſchen Terentius, der im Mittelalter auch den Sprachgelehrten Viel galt.

Die heutige Abbildung des jetzt noch lebenden Volksthums im komiſchen und idylliſchen Drama gleicht jener in der Dorf- und Stadt-novelle. Wir hören und ſehen lachend, aber auch bisweilen von Rührung überraſcht, die Hampelmänner deutſcher Städte in Proſa, das Liebesleben deutſcher Älpler nach Art des franzöſiſchen Vaudeville mit Geſang gemiſcht, über die Bühne gehn. Letzteres bedeutet urſprünglich (nach Val de Vire, einem Thale der Normandie benamt) und noch jetzt eine Gattung des Volkslieds. Übrigens iſt Frankreich von Alters her nicht arm an Volksluſtſpielen, die auch in Volksmundarten gedichtet werden; neuerdings kommen hier auch tendenziöſe Volkstragödien vor.

Mit der Frankfurter Hampelmanniade, der Wiener Poſſe u. ſ. w. ſtirbt nachgerade das Localvolksluſtſpiel aus. Der ganze Boden des Volkslebens hebt ſich, auch das gebildetere Stilleben des „Honoratiorenthums“ wird Rococo; aber indem Sitte und Bildung gleichmäßiger werden, wird der Spielraum der Individualität freier, wie wir ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkten. Dadurch wird

denn auch das umfassende Leben der Gesellschaft bedeutender und reicher; und das S. 420 ff. besprochene „Genre“ verdrängt, wie in andern Dichtungsgattungen, auch im Schauspiel Helden und Heilige, Ritter und Knappen, Könige und gemeines Volk. Selbst die Hofbühne im engsten Sinne — auf welcher z. B. im Jahre 1589 in Norddeutschland (in G. Pfunds Stücken, s. Goedecke a. a. O. S. 327) Prinzen und Prinzessinnen von Ebenbürtigen gespielt wurden, während niederdeutsche Bauernscenen darzwischen den Gegensatz hervorheben, wie dieß ähnlich noch bis zu Ende des 17. Jahrh. in den „Misch- und Zwischenspielen (Schletterer a. a. O. 40 ff.) im Gegensatze zu dem hochdeutschen Schwulste der höheren Rollen geschah — ist jetzt, wo sie noch vorkommt, mehr nur ein Liebhabertheater für Höchstgebildete, das seine Stoffe mit größerer Freiheit wählt. Die stehenden Schauspielertruppen auf deutschen Hofbühnen wurden 1605 eingeführt (a. a. O. 37).

Das Liebhabertheater, die Schaubühne der Dilettanten, die nach Geschmack und Mitteln ihre Stücke wählen, hat mit der Volksbühne Nichts gemein, sondern schließt sich ursprünglich den geistigeren Gesellschaftsspielen an, deren dramatischer Anfang die Aufführung von Charaden und Sprüchwörtern ist. Diese Liebhaberbühne hat sich in neuerer Zeit, wie so vieles Andere, das nicht zu Grunde gehn will, künstlerischer ausgebildet, und ist, in Deutschland wenigstens, aus den kleineren Orten, an welchen sie den Mangel eines wirklichen Theaters ersetzte, auch in größere Städte eingewandert. Zu ihrer Gunst mag auch die allgemeine Abneigung der Zeit gegen streng abgesonderte Stände und Berufsmonopole mitwirken. Gegen sie wird immer mehr der Mangel an Muße wirken, die sie in bedeutendem Maße fordert, der Drang der überfüllten Gegenwart aber in noch weit stärkerem.

Von der Volksbühne unterscheiden sich auch die in Städtchen und Dörfern umherziehenden Wanderbühnen unserer Zeit, deren Künstler eben nur nothgedrungen in Thalias Kapellen dienen, aber nicht selten an der Hand des Talentes und des Glückes zu ihren Haupttempeln emporsteigen. Eine verwandte höhere Gattung ist das Sommertheater in großen Städten und ihren Vorstädten, das sich sowohl durch die

Scenerie, wie auch häufig noch wirksamer durch eine gute Restauration während der Aufführung selbst mit dem wirklichen Leben in Verbindung setzt. Eine materielle Erquickung gestatten die großen Bühnen bekanntlich nur in beschränkter Zwischenzeit und mehr nur der Lüsternheit, als dem gesunden Appetit. In Spanien und seinen Kolonien erstreckt sich die Allgegenwart der Cigarre auch auf das vornehme Theaterpublicum.

Die Hineinziehung der freien Natur, wenigstens der Gartenanlagen, die dem Sommertheater eigen ist, fanden wir oben noch großartiger in früherer Zeit, wie neuerdings wieder in jenen ausgedehnten Passionsspielen u. dgl. Auf das scenische Zubehör des Schauspiels und die Einrichtung der Bühnen und Schauspielhäuser gehen wir hier nicht ein und bemerken hier nur beiläufig (einiges Weitere s. nachher), daß die ersten Schauspielhäuser in Deutschland erst zu Anfange des 16. Jahrh. erbaut wurden; eines in Nürnberg durch die Meistersängerzunft 1515, bald darauf ein andres in Augsburg. Um diese Zeit wurden in Spanien Bühnen in den Räumen der Hospitäler errichtet (1526 in Valencia). In Frankreich erbauten die Passionsbrüder 1402 oder gegen Ende des 14. Jahrh. eines der ersten Schauspielhäuser, wenn nicht das erste; seine römisch-gallischen Amphitheater werden neuerdings zu Circusaufführungen benutzt. Die Italiener sollen ihre antiken Theaterbauten früh und in ausgedehntem Maße in ihrem alten Berufe verwendet haben. Diese selbst waren im ältesten Rom nur für vorübergehende Aufführungen kunstlos aus Holz gebaut; erst später, aber desto dauerhafter und großartiger, aus Stein. Leider spukte dort schon in der klassischen Zeit der Unfug der Claque und der falsche Geschmack eines Publicums ohne Kunstsinn, das dem Spektakel zujubelte (vgl. Göll a. a. O. Karsten a. a. O. 54). Indessen mag jener Gebrauch der alten Theater in Italien nur hier und da und in früherer Zeit vorgekommen sein. Lange Zeit hindurch behalf man sich dort mit Holzbauten und Thespiskarren, in welchen sogar fahrende Opern hausten; demnächst mit Sälen in Palästen und Privathäusern (der Kirchen gedachten wir oben); große neue Schauspielhäuser wurden erst seit dem Anfange des 17. Jahrh. erbaut (Schletterer a. a. O. 53. 57. 182) Im Anfange des 18. Jahrh. hatte Venedig schon 15 Opernhäuser. Aus Italien kam die Oper nach

Deutſchland, wo vorzüglich für ſie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. großartige Theater erbaut wurden: 1651 in Wien, 1667 in Dresden und (begonnen) in Nürnberg, wo man bis dahin die dachloſe offene Bühne der Meiſterſinger benutzt hatte; 1678 in Hamburg, 1687 in Augsburg, 1693 in Leipzig, zu Anfange des 18. Jahrh. in Hannover und in Braunſchweig (Schletterer a. a. O. 75 ff.). In London wurden die erſten ſtehenden Bühnen um 1570 gegründet. Unter Eliſabeth (1558–1606) beſaß aber die Stadt ſchon 17 privilegierte Theater (ebdſ. 36), von welchen freilich manche nur Hütten waren.

Das moderne Drama der gebildeten Völker hat ſeine erſte Blütenzeit im 16–17. Jahrh. Seinen größten Schöpfer, W. Shakeſpere aus Stratford on Avon in Warwickſhire (1564–1616), nannten wir S. 442 als Vertreter des engliſchen Volksgeiſtes, deſſen mannigfaltige Äußerungen er in ſeinem wechſelvollen Leben durch unmittelbare Beobachtung kennen lernte. Das ganze Leben und die Geſchichte ſeines Volkes inſpirierten ihn zu ſeinen Werken, nur wenig der Geiſt und noch weniger die Form des griechiſch-römiſchen Dramas. Die frühe und große Regſamkeit der dramatiſchen Kunſt in England und in andern Ländern des ſächſiſchen Stammes muß denn doch in der Natur des letzteren wurzeln, obgleich manche Eigenſchaften deſſelben nicht ſo zu ihr ſtimmen, wie die der ſüdlicheren Völker.

Indeſſen entwickelte ſich in England, nicht anders wie allerwärts, das Drama aus den oben beſprochenen geiſtlichen Schauſpielen: den misteries, miracles und moralities oder masks; ſodann aus den Schwänken oder entertainments und den interludes (Zwiſchenſpielen). Dieſe Namen ſämmtlich verrathen den Urſprung aus der normänniſch-franzöſiſchen Geſellſchaft und Bildung. Unter Eduard VI. (1547–53) wurde das erſte Luſtſpiel von N. Udall, 1561 das erſte Trauerſpiel von Th. Sackville und Th. Norton gedichtet und aufgeführt. Einer der bekannteſten früheren Zeitgenoſſen Shakeſperes war Chriſtopher Marlowe aus Canterbury (1563–93), der auch Schäferlieder dichtete und zwar in den Armen einer Schönen ſtarb, aber durch die Hand eines Nebenbuhlers. Gleichwie Shakeſpere, Moliere, Iffland und die alten Griechen und Römer, waren zugleich Schauſpieldichter und Schauſpieler namentlich der ſatiriſche Sam. Foote (1719–77) und der große

Mime David Garrick aus Hereford (1716–79). Der witzige Dichter der „School of scandal", Rich. Brinsley-Sheridan aus Dublin (1752–1816) war auch ein bedeutender Parlamentsredner.

Aus England und Schottland, und demnächst aus dem stammverwandten Niederland und Niedersachsen kamen seit dem 16. Jahrh. Schauspiele und Schauspieler nach Deutschland, u. a. des Schotten Buchanan Tragödien zuerst nach Straßburg (Goedeke a. a. O. 136. 325.). Im folgenden Jahrhundert nahmen Übersetzungen und Nachahmungen auch andrer fremdländischer Dramatiker, besonders Franzosen und Italiener, in Deutschland überhand. Oft genug (z. B. im „Polyeucte" nach Corneille) verwilderten und verstümmelten dabei das fremde und das einheimische Volksthum einander wechselseitig.

Erst G. E. Lessing aus Camenz (1729–81) sprengte mit voller Kraft die alten und neueren Fesseln des deutschen Volksgeistes auch im Drama. In dieser Hinsicht läßt er sich mit Shakespere vergleichen, so verschieden sonst seine, mehr kritische als schöpferische, Natur von der des Engländers war. In seinem Nathan vertritt er den, über den Trennungen des Stammes und des Glaubens stehenden, weltbürgerlichen und darum nicht minder echt deutschen Geist der neuen Zeit. Die „Dioskuren" Goethe und Schiller stehn in andern Verhältnissen, als Lessing, zu dem deutschen Volke und seinem Geiste, welchem sie aber ebenso völlig angehören. Wir begnügen uns, für Beider verschiedene Stellung zu Letzterem auf ihr Schicksal in der öffentlichen Meinung und Neigung zu verweisen. Dieses machte Goethe zum Günstling der Aristokratie, Schiller zu dem des Volkes; Jenen mehr durch Misverstand seiner Verehrer, Diesen oft noch unverstanden von den seinen. Wie verschieden waren Beider Gedächtnisfeste in den letzten Jahrzehenten!

Der klassische Zeitraum Deutschlands erzeugte, außer diesen beiden, ebensowenig wie das 19. Jahrh. große Schauspieldichter. Von den im 18. Jahrh. geborenen nennen wir J. Anton Leisewitz aus Hannover (1752–1806), den Dichter des „Julius von Tarent", Mitglied des Göttinger „Hainbundes"; Fr. Max v. Klinger aus Frankfurt a. M. (1753–1831), den vielseitigen und genialen,

aber düſtren und überſpannten Dichter und Staatsmann; Aug. W. Iffland aus Hannover (1759–1814), den moraliſchen Familienlebensſchilderer; Aug. Frd. Ferd. v. Kotzebue aus Weimar (1761 bis 1819), den nicht ſo moraliſchen „Vertreter der Zeitſchwächen“ (Wachler) in Drama und Roman, deſſen Hauptverdienſt Effekt und Dialog waren. Seine Laufbahn ſchloß unverſchuldete und unverdiente Tragik; der Idealiſt mordete den Realiſten, und beide fielen als Opfer des Zeitgeiſtes.

In den Niederlanden gieng bereits im 14. Jahrh. das Schauſpiel über die Schranken des Kirchenthums hinaus und ſchöpfte aus dem Volksleben, unterlag aber ſpäter fremden, beſonders franzöſiſchen Einflüſſen. Erſt im 18. Jahrh. trat namentlich der S. 436 gerühmte Bilderdyk reformierend auf, theils in claſſiciſtiſchem theils in vaterländiſchem Sinne, wiewohl auch nicht ganz frei von Nachahmung der beſſeren franzöſiſchen Dramatiker. Aber das vaterländiſche Schauſpiel will noch immer nicht recht gedeihen und bleibt mehr nur der niederen Sphäre der wandernden Marionetten überlaſſen.

In Dänemark, deſſen Schriftſprache Norwegen theilt, war bis um 1660 die lateiniſche Sprache im Vorrange vor der des Volkes, und die Bildung „dienſtbares Eigenthum der Kleriſei und des Adels“ (Wachler), die gegen Königthum und Bürgerthum zugleich wirkten. Im 16–17. Jahrh. waren, meiſt aus Deutſchland eingeführte, Faſtnachtsſpiele beliebt. Ludwig v. Holberg aus Bergen (ſ. o. S. 437) bildete den nationalen Geſchmack mit Hülfe des fremden. Er iſt ſowohl durch ſeine ſatiriſchen Dramen berühmt, wie u. a. durch ſein komiſches Epos „Peder Pars“ und durch „Niel Klimms unterirdiſche Reiſe“, eine freie Nachbildung von Swifts Gulliver. Als Komiker und Tragiker wie als Lyriker und Elegiker bedeutend iſt der hartgeprüfte Joh. Ewald aus Kopenhagen (1743–81). Däniſch und hochdeutſch dichtete u. a. ſeine Dramen Adam Oehlenſchläger aus Veſterbro bei Kopenhagen (1779–1850), der das nordiſche Alterthum idealiſierte und in Schillers Weiſe ſchrieb (vgl. Goedeke a. a. O. III 70 ff.). Die Dänen dichteten viele Singſpiele, auch der treffliche Komiker P. Andreas Heiberg aus

Vordingsberg (1758–1841), und sein vielseitig gebildeter Sohn Jh. Ludwig (geb. 1791 zu Kopenhagen).

In Schweden beginnt das neuere Drama mit geschichtlichen Komödien von Jh. Messenius aus Wadstena (1584–1636), die von Studenten aufgeführt wurden. Das nationale tragische und komische Drama gründete Olof von Dalin aus Vinberga (1708–63). Er war an der, 1753 von der Königin Ulrike Eleonore gestifteten, Akademie der schönen Wissenschaften und an der vielgelesenen Zeitschrift „Argus" (1733–34) thätig. Bedeutendes ist seitdem eben nicht zu berichten.

Die romanischen Völker sind in der Schauspieldichtung, wie in so vielen andern Lebensäußerungen, unter einander weit mehr verschieden, als die germanischen ihrerseits. Ein Theil der Gründe liegt in der Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Stämme, welche die Romanisierung ihrer Sprache, Sitte und Religion nie ganz ausgleichen konnte. Lope de Vega und Calderon sind ganz Spanier, Goldoni und Gozzi (trotz ihres Gegensatzes) Italiener, Moliere Franzose. Bei den französischen Tragikern entspricht Pathos und strenge Regel einer gleichen Eigenthümlichkeit der neufranzösischen Sprache im Gegensatze zu der weit freieren des Mittelalters. Das moderne französische Lustspiel spiegelt dagegen die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit des Volkes ab, die sich nicht mit lange und gründlich durchdachter Motivierung aufhält. Das neuere italienische Schauspiel (von den Opernbüchern abgesehen) ist auffallend nüchtern und sittenlehrend geworden, wie gleichermaßen auch die Romanliteratur. Aber wir weißagen der ganzen geistigen Bildung Italiens eine schnellere Erhebung zu der, von Deutschland ausgehenden, über die Stammesunterschiede hinaus- und hinauf-schreitenden Bildung unsers Zeitalters, als den übrigen romanischen Völkern, wenn erst einmal Italiener und Deutsche nicht mehr im Zwiespalt über ihre politischen Grenzen sein werden.

Wir heben mehrere Einzelheiten aus der romanischen Dramatik heraus.

Unter den italienischen Lustspieldichtern finden sich auch auf andern Gebieten hochberühmte Männer, wie Nic. Macchiavelli und Michelangelo Buonarotti aus Florenz. Angelo Beolco, genannt il

Ruzzante (der Muthwillige), aus Padua (1502-40) dichtete Carnevalspoſſen in der Volksmundart. Carlo Goldoni aus Venedig (1707–93, ſtarb zu Paris) iſt der fruchtbarſte Umbildner des Luſtſpiels, welches ſein Landsmann und Gegner, der geniale Graf Gaſparo Gozzi (1713–86) zur alten Volksthümlichkeit zurückzuführen ſuchte. Graf Vittorio Alfieri aus Aſti (1749–1803), ein edler und vielſeitig, großentheils nach fremden Muſtern, gebildeter Dichter, ſchrieb auch einige, nicht von Übertreibung freie, Luſtſpiele, war aber vorzüglich im Trauerſpiele thätig. Dieſes ſteht in Italien im allgemeinen dem Luſtſpiele nach. Wir nennen für es noch Vinc. Monti de Ferrara aus Fuſignano (1754–1828), Aleſſ. Pepoli (geſt. 1796), Giov. Batt. Niccolini aus San Giuliano bei Piſa (geb. 1785) und Aleſſ. Manzoni aus Mailand (geb. 1784), berühmter durch ſeinen Sittenroman „i promessi sposi“. Fruchtbarer Luſtſpieldichter iſt Alberto Nota aus Turin (1775–1847). Lieblingsgattungen der Italiener ſind (und waren) das Schäferſpiel und noch mehr die Oper, für welche vorzüglich Pietro Metaſtaſio (Trapaſſi) aus Rom (1698–1782) dichtete. Oratorientexte ſchrieb u. A. Apoſtolo Zeno aus Venedig (1669–1750).

Das ſpaniſche Drama nennt Wachler ganz national wie die „Myſterien“ und „Moralitäten“, an welche es ſich anſchloß, und ſofern nur dem engliſchen vergleichbar. Phantaſtiſch miſcht es alle Stimmungen und läßt ſich deſſhalb nicht ſcharf in tragiſches und komiſches ſcheiden. Eine kleinere Zahl claſſiſcher und franzöſierender Stücke blieben dem Volke fremd, während dagegen aber auch Cervantes mit ſeiner lichtvollen Einfachheit nicht durchdrang. Lope Felix de Vega Carpio aus Madrid (1562-1635), Staatsmann, Krieger, zuletzt auch Mönch, wunderſam fruchtbar in allen Literaturgattungen, „geſtaltete das Schauſpiel zur dialogiſierten romantiſchen Novelle“ (Wachler), und nahm eine ſchon ältere Theilung in Comedia divina und humana an. Er ſoll 2000 Stücke geſchrieben haben! Die höchſte Entwickelung fand das Drama durch Pedro Calderon de la Barca Barreda Gonzalez de Henao Ruiz de Blasco y Riaño aus Madrid (1600–81), der das Leben, gleich Lope, durch dreifache Stellung kennen lernte. Voll Geiſtes und Gemüthes, rhetoriſch, allegoriſierend und myſtiſch,

aber die Phantasie dem Verstande unterordnend, ist er nur mit Shakespere zu vergleichen (Wachler). Dennoch ist er in der Unfreiheit der romanischen Katholiken und in der chinesischen Unveränderlichkeit der Satzungen und Anschauungen aller christlichen Orthodoxen befangen, welche Glauben, Sittlichkeit und Seligkeit zernichten, indem sie die Bedingungen dafür dem Menschen von außen her octroyieren, statt Kraft und Schwäche, Verdienst und Schuld in ihm selbst zu suchen. Daß Calderon nicht bloß die deutschen Romantiker begeisterte, sondern auch als Künstler namentlich von Goethe und Schiller bewundert wurde, obgleich „seine religiöse und politische Gesinnung, seine sittlichen Vorstellungen und seine Kunstformen dem Charakter des deutschen Volkes auf das unerhörteste widersprachen“: erklärt Julian Schmidt zunächst aus der idealistischen Richtung der Weimarer Schule. — Der berühmteste lebende spanische Dramatiker (auch Lyriker und Prosaist), Juan Eugenio Hartzenbusch aus Madrid (geb. 1806), ist der Sohn einer aus Köln stammenden deutschen Familie. Den Anfang seiner wechselvollen Laufbahn machte er als theologischer Schüler der Jesuiten.

Das portugiesische Drama tritt nur selten in unabhängiger und nationaler Gestalt auf. Als sein Begründer gilt Francesco de Sá de Miranda aus Coimbra (1495–1558), der in vielen Dichtungsgattungen auftrat. Classicist, wie er, war Ant. Ferreira aus Lissabon (1528–69), der heimische Gegenstände wählte; als die erste portugiesische Tragödie von Bedeutung gilt seine „Ines de Castro“, als das erste Charakterlustspiel in Europa sogar sein „Eifersüchtiger“ In weit höherem Grade volksthümlicher Dramatiker war Gil Vicente aus Bercellos (1485–1557), der vorzüglich Komiker war und oft ebenfalls als Gründer des portugiesischen Dramas genannt wird.

In Frankreich ist das Drama wie das Mysterium, aus welchem es entstand, außerordentlich fruchtbar, sowohl der Anzahl wie der Wirkung nach, die es auf das erregbare Publicum übt und noch mehr früher übte, bevor dasselbe blasiert war. Das Mysterium machte dem classicistischen Drama noch im 16. Jahrh. die Bühne streitig, ob ihm gleich 1548 eine Parlamentsverfügung engere Grenzen zog. Das neue Drama hielt die drei Einheiten des antiken Kunstgesetzes allzu fest, und gieng im Alexandrinerrhythmus auf hohem Kothurn. Der

Tragik brach der gute gefühlvolle und sprachmächtige Jean de Rotrou aus Dreux (1609–50) die Bahn, obwohl sein „Wenceslaus“ den spanischen von Francisco de Roxas nicht von der Bühne verdrängte. Nach classischen und spanischen Mustern dichtete auch der „Vater des tragischen Kunststyls“ Pierre Corneille aus Rouen (1606–84) erst Komödien, dann Tragödien (z. B. „Medea“ nach Seneca). Er war edel und hochgebildet, jedoch nicht frei von Künstelei und Prunk. Auch sein Bruder Thomas schrieb Schauspiele. Jean de Racine aus La Ferté-Milon (1639–99) war ein klassisch gebildeter, seelenkundiger und lyrisch zarter Tragiker, der größte der Franzosen. Auch sein Sohn Louis aus Paris (1692–1763) schuf schöne (nicht dramatische) Dichtungen. Auch Voltaire (S. 432) war fruchtbarer Tragiker. Das Haupt der französischen Komiker war J. Bpt. Poquelin, genannt Molière, aus Paris (1622–73), welcher die klassische, italienische und spanische Komödie studierte und doch Franzose blieb. Seine treffliche Komik ist nicht immer höherer Gattung, seine Moral nicht frei von Predigerton. Nicht tief unter ihm stand der o. S. 432 genannte Le Sage. Gegen die Mitte des 18. Jahrh. verdrängte prüde Manier die hochkomische Gattung. Als kritischer Reformer trat Diderot (s. beim Roman und weiter unten) auf. Dramatische Sprichwörter, Singspiele und Opern waren häufig. Letztere dichtete wirkungsreich namentlich P. Aug. Caron de Beaumarchais aus Paris (1732–99). Die späteren Dramatiker lassen wir zur Seite.

Unter den heutigen griechischen Dramatikern nennen wir wiederum die beiden Sutzos; auch eine Dichterin, Ewánthia, und den Lyriker Athanasios Christópulos (s. u.).

Die Verbindung des Dramas mit der Tonkunst ist so alt, wie jenes selbst als Dichtung. Wir haben bereits Beispiele dieser Verbindung gelegentlich erwähnt und werden bei der Geschichte der Tonkunst auf sie zurückkommen, einstweilen das Folgende zur Geschichte des Dramas stellend.

Die ursprünglich sehr einfache antike Theatermusik wurde später bei den Römern massenhaft. Bis zu dem ganz musikalischen Drama, der großen Oper, mischte sich Musik und Gesang in verschiedenen Proportionen mit dem Gespräche, wie z. B. in eingelegten, aber mehr

und minder zur Handlung gehörigen Liedern der Komödie, manchmal in Mundarten zwischen sonst in der Schriftsprache abgefaßtem Texte, wie in der venetianischen bei Goldoni, an Zahl mehr, als an Bedeutung zunehmend in den Sing- oder Lieder-spielen der Deutschen, den Vaudevilles und Operetten der Franzosen; weiter wachsend in der komischen Oper, bis allmählich die Rede immer mehr vor dem Gesange zurücktritt und endlich in der großen und heroischen Oper, mit Hülfe des Recitativs, ganz verdrängt wird. Das eigentliche Vaterland derselben und des neueren musikalischen Dramas überhaupt ist das gesangreiche Italien, seine Geburtszeit wiederum das 16. Jahrh., die der ausgebildeteren Opernbühne die erste Hälfte des 17. Jahrh. in Venedig. Jetzt ist die Oper in der ganzen gebildeten Welt einheimisch, zum Schaden der dramatischen Dichtung, zu deren Range sich nur wenige Opernbücher mehr erheben. Die Rufe der Leidenschaften, das Locken, Sehnen und Stöhnen der schmachtenden Liebe, die unter allen Umständen und Zuständen singenden Menschen und Götter, dazu der Glanz der Gewande und der Decorationen, der phantastische, oft bis zum Zauberwerk gesteigerte Schwung des Vorgangs und der Handlung: dieß Ensemble ist Mehr oder Weniger, als begeisterte Dichtung, ist vielmehr ein künstlerisch gehobener Rausch halb und ganz sinnlicher Empfindung, der die heiße, südliche Heimat dieser Kunstgattung verräth. Allerdings aber gewinnt sie besonders bei den Deutschen und demnächst bei den Franzosen, wie die Tonkunst überhaupt, nationalen Charakter. Die großen Tongemälde der „Zukunftsmusik" schafft ein reflectierender Deutscher; ob sie die Gegenwart überdauern, d. h. ob sie wirklich lebens- und entwickelungs-fähige Keime einer neuen Gattung des musikalischen Dramas seien, muß die Zukunft zeigen.

Zu Zeiten wird auch die Oper tendenziös, freilich nicht sowohl zum Nachdenken über Zeitfragen anregend, als zur lebendigsten Empfindung und Stimmung, welche desto näher an der raschen That steht. Desshalb ächtet die Furcht der herrschenden Parteien vor solchen Erregungen die „Stumme von Portici" noch ängstlicher, als Schillers Tell, und erbebt vor den Chorälen der „Huguenotten". Aber auch die Pietät eines royalistischen Orchesterdirektors smuggelte in der französischen Revolution in die Ouverture einer demokratischen Oper

die Melodie des rührenden Liedes: „Oh Richard, oh mon roi, l'univers t'abandonne!“ so wirksam ein, daß er die Wirkung seiner Improvisade auf die damaligen Gewalthaber nicht abwartete und während der Aufführung verschwand.

Das vorhin genannte deutsche Liederspiel in engerem Sinne, welchem das schon ältere französische Vaudeville (o. S. 462) zunächst verwandt ist, ist ein lyrisches Drama mit eingeflochtenen einfachen Liedern und Tonweisen, die dem Volke abgelauscht oder nachgeahmt sind. Sein neuerer Schöpfer und bester Vertreter ist der treffliche J. F. Reichard (vgl. u. a. Schletterer a. a. O. 132 ff. 226). Jedoch sind auch in Deutschland ältere Vorbilder vorhanden, weniger die meist ernsteren Volksschauspiele des 15 – 16. Jahrh. in Basel und an anderen Orten der Schweiz und Deutschlands, als die komischen „singets spiele“ von Jakob Ayrer in Nürnberg (starb 1605) und (ebendaselbst) einige Stücke von Hans Sachs (1494 – 1576) mit eingeflochtenen Gesängen und Tänzen (vgl. a. a. O. 32. 169 ff.).

Das Melodrama sucht den Eindruck dramatisch-lyrischer Rede und Declamation (nicht des gesungenen Recitativs) durch begleitende und eingeschobene Instrumentalpassagen zu verstärken, hat aber seit dem 18. Jahrh. — in welchem es (wenn auch vielleicht zuerst 1768 durch des berühmten Franzosen J. J. Rousseau „Pygmalion“ angeregt) in Deutschland durch tüchtige Komponisten (bes. G. Benda) einigen Raum gewann — sich fast ganz verloren und wird mehr nur in kurzen Stücken und in Einfügungen geschätzt, zu welchen auch Meister, wie Beethoven und C. M. v. Weber, ihre Kunst verwendeten; Näheres verzeichnet Schletterer a. a. O. 125 ff. 225 ff. Weit zahlreicher sind die verwandten Instrumentalcompositionen (Ouverturen, Zwischensätze u. dgl.) zu Schauspielen, auch Balladen (a. a. O. 129 ff. 226.) bis in neueste Zeit. Wirksam werden jene musikalischen Passagen auch jetzt öfters bei optischen Schaustellungen angewendet, wo die beiden verschiedenen Sinne harmonischer angeregt werden, als dort das Gehör durch die einander eher schwächenden als verstärkenden Tonfarben der redenden und der singenden oder klingenden Stimme.

Das bereits ebenfalls besprochene Ballet verbindet die dramatische Kunst mit denen des Tanzes und der Musik. Der Tanz geht zwar

weit über seine ursprünglichen Grenzen hinaus in das weite Gebiet der Pantomime, der Gebehrdenhandlung, läßt aber immerhin den jetzigen gänzlichen Mangel der Rede als eine Unnatur empfinden. Vielleicht dürfen wir diesen Mangel bei den verwandten mimischen Tänzen der roheren Völker, wie der Neger, der Orientalen, der neuaegyptischen Almes, aber auch der neufranzösischen polizeiwidrigen Cancantänzer und der gaditanischen (hispanischen) u. a. Tänzerinnen der entnervten und blasierten römischen Schwelger, dadurch rechtfertigen, daß diese Tänze (selbst vor diesem Publicum) unaussprechliche Dinge darstellen. Zu seiner Wirksamkeit bedarf das Ballett noch stärkerer scenischer und überhaupt sinnlicher Mittel, und überspringt leicht, selbst in seinen feineren Formen, die Linie des sittlich Schönen. Eine besondere Ausartung desselben ist das moderne Kinderballett. Als sinnigerer Bestandtheil und Zwischenspiel war der dramatische Tanz schon in dem antiken Schauspiel (S. 446 ff.) einheimisch, und später in der Oper. Die Franzosen emancipierten das Ballett im 18. Jahrh.; bald wetteiferten mit ihnen die Italiener, und jetzt besonders die Deutschen, doch nur in den großen Städten und vor einem Publicum, das der Volksbühne entwachsen ist.

Die Tanzkunst überhaupt ist, als rhythmische Bewegung, der Tonkunst nah verwandt und kann ihrer der Länge nach nicht entbehren, wie sie anderseits der Mimik angehört, schon der unbewußten des Kindes. Nicht geringer als ihre künstlerische Bedeutung und Mannigfaltigkeit ist die psychologische und die ethnologische. Eine vollständige ethnologische Kunstgeschichte müste ihr ein ausgedehntes Hauptstück widmen; wir begnügen uns, an den geeigneten Stellen ihrer mit wenigen Worten zu gedenken.

Der große Volksschauplatz der Spiele und Wettkämpfe, der Circus, wurde — wie wir schon o. S. 329 bei den Thierkämpfen erwähnten — durch die Römer zum Schauplatze wilder und zugleich feiger Unmenschlichkeit, welche die republikanischen und monarchischen Gewalthaber absichtlich in dem Volke pflegten. Göll hat in einer vortrefflichen Abhandlung im „Ausland" 1864 Nr. 1. 2. die Entmenschung und Entsittlichung durch das Gladiatorenthum, welcher selbst die besten und gebildetesten Römer nicht entgegenzutreten wagten, ja sich selbst

nicht ganz entzogen, im einzelnen nachgewiesen. Schon früh verbreiteten sich die Gladiatorenkämpfe über die romanisierten Länder Hispanien und Gallien und wurden von Alexanders d. G. Nachfolgern nachgeahmt, erst spät jedoch im eigentlichen Griechenland.

Aus Roms großem Circus ertönte einst der grauenvolle Lärm des wüthenden Kampfes von Menschen und Bestien und das Jammergeschrei wehrloser Opfer, wie der römischen Bürger, welche der Dictator Sulla zu Tausenden schlachten ließ, während er den zitternd horchenden Senatoren auf dem Kapitol seine Machtsprüche diktierte; dazu kam die Marter der Gefangenen und Sklaven auf den Schiffen der Naumachien (Schiffskampfspiele) und der den Bestien vorgeworfenen Juden und Christen. Die Gladiatoren, die Söhne geknechteter Völker, die zum Wechselmord im Spiele förmlich erzogen wurden, namentlich auf einer Art Hochschule zu Capua, hatten denn doch die freie Bewegung der Kraft; aber nur dem Sieger wurde das thierische Zujauchzen des Volkes zu Theil, dem Erliegenden dagegen dessen Hohn, selten Gnade und Mitlied. Sie selbst wurden dabei zu wilden Kampfthieren, von der Gewalt des blutigen Zeitgeistes erfaßt, welchem sie mit einer Art freien Willens sich selbst zum Opfer weihten. Mit welchen Empfindungen mögen sie ihrem kaiserlichen Mörder und Mordgebieter ihren Todesgruß zugerufen haben: Morituri te salutant! Ist diese todesmuthige Hingebung an die scheußlichste Willkür verwandt mit dem blinden Opfermuthe der Heere, die bei dem Befehle ihrer Kriegsherrn jede Zukunft vergessen, selbst den Instinkt des Raubthiers, das die Beute lockt? Der Assassine Syriens, der auf das Gebot des göttlich verehrten Herrn sich in den unmittelbaren Tod stürzte, fragte zwar nicht nach dem Grunde dieses Gebotes, hatte aber die sicher lohnende Zukunft im Jenseits vor Augen. Wir begegnen öfters in der Sittengeschichte (wie z. B. bei den Kreuzzügen, zumal der Kinder; bei den Umzügen der Tänzer, Geißler, Judenmörder des deutschen Mittelalters) einer unheimlichen Ansteckungskraft wilder Triebe und unsinniger Launen, deren Wesen die Pathologie des Seelenlebens zu ergründen hat. Roms Gladiatoren traten indessen auch mitunter von der Bühne auf den politischen Kampfplatz hinaus und wurden von den Häuptern der Bürgerkriege in diesen verwendet, vielleicht zu ihrer

eigenen Rachelust und Schadenfreude, weil ſie nach jeder Seite hin ihre Tyrannen bekämpfen durften.

Jene Gräuel des römiſchen Circus haben unter Einfluß des Chriſtenthums (313 n. C. durch Kaiſer Conſtantins Verbot) aufgehört. Das Auftreten römiſcher Despoten als Künſtler und Kämpfer vor dem Volke, ein unter die Gladiatoren aufgenommener elender Commodus, ein Tiger Nero, der ſeine wahnſinnige Eitelkeit als Zwiſchenſpieler in dem blutbefleckten Circus zur Schau ſtellte, ſind heutzutage undenkbar. Wohl aber bietet zu allen Zeiten bevorrechtete Selbſtſucht dem Volke „panem et circenses“, um es nicht zu dem Gefühle höherer Bedürfniſſe und Anſprüche gelangen zu laſſen. Mit ihr miſcht ſich ein höherer Beweggrund, wenn die modernen Caeſaren Galliens dem kampf- und ruhm-begierigen Volke die ſiegreichen Kämpfe ſeines Heeres, das zugleich das kaiſerliche Heer iſt, im Circus und in der Galerie zu Verſailles vorführen. Jedenfalls hat dieſe aufregende Zerſtreuung des Volksſinns mehr Romantik, als die einſchläfernde der früheren öſterreichiſchen Politik, die das Volk in die komiſchen Theater ſchickte, damit es nicht ſelbſt eine Rolle auf der politiſchen Bühne ſpiele. Den höchſten Grad von Harm- und Geſinnungs-loſigkeit haben unſere Gymnaſtiker und Reitkünſtler erreicht, die mit gleichem Kunſteifer geſtern in Kopenhagen die Siegsfeſte der Dänen verherrlichen halfen und heute den deutſchen Vertheidigern und Rächern der meerumſchlungenen Herzogthümer zu Dienſten ſtehn, wie ja auch die große Rachel mit gleicher Begeiſterung bald die Marſeillaiſe, bald legitimiſtiſche Hymnen vortrug, verſteht ſich, gegen gleichen Sold. Noch mehr Humor zeigten die von den Römern beſiegten Völker in Gallien, Hiſpanien, Afrika u. ſ. w. durch das Behagen, mit welchem ſie den römiſchen Circus, die Kriegsſchule ihrer Sieger in ihre Mitte verpflanzen ließen. In Hiſpanien eiferte erſt die chriſtliche Geiſtlichkeit dagegen; duldſamer zeigte ſie ſich bei den ſpäteren Stiergefechten, über welche wir oben S. 329 ſprachen.

Zu dem Reiz der Bühne tragen die auftretenden Frauen nicht Wenig bei, verhältnismäßig am meiſten in Circus und Ballett, in geiſtigerer Weiſe im eigentlichen Schauſpiel, die Oper eingeſchloſſen. Aber von den früheſten Bühnen der antiken wie der modernen Völker

waren ſie ausgeſchloſſen, und ihre Rollen wurden durch Männer gegeben. Anders war es bei den großen Kampfſpielen der Griechen, bei welchen die ſonſt ſo abgeſchloſſenen Frauen nicht bloß zuſchauen durften, ſondern im Wagenrennen ſogar mitſpielen, was beſonders die heroiſcheren aus Sparta und Makedonien thaten, jedoch mit männlichen Roſſelenkern. Bei den Athletenkämpfen geſtatteten die doriſchen Geſetze, unſern Anſchauungen zuwider, nur unverheirathete Zuſchauerinnen. Im alten Rom wirkten Frauen und Mädchen bei den ausſchließlicher religiöſen Sekularſpielen nur betend, opfernd und ſingend mit. Im Mittelalter durften die Frauen anfangs nicht einmal im geiſtlichen Schauſpiel auftreten; zum erſten Male wurden in Metz im Jahre 1547 die Marien in einem Myſterium durch Frauen dargeſtellt. Erſt 13 Jahre ſpäter wird ihnen die Bühne in Italien geöffnet, in England erſt im 17. Jahrh. Für die Oper und den Geſang überhaupt ſetzte Italien dagegen an die Stelle der Frauen verſtümmelte Männer, die bekanntlich auch in Frankreich und Deutſchland Zugang fanden, eine Unſitte, die noch in unſer Jahrhundert hereinreicht.

Es iſt begreiflich, daß die Stellung der dramatiſchen Künſtler in der öffentlichen Meinung, die zum Theile allerdings von ihrer eigenen Sitte und Sittlichkeit abhängt, den Frauen noch größere Schwierigkeiten bietet, als den Männern. Der Unterſchied in den verſchiedenen Ländern iſt noch jetzt bedeutend; in Frankreich namentlich ſteht das ſittliche und bürgerliche Anſehen der Schauſpielerinnen noch auf weit niederer Stufe, als in Deutſchland. Die Feindſeligkeit der Kirche gegen den ganzen Stand dauert zwar noch überall einigermaßen fort, wird aber nachlaſſen, wenn auf beiden Seiten nicht mehr die Kaſte ſich über die rein menſchlichen und bürgerlichen Schranken dort erhebt, hier hinausſetzt. Die Schauſpieldichtung dagegen hat weder die Kirche noch das bürgerliche Sittengeſetz den Frauen verwehrt; wir haben der ſächſiſchen Nonne Hrotſwitha in Gandersheim bereits o. S. 415 gedacht, und in unſerer Zeit iſt z. B. eine oberſächſiſche Prinzeſſin als Schauſpieldichterin bekannt. Im ganzen aber wenden ſich die Dichterinnen weit ſeltener dem Schauſpiel zu, als der Novelle.

Die in Deutſchland und Frankreich ſeit dem 18. Jahrh. beſonders häufigen Schauſpiele für Kinder ſtehn zwar weit höher, als das vorhin S. 474 erwähnte Kinderballet und die Kinderbälle, und haben ſogar in der Regel entſchieden ſittlichen Erziehungszweck, verfehlen ihn aber gewöhnlich, weil ſie nicht in kindlichem Sinn abgefaßt ſind und deſſhalb dieſen auch nicht befriedigen.

Das Wenige, was wir noch über einige Dichtungsarten zu ſagen haben, knüpft ſich an bereits früher angeſponnene Fäden an, und mag ſich mit den zerſtreuten Äußerungen über gleiche und verwandte Gegenſtände gegenſeitig ergänzen.

Lyrik.

Die Lyrik iſt ſo alt und ſo allgemein menſchlich, wie die Lyra des Herzens, die Empfindung ſelbſt. In antikem Sinne gehören zu ihr viele Dichtungsarten, die ſowohl das Privatleben: Liebe, Wein, geſellige Freuden, zum Gegenſtande haben, wie auch die gehobenen Stimmungen und Erſcheinungen des öffentlichen Lebens (Hymnen, Paeanen, Prooemien, Epaenen, Epiniken). Die bedeutendſten Lyriker der Griechen ſind der ioniſche Anakréon aus Teos (ἡ Τέως) in Kleinaſien (500 v. C.), der ſich auch bei Polykrátes auf Samos und in Athen aufhielt; die aeolodoriſchen, tiefer und leidenſchaftlicher empfindenden: Alkmán, der freigelaſſene Sohn eines ſpartaniſchen Sklaven aus Lydien (633); Alkaeos und die Dichterin Sapphó aus Mitylene (600), letztere die Stifterin einer Schule dichtender Frauen aus verſchiedenen Theilen Griechenlands. In den ſpäteren griechiſchen Blumenleſen (Anthologien), beſonders alexandriniſcher Sammler, ſind ſehr viele ſchöne und ſinnvolle Liedchen erhalten, meiſt von epigrammatiſcher Form und Bedeutung. Ausgezeichnet iſt der „στέφανος“ (Kranz) der Syrers Meléagros aus Gádara (τὰ Γ.) in Koiloſyrien (um 100 v. C.), den er aus eigenen und fremden Gedichten flocht. In unſerer Zeit gab der Makedone Athanaſios Chriſtópulos aus Kaſtoria (1772 – 1847) ſeine muſikaliſch wohllautenden, in der gewöhnlichen Volksſprache geſchriebenen lyriſchen

Gedichte heraus, auch ein Drama (vgl. o. S. 471). Unter der wachsenden Zahl griechischer Dichter des 18 – 19. Jahrh. nennen wir noch den edlen Freiheitsdichter Konst. Rhigas aus Velestino in Thessalien (um 1753 – 97); die österreichische Regierung überlieferte ihn dem Märtirertode durch die Türken.

Nach griechischen Mustern bildeten sich die römischen Lyriker. Die ausgezeichnetesten waren C. Val. Catullus aus der Halbinsel Sirmio in Oberitalien (86 – 56 v. C.) und der hochgebildete Q. Horatius Flaccus, eines Freigelassenen Sohn aus Venusia in Apulien (65 – 8 v. C.). Karsten a. a. O. macht darauf aufmerksam, daß die meisten römischen Dichter ihre Jugendeindrücke nicht in der Hauptstadt empfiengen. Namentlich Horatius behielt den Hang zum Stilleben, ob er gleich sehr früh nach Rom kam und auch mehrere Jünglingsjahre in Athen verbrachte, wo er sich Brutus Schaar anschloß, in welcher er als tribunus limitum (Legionsoberst) in Makedonien und Kleinasien kämpfte. Gleichwohl wurde er nach der Entscheidung des Bürgerkriegs von Augustus hochgeehrt und Maecenas Freund. Seine vielseitige Thätigkeit als „fidicen lyrae Latinae“ in ethischen, politischen, socialen Gedichten, in lyrischen und satirischen Tonarten entwickelte er erst nach jener bewegten Zeit von seinem 35. Jahre an bis an sein frühes Ende (im 57. Jahre). Durch die Griechen seiner Zeit und Vorzeit gebildet, wurde er weit Mehr als ihr bloßer Nachahmer. Auch hatte er in der Satira den älteren und rauheren Lucilius zum Vorgänger (S. 445); und ein Hauptgegenstand seiner Dichtungen ist das römische Leben seiner Zeit. Dagegen nahm er in den iambischen, lyrischen und satirischen „Epoden“ den Parier Archilochos zum Vorbilde, den er in sittlichen Zwecken übertraf, wie Lucilius in Feinheit und wirklicher Humanität. Karsten schreibt seiner Satire das „sal Atticum“ zu, nicht das „Italum acetum“.

Zur Lyrik gehört in zahllosen Variationen das Volkslied in engerem Sinne, das wiederum ähnlich, wie Dorfgeschichte und Volksdrama, sich in den gebildetesten Kreißen der Gegenwart einbürgert. Den hohen Werth des Volksliedes aller Völker hat uns wohl zuerst unser Herder kennen gelehrt. In weiterem Sinne gehören zu ihm

auch die volksthümlichen Lieder unserer Kunstdichter, vorzüglich wenn sie eine Volksmundart als solche zum Organe wählen, wie dieß unter den schriftmäßig gebildeten Völkern so häufig geschieht. So z. B. in niederdeutschen Mundarten Dichtende von Jh. W. Jakob Bornemann aus Garbelegen (1767 – 1851) bis auf Klaus Groth aus Heide in Dithmarsen (geb. 1819) sammt seinen Nachfolgern; in oberdeutschen namentlich J. K. Grübel aus Nürnberg (1736 – 1809) und Jh. Ph. Hebel aus Basel (1760 – 1826). Ein reichhaltiges Verzeichnis deutscher Volksmundartendichter gibt H. Kurz in s. Geschichte der D. Nationalliteratur III 39 ff. Der Kölner Firmenich-Richarz hat eine Menge von Volksliedern aller germanischen Stämme in den Volksmundarten zusammengestellt, der Breslauer Kopisch italienische, die Deutschen Passow, Kind u. A. und der Franzose Fauriel neugriechische, der Deutsche Nesselmann und der Litauer Rhesa in Königsberg litauische, Wenzig böhmische u. s. w.

Das Volkslied hat mit Volksgeschichte und Volksdrama das Ursprünglichere, Reinmenschlichere der Empfindung gemein, ist aber weit älter und besitzt größere Verjüngungskraft. Wissen Dichter und Tonsetzer in unserer Zeit den rechten Ton zu treffen, so wird, in umgekehrtem Gange, das Erzeugnis der höheren Bildung vom Volke adoptiert. Ihr Lied hallt dann bald in Bergen und Wäldern wieder und wird selbst von dem Kinde nachgelallt, wie nur je ein Volkslied, lange bevor das Volk Schrift und Noten kannte. Zu dieser Verbreitung trägt, besonders in Deutschland und der Schweiz, Viel bei der Gesangesunterricht in der Volksschule und in den Singvereinen. Diese giengen hauptsächlich durch Pestalozzi von der Schweiz aus; der Deutsche Mainzer aus Trier (geb. um 1802) führte sie in Frankreich ein. Sie sind jetzt in der deutschen Diaspora aller Weltgegenden Mittelpunkte und Träger des deutschen Volksthums.

Als vorzugsweise lyrische Volksstämme dürfen wir wohl den germanischen und den litu-slawischen nennen; wir rühmten bereits die Keuschheit und elegische Zartheit des letzteren in seinen Liedern. Freilich läßt sich ein bestimmteres Urtheil über die Lyrik

der einzelnen Völker und Volksstämme erst durch tieferen Einblick eben in das gewöhnlich nur dem Gedächtnisse derselben, nicht ihrer Literatur, anvertraute Volkslied gewinnen, aus dessen Schätzen Vieles der schriftlichen Aufzeichnung durch Gebildete für immer verloren gieng und geht, während es immer mehr und rascher im Volke selbst verhallt. Wir müssen uns bei unserem ethnologischen Überblicke fast ausschließlich an den niedergeschriebenen Stoff halten. Da dieser, mit Einschlusse der Kunstdichtung, uns unendlich reicher bei den Völkern der neueren Zeit vorliegt, als bei den antiken, so müssen wir bei der Übersicht ihrer lyrischen Leistungen verhältnismäßig noch weit sparsamer verfahren, als vorhin bei den beiden klassischen Völkern.

Unter den alten deutschen Lyrikern ist der „vielseitigste, tiefste und männlichste" (Goedeke) der Oberdeutsche Walther von der Vogelweide (12–13. Jahrh.). Seit dem 30jährigen Kriege haben viele Vereine, Orden und Schulen in verschiedenen Theilen Deutschlands die Lyrik und andre Dichtungsgattungen gepflegt, unter welchen die schlesischen des 16–17. Jahrh. und im Beginne unsers klassischen Zeitraums der Göttinger Hainbund die berühmtesten sind. Der oberdeutschen Meistersinger und der niederländischen Rederykers haben wir oben S. 414 gedacht. Wir verweisen für Weiteres auf die Handbücher unserer Literatur- und Bildungs-geschichte.

Unter den Lyrikern unserer Neuzeit stehn Goethe und Uhland unübertroffen da, so viele von unzähllichen auch selbständigen Werth haben. Schillers hoher lyrischer Schwung dagegen fand eine größere Zahl von Nachahmern und von Bewunderern, letztere selbst in Bevölkerungskreißen, denen das vollständige Maß der Bildung zu ihrem Verständnisse abgeht, wie wir für diesen großen Dichter im allgemeinen bereits angedeutet haben. Frd. Rückert aus Schweinfurth (geb. 1789), mehr Gnomiker als Lyriker, K. Aug. G. Max Graf Platen-Hallermünde aus Anspach (1796–1835), zugleich in hellenischer Form und Anschauung hervorragend, und Goethe selbst (Divan) verschmolzen die Dichtung des Orients mit der deutschen zur „westöstlichen". Zu Schillers edelsten und reinsten Nachfolgern gehört K. Th. Körner aus Dresden (1791–1813), selbständig bedeutend durch seine kriegerischen Vaterlandslieder, deren Gesinnung er durch

seinen Tod besiegelte. Zu bemerken ist, daß König Ludwig von Baiern mehre fürstliche Vorgänger im Mittelalter hatte, sowohl deutsche wie slawische (vgl. u. a. Goedeke a. a. O. 72).

Unter den Niederländern des 16–18. Jahrh. nennen wir nur die berühmtesten, in verschiedenen Gattungen der Dichtung (wie auch der Prosa) thätigen: Pieter Corneliszoon van Hooft aus Amsterdam (1581–1647), durch Klassiker und Italiener gebildet; Jakob Cats aus Brouwershafen in Zeeland (1577–1660), einen muntern und sittlichen Dichter. Der tiefste und in den Gedanken wie in der Sprache eigenthümlichste war Joost v. d. Vondel, aus Köln gebürtig (1585–1679). Wie er, war auch der oben mehrmals genannte Bilderdyk in mannigfachen Dichtarten ausgezeichnet, namentlich in der Lyrik.

In England und Schotland mag die Lyrik am besten durch die zahlreichen Volkslieder vertreten sein. Nie veralten werden die, neuerdings oft (besonders in Deutschland) in Musik gesetzten, Liebeslieder des niederschottischen Naturdichters Robert Burns aus Ayshire (1759–96). Eine ausgezeichnete Dichterin war Felicia Dorothea Brown-Hemans aus Liverpool (1794–1835), deren Vater aus Irland stammte. Ebenso Thomas Moore aus Dublin (1779 oder 1780–1852).

Unter den Dänen erwähnen wir den vorhin genannten Ewald als feurigen Lyriker und als tieffühlenden Elegiker; als Volksliederdichter Claus Friman (1746–1829). Dänisch und deutsch dichtete in verschiedenen Gattungen (besonders der komischen Erzählung, auch des idyllischen Epos in „Parthenais“ u. s. w.) Jens Baggesen aus Karsöer auf Seeland (1764–1826).

Der größte neuere Volksdichter Schwedens ist C. Mich. Bellman aus Stockholm (1740–95); sein bedeutendster Dichter überhaupt (Lyriker, Idylliker, Epiker) der edle und geniale Bischof Esajas Tegnér aus Kyrkerud in Wermland (1782–1846). Die „schwedische Sappho“ Hedwig Charlotte v. Nordenflycht (1718–63) hat später viele Nebenbuhlerinnen erhalten.

Der Einfluß der orientalischen Dichtung, welchen wir vorhin bei der deutschen nur beiläufig zu erwähnen hatten, äußert sich in stärkerer

Weise bei der der romanischen Völker, weßhalb wir diese erst nachher kurz verhandeln wollen. Wir machen erst noch einen Lauf durch Europa, in dessen Osten wir vorhin einen Augenblick die modernen Griechen an ihre Vorfahren anknüpften.

Die größte Zahl erhaltener Volksdichtungen mögen unter den Slawen die Serben und die Böhmen besitzen, der gebildeten Dichter die Polen. Polnisch und lateinisch dichtete der Lyriker Jh. Kochanowski (1530–86). Von den neueren nennen wir Adam Mickiewicz und Jul. Ursyn Niemcewicz, den in Poesie und Prosa vielfach thätigen Sänger trefflicher Geschichtslieder. Von den älteren russischen Dichtern ist der Lyriker, Sinndichter und Erzähler Michailo Wasiljewitsch Lomonossow (1711–65) einer der bedeutendsten.

Die Literatur des kleinen Magyarenvolkes ist verhältnismäßig sehr reich. An der Spitze seiner Lyriker steht Mich. Vitéz (Csokonay) aus Debreczin (1743–1805). Die beiden Kisfaludy zeichnen sich aus: Alexander als Lyriker, Karl als Dramatiker; sodann Petöfi u. v. A. In schwungvollen politischen Volksliedern wetteifern in unserer Zeit die Magyaren mit den Polen.

Ein viel tieferes Weh, als das weiche der Liebe, tönt auch aus den Volksgesängen der britonischen Kelten, besonders der Kymren, noch ergreifender in den Tonweisen, als in den Worten. Es klingt uns wie das Heimweh des, täglich mehr vor der eindringenden fremden Bildung zurückweichenden, Volksthums nach seiner Vorzeit, wie der Nachklang jenes „britonischen Hoffens" auf König Artus messianische Wiederkehr. Wir besprachen bereits oben S. 382 ff. diese Verknüpfung und überhaupt die Mischung der Lyrik mit dem geschichtlichen Heldenliede (das auch bei den Hellenen zu ihr gerechnet wird) bei den Kelten, Südslawen, Albanesen und den modernen Griechen. Das Heldenlied wird überall zum Volksliede, sobald es nicht blos von dem Sängerorden gesungen wird, wie ähnlich auch die Romanze und das Liebeslied des musikalischen Dramas, wenn es den früher angedeuteten Bedingungen genügt.

Aus Wonne und Weh getrennter und verbotener Liebe giengen die schönsten lyrischen Volkslieder hervor, die sich oft an bestimmte Geschichte und Sage anlehnen. Der semitische und überhaupt der

mohammedaniſche Oſten erklingt von Juſſufs und Zuleikas Liebesſchmerz, während die derbe Einfachheit der jüdiſchen Stammſage in Joſeph nur den tugendhaft Entſagenden preiſt und von ſeiner Liebe Nichts weiß, vielmehr ihr Gegentheil vermuthen läßt und dadurch ſein Verdienſt ſchmälert. Aber auch die Hingebung Judiths und Eſthers geſchieht nicht aus eigener Luſt und Leidenſchaft, ſondern erſcheint vielmehr als Aufopferung für Volk und Vaterland. Durch alle Zeitalter des jüdiſchen Volkes geht die Eindämmung der Sinnlichkeit durch die Schranken des Geſetzes und der Sitte, innerhalb welcher ſie ſich aber heiß genug entfalten darf. Ein altes Zeugnis iſt das glühende, aber nicht frivole, Schir ha-Schirim, das hohe Lied des frauenreichen Königes Salomo von der ſchönſten ſeiner Schönen, das indeſſen noch den Reiz des Geheimniſſes und des Verbotes durchſchimmern läßt. Bekanntlich hat aus dem in friſcheſter Jugendfülle blühenden, von Sehnſucht des Herzens und der Sinne erfüllten Paare die ſinnenloſe und ſinnloſe Symbolik chriſtlicher Aſketen geſchlechtsloſe Ideen gemacht, mit welchen wiederum fromme Lüſternheit ihr Frevelſpiel trieb.

Unter den arabiſchen Lyrikern und Elegikern vor und zu Mohammeds Zeit zeichnet ſich auch Alchanſâ aus, „die berühmteſte Dichterin Arabiens“, wie ſie Th. Nöldeke nennt, die ihre gefallenen Brüder elegiſch beſang. Unter dieſen nicht zahlreichen Reliquien des vormohammedaniſchen Arabiens finden ſich auch einige von jüdiſchen Dichtern aus den einſt blühenden fleißigen und wehrhaften Kolonien bei Jathreb (Medina), welche der Islam bald nach ſeinem Beginne erdrückte. Der zartfühlende Motanabbi aus Kufa (916–965 n. C.) gehört zu den Lyrikern der mohammedaniſchen Araber.

Unter den perſiſchen Lyrikern iſt allbekannt Schems ed-din (d. i. „Weltſonne“ arabiſch) Mohammed Hafiz aus Schiraz (geſt. 1389 n. C.); der letzte bedeutende war Mewlana Dſchami (1410 bis 1492).

Nicht ohne arabiſche Einflüſſe bildete ſich auch im Mittelalter der lyriſche Minneſang der Provenzalen aus, der einſt einen Theil Europas, zumal des romaniſchen, beherrſchte. Zu den provenzaliſchen Dichtern gehören die ſprachverwandten kataloniſchen. In provenzaliſcher Sprache dichteten aber auch andre Romanen und

ſogar Engländer. Die gebildeten „Troubadours“, in Languedoc „Troubaires“, welchen die nordfranzöſiſchen „Trouvéres“ entſprachen, verdrängten den Bänkelſang und die Poſſen der „Jongleurs“ (joculatores). Aber ihre Kunſt und der ganze Volksgeiſt wurde durch Ketzerrichter unter ihnen ſelbſt verderbt, beſonders durch den berüchtigten Biſchof Fouquet von Toulouſe (geſt. 1231). Dazu brachte der Hof von Anjou nordfranzöſiſche, der päpſtliche Hof von Avignon italieniſche Sprache in die Provence. Vergeblich verſuchten Dichterwettſpiele, beſonders zu Toulouſe, eine volksthümliche Reſtauration. Die Katalonen (Katalanen) aber ſangen bis ans Ende des 15. Jahrh., u. a. die Könige Peter III. von Aragon (geſt. 1285) und Fridrich von Sicilien (geſt. 1326); ihr berühmteſter Dichter iſt Auſias March von Valencia (geſt. 1450).

In den Königreichen Spaniens wurde ſeit dem 12. Jahrh. viel in den einheimiſchen Sprachen, ſowie in der provenzaliſchen, in Navarra auch in der nordfranzöſiſchen Sprache gedichtet, namentlich von Königen und anderen Vornehmen. Vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich in portugieſiſch-galiciſcher Sprache dichtete, weniger lyriſch als religiös, auch elegiſch und gnomiſch, Alfonſo der Weiſe (ſtarb 1284 oder 1282), der gelehrte König von Spanien, der von deutſchen Kurfürſten zum Kaiſer gewählt wurde, aber dieſer Krone entſagte. In Portugal bildete gegen Ende des 13. Jahrh. König Dionys (Denis) einen großen höfiſchen Dichterkreiß. Angebliche Reſte früherer Dichtung weiſt die Kritik zurück; vgl. Fr. Diez, Über die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie (Bonn 1863). Im 16. Jahrh. verband ſich in Spanien mit dem „ſtets vorwaltenden chriſtlich-europäiſierten Orientalismus“ der Poeſie (Wachler) italieniſcher Claſſicismus vorzüglich durch Juan Boscán Almogavér (—ár) aus Barcelona (geſt. um 1543), des Venezianers Navagero Schüler; und durch ſeinen, in elegiſcher Innigkeit ihn übertreffenden, Freund Garcilaſo de la Vega aus Toledo, der ſich in ſeinen Sonetten Petrarca, in Hirtengedichten Vergilius und dem S. 430 erwähnten Sannazaro anſchloß. Spaniſch und portugieſiſch zugleich ſchrieben die Portugieſen Franc. de Saa de Miranda aus Coimbra (o. als Dramatiker genannt) und Jorge de Montemayór aus Montemór (um

1520 bis um 1562), auch Romandichter, ihre lyriſchen u. a. Dichtungen. Im 16–17. Jahrh. zeichnen ſich in Spanien als Lyriker die Quevedos aus, beſonders der als ethiſcher Satiriker und als Humoriſt noch berühmtere, beim Romane erwähnte Franc. de Quevedo y Villegas. Im 17. Jahrh. ſchrieb viele Sonette, auch Dramen, eine mexicaniſche Nonne Juana Inez de la Cruz.

In Italien bildete ſich die höfiſche Dichtung, wiederum unter einiger arabiſcher, aber weit ſtärkerer franzöſiſcher Mitwirkung aus. In der Lombardei waltete früher provenzaliſche, am Ende des 13. Jahrh. nordfranzöſiſche Sprache und Dichtung; letztere auch am normänniſchen Hofe von Sicilien, von dort aus weiter wirkend. Zwar in Frankreich, aber am italieniſchen Hofe von Avignon gebildet war der berühmteſte italieniſche Lyriker, Francesco Petrarca aus Arezzo (1304–74). Lorenzo de Medici (geſt. 1492) förderte, auch perſönlich mitwirkend, die nationale Dichtkunſt. Zu den Petrarchiſten gehörten auch Geiſtliche, wie Cardinal Bembo aus Venedig (1470–1547).

Die raffinierteſte Poetiſierung der Luſt an der Stelle der Liebe kommt vorzüglich bei verbildeten Romanen und Germanen vor. Charakteriſtiſch genug hat ein deutſcher Liederdichter die Grundſuppe des kaſtaliſchen Quells in idealiſtiſcher Läuterung als naive „Empfindſamkeiten der ſinnlichen Liebe“ auch dem äſthetiſch Gebildeten genießbar zu machen geſucht, unverhüllter, aber weniger unrein, als lange nach ihm der oben erwähnte Franzoſe Feydeau, ernſthafter, als der Italiener Caſti. Der deutſche Romandichter Heinſe (ſ. oben S. 435) iſt zwar ein Lüſtling, aber zugleich ein plaſtiſcher Kunſtliebhaber. Die jungdeutſche Schule wollte in der Blüte ihrer ſündigen Jugend die Emancipation des Fleiſches naturrechtlich begründen. Bei dieſen Kunſtdichtern iſt alſo immer ein Schatten abſichtlicher Veredlung des baaren Triebes vorhanden, welchen die unverhüllte Rohheit des Satyrs in romaniſchem und germaniſchem Pöbel verſchmäht, jedoch immer noch in Reim und Tonweiſe faßt.

Welches Volk hat je die Liebe beſungen, aber den Wein nicht? — vorausgeſetzt, daß es ihn kannte, wenn er ihm auch verboten war, wie dem mohammedaniſchen Perſer Hafiz. So mancher arme Dichter

freilich beſingt den edlen Rheinwein nur voll Ahnung ſtatt der Erinnerung, und hofft ihn erſt von irgend einem mitleidigen Zuhörer zu erſingen, der ſeinem Geſang die Trockenheit anmerkt. Gewis aber iſt Clotar mit ſeinem Geſange: „Des Sängers Trank iſt Wieſenquell!“ eine weit ſeltenere und originellere Natur, als ſeine Kunſtgenoſſen, die nur in den Südländern den beſungenen Wein mit Waſſer miſchen, aber ſelbſt dann letzteres für zu ungereimt halten, um es im Liede mitzupreiſen. Wir unſers Theils möchten nicht einmal die Liebe bei oder mit dem Weine beſingen, freilich aber aus umgekehrtem Grunde, weil nämlich der Äther der Liebe ſich leicht in dem ſchweren Dunſte der Weinbegeiſterung verflüchtigt. Aphrodite Urania iſt nie mit Bakchos in vertraute Bekanntſchaft gekommen.

Aber wir erkennen Letzteren an ſich, und ſelbſt den phlegmatiſcheren Gambrinus, deſſen gleichwohl beſeelende Kraft wir S. 228 bei der Beſprechung der Volksgetränke prieſen, das Recht und die Würdigkeit zu, bedichtet und beſungen zu werden. Nur der Fuſelgeiſt entbehrt ganz dieſes Ehrenrechtes; wir kennen zwar deutſche Verſe für Schnapsſäufer, glücklicher Weiſe aber nur zum Hohn auf jene „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, deren völkerverderbende Gewalt wir am angeführten Orte ſchilderten.

Das urſprünglich meiſt einſtrophige, vermuthlich oft improviſierte, angeblich von Térpandros aus Ántiſſa auf Lesbos 650 v. C. eingeführte, lyriſch-epigrammatiſche Skolion der alten Hellenen, den Rundgeſang beim Mahle, haben am wenigſten die Deutſchen vergeſſen. Nur artete bei ihnen noch leichter, als das Liebeslied zur Zote, das geſungene Trinklied zum gebrüllten Saufliede aus. Das Wüſteſte in Wort, Geſang und That leiſtete in dieſem Fache das Burſchenthum gerade der höchſten Bildungsanſtalten. Die Bildung der neueſten Zeit, insbeſondere die des Geſanges in Vereinen, drängt auch dieſe Rohheit immer mehr zurück. Indeſſen kann auch der Deutſche mehr Weingeiſt vertragen, ohne allen übrigen Geiſt dadurch zu verlieren; und der Dichter in der lateiniſchen Anthologie, welchem das laute „drincan“ der Goten geradeſo, wie den Italienern das trincare, den Franzoſen das trinquer der übrigen Deutſchen, „ſaufen“ bedeutete, hätte einen würdigeren Gegenſtand ſeiner Ereiferung

in der Völlerei der späteren Römer gefunden. Die sinnigeren Wein- und Bier-grüße und -segen des 16. Jahrh. in Deutschland sind gewis die Nachkommen verhallter Sprüche und Verse aus weit älterer Zeit.

Die Freuden des geselligen Lebens erhöhte auch das Tanzlied, das jetzt nicht mehr so häufig statt und mit Instrumentalmusik den Tanz begleitet, wie in grauer Vorzeit in Assyrien, Babylonien, Aegypten u. s. w. Der Tiroler Oswald v. Wolkenstein (1367 bis 1445), über welchen sein Landsmann Beda Weber in unserer Zeit gute Monographien schrieb, hat unter seinen ungemein vielseitigen Gedichten auch Tanzlieder gegeben, von welchen, wenn wir nicht irren, auch die Tonweisen erhalten sind. Unser Ballade (von ballare tanzen) hat sich vom Tanze getrennt. Doch hören wir z. B. bei den deutschen Bauern der Wetterau noch geschichtliche Balladenstücke zu bestimmten Tanzweisen gesungen, wie zu dem „Zweitritt" den Vers:

„Ihr Bürger, schließt die Thore zu!
Die Stadt gehört dem Kaiser zu!"

Balladen im heutigen Sinne kommen seit dem 14. Jahrh. namentlich auch bei den Engländern und Niederschotten häufig vor. Der modernsten Textdichtung zu Tanzweisen haben wir S. 376 ff. gedacht.

Satire und Gnomik.

Zu der vielgestaltigen satirischen Dichtung, der wir bereits mehrmals begegneten, gehört auch das Spottlied des Volkes, das jedenfalls älter ist, als die Satire der Kunstdichtung in Lehrgedicht, Fabel, komischem Drama und Roman. In Griechenland ist die satirische Dichtung unsers Wissens zuerst vertreten in epigrammatischer Form durch die ethischen Jambendichter Archilochos aus Paros (um 715 v. C., Horatius Vorbild S. 479), Simonides aus Ámorgos (666) und Hippónax aus Ephesos (um 540). Aristophanes u. A. nannten wir bei dem Drama.

Die ältesten römischen Satiriker waren die, oben als Epiker und Dramatiker erwähnten, Dichter Cn. Naevius und Qu. Ennius.

Das römische Kaiserreich bot Stoff in Fülle für die strafenden Satiriker. Sehr gut schildert Karsten (a. a. O. 17 ff.) Horatius Zeit von diesem Standpunkte aus. Viele angesehene Männer waren durch das Schwert weggerafft, andere verbannt. Einst angesehene und wohlhabende Bürger hatten Glückskindern Platz gemacht, begüterte Landleute ihren Besitz den Soldaten des Siegers überlassen müssen. Der Erniedrigung und Armut gegenüber brüstete sich zügellose Verschwendung. Die öffentliche Sittlichkeit war vor allen bei den höheren Klassen tief gesunken, zumal die eheliche Treue; Geldgier und Gewinnjagd theilten sie mit den niederen. In Rom selbst zeigten sich die stärksten Gegensätze. „Da gewahrte man einen Obersten, vor wenigen Jahren erst als Sklave nach Rom gebracht, nun mit seinen Schimmeln über die via Appia trabend oder im weiten Staatskleide auf der via Sacra wandelnd und von seiner Höhe auf Andre niedersehend. Dort einen von einem Dienerschwarme begleiteten Hofsänger, der in wenigen Tagen Schätze gewann und vergeudete. Da wieder einen Pamphletschreiber, der Jeden angriff, von dem er keine Rache zu fürchten hatte. Hier ein Stoiker mit langem Gesicht, der, seit er sein Vermögen durch Liebhabereien und Alterthümeleien verloren, den Philosophenmantel umgehangen hatte und jetzt als Sittenrichter auftritt. Dort ein Epikuräer, der die Gastronomie als eine Wissenschaft dociert. Endlich ein Heer von Glücksrittern, unter welchen diejenigen, die auf Erbschaften alter Freier und Freierinnen Jagd machten, nicht die unglücklichste Rolle spielten, sowie unter dem weiblichen Personal die Kupplerinnen und Giftmischerinnen.“ Da war es, setzen wir hinzu, „difficile, satiram non scribere!“; und solche Zeiten kehren in der Geschichte öfters wieder.

Die bedeutendsten römischen Satiriker sind folgende. Vor allen eben Horatius, dessen feine Bildung auch seine Satiren beseelt, wie wir bereits vorhin bei der Lyrik bemerkten. Der (stoische) Philosoph und Lehrer Neros L. Annaeus Seneca aus Corduba in Hispanien (2–65 n. C.), welcher Kaiser Claudius Aufnahme unter die seligen Kürbißköpfe feierte (ἀποκολοκύντωσις). Petronius Arbiter aus Massilia in Gallien, ebenfalls unter Nero, der ein oder zwei Jahre nach Seneca durch freiwilligen Selbstmord starb, wie dieser durch

befohlenen. A. Perſius Flaccus aus Volaterrae (34–62 n. C.), ein ſtoiſcher Idealiſt. Der derbe und ſcharfe Rhetor Dec. Jun. Juvenalis aus Aquinum (geb. 38 n. C.). Auch der ebenſowenig prüde Epigrammatiker M. Valer. Martialis aus Bilbilis in Hiſpanien (40–101 n. C.).

Das ſatiriſche Volkslied beſingt, bald kürzer bald länger, einzelne Perſonen wie ganze Gemeinden und Ortſchaften des eigenen Landes, und als zahmerer Träger des Nationalhaſſes auch ganze Nationen. Nicht bloß die privilegierten Krähwinkel ſind ſeine Gegenſtände, ſondern auch das Nachbardorf, deſſen Zopf der Sänger immer eher bemerkt, als ſeinen eigenen. Auf der Inſel Rügen ſingt oder recitiert die niederdeutſche Bevölkerung ein geographiſches Spottregiſter ihrer ſämmtlichen Wohnorte.

Im allgemeinen iſt der Spott des ſingenden Volkes harmloſer, aber auch ſittlich unbedeutender, als die Satire des gebildeten Volksfreundes, der ſein Volk mit Schmerz und Zorn in Gebrechen und Verbrechen verſinken ſieht. Die Mitte zwiſchen Beidem halten die Capucinaden (S. 368), die deklamierte Satire des Öſterreichers Megerle (S. 373), minder burlesk auch die niederdeutſche, mit ernſthaftem Hochdeutſch gemiſchte Predigt Sackmanns. Politiſche Capucinaden finden wir namentlich in Schillers Wallenſtein; in des Benediktiners Beda Weber Parlamentsreden in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., deren öfters treffender Witz dem der italieniſchen Urcapucinade (a. a. O. bei der Kanzelrede) weit überlegen, aber auch nicht ſo harmlos und unbewuſt iſt, wie dieſe; ſeine Genoſſen und Nachahmer in kirchlichen Vereinen können wir übergehen.

Ein viel tieferes und edleres Gefühl ſpricht aus dem zornigen Schmerze der jüdiſchen Vaterlandsfreunde und prieſterlichen Seher Jeremias und Jeſaias, der bisweilen auch die Waffe der Satire ergreift. Ebenſo aus deutſchen Liedern während der napoleoniſchen Kriege — um Weniges aus Vielem zu erwähnen.

Die Satire tritt auch ſehr häufig in proſaiſcher Form auf, wie z. B. in den eben erwähnten Reden, in Briefen, proſaiſchen Romanen und Luſtſpielen u. ſ. w. Zu den bekannteſten Satirikern der neueren Zeit gehören u. a. folgende. Der franzöſiſche

Franciscaner und Züchtiger seiner geistlichen Zunftgenossen Frnç. Rabelais aus Chinon in der Touraine (gest. 1553), dessen genialer Roman „Gargantua und Pantagruel“ (s. o. S. 399. 432.) durch Jh. Fischart aus Mainz in Deutschland eingebürgert wurde. Die Stiefbrüder Boileau: Gilles aus Paris (1631 – 69) und besonders Nicolas B. Despréaux aus Crône bei Paris (1636 – 1711). Der beim Roman erwähnte Paul Scarron aus Grenoble (s. oben S. 432). In Großbritannien finden wir u. A. Jon. Swift aus Dublin (1667 – 1745 s. o.); Sam. Johnson aus Lichfield (1709 – 84), der auch gelehrter Kritiker war und den Roman „Rasselas“ schrieb. Hierher gehört auch der satirische Zeichner und Maler W. Hogarth aus London (1697 – 1764), dessen Bilder mit gleicher Genialität der Naturkundige Gg. Chph. Lichtenberg aus Oberramstadt im Gh. Hessen (1747 – 99) kommentierte. Nicht genial, aber besonnen war Gottlieb W. Rabener aus Wachau bei Leipzig (1714 – 71); weit geistreicher der Mathematiker und Epigrammatiker Abr. Gotthelf Kästner aus Leipzig (1719 – 1800). Der deutsche Jude Ldw. Börne aus Frankfurt a. M. (1786 bis 1837) war mehr Kritiker und tief fühlender Sittenrichter, als Satiriker. Der Däne Holberg (s. S. 467 beim Drama) war auch Satiriker.

Das zur Satire gehörende Pasquill verdient ursprünglich nicht den bösen Namen, den es durch Ausartung in Form und Inhalt bekommen hat. Bekanntlich hat es den Namen von einer Bildsäule in Rom, welcher man in oder vor dem 16. Jahrh. den Namen eines witzigen Schneiders Pasquino beilegte, und an die man lateinische Distichen, später auch italienische Sprüche, Fragen und Antworten zwischen ihm und seinem Gegenüber Marforio anheftete. Diese Sprüche waren gewöhnlich ebenso kurz wie treffend, und geißelten namentlich die politischen und kirchlichen Herrscher und Sünder.

Das kürzere Spottgedicht gehört zu dem Sinngedichte (Epigramm, Gnome), ebenso der prosaische Sinnspruch oder das Sprichwort, dessen lakonische Form immer gerne eine rhythmische Beimischung annimmt. Ferner auch das Räthsel und das, häufig länger ausgedehnte, Gleichnis (Parabel, παραβολή, woher die

romaniſche parola und palavra für Wort überhaupt) nebſt der noch ausführlicheren Allegorie (ἀλληγορία, die ſcheinbar Anderes ausſpricht, als was ſie meint).

Dieſe gnomiſche Rede und Dichtung ordnet ſich der didaktiſchen, der Lehrdichtung unter (bei den Griechen der elegiſchen, ſ. nachher), entſpringt aber unmittelbarer dem Volksgeiſte, und zwar jedwedem. Wohl aber haftet ſie vorzugsweiſe an beſtimmten Volksſtämmen, und wird ferner durch die Volksſtimmung auf gewiſſen Bildungsſtufen und unter geſchichtlichen Einflüſſen gefördert.

Die ſemitiſche Völkerfamilie verdient vielleicht, wie S. 441 erwähnt, hier die erſte Stelle, namentlich Araber und Juden. Eben auch die beiden „Teſtamente“ der Bibel ſind überreich an „Sprüchen“. Den gröſten Schatz gnomiſcher Lebensweisheit in Jeſus Sirach hat nur die kanoniſche Unweisheit der engliſchen Bibelgeſellſchafter aus dem Kanon der Bibel verwieſen; ſie dulden nicht einmal die Citate der Parallelſtellen aus den Apokryphen in der lutheriſchen Überſetzung. Auch die ſpäteren jüdiſchen Schriftſteller zeichnen ſich durch ſinnreiche Sprüche aus. Die älteren Männer unter den heutigen Juden in Deutſchland haben für unzählliche Lebensverhältniſſe und Zufälle einen hebräiſchen oder talmudiſtiſchen Spruch zur Hand. Selbſt der „Judenwitz“ überhaupt bezeugt die ſtammliche Anlage, hat aber auch einen andern Faktor: das Schickſal des Volksſtammes, das ihm oft als einzige Waffe gegen die witzloſe Brutalität der Übermacht den Witz ließ.

Das Epigramm der Griechen, am beſten das älteſte (ſ. vorhin bei der Satire) von Archilochos bis Simonides, aber noch unter römiſcher Herrſchaft blühend, bildet Inſchriften und Denkzeichen jeder Art, ſpricht im kleinſten Umfang einen gefälligen oder bedeutenden Gedanken aus und verewigt auch große Thaten (G. Thudichum a. a. O.). Die Griechen nannten zuerſt ihre Elegiker Gnomiker, wegen ihres ſinnſpruchartigen Weſens. Wir haben den muſikaliſchen Vortrag der alten Elegie (ἔλεγος m. ἐλεγεία sc. ᾠδή f.) S. 375 angeführt. Ihre älteſte Form, das Diſtichon (zweizeiliges Epigramm) hieß auch „das elegiſche“ (το ἐλεγεῖον), eine für mehrere verbundene auch im Plural übliche Benennung; ſein Gebrauch als Inſchrift veranlaßte die gleichbedeutende Benennung „Epigramm“ (ἐπίγραμμα n.) Die

lyrische Elegie der Jonen hatte Lebensgenuß, sowie ethische und politische Beziehungen zum Gegenstand; erst seit Simonides aus Keos (starb 496 v. C.) auch Trauer und deren Trost, die uns geläufigste Bedeutung. Schon vor dem berühmten Tyrtaeos aus Athen (647) sang Kallinos aus Ephesos (vor 700) patriotische und kriegerische Elegien; auch der große Solon (594) dichtete nicht wenige patriotische und ethische Elegien und Jamben.

Der beste römische Elegiker ist der anmuthige und gefühlvolle Albius Tibullus aus Rom (um 30 v. C.); nächst ihm der leidenschaftlichere, jedoch korrekte Umbrier S. Aur. Propertius aus Hispellum (starb 15 v. C.), der mehr nur nach den (uns verlorenen) Elegien der Griechen Kallimachos und Philêtâs dichtete. Auch der aus Gallien stammende Corn. Gallus, soviel wir wissen, denn die ihm zugeschriebenen erhaltenen Elegien sind wahrscheinlich weit späteren Ursprungs; er war Statthalter von Aegypten unter Augustus, dessen Ungnade (27 v. C.) ihn zum Selbstmorde trieb. Auch Ovidius schrieb mehrere elegische Gedichte, wie auch sein Freund C. Pedo Albinovanus.

Das attische Salz der Rede überhaupt ist bekannt. Das griechische Orakel entschied durch seine Götterspruche (Theopropien u. s. w., auch ihrer Form wegen „Hymnen" genannt) oft noch gewichtigere Angelegenheiten, als die Sprüche der semitischen Seher, namentlich politische. Die neueste Zeit vernimmt ähnliche aus dem kaiserlichen Orakel zu Paris, dessen Chresmologen stets bereit sind, die dunkeln Sprüche mit Donnerstimmen auszulegen. Dagegen hat der den Franzosen mit den Griechen gemeinsame Hang zu Witzelei und Spöttelei sich in neuerer Zeit zum gedankenarmen Wortwitze der Calembourgs erniedrigt, und die verbreitete Species der deutschen Affen ahmt ihn nach.

Desto größere Ehre macht den Deutschen die Nachahmung des griechischen Epigramms, des elegischen Distichons, jedoch mehr nur bei den Meistern des Weimarer Zeitraums und bei Platen, welche denn wieder viele Neuere nachahmen. Thudichum a. a. O. sagt u. a.: „Viele der neuen antikförmigen Gedichte haben hinlängliche Glätte — denn auf sie wird ein besonderer Werth gelegt —, aber an Gedanken

und Empfindung sind sie blaß und farblos." Übrigens ist der deutsche Volksgeist sehr zum Sinnspruche aufgelegt, vielleicht am meisten der sächsische mit Einschlusse des englischen. Viele Zeugnisse umfaßt die Literatur des Mittelalters und besonders des 16. Jahrh., theils zerstreut, theils in Sammlungen, die in neuester Zeit mit verdienstvollem Fleiße auch unmittelbar aus Volkes Munde niedergeschrieben werden. Die Spruchdichtung der skandischen Germanen ähnelt häufig durch ihre Anlehnung an Götter und Walkürien den griechischen Theopropien. Unter den deutschen Gnomikern der neueren Zeit glänzt vor Allen (S. 481) Friedrich Rückert, der Osten und Westen aller Stämme mit deutschem Geiste beherrscht und fast so freigebig mit den gesammelten und geschaffenen Schätzen ist, wie der Spruchdichter Heinrich der Teichner (14. Jahrh.), von welchem etwa 70,000 Verse erhalten sind.

Eine Menge in Westeuropa umlaufender, jetzt immer seltener gebrauchter, lateinischer Sprichwörter ist nicht altrömischen Ursprungs, sondern entstand in den lateinisch redenden Schulen einer späteren Zeit, vorzüglich in Italien. Manche derselben haben ihren weit älteren biblischen Ursprung vergessen, wie z. B. das allbekannte „pulvis et umbra sumus!" dem doch wohl das hebräische „sochar ki ophar anachnu!" zu Grunde liegt. Die medicinische Schule von Salerno setzte namentlich diätetische Regelsprüche in Umlauf.

Bei sehr vielen Sprichwörtern und spruchähnlichen Redensarten weiß der Redende nur, Was sie meinen, nicht Was sie wörtlich besagen, durch welche Gedankenverbindungen (Ideenassociationen) und Gleichnisse sie entstanden, und auf welche Thatsachen und oft an sich ganz kleine und unbedeutende Anekdoten aus der Geschichte einzelner Menschen und ganzer Völker sie sich großentheils beziehen. Die Erforschung solcher geschichtlicher Grundlagen und namentlich auch des Weges, auf welchem viele Sprüche von einem Volke zum andern gelangten, wirft Streiflichter auf die Abstammung, die Schicksale, Wanderungen und Berührungen der Völker.

Eine der ältesten und verbreitetesten Spruchformen ist das Räthsel. Die Sphinx der Griechen (Phix der boeotischen Sage) ragt noch heute aus dem Sande eines älteren Bildungsbodens

hervor, aus welchem so manche mystische Strömung in die hellenische wie in die jüdische und später in die christliche Welt eindrang. Die zahlreichen Räthsel der deutschen Bauern und Kinder mögen zum Theil noch aus der Zeit des Singerkriegs auf der Wartburg stammen und noch aus älterer. Jene Sprichwörtersammlungen der neuesten Zeit enthalten deren viele. Bei nicht wenigen ist, wie bei den Sprichwörtern, nur die Lösung, nicht der Ursinn, erhalten; manche sind von Geburt an sinnesarmes Geklingel und Geklapper. Reimräthsel verschiedener Gattung waren die Würze deutscher Kalender, Almanache und Zeitschriften, werden aber nicht mehr sonderlich gesucht. Die neue Zeit hat keine Zeit, mit Räthseln zu spielen.

Voll heimlichen Werthes für die Völkerkunde ist eine besondere Gattung von Sprüchen und Reimen: die Kinder-sprüche und -liedchen, zu welchen auch die Kinder- und Ammen-liedchen, nursery-rimes der Engländer, gehören. Seit unvordenklicher Zeit werden sie von Mutter oder Wärterin dem Kinde, und von diesem selbst bei Spielen und gewissen Geschäften gesungen, wie z. B. in Deutschland beim Ausschälen der weidenen Pfeifchen, beim Abzählen für Spiele, beim Ringelreihen, beim Fliegenlassen der Maikäfer, bei der Ankunft der Störche u. s. w. Sie reichen nicht bloß durch viele Zweige, sondern auch durch viele Zeiträume des Volksstamms. Wir kennen viele derselben, die z. B. vor hundert Jahren im sächsischen Holstein gesungen wurden, wie noch heute, und weit davon in der Wetterau, in deren Mundart noch die letzten sächsischen Laute nach dem Mainland hin mit vorwiegend oberdeutschen gemischt erklingen. Allerorts erhalten sich darinn alterthümliche Ausdrücke, die von den recitierenden Kindern selbst nicht mehr verstanden werden. Auch geschichtliche Erinnerungen kommen vor, wie an Glück und Unglück der Vorzeit, z. B. „Pommerland ist abgebrannt" u. s. w.

Festgesang.

Zu der mehrfach erwähnten religiösen Dichtung gehört, als ihre volksthümlichste Art, die religiöse Hymne, das Kirchenlied; wir haben den griechischen „Hymnos", der vorzugsweise, nicht ausschließlich,

den häufig mit der Kithara begleiteten Geſang zum Preiſe der Götter bedeutet, entmannt und zum Feminin gemacht. Er wurde zur Lyrik gerechnet, zu welcher im Grunde auch das Kirchenlied gehört, und iſt urſprünglich gleichbedeutend mit der Ode (ᾠδή, ἀοιδή) d. h. Lied überhaupt, gilt aber zunächſt für den Feſtgeſang, der, wie die Götter, auch die Heroen und die Sieger in den großen Spielen feiert; auch noch einige andere Bedeutungen kommen vor. Sein gröſter Meiſter war Pindaros aus Kynós-kephalái bei Theben in dem ſonſt als roh verſchrienen Boeotien (um 490 v. C.), der jene großen Wettſpiele der Griechen verherrlichte.

So verſchieden auch in ſeinen Äußerungen, bleibt es der ſelbe Geiſt, der die Proceſſionen der alten Inder wie der chriſtlichen Europäer u. ſ. w. mit Sang und Klang begleitet, der in Pagoden, Tempeln, Synagogen, Kirchen und Moſcheen den muſikaliſchen Tonfall und Klang zum Worte fügt. Dabei wird der beſtimmte Sinn des Wortes nicht immer durch die Kunſt verſtärkt, ſondern oft in der, durch ſie gehobenen, allgemeinen Stimmung der Seele vergeſſen, wo er auch nicht an ſich ſchon durch die fremde oder antike Sprache dem Volke völlig unverſtändlich wird.

Viele ſchwärmeriſche oder dogmatiſche Kirchenlieder der neueren Zeit ſind nur der Ausdruck eines der Mehrzahl abhanden gekommenen Glaubens und Gefühls bei dem Einzelnen, wenn nicht abſichtliche Kunſtdichtung, wie wir ſie auch zur Zeit des ſinkenden Hellenismos in den „archäologiſchen Hymnen“ des Kyrenäers Kallimachos finden, der unter Ptolemaeos Philadelphos in Alexandria lebte und in ioniſcher und doriſcher Mundart dichtete. Tief empfunden dagegen iſt unſers Schillers elegiſcher Hymnos auf „die Götter Griechenlands“.

Jenen verlorenen Sinn der Hymnen und Liturgien ſollte dann ſpäter die Predigt erſetzen. Die religiöſe Eigenthümlichkeit der geſammten Kirchenmuſik iſt häufig mit der volklichen verſchmolzen, wie z. B. in vielen katholiſch-romaniſchen Kirchengeſängen, und anderſeits in dem böhmiſchen und germaniſchen Choral der Reformation ſeit Huß, der aber wiederum einfach große Klänge der chriſtlichen Vorzeit, welche den Reformatoren vorſchwebte, in ſich aufgenommen und erhalten hat. In einem Kreiße, der die älteſte und reinſte Form

der altchristlichen Gesänge zu gewinnen suchte, erhielt die des ambrosianischen Hymnos aus der modernen Zarenstadt an der Newa den Preis. Die Geschichte der Tonkunst hat zu erkunden, woher der Unterschied des Vortrags in der katholisch-griechischen Kirche kommt, des näselnden der Griechen von dem volltönenden der Russen. Der früher (wieweit, s. u. bei der Geschichte der Musik) einstimmige Choral der deutschen Protestanten wird immer mehrstimmiger, und schon schließen sich ihm mannigfaltiger gestaltete Liturgien und Messen an, die allerdings auch im Anfang der Reformationszeit aus dem Romanismus mit herüberkamen, aber jetzt durch die augenblickliche theils künstlerische, theils katholisierende Richtung in gewissen Kreißen begünstigt werden. In katholischen Ländern, zumal Italien, dagegen treibt die Oper Tauschhandel mit der Kirche, die ihren Melodien religiöse Texte unterlegt oder sie zu Introductionen u. dgl. benutzt. Doch hörten wir auch in protestantischen Dorfkirchen Deutschlands auf den Orgeln bekannte Tanzmelodien zum „Ausgang" der Gemeinde spielen, der Stimmung der letzteren nicht unangemessen. Von einer absichtlichen Verhöhnung des Heiligen, auch von einer harmlosen Travestierung, wie bei jener Eselsmesse (S. 456 ff.), ist hier keine Spur; auch das Entartete und Vorübergehende ist zur Zeit „ländlich sittlich". Auch hier wiederholen sich verwandte Erscheinungen minder in geschichtlichem, als in dynamischem Zusammenhange, unter verwandten Umständen und Bildungsbedingungen. Welcker und Eberz a. a. O. S. 15 erinnern in diesem Sinne bei dem Dudelsackspiel der römischen Pifferari zum Preise der Madonna an die heitren Hirtenlieder der ältesten Hellenen zum Preise der jungfräulichen Göttin Artemis.

Das Mittellatein der Chronisten unterscheidet die geistliche Sangweise von der weltlichen durch psallere und canere, die jetzige Sprache der Griechen durch ψάλλειν und durch τραγῳδεῖν, dessen Bedeutung schon früh über die Tragödie hinausreichte; dazu noch den Gesang und Schlag der Vögel durch κηλαδεῖν, ein sehr altes Wort, altgr. κελαδεῖν im allgemeinen Geräusch machen, aber namentlich, ὕμνον, παιᾶνας Lieder ertönen lassen; κέλαδος m. Lärm u. dgl. auch Klang; κελαδητις (γλῶσσα) singend (bei Pindaros u. A.); vgl. jedoch auch mit andrer Grundbedeutung: durch Musik und Gesang

ſanft ſtimmen, „ὕμνοισι, ᾠδαῖς κηλεῖν“, „κηλεῖν τῇ φωνῇ, ὥσπερ Ὀρφεύς“ (Plato Prot. 315), κηληδόνες zauberhaft ſingende Weſen.

An ſich ſind jene Tanzweiſen im Tempel ebenſo wenig profan, wie die Marſchweiſen, da ſie beide rhythmiſchen Bewegungen der Andächtigen entſprechen konnten und können, jene dem feierlichen Tanze, dieſe der Proceſſion, dem älteſten „Kirchenpomp“ (πομπή). Die jüdiſchen Hochzeitfeiern alten Styls werden, in deutſchen Dörfern und Städtchen wenigſtens, bei ihrem Feſtzuge von alten, einfachen, feſtgeſetzten Marſchweiſen eines kleinen Orcheſters begleitet.

Anderſeits führen uns die geſungenen und geſpielten Märſche auf das Gebiet der Kriegsmuſik. Ihre Verbindung mit tanzartiger Weiſe für talentvolle Pferde, die einſt den Sybariten in Großgriechenland ſo verderblich wurde, wiederholt ſich in unſerm Circus. Überdieß kommen ja auch wirkliche Kriegstänze in alter und neuer Zeit vor, nur freilich nicht in ſo unmittelbarer Verbindung mit dem Kampfe, wie die Marſchmuſik, und beſonders Trompete und Trommel. Wir können uns immerhin über die große bildungs- und ſtammgeſchichtliche Kluft freuen, die das Kriegsgeheul der Indianer und das ſchon minder wilde der gegen die Römer kämpfenden alteuropäiſchen Völker von dem vielſtimmigen kunſtgerechten Geſange z. B. der preußiſchen Soldaten der Gegenwart trennt. Aber die Folgezeit wird die Verbindung der Tonkunſt mit der Mordkunſt überhaupt als eine verjährte pathologiſche Merkwürdigkeit anſtaunen.

Die Wiſſenſchaften I.

Überblick.

Bevor wir die Tonkunſt, in deren Gebiet wir hier wiederholt aus dem angrenzenden der Dichtkunſt herübergetreten ſind, ſelbſtändig in ihrer Entwickelungsgeſchichte und in ihrer ethnologiſchen Bedeutung verfolgen, verlaſſen wir das Gebiet der redenden Künſte, um eine andere Wanderung zu beginnen: durch die Gebiete der Wiſſenſchaften.

Wir werden diese Wanderung zweimal machen: einmal als Streifzug, zum leichteren Überblicke des verzweigten Bereiches; darnach langsamer und in regelmäßigeren Rasten, bei den wichtigsten Einzelheiten verweilend, jedoch immer nur mit großer Sparsamkeit der Zeit und der Auswahl. Überall werden wir in Berührung mit Gegenständen unserer früheren bildungsgeschichtlichen Abschnitte kommen, da dieselben gewöhnlich besondere Literaturzweige hervorrufen, wie anderseits die Literaturgeschichte selbst zur höheren Bildungsgeschichte der Völker wird. Wir werden letztere vorzüglich mit dem Schlußabschnitte der ausführlicheren Wissenschafts- und Literatur-kunde verflechten, welcher zunächst von der Philologie handeln soll.

Lehrgedicht.

Wir kommen vorerst noch einmal auf eine, bereits S. 398 berührte Zwittergattung zwischen Dichtung und Wissenschaft zurück, nämlich auf das Lehrgedicht.

In den mannigfachsten Formen reicht es von der gnomischen bis zur epischen Dichtung, auch mit Einschlusse des Romans; es zieht die Künste in den Bereich seiner Gegenstände. Wie z. B. die Musik den idealen Inhalt des S. 435 erwähnten Romans „Hildegard v. Hohenthal" von Heinse bildet, so hat der Spanier Tomas de Yriarte (gest. 1794) neben Fabeln auch ein Lehrgedicht über diese Kunst geschrieben. Mehrere unserer modernen biographischen „Künstlerromane" haben die Geschichte und Lehre der Schauspielkunst zum Nebenzwecke. Als religiös-mythische Lehrgedichte gelten mehr der Nachwelt, als den Zeitgenossen, die Dichtungen des Griechen Hesiodos (S. 379), und die reizenden und eleganten „Verwandelungen" („Metamorphosen") des Römers P. Ovidius Naso aus Sulmo im Pelignergebiete (43 v. C. bis 17 n. C.); nicht so aber die „Messiade" des christlichen Deutschen Frd. Gottlieb Klopstock aus Quedlinburg (1724–1803), weil dieser nicht sowohl den Inhalt eines Volksglaubens, als seine eigene Götterschöpfung mittheilt. Dieß gilt auch einigermaßen von der römischen Dichtungsgattung der Heroiden, der Herzensergießung mythischer

Heroen u. dgl. Eben auch Ovidius dichtete sie in Briefform. Seine fruchtbare Feder schrieb außerdem noch Lehrgedichte sowohl des Fischfangs wie der Liebe, deren Kunst er praktisch und theoretisch studiert hatte. Sein Zeitgenosse, der Gallier P. Ter. Varro Atacinus besang in lateinischer Sprache speciell die Seefische; in griechischer Sprache der Kilike Oppiánós aus Kórykos (2. Jahrh. n. C.), vielleicht auch ein gleichnamiger Syrer kurz nach ihm, den Fischfang und die Jagd; der Pamphylier Markellos aus Sidae (160 n. C.) die Heilkunde; in lateinischer Sprache Gratius Faliscus, wiederum Ovidius Zeitgenosse, die Jagd und den Vogelfang; Vergilius (S. 380) in seinen berühmten „Georgika" den Landbau. Der römische Ritter T. Lucretius Carus (95–51 v. C.), Schüler der epikuräischen Philosophie, besang nach dieser „die Natur der Dinge", verließ indessen freiwillig die schöne Welt.

Die Forschung, insbesondere in den Naturwissenschaften.

In wissenschaftlicher Forschung und Literatur stehn die alten Griechen und die modernen Germanen, insbesondere die protestantischen Deutschen des 18–19. Jahrh., über allen andern Völkern. Die Engländer haben in ihrem Bibelbuchstabendienst und überhaupt in ihrer Scheu, hergebrachte Satzungen und Sitten aufzuheben, einen schweren Hemmschuh gegen jede freie Forschung, namentlich in Naturwissenschaft und Philosophie. In jener befreien sie sich neuerdings entschieden von diesen Fesseln. Aber auch bereits im 17. Jahrh. übersprang namentlich Locke (s. u.) die Schranken des religiösen und philosophischen Dogmatismus. Innerlich darüber hinaus war schon vor ihm Baco von Verulam, dessen Charaktermängel aber schon an sich Schatten auf sein Priesterthum der Wissenschaft werfen. Gegenwärtig streiten über ihn deutsche Gelehrte; nach Liebig (u. a. in der A. A. Z. 1863 Nr. 310 Beil.) war er „unwahr im Leben wie in der Wissenschaft (Naturforschung und Philosophie), ein vollendeter Egoist und Heuchler." Sein Zeitgenosse Carteſius (Des Cartes s. u.), ein Mann von genialster Vielseitigkeit, war katholischer Franzose und

sogar Zögling der Jesuiten, aber ein unabhängiger Forscher. Wie mehrere andere Forscher in gleichem Falle, gewann er diese Höhe durch das Gesetz der Federkraft (Elasticität), nicht obgleich, sondern weil er Zögling der Jesuiten gewesen war und die schwer empfundenen Fesseln sprengte. Übrigens hielt die bekannte Zweckgebundenheit und Oberflächlichkeit dieses Ordens bedeutende Geister unter seinen Mitgliedern nicht ab, um einzelne Zweige des Wissens Verdienste zu erwerben, sogar um Zweige der Naturwissenschaft, wie z. B. um die Sternkunde.

Sonst sind im allgemeinen die Naturwissenschaften am meisten dem Widerstreben des Kirchenthums ausgesetzt, das sie aus seinen Angeln zu heben drohen, insbesondere des römisch-katholischen Kirchenthums als des folgerechtesten. Dieß geschieht gegenwärtig sogar noch auf der „katholischen" Hochschule Wiens, während die Oberitalener schon seit der österreichischen Herrschaft sich frei bewegen. Dieselben wetteifern auch in einem wichtigen Zweige der angewandten Wissenschaften, in der Chirurgie nämlich, in Verwegenheit der Experimente mit den Franzosen, freilich oft auf Unkosten ihrer Patienten, welchen die unblutige Wundheilkunst bessere Dienste leisten würde, und ohne daß sie die schöpferische Kunst des gleich kühnen deutschen Chirurgen Jh. Frd. Dieffenbach aus Königsberg (1792 bis 1847) besitzen, mit welcher dieser das Weggeschnittene oder von Haus aus Fehlende der Natur nachbildete und ergänzte. Indessen hatte Italien neben Belgien schon seit dem 14. Jahrh. die größten Verdienste um die Anatomie.

Aber das religiöse und nationale Vorurtheil aller Zeiten bekämpft wie die theoretischen Naturwissenschaften auch die angewandten, und insbesondere diese wissenschaftliche Grundlage der Chirurgie und der gesammten Heilkunde: die Zergliederungskunst (Anatomie). So z. B. fand und findet sie heute noch bei den mohammedanischen Völkern Hindernisse in Sitte und Glauben, und muste einst von den ältesten Naturforschern in Aegypten — wo sie jedoch durch die Einbalsamierung der Leichen begünstigt wurde — und in Griechenland nur auf Umwegen studiert werden, bis die Ptolemäer in Alexandrien ihr eine Freiheit verschafften, die leider nicht lange dauerte. Galenos (s. u.) wieder zergliederte fast nur Thierkörper.

Sinn und Unsinn der älteren Scheidekunst, Chemie und „Alchimie", theilten unsere deutschen Vorfahren mit den Arabern, demnächst mit den Italienern u. s. w. Die feinsten Beobachtungen in der Chemie machten die englischen Vorgänger und Zeitgenossen unsers deutschen Liebig. Schwerlich besitzt ein Volk mehr alte Naturgeschichten und Kräuterbücher mit pharmakodynamischer Anwendung, als die Deutschen; indessen stehn die Araber, auch die in Spanien, in altem Rufe als Naturmystiker in herbis et lapidibus. Von der Heilkraft der Gewässer haben wir schon S. 341 gesprochen.

Alle germanischen Stämme haben reichlichen Antheil an dem Aufblühen der Naturwissenschaften, den größten im Verhältnisse zu der geringen Volkszahl wohl die Schweden. Der Norddeutsche A. v. Humboldt, der Mitteldeutsche Liebig, der Däne Oersted stehn an der Spitze der Phalanx, die allmählich, erst noch mit halbverhülltem Ziele, mit kluger Zurückhaltung und Schweigsamkeit über die Folgerungen aus den von ihnen festgestellten Thatsachen, die Grenzsteine zwischen der Naturforschung und einerseits der Philosophie, anderseits der Religion, in den Boden versenkt. Diese Zurückhaltung kann man den Jüngeren, z. B. dem Mitteldeutschen (Hessen) C. Vogt und dem Niederländer Moleschott, nicht mehr vorwerfen. Es ist ein Zeichen der Zeit für das junge Italien, daß es Moleschott und den Anatomen Schiff, einen deutschen Juden, auf seine Lehrkanzeln rief.

Die wissenschaftliche, also unabhängige und voraussetzungslose Forschung überhaupt überschreitet eher, als irgend eine andere Thätigkeit der Bildungsentwickelung, die volklichen Schranken. Die inneren und äußeren Mittel, deren sie bedarf, weisen ihre Führung vorzugsweise Männern zu, welche nicht bloß Geist und Neigung, sondern auch Muße, sorgenfreie Stimmung und hinreichende Geldmittel zu Studien, sowie zur Selbstschau der Natur und der Menschheit in weiten Bereichen besitzen, und schon dadurch Federkraft zur Erhebung über den angeborenen und anerzogenen Gesichtskreiß gewinnen. Freilich kann nicht jeder Forscher, wie A. v. Humboldt, von den Tropen bis nach Sibirien wandern, und Kant sah nur von Königsberg aus die weite weite Welt, und doch von einem höheren Standpunkte aus, als

z. B. der vielgereiste Fürst Pückler-Muskau aus seiner Cavalierperspective. Die Hauptkraft jener Erhebung liegt allerdings nicht in der, immerhin an volkliche und andre Schranken einigermaßen gebundenen, Besonderheit der Forscher und Wissenden, sondern in der Allgemeinheit, der kosmopolitischen Natur der Wissenschaft selbst. Die echte Wissenschaft ist auch Weltreligion, und begeistert und stärkt ihre Kultoren bis zum Martyrium.

In der Förderung der Wissenschaft zeigt die Gegenwart entgegengesetzte Erscheinungen. Ihr demokratischer Hang, d. h. der Drang der Übergangsperiode in politischer und socialer Hinsicht, richtet die Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf praktische Ziele, die aber nichtsdestoweniger erst in der tieferen Erforschung der „Naturrechte" und aller Lebensbedingungen festen Grund gewinnen können. Noch mehr gilt dieß von dem Freiheitsdrang in religiöser Hinsicht; sodann auch von der sogenannten realistischen Richtung, wie sich bereits bei der Unentbehrlichkeit der Chemie und überhaupt der Naturkenntnis für die Fortschritte des Gewerbfleißes ergab. Hierzu kommt noch das aus jenem Geiste der Zeit entspringende Streben der Gelehrten und ihrer Schüler selbst, das sonst ihnen ausschließlich zugängliche Wissen durch allgemein verständliche Formen zum Volksgute zu machen. Daß dabei noch Übertreibungen und allzustarke Zumuthungen an Kraft und Theilnahme des Volkes einerseits, Oberflächlichkeit und Handlangerindustrie anderseits vorkommen, darf die ernstliche Propaganda nicht entmuthigen, so schadenfroh auch ihre Gegner diese Blößen und Misgriffe ausbeuten; abusus non tollit usum!

Dennoch behält bis jetzt für die Förderung der Wissenschaft die Aristokratie, besonders in ihrer Gipfelung zu Monarchie, einen Vorrang vor der Demokratie und selbst vor der Republik überhaupt. Der concentrierte Besitz größerer Mittel ist es nicht allein, welcher die Fürsten und die Geburtsaristokratie in der Verwendung derselben für allgemeinnützige wissenschaftliche Zwecke, auch vor der Geldaristokratie, auszeichnet. Mehr schon der Besitz eigener höherer Bildung, die sie den Werth auch der bloß theoretischen Wissenschaft schätzen lehrt. Endlich aber auch die traditionelle Ehrenpflicht ihrer Stellung, die schon in alten und weit roheren Zeiten so manchen Fürsten

antrieb, sich einen besseren Hofstaat zu verschaffen, als Schranzen und Prätorianer, und die ihnen im 19. Jahrh. den Schutz auch der unhöfischen, völlig unabhängigen Wissenschaft auferlegt, wenn sie diese anders nicht aus Vorurtheil fürchten oder von rechtswegen zu fürchten haben. Diese Förderung ist noch viel mehr die Pflicht der Akademien und ähnlicher wissenschaftlicher Körperschaften, welche damit zugleich ihren eigensten Zweck fördern. Aber ihre Mittel sind beschränkter, wenn nicht die Reichen und Vornehmen, wie dieß namentlich in England geschieht, ihre Geldmittel und ihren Einfluß zum Beistande bieten. Leider müssen sich in neuerer Zeit bisweilen diese Körperschaften ihre hohen Protektoren zu Feinden machen, um ihre eigene Würde zu wahren. Solche Gegensätze werden sich erst lösen, wann der der Aristokratie und der Demokratie selbst gelöst ist, und die Erben beider mit ihren Rechten auch ihre Pflichten übernehmen. Es fragt sich nur, wielange diese Harmonie noch der „Zukunftsmusik" angehören wird.

Geschichtswissenschaft.

Am meisten bedarf der Unabhängigkeit und der unparteiischen Förderung die Geschichtswissenschaft, findet aber letztere nur selten, selbst von Seiten des Publicums, das besonders in bewegter Zeit, bei eigner lebhafter Theilnahme und desshalb auch mit Parteinahme, geschichtliche Schriften liest, freilich dann am wenigsten größere Werke studiert. Wer Gunst und Geld spendet, um den Geschichtskundigen zum Geschichtschreiber zu machen, wird diesen gewöhnlich mindestens für undankbar halten, wenn seine Darstellung und sein Ansehen einen größeren Leserkreiß in den Stand setzt, ein Urtheil über das Geschehene und Geschehende zu fällen, welches dem des Spenders entgegensteht, wenn nicht gar unmittelbar dessen Bestrebungen und seine Person selbst trifft und unmächtig zu machen droht. Sogar der Schriftsteller selbst wird sich in diesem Falle für undankbar halten und die erhaltene Förderung als eine Fessel empfinden.

Aber er ist darum nicht fesselos, wenn er weder die Entziehung einer königlichen Pension, noch das Kreuzige! des „Volkes" zu

fürchten hat. Seine eigenen Neigungen und Abneigungen, ja ſeine reinen Ideale ſelbſt laſſen ihn leicht unbillig gegen die Beweggründe und die Handlungsweiſe der von ihm geſchilderten Menſchen werden. Wieviel leichter noch wird er ſein eigner Panegyriker, wenn er perſönlich zu den Geſtalten und Faktoren ſeiner Geſchichte gehört, wenn Caeſar ſelbſt, ſei es auch in der dritten Perſon, über ſeine Thaten in bello Gallico berichtet!

Und nicht bloß die Rede kann parteiiſch ſein, ſondern auch das Schweigen, das Verſchweigen der Schattenſeiten Einer Partei, das Todtſchweigen der Lichtſeiten der andern. Ein Onno Klopp z. B. wird durch ſeinen urkundlichen Bericht zum Richter parteiiſcher Gegner, durch ſein wiſſentliches Verſchweigen zu ſeinem eigenen. Die an ſich vielleicht guten Zwecke des eigentlichen Parteimanns erfordern immerhin Parteifarbe der Bulletins, zumal in der laufenden Geſchichte des Tages; in dem letzten italieniſchen Kriege hat ſogar ein Redacteur einer weit verbreiteten Zeitung dieſe Maxime mit anerkennenswerther Offenheit zum Rechtsgrundſatze erhoben.

Es wäre noch ein goldenes Zeitalter, wenn nur die Parteilichkeit eines ſolchen Rechtsſchutzes gegen Angriffe bedürfte. Die Unparteilichkeit ſelbſt iſt dieſen vielleicht noch mehr ausgeſetzt, weil man die Kraft der Wahrheit fürchtet. Dieß gilt nicht bloß von dem Schriftſteller, ſondern auch von ſeinem Gönner. Als ſolcher erfuhr ein deutſcher König im Jahre 1862 die wüthenden, ihm ſowohl wie dem von ihm geförderten Geſchichtsſchreiber geltenden Angriffe einer Partei, die in der Protection des letzteren, und zwar durch einen König, ein Majeſtätsverbrechen gegen den Monarchismus fand, weil die Preisſchrift des Protégés republikaniſche Stellen enthalte. Dieſe Angriffe giengen von einer Partei aus, die keineswegs dem Monarchismus, ſondern nur ihrer eigenen Herrſchaft kanoniſche Berechtigung zuſchreibt, und nach Umſtänden ebenſoleicht den Monarchen, wie den Anarchen, als Rebellen in den Bann thut.

Die Selbſtbeſchauung der Völker in der nationalen Geſchichtſchreibung, die ſich auch in der Anſchauung der Welt außerhalb des eigenen Volkskreißes ſpiegelt, wird in allen älteſten Bildungszeiträumen mit Sagen, Märchen und Göttermythen feſt verflochten ſein. Das

Epos, wie wir schon bei diesem bemerkten, ist älter als die Geschichtschreibung, die bei den Indern erst spät und selten aus diesen Windeln herauskam. Am frühesten geschah dieß vielleicht bei den nüchternen Chinesen. Bei dem kleinen Kulturvolke der Juden sind die alten Urkunden, obwohl durchweg von dem besonderen Volksgeiste getragen, doch nur selten mit eigentlichen Mythen gemischt, so daß wir die Geschichte leicht von den Zuthaten des volksthümlichen Glaubens und des absichtlichen Theokratismus scheiden können. Bei den Griechen ist zwar auch das Epos die älteste Gestalt der Geschichte; aber nicht gar zu spät folgten Homeros die Logographen (im 6. Jahrh. v. C., besonders in Kleinasien), die Aufzeichner der Sagen (λόγοι), und (im 5. Jahrh. v. C.) Herodotos, der „Vater der Geschichte". Besondere Ehre verdienen auch die Geographen und Reisebeschreiber des griechischen Bildungskreißes in Asien und Afrika, abgesehen von ihrer Abstammung. Der älteste derselben ist der semitische Karthager Hanno, der seine Urschrift wahrscheinlich in punischer Sprache abfaßte. Für das Vorstehende vgl. S. 405 ff.

Zu den ältesten und reinsten Urkunden der Geschichte gehören die Inschriften auf Steinen (Felsenwänden und Denkmalen), Ziegeln und Thontafeln, bisweilen auch auf Metall. Die Keilschriften namentlich rücken die Geschichtschreibung (Annalistik, Statistik u. s. w.) der semitischen Völker Mesopotamiens und der persischen Monarchie, sowie der iranischen und einiger turanischen Völker der letzteren weit hinauf. Die wenigen erhaltenen Steinschriften der Inder sind weit jünger. Die Hieroglyphen der Aegyptier galten schon der griechischen Vorwelt als eine wunderbare Urweltgeschichte. Auch die Geschichte der gebildetesten Völker Centralamerikas wurde verhältnismäßig früh durch Bilderschrift und Überlieferung festgehalten und blieb lebendig; Eingeborne schrieben sehr bald nach dem Erdbeben der spanischen Eroberung Geschichten ihrer Völker nieder, zum Theil in ihrer Muttersprache.

Auch die Inschriften der griechischen und italischen Völker reichen in verhältnismäßig alte Zeit hinauf. Von den alten Chroniken und Fasti der letzteren, der Römer sowohl, wie noch mehr der Etrusker, blieb uns fast Nichts erhalten. In neuester Zeit wurden noch lesbare

Inſchriften auf Wachstafeln der Römer, freilich erſt aus ſpäterer Zeit, aufgefunden. Die erhaltenen, aber noch nicht oder nicht genügend entzifferten Inſchriften alteuropäiſcher Völker außer den klaſſiſchen: iberiſcher, galliſcher, vielleicht dakiſcher, ſind zwar nicht ſehr alt, aber um ſo wichtiger, weil ſie die wichtigſten und nur allzu ſeltenen ſprachlichen Stammesurkunden ſind.

Einer der wichtigſten Zweige der epigraphiſchen Geſchichtskunde iſt bekanntlich die Münzkunde, deren Bereich auch über die Epigraphik hinausgeht.

Nur genannt zu werden braucht vorläufig die klaſſiſche Geſchichtſchreibung der Griechen und der Römer, eine der wenigen Gattungen des Schriftenthums, in welcher auch Letztere auf eigene Füße zu ſtehen kamen, obwohl viele Verfaſſer römiſcher Geſchichten Griechen waren. Unter den Geſchichtſchreibern ihrer Epigonen werden wir unten bedeutende Männer finden. Das neueſte Italien erlebt noch mehr ſeine Geſchichte, als es ſie ſchreibt. Das Selbe gilt von Griechenland, deſſen Mittelalter, ſchon in der früheſten Zeit des byzantiniſchen Oſtrömerreichs beginnend, reich an Geſchichtſchreibern iſt, deren Wichtigkeit nach Inhalt und Sprache erſt in neuerer Zeit erkannt und kritiſch ausgebeutet wird. Daran ſchließen ſich auch einige Reimchroniken aus den unglückſeligſten Zeiten und Theilen Griechenlands, ſowie die griechiſchen und ſlawiſchen Kirchenbücher und Urkunden der Athosklöſter, und die griechiſchen und ſemitiſchen der Klöſter Syriens und Paläſtinas. Als der erſte Chroniſt, deſſen Sprache ſich der modernen griechiſchen Volksſprache nähert, wird bereits aus dem 11. Jahrh. Simeon Sethos genannt, der Protoveſtiarios des Kaiſers Alexios II. Sodann iſt die Geſchichtſchreibung der mittleren Zeit bei den ſemitiſchen Syrern, Arabern und Juden, und bei den iraniſchen Armeniern zu erwähnen.

Das weſteuropäiſche Mittelalter wimmelt von Chroniſten, theils rein geſchichtlichen Buchführern, theils Geſchichtsdichtern, beſonders Mönchen, welche bibliſche und profane Genealogien und Sagen (wie die Trojanerſage) mit der Geſchichte miſchen, ſo daß ſich hier jene Kindheit der Geſchichtſchreibung einigermaßen durch kindiſche Verbildung wiederholt. Der älteſte und verdienſtvollſte ſlawiſche Geſchichtſchreiber

ist der Russe Nestor im 11—12. Jahrh., der sich zum Theil den Byzantinern anschließt. Der moldauische Romane Demetrios Kantemir (17. Jahrh.), der in lateinischer Sprache zu Petersburg seine Historia de ortu et defectu imperii Turcici schrieb, steht in der Mitte zwischen westlicher und östlicher Bildung.

Unter den übrigen romanischen Völkern folgen den italienischen Geschichtschreibern nach Zeit und Rang die französischen. Unter den germanischen der neueren Zeit (seit dem 17. Jahrh.) verdienen die englischen der Zeit und zum Theile auch dem Range nach die erste Stelle. Weiter wollen wir hier nicht auf diesen Zeitraum eingehn; die Mittel zu seiner Kenntnis und Beurtheilung liegen überall nahe.

Mathematik und Sternkunde.

Von den übrigen Wissenschaften, welche die Beachtung des Ethnologen verdienen, wollen wir auf diesem vorläufigen „Streifzuge" nur noch kurz erwähnen: Die Mathematik der ältesten Zeit bei den Griechen (wenig bei den Römern) und der mittleren bei den Arabern. Ihr Antheil an der Astronomie tritt ebenfalls bei diesen Völkern hervor, weit früher aber schon bei den Aegyptiern, zu welchen dann später die griechische Wissenschaft auch auf diesem Gebiete unter den Ptolemäern gleichsam zurückkehrte und neu aufblühte. Die zahlreichen Meister der Mathematik und der Astronomie seit dem 15. Jahrh. sind Germanen: Deutsche, Engländer, Dänen, Niederländer; demnächst Italiener; Copernicus aber gehört Polen an, wenn er auch vielleicht deutscher Abkunft war. Zur Astronomie verhält sich die Astrologie ähnlich, wie zur Chemie die Alchimie.

Sprachwissenschaft.

Wie die Astronomie, gehört die eigentliche Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften, jedoch mit anderer Grenznachbarschaft und Mischung. Wir widmen ihr und ihren nächsten Verwandtinnen

hier noch einigen, und unten in dem letzten Abſchnitte der ausführlicheren wiſſenſchaftlichen Bildungsgeſchichte einen größeren ihrer vielſeitigen Wichtigkeit entſprechenden Raum. Der Leſer mag das Folgende an unſern ausführlicheren und für die Abſtammung der Völker ungleich wichtigeren Abſchnitt über die Sprache ſelbſt anknüpfen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten verſtand man unter Sprachwiſſenſchaft nur die Richtung derſelben, welche die Sprachen zunächſt nur um ihres Schriftenthums willen erkundet, insbeſondere die der beiden klaſſiſchen Völker und darneben auch die hebräiſche. Sie iſt unter dem Namen der Philologie bekannt; in weiterem Sinne geht ſie auch in den Inhalt, die Realien der Alterthumskunde ein, von welcher ſie eigentlich nur einen Theil bildet. Sie wurde zunächſt von den Völkern ſelbſt gepflegt, welche jene Sprachen redeten, verbreitete ſich aber mit den Bildungskreißen der letzteren immer weiter, wie wir in dem erwähnten Schlußkapitel näher ſehen werden.

Die Sprache iſt in dem Zeitraume ihrer vollſten Blüte weniger zur Selbſtbeſchauung geneigt. In der Zeit der ſinkenden Claſſicität, jedoch mit einigen Ausnahmen (Platon und Ariſtoteles in Athen, Varro in Rom u. ſ. w.), war die griechiſche wie die lateiniſche Grammatikerzunft am thätigſten, um Reliquien zu retten und das Vorhandene kritiſch zu beſchauen. Die alexandriniſche Schule hatte ihren Sitz in der helleniſierten Hauptſtadt Aegyptens. Athen, der frühere Vorort aller Bildung und eben auch der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Sprache, pflegte dieſe auch während der chriſtlichen Zeit noch eine Weile. In dieſer wurde jedoch Konſtantinopel der Hauptort für dieſelbe; wir haben bereits berichtet, daß Flüchtlinge von dort die griechiſche Grammatik und Philologie in das Abendland hinübertrugen, daß aber auch fortwährend unter der Herrſchaft der „Agarener“ die alte Sprache und Literatur einigermaßen an allen Orten gelehrt wurde, wo die Griechen Raum und Mittel zur Errichtung von Schulen fanden, ſelbſt in Kleinaſien. Bis heute war immer der patriotiſche Geiſt auch der im Auslande lebenden Griechen, der Gelehrten ſowohl, wie der begüterten Handelsleute, zu Gunſten der vaterländiſchen Alterthumskunde und, ſoviel möglich, der Volksbildung überhaupt thätig. Unſerem Menſchenalter gehören namentlich

Adamantios Korais (Κοραῆς) aus Smyrna (1748–1833) und Konstantinos Ikonomos (Οἰκόνομος) aus Tsaritsani in Thessalien (1780 – 1857) an. Letzterer war Geistlicher; der geistliche Stand hatte überhaupt das kirchliche Griechisch (nicht blos das der Bibel) lebendig erhalten.

Zu den beiden Sprachen der Bibel: der hebräischen und der griechischen, gesellte sich im Abendlande die lateinische der Bibelübersetzung (Vulgata) und des gesammten Kirchenthums, so daß diese drei Sprachen und ihre grammatische Kenntnis durch ihre religiöse Bedeutung weit über die Volkskreiße hinaus gepflegt wurden. So geschah es auch mit der arabischen Sprache und Sprachlehre durch den Koran, mit den indischen Religionssprachen Sanskrit, Pali und Prakrit, mit den persischen des Zend, Pazend (Parsi) und Pehlewi (Huzwaresch). Die armenische Sprache blieb zwar lange Zeit hindurch auf ihren Volkskreiß beschränkt, fand aber dort schon wissenschaftlichen Anbau, in späterer Zeit besonders durch die gelehrten Armenier in den Mechitaristenklöstern zu Venedig und Wien. Von einheimischer Grammatik der alten aegyptischen Sprache ist uns nichts bekannt; doch wird sie in gewissem Grade schon durch die Ausbildung der Hieroglyphenschrift bezeugt. Ihre neuere Gestaltung in christlicher Zeit, die koptische Sprache, deren engster Zusammenhang mit ihr erst in neuerer Zeit deutlich erkannt wurde, hatte schon früh griechische Schrift angenommen, und wurde wegen ihrer kirchlichen Bedeutung schon vor längerer Zeit auch außer Landes zum Gegenstande gelehrter Kenntnis, bevor die Aegyptologen sie für ihre Zwecke studierten. Durch griechische Schrift und Bildung wurden zuerst auch die slawischen Sprachen, zunächst die ihrer alten Bibelübersetzung, grammatisch behandelt. Ihre alte Schrift selbst wird zum grammatischen Conservator und Lehrer alter Aussprache und Sprachform, was auch mehr und minder von den meisten Schriftsprachen gilt, am meisten von der französischen, englischen, gaidelischen (in Irland und Schottland), auch der griechischen, wenigstens für die Selbstlauter. Die britischen Kelten und die Germanen bildeten ihre Sprachen erst unter dem Einflusse lateinischer Schrift und Bildung in christlicher Zeit zu Schriftsprachen aus, welche

grammatiſcher Erlernung fähig waren, obgleich ihre „Runen“ u. dgl. über die chriſtliche Zeit hinaufreichen. Nur Ulfilas entlehnte die Hauptbeſtandtheile der gotiſchen Schrift der griechiſchen, die auch in weit älterer Zeit vor und neben der römiſchen bei den Galliern in Gebrauch kam. Die alte iberiſche Schriftkunde (γραμματική Strab. III p. 139 Caſ.) iſt, trotz der erhaltenen Inſchriften und Münzen, noch nicht hinlänglich aufgeklärt; die Schriftzeichen finden, gleich denen der griechiſchen und italiſchen Völker, ihre Wurzel in Phoenikien, kamen aber ſchwerlich unmittelbar dorther.

Die Geſchichte der Schrift, für welche wir hier nur einige Winke geben, iſt überall mit der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft (Sprachlehre, Grammatik) verſchmolzen, ſogar mehr als mit der der Sprache ſelbſt, hat aber an ſich große ethnologiſche und kulturgeſchichtliche Bedeutung. Die Schrift der meiſten indogermaniſchen Kulturſprachen ſtammt (mittelbar) von der ſemitiſchen, zunächſt der Phoeniken, ab, deren Buchſtabennamen ſogar die griechiſche beibehalten hat. Zu den Phoeniken ſelbſt mag ſie erſt von Stammgenoſſen in Mittelaſien gekommen ſein. Neuerdings unterſucht man die Abſtammung ſowohl der altindiſchen (Devanagari) Schrift, wie auch (vgl. Fr. Müller, Zendſtudien III) der baktriſchen (zendiſchen) und der armeniſchen von ſemitiſchen. Die ſpäter verbreiteteſten Schriftgattungen, auch über Sprachen ganz verſchiedener Abſtammung, ſind die arabiſche, lateiniſche, indiſche, chineſiſche.

Schon die Anwendung einer fremden Schrift auf die eigene oder irgend eine andere Sprache ſetzt einen bedeutenden Grad abſtrahierender Denkkraft voraus; vielmehr noch die Erfindung einer (mehr und minder) eigenen Schrift. Daß letztere auch bei den Mongolen, ſowie in neuerer Zeit bei den Nordamerikanern und Afrikanern eingeborenen Stammes vorkommt, legt immerhin Zeugnis ab für die Bildſamkeit dieſer ſonſt gering geachteten Stämme und Raſſen. Schon die alten Amerikaner, insbeſondere die Mexikaner, beſaßen Bilderſchriften, welche die Gegenſtände und Handlungen abbildeten oder auch ſymboliſch darſtellten, und ihre Verwendung zur Lautſchrift, nach Art der aegyptiſchen, begonnen hatten. Ein unvollkommeneres Mittel für Gedächtnis und Verſtändigung ſind ihre „Quippos“, farbige Schnüre

mit Knoten; auch nach gleichen Grundsätzen geordnete Steinmosaiken (vgl. u. a. Waitz Anthr. IV 402. 470 ff.). In Montezumas Reiche wurden große Massen einer Papiergattung fabriciert (vgl. v. Tschudi, Quechuasprache I 6 bei Pott, Ungl. m. R. 74. Für Zeichen- und Bilder-schrift vgl. Petermanns Mittheilungen 1857 X S. 449). Der Kalender der Mexikaner und der yukatanischen Mayas ist, trotz der verschiedenen Sprache, fast ganz der selbe; die Hieroglyphen beider Völker und in Guatemala mögen auf gleichem Grunde beruhen. Noch merkwürdiger ist die Gemeinsamkeit eines Symbols (der rothen Hand) in Yukatan und in Nordamerika.

Es ist bemerkenswerth, daß die zergliedernde Sprachforschung unserer Zeit am frühesten und wissenschaftlichsten weit weniger von den klassischen Völkern geübt wurde, als von den Indern und den Juden, welche die Wörter ihrer antiken heiligen Sprachen in Wurzeln und Bildungslaute zerlegten.

Diese Zergliederung der Sprache, welche sie zugleich, soweit möglich, in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis nach ihrem Ursprunge hin verfolgt und mit andern Sprachen vergleicht; welche sie, unabhängig von der Literatur und von praktischen Zwecken, als Selbstzweck behandelt und nach ihrem gegliederten Bau, also als Organismus, untersucht: gehört dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturforschung an. Von ihr ausgehend, verhandelten wir oben die Sprache als das wichtigste Merkmal der Völkerkunde.

Diese Sprachwissenschaft im engsten und reinsten Sinne rang sich erst in neuester Zeit aus dem unwissenschaftlichen Tasten der früheren Grammatiker und Etymologen empor. Weitaus das größte Verdienst um sie erwarben deutsche Forscher; auch ihre meisten Genossen andern Stammes nährten sich von deutscher Bildung. Wir stellen einige der bedeutendsten Vertreter dieser Wissenschaft voran und lassen ihnen eine bunte Reihe ohne systematische Ordnung folgen, um den jetzt so starken Anbau dieses Feldes zu zeichnen und der Betheiligung der verschiedenen Völker daran gerecht zu werden. Diesem Zwecke genügend, sind wir entfernt, alle bedeutendere Namen sowie die Leistungen der Genannten in ihrem ganzen Umfange angeben zu wollen, ob wir gleich einige Namen mehrmals an den ihnen gebührenden

Stellen aufführen werden. Die Meiſten haben ihre Forſchungen und Vergleichungen auf weite Gebiete ausgedehnt, in welchen ſie einander in die Hände arbeiten, aber von verſchiedenen Sprachen ausgehend oder ſolche als Hauptzweck betrachtend.

Franz Bopp aus Mainz (geb. 1791) gieng von der, verhältnismäßig vollkommenſten, Sprache der alten Inder aus, deren erſte Grammatik in Europa der deutſche Mönch J. Ph. Wesdin, mit ſeinem Kloſternamen Paulinus a. S. Bartholomaeo, der 1770–89 in Indien geweſen war, verfaßte. Bopp wurde aus einem Schüler der eingeborenen indiſchen Grammatiker und der engliſchen Vermitteler Jones, Hamilton u. A. zu ihrem Meiſter. Bald dehnte er ſeine Forſchung auf den ganzen Kreiß der indogermaniſchen Sprachen aus, welchen er immer mehr zu erweitern ſucht; er kann als Vater der vergleichenden Sprachforſchung gelten. Auf ähnlichem Wege gelangte Karl W. v. Humboldt aus Potsdam (1767–1835) zu tiefſinnigen Forſchungen über die Sprache überhaupt und insbeſondere über den malayiſch-polyneſiſchen Sprachenkreiß. Unter den älteren Indologen ſind auch die Brüder v. Schlegel aus Hannover zu nennen, beſonders A. Wilhelm (1767 – 1845). An der Hand der Sprache durchforſchte das ganze Volksthum Indiens, auch ſeiner nicht-ariſchen Stämme, der Norweger Laſſen aus Bergen (geb. 1800), Profeſſor zu Bonn.

Das Selbe thaten in unvergleichlichem Maße für das germaniſche Volksthum die Brüder Grimm aus Hanau, Jakob Ludwig (1785 bis 1863) und Wilhelm (1786–1859), vorzüglich der ältere, der ſeine Forſchungen von dem heimiſchen Boden aus vergleichend auf die weiteſten Kreiße ausdehnte. Er zeigte, wie innig die Sprache mit Sitte, Recht und Glauben der Völker verwachſen iſt. Mit ihm verdient die gröſte Ehre für die geſchichtliche Durchforſchung der deutſchen, zunächſt der hochdeutſchen, Sprache der Baier Andreas Schmeller aus Tirſchenreuth (1785 – 1852). An ſeine und J. Grimms Forſchungen lehnte Eb. Gottlieb Graff aus Elbing (1780–1841) die ſeinen über die althochdeutſche Sprache. Als philoſophiſcher, aber zu wenig hiſtoriſcher, Schriftſteller über deutſche Sprache und allgemeine

Sprachlehre bekannt ist der würdige K. Ferd. Becker aus Liser im Trierer Lande (1775–1849), ursprünglich Arzt. Gleicherweise mit den germanischen wie mit den romanischen Sprachen vertraut, wurde Frd. Chn. Diez aus Gießen (geb. 1794) für letztere, was J. Grimm für erstere. Das gleiche Verdienst um die slawischen Sprachen erwarb der Slowene Franz Miklosich (geb. 1813).

Für diese und in besonderem Grade für die zu ihnen in patriarchalischem Verhältnisse stehenden litauischen (lettischen) Sprachen sind auch viele deutsche Forscher thätig. So z. B. die genannten Bopp und J. Grimm; Nesselmann, der Thüringer Schleicher, zugleich für die organische und vergleichende Sprachforschung im weitesten Kreiße. Ebenso Aug. Frd. Pott aus Nettelrede (geb. 1802), der ein Füllhorn des mannigfaltigsten Wissens und Denkens ausschüttet, und namentlich auch in der afrikanischen Sprachwelt Bahn bricht, Hand in Hand mit weltlichen und geistlichen Reisenden, wie die Deutschen Barth, Kölle u. a. Allseitig thätig für die vergleichende Sprach- und Sagen-forschung, insbesondere Kenner der Sanskrit-sprache und -literatur, ist Adalbert Kuhn in Berlin; in ähnlichem Umfange auch der deutsche Jude Th. Benfey in Göttingen. Wir nennen auch seine Stamm- und Vaterlands-genossen: Benary, H. Weil, Benloew für die lateinische Sprache; S. Stern, Steinthal und Lazarus für Sprachphilosophie; Jul. Fürst für die aramäische und andre semitische Sprachen; M. A. Stern und Oppert für die Sprachen der Keilschriften. Für diese wie für die germanischen Sprachen wirkt der Badenser Holtzmann. Für die (arischen) indischen und iranischen die Deutschen Brockhaus, Fleischer, A. Weber, Boller, J. und M. Müller, Rosen, Spiegel, Olshausen u. A., der erwähnte Norweger Lassen, die Dänen Rask und Westergaard, die Franzosen A. H. Anquetil-Duperron (1731 bis 1805) als erster Einführer der alten iranischen Religionsbücher, und Eug. Burnouf (1801–52); der Italiener Gorresio und seit kurzem auch der Spanier D. Leopoldo de Eguilaz Yanguas für Sanskrit. Kenner der arischen, kaukasischen, finnischen und überhaupt der uralaltaischen und andrer asiatischer Sprachen waren die Finnen oder finnländischen Schweden Matthias Al. Castrén (1813–52) und

Andrei Michailowitſch Sjögren (1794–1855), und iſt der ungemein vielſeitige und gründliche Petersburger Deutſche A. Schiefner. Seine Stamm- und Orts-genoſſen (Gräfe ſ. u. bei der Philologie) v. Böhtlingk und Roth durchforſchen das Sanskrit, Wiedemann die finniſchen Sprachen, für welche Boller ebenfalls thätig iſt, ſpeciell für die eſtniſche die Eſtländer Faehlmann und Kreuzwald. Für die armeniſche Sprache, außer Bopp, die Deutſchen Petermann, Goſche, Frd. Müller; für die kaukaſiſchen in engerem Sinne noch Bopp und Roſen; letzterer, Sjögren und Schiefner auch für die (iraniſche) oſſetiſche im Kaukaſus; für die ural-altaiſchen auch der Deutſche Schott. Als Vorgänger für viele aſiatiſche Sprachen nennen wir auch Her. Jul. Klaproth aus Berlin (1783–1835). Für die ſämmtlichen iraniſchen Sprachen, ſowie für die kaukaſiſchen (ſ. vorhin), ſemitiſchen und neueſtens auch für afrikaniſche iſt der eben genannte Frd. Müller in Wien thätig. Für die Sprachen Amerikas und der Südſee Buſchmann in Berlin; ebenſo der Thüringer Conon von der Gabelentz, zugleich auch für viele Sprachen Aſiens und für die gotiſche, deren Reliquien er mit J. Loebe herausgab. Für letztere nennen wir noch, nach J. Grimm und den älteren Herausgebern, die Italiener Cardinal A. Maio und Graf O. Caſtiglione, die Deutſchen H. F. Maßmann und E. Schulze, den Schweden Uppſtröm. Der deutſche Schweizer H. Schweizer-Siebler bearbeitet die vergleichende Sprachforſchung in weitem Umfange. Für die keltiſchen Sprachen nennen wir die Deutſchen Zeuß, Glück, Siegfried, (zugleich für weitere Sprachkreiße) Ebel und Lottner, den Genfer Pictet, den Irländer Stokes, den Engländer Norris und früher ſchon den kymriſchen Naturforſcher Prichard. Für Italiens alte Sprachen (mit und außer der römiſchen) die Deutſchen Grotefend, Mommſen, Aufrecht, Kirchhoff und den Norweger Bugge; für die jetzigen die Italiener Biondelli, den vielſeitigen Aſcoli, Comparetti. Für griechiſche und lateiniſche Sprache die Deutſchen Ahrens, Corſſen, O. Curtius, Leo Meyer, Legerlotz. Für die jetzige griechiſche Sprache den Griechen Maurophrydes; für dieſe und die albaneſiſche den Deutſchen v. Hahn. Für die ſemitiſchen Sprachen nennen wir noch die Deutſchen Geſenius, Ewald, Fz. Dietrich, Nöldeke, Dillmann,

Mayer; die Franzoſen Sylveſtre de Sacy und Renan. Für die chineſiſche den Franzoſen St. Julien, den Deutſchen Plath. Für die drawidiſchen Sprachen (vgl. o. Laſſen) den Engländer Caldwell. Für die aegyptiſche Sprache (mit Einſchluſſe der koptiſchen) die Deutſchen Lepſius, Brugſch, M. G. Schwartze, Th. Benfey u. A., die Franzoſen Et. Quatremere und J. Fr. Champollion d. J., den Italiener Am. Peyron u. A., den Engländer Tattam. Von den zahlreichen germaniſchen Erforſchern ihrer heimiſchen Sprachen nennen wir noch folgende. Die Niederländer De Bries und Jonkbloet; den Weſtfrieſen Halbertsma und den Oſtfrieſen Ehrentraut; die Norweger Munch, Aaſen und Bugge; den Engländer Kemble. Mehr und minder für das ganze germaniſche Gebiet, außer den ſchon früher Genannten, Franz Dietrich, W. Wackernagel, Weigand (zunächſt für das Hochdeutſche), Rieger (Sächſiſch, Frieſiſch u. ſ. w.), C. Regel (Niederdeutſch und Engliſch der mittleren Zeit), Müllenhoff, Weinhold, Woeſte (beſonders Niederdeutſch), Frommann (ſämmtliche Mundarten Deutſchlands; Firmenichs Sammlung nannten wir o. S. 480), Förſtemann (Eigennamen).

Auf die Philologie im engeren und älteren Sinne kommen wir erſt im letzten Abſchnitte der Literaturgeſchichte; dort werden wir auch lexikographiſche u. a. Notizen über die neueren Kulturſprachen geben.

Die Hülfsmittel zur praktiſchen Erlernung der Sprachen nehmen täglich mit dem Bedürfniſſe des wachſenden Völkerverkehrs zu, mitunter auch unter dem Einfluſſe des Nationalitätsprincips. Die kosmopolitiſchen Verſuche in Paſilalie und Paſigraphie, Geſammt-ſprache und -ſchrift, ſind zwar ebenfalls dem Drange der Zeit entſprungen, aber jedenfalls verfrüht, wie alle zu ſtarken Folgerungen aus kosmopolitiſchen Principien. Man vergleiche, was wir im Abſchnitte von der Sprache und noch vorhin über die Ausdehnung einzelner Sprachen jenſeit ihrer volklichen Grenzen geſagt haben, die ſich im Laufe der Zeit in mehreren Beziehungen (z. B. Religion, Diplomatie) gemindert hat. Je mehr ein Volk — auch abgeſehen von jenem Nationalitätstrieb — ſeines Wachsthums in politiſcher Bedeutung, Induſtrie, Handel und allgemeiner Bildung ſich bewuſt wird, deſto mehr macht

es auch ſeine Sprache geltend und verlangt deren Erlernung von den Fremden. Hat es ja das kleine, noch in der Wiedergeburt begriffene Griechenland dahin gebracht, daß ſeine, als lebende noch vor kurzer Zeit im Abendlande faſt ganz ungekannte oder vergeſſene, Sprache jetzt häufig von Diplomaten, Gelehrten u. ſ. w. erlernt wird, während ſie ſelbſt durch ihre Fort- und Rück-bildung, wie keine andre, die beiden gröſten und von einander entlegenſten Bildungszeiträume verknüpft.

Die zahlreichſten und beſten Hülfsmittel zur Erlernung lebender Sprachen als ſolcher werden wir wiederum den Deutſchen zuſchreiben müſſen. Sie ſelbſt und die Slawen erlernen ſie auch am häufigſten und beſten. Demnächſt auch die germaniſchen Skandinavier und Engländer; letzteren aber klebt die heimiſche Ausſprache noch weit mehr dabei an, als z. B. den Mittel- und Süd-deutſchen die Härte ihrer Mitlaute, wogegen die Norddeutſchen nur ſchwer den häßlichen franzöſiſchen (auch mitteldeutſchen Mundarten eigenen) Naſenlaut ausſprechen lernen. Der tiefe deutſche Hauchlaut (h), der auch in ſchwäbiſchen Mundarten und in der niederdeutſchen der hannoverſchen Wenden kaum gehört wird, fällt den meiſten Ausländern ſchwer; Slawen und Griechen (die ſonſt auch polyglotte Begabung haben) ſprechen ihn oft als Kehllaut (ch) aus. Die wunderlichſten Wandelungen erfahren die, namentlich (nicht ausſchließlich) den Engländern, Kymren und Griechen gemeinſamen, affibilierten Zahnlaute (th und dh) im Munde der Fremden. Die Juden, die ſonſt auch leicht fremde Sprachen erlernen, gewöhnen ſich erſt ſeit kurzem (zunächſt in Deutſchland) die ihnen eigenthümlichen, mundartlich gewordenen Fehler in Wortformen und Wortfolge der Adoptivſprache ab. Solche Eigenheiten, von welchen wir hier nur gelegentlich einige Beiſpiele gaben, weil ihre eigentliche Stelle in dem Kapitel von der Sprache (nicht der Sprachlehre) iſt, verdienen die Aufmerkſamkeit des Ethnologen.

Für die vorhin erwähnte Paſigraphie (Geſammtſchrift) mag noch bemerkt werden, daß ſie mit Erfolg betrieben wird, ſofern vergleichende Sprachforſcher, ſowie auch praktiſche Grammatiker und Lexikographen allgemeiner bekannte Alphabete mit paſſenden Modificationen auf Sprachen anwenden, deren einheimiſche Schrift theils

unzureichend, theils dem Auslande ſchwer zugänglich iſt. Wir haben uns ſchon oben über die große Ausdehnung einiger Schriftgattungen geäußert. Die handlichſte unter dieſen iſt die lateiniſche; bei ihrer abſichtlichen Anwendung wird häufig die italieniſche Ausſprache der Selbſtlaute und die diakritiſche Bezeichnung mehrerer Mitlaute in der böhmiſchen Schrift geltend gemacht. Die Anwendung der engliſchen Lautbezeichnung auf fremde Sprachen iſt mehr berüchtigt, als berühmt, wiewohl ſie z. B. Hadley aus Nationalſtolz (für das Hinduſtani) als die beſte erklärt. Auch die kyrilliſche Schrift wird in dem weiten Völkergebiete der Ruſſen und jenſeit deſſelben (z. B. für die oſſetiſche Sprache von Sjögren) in paſſende Anwendung gebracht. Für die Schreibung bis dahin ungeſchriebener Sprachen, meiſtentheils mit lateiniſcher Schrift, haben die Überſetzer der Bibel Viel gethan.

Die Wiſſenſchaften II.

Ethnologiſche Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Bildung.

Auch in dem nun beginnenden ausführlicheren Grundriſſe der Geſchichte der Wiſſenſchaften und ihres Schriftenthums verweilen wir hauptſächlich bei den früheren Zeiträumen, in welchen die Nationalität ſich ſtärker ausprägt, als in der weltbürgerlicheren Neuzeit. Unſere „Ausführlichkeit“ bleibt aber immer nur der Comparativ der erſten und kürzeſten Faſſung, und tritt nur ſelten aus dem Dienſte unſeres ethnologiſchen Hauptzweckes heraus. Den Stoff ſchaffen wir natürlich nicht ſelbſt, großentheils aber deſſen Anſchauung und Form, oft jedoch Beſſeres, als wir ſelbſt zu geben vermögen, von Anderen entlehnend. Die meiſten dieſer Anleihen machen wir bei dem gelehrten, geiſtvollen und freiſinnigen Ludwig Wachler, nach ſeinem „Handbuch der Geſchichte der Literatur“ (2. Bearbeitung, 4 Theile. Frkf. a. M. 1822 – 24) und ſeinen „Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ (2 Theile. Frkf. a. M. 1834).

Geſchichtswiſſenſchaft.

Voran ſtellen wir die Geſchichte der Geſchichtſchreibung.

Jenſeit der Geſchichtſchreibung der Griechen liegen die Jahrbücher und Inſchriften der Aegyptier; die mit mythiſcher Zeitrechnung ausgeſtatteten Geſchichten der Chineſen, die einmal ein allgemeines literariſches Auto da Fé aufführten, weit radikaler, als die wirklichen und angeblichen Bibliothekbrände zu Alexandria; ihm folgte aber eine ebenſo allgemeine Wiederherſtellung des Schriftenthums. Gewaltſame Zernichtungen der Volksliteratur, welche dem Volksthum die edelſte Quelle ſeiner Erinnerung und Erneuerung rauben wollen, kommen öfters vor, wie bei den britiſchen Kelten in Irland durch den Apoſtel Patrik aus religiöſen, in Wales durch engliſche Herrſcher aus politiſchen Gründen; aus beiden bei den Hieroglyphenchroniken der alten Mexikaner durch die ſpaniſchen Eroberer.

Die Palme der älteſten Geſchichtſchreibung gebührt den hebräiſchen Semiten, deren Bibel zugleich der treueſte und vollſtändigſte Spiegel ihres ganzen alten Volksthums und die Urkunde ihrer alten Geſchichte iſt, wie denn auch bis heute ihre Kirchenfeſte vor allem nationale Geſchichtsfeſte ſind. Viele Geſchichtsurkunden der übrigen Semiten ſind unwiederbringlich verloren. So der Phoeniken, der, vermuthlich aramäiſchen, Nabathaeer, und der ſüdarabiſchen Himjariten. Echte und falſche Bruchſtücke phoenikiſcher Geſchichte ſind bei griechiſchen Schriftſtellern zu finden, der nabathaeiſchen Geſchichte und Kultur bei arabiſchen. Entdeckungen und Deutungen von Inſchriften in neueſter Zeit erweitern die Kunde der ſemitiſchen Geſchichte in ihren Einzelheiten: für die Phoeniken in ihren Hauptſitzen wie in ihren Anſiedelungen, namentlich in Karthago; für die Himjariten hoffentlich in nächſter Zukunft durch gelehrte Europäer an Ort und Stelle, vielleicht auch durch noch lebende Geſchichtsſage der Nachkommen dieſes Volkes. Von großer Wichtigkeit ſind die erwähnten Keilſchriften und Bildwerke ſemitiſcher Völker in Meſopotamien und in der perſiſchen Monarchie. Gebildete Geſchichtſchreiber hatten die, ſpäter durch die makedoniſchen Fürſten, durch die Römer und durch das früh von ihnen

aufgenommene Christenthum in die classicistische Bildung hereingezogenen, Syrer. Noch spät schrieb der jakobitische Maphrian Gregor Abulpharadsch oder Bar Hebraeus aus Melitina in Armenien (1226 – 86 n. C.) u. a. eine Weltchronik in syrischer Sprache. Aber bereits 460 v. C. hatte der (arische) Armenier Moses von Chorene die Chronik seines Volkes in dessen Sprache geschrieben. Früher war auch in Armenien griechische Sprache und Literatur einheimisch geworden. König Artabazes oder Artavasdes (Ἀρταουάσδης Plutarch. Crassus c. 33) schrieb selbst Geschichte, Reden und Trauerspiele in griechischer Sprache. Einige andere syrische und armenische Schriftsteller werden wir gelegentlich unten nennen. Von den Schriften des Chaldaeers Bérosos (Βήρωσος) über chaldaeische (und babylonische) Alterthümer sind Bruchstücke in griechischen Schriften erhalten. Die arabischen Geschichtschreiber, deren Zahl seit dem 8. Jahrh. n. C. zunimmt, knüpfen ihre Chroniken an Geschlechtsregister; den reichen geschichtlichen Stoff verhüllt Bilderschwulst. Bleibenden Werth für die Völkerkunde hat Ali Abul Hassan Masudi aus Bagdad (starb 957 in Aegypten). Etwas einfacher schreiben später u. a. der gelehrte ajubitische Fürst Ismael Ibn Ali Abu-l-Feda (1273 – 1332), und Ahmed Ibn Arabschah (starb 1450), der Timurs Unthaten beschrieb, beide aus Damaskós. In Persien hatte der arabische Mohammedanismus viel arisches Alterthum verschüttet. Gerettete Schätze birgt das Heldenbuch (Schah-nameh), die epische Geschichte des Volkes, von Dakiki begonnen, von Ischak ben Schereffschah, bekannter als Firdosi (Firdewsi, Ferdusi), aus Tus (starb 1030 n. C.) fortgesetzt, wozu ihn der Gaznawide Mahmud veranlaßte. Zu den bekanntesten persischen Geschichtschreibern gehört Haman Eddin Mirchawend Mohammed ibn Chawend-Schah (Mirchond Moh. Chondschahs Sohn), der 1433 – 98 lebte und sich u. a. in seiner „compilation peu interessante“, wie die Bibliographie universelle (29 p. 133) sagt, über die Geschichte der Ghaznewiden an seinen tüchtigeren Vorgänger lehnt: den Araber Atbu 'l Nafer Mohammed ben Moh. al Dschabbar al Otbi (Mitte des 14. Jahrh.).

In Griechenland folgten den homerischen Heldengedichten zunächst die sogenannten Kykliker (Κυκλικοί), meist nur dem Namen

nach bekannte Dichter, deren Gegenſtand ein Sagenkreiß (κύκλος, κ. ἐπικός) vom Urſprunge der Welt bis zu Odyſſeus Sohne Télégonos war. Sie giengen nach 500 v. C. in die S. 506 erwähnten, gröſtentheils in Proſa ſchreibenden, Sagenſammler oder „Logographen“ (λογογράφοι, unterſchieden von den epiſchen μυθογράφοι) über. Zu dieſen gehörten Ariſtéas aus Prokónneſos (580 v. C.), der ein Gedicht über die (ſkythiſchen) Arimaſpen ſchrieb, und Akuſilaos aus Argos, welche beide als Quellen für Heſiodos Geſchlechtsregiſter angegeben werden. Ferner: die ioniſchen Kleinaſiaten aus Milêtos (ungefähr 550 – 509 v. C.) Kadmos (ſemitiſcher Name ſchon des mythiſchen Schriftlehrers der Griechen, angeblich um 1500 v. C.) und Hekataeos, dem eine geographiſch-genealogiſche Weltchronik zugeſchrieben wird; Pherekýdes, der von der Inſel Léros ſtammte und in Athen lebte; Chárôn (der älteſte unter mehreren Namensbrüdern, ungerechnet den heute noch lebenden Todtenſchiffer) aus der mileſiſchen Kolonie Lámpſakos; der Lyder Xánthos aus Sardes, welcher die, leider nur in Bruchſtücken erhaltene, Geſchichte ſeines merkwürdigen Volkes ſchrieb.

Um die Mitte des 5. Jahrh. v. C. erſcheint denn der doriſche Kleinaſiate Hêródotos (Ἡρόδοτος) aus Halikarnaſſós in Karien, der früh auf Samos, ſpäter auch in Athen und in Thurii (in Großgriechenland) lebte und überhaupt große Reiſen machte. Sein in ioniſcher Mundart geſchriebenes Geſchichtswerk iſt das älteſte uns vollſtändig erhaltene griechiſche. Es ſchildert „der Jugend der Welt“ in epiſchem Fluge einen großen geſchichtlichen, oft auch mythiſchen Kreiß, in deſſen Mitte das helleniſche Leben und die Freiheitskämpfe glänzen (vgl. Fr. v. Raumer, Geſchichte der Literatur I 49 ff.). Bald nach ihm, aber ſchon in anderer, weniger frommer, dagegen menſchlich kraftbewuſterer Anſchauung, ſchrieb die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges Thukydides aus Athen. Er war ſelbſt Feldherr der atheniſchen Truppen in dieſem Kriege geweſen, wurde aber nachher aus Athen verbannt und lebte eine Zeit lange in Thrakien. Sein Fortſetzer, Xenophón aus Athen (450 – 356), Sokrates Schüler, ſchrieb geſchichtliche, ſtaatswiſſenſchaftliche und philoſophiſche Werke. Sein Zeitgenoſſe Kteſias aus Knidos in

Karien hatte als Arzt am perſiſchen Königshofe Gelegenheit, Quellenforſchungen über perſiſche, indiſche und aſſyriſche Geſchichte anzuſtellen; leider ſind nur Bruchſtücke ſeiner Schriften erhalten.

Aus dem alexandriniſchen Zeitraume giengen viele Schriften verloren. Zu ihm gehören u. v. a. die folgenden. König Ptolemaeos Lágu (des Makedonen Lagos Sohn), deſſen Denkwürdigkeiten ſpäter Arrhianos (ſ. nachher) benutzte. Der Makedone Marſýas aus Pella, des Königs Antigonos Bruder und Admiral, der eine Geſchichte der makedoniſchen Könige ſchrieb. Hekataeos aus Abdera (τὰ Ἄβδηρα) in Thrakien, der namentlich über die Juden ſchrieb. Vermuthlich unter Ptolemaeos Philádelphos ſchrieb der aegyptiſche Prieſter Manéthon (Μανέθων oder Μανεθώς) eine, nur aus wenigen Bruchſtücken bekannte, Geſchichte.

Bedeutender und beſſer erhalten ſind die griechiſchen Geſchichtſchreiber des römiſchen Zeitraums. Vor allen der Arkadier Polybios aus Megalopolis (geb. 204 v. C.), der Staatsmann und Krieger war und lange in Rom lebte, wohin er als Geiſel gekommen war. Seine verſtändig und pragmatiſch geſchriebene Weltgeſchichte iſt uns, wie viele der hier folgenden Werke, nur zum Theile erhalten. Ethnologiſch wichtig iſt die Geſchichte des fleißigen und vielgereiſten Sicilíers Diódoros aus Agýrion (8 n. C.). Von den mannigfaltigen Werken des griechiſch-ſyriſchen Philoſophen, Redners, Dichters und Geſchichtſchreibers Nikólaos von Damaskós, der im 1. Jahrh. vor und nach Chriſtus bei König Herodes wie bei Kaiſer Auguſtus in Gunſt ſtand und u. a. eine allgemeine und eine aſſyriſche Geſchichte ſchrieb, iſt uns nur Wenig erhalten. Der Redner Dionyſios aus Halikarnaſſós (kurz vor oder nach Chriſtus) lebte 22 Jahre in Rom, deſſen Geſchichte und Alterthümer er beſchrieb.

Der Jude Flavius Joſephus aus Jeruſalem, deſſen Untergang er als römiſcher Freigelaſſener mit anſah, ſchrieb die Geſchichte ſeines Volkes in hebräiſcher Sprache (in welcher auch ſpäter Ben Gorion einen Auszug derſelben abfaßte) und darauf in griechiſcher. Er ſtammte aus fürſtlichem Geſchlecht und gehörte der Phariſäerſekte an. Zugleich als Philoſophen bekannt ſind die folgenden drei Geſchichtſchreiber. Flavius Arrianus (Arrhianós) aus Nikomédia

(Νικομήδεια) in Bithynien (ſtarb um 150 n. C.) beſchrieb in attiſcher Mundart Alexandros d. G. Kriege, in ioniſcher indiſche Merkwürdigkeiten. Er lebte unter Hadrianus und den Antoninen in Rom, erhielt dort und in Athen das Bürgerrecht, wurde Statthalter in Kappadokien und endlich ſogar römiſcher Senator und Conſul. Bedeutender war der Boeotier Plútarchos aus Chaeronea (Χαιρώνεια) im 1 – 2. Jahrh. (ſtarb 130 n. C.), des Kaiſers Hadrianus Lehrer; er ſchrieb u. a. höchſt anziehende vergleichende Lebensgeſchichten (Βίοι παράλληλοι) ausgezeichneter Griechen und Römer. Der Sophiſt Claudius Aelianus (Αἰλιανός) aus Praeneſte in Latium (3. Jahrh. n. C.) ſammelte geſchichtliche und zoologiſche Merkwürdigkeiten. Beſonders wegen der ethnographiſchen Eintheilung ſeiner römiſchen Kriegsgeſchichte erwähnen wir den Juriſten Appianós aus Alexandria, der (um 150 n. C.) unter Trajanus, Hadrianus und Antoninus Pius zu Rom lebte. Wichtiger, namentlich für altitaliſche Geſchichte und Sage, iſt Dio Caſſius Coccejanus aus Nikaea in Bithynien (ſtarb um 230 n. C.), der lange, und ſogar als zweimaliger Conſul, in Rom lebte. Der Staatsbeamte Herodianós in Rom (um 230 n. C.) beſchrieb die Geſchichte einiger römiſcher Kaiſer als freimüthiger Zeitgenoſſe.

Die griechiſchen Geſchichtſchreiber des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen Zeitraums ſind zahlreich und fleißig, wenn auch großentheils nach Styl, Geiſt und Geſinnung unklaſſiſch. Übrigens ſind dieſe „Byzantiner“, obgleich längſt bekannt, erſt in unſerem Jahrhundert kritiſch herausgegeben worden und wohl immer noch nicht hinlänglich ausgebeutet. Ihre Geſchichten des oſtrömiſchen Reiches von 285 n. C. bis zu ſeinem Untergange beſchäftigen ſich zwar mehr mit Hof und Kirche, als mit dem Volke und ſeinem Geiſte, geben aber doch viel Wichtiges und oft noch nicht völlig Erklärtes über das Völkergewirre des europäiſchen Südoſtens, deſſen Vergangenheit uns durch ſein gährendes Leben in der Gegenwart um ſo merkwürdiger wird. Wir nennen kurz nur einige der bedeutendſten unter ihnen. Noch der helleniſchen Religion angehörig iſt Zoſimos aus Konſtantinopel (5. Jahrh.), der eine Kaiſergeſchichte ſchrieb. Prokopios aus Kaeſarea (Καισάρεια) in Palaeſtina (6. Jahrh.) war Beliſarios

Geheimschreiber; seine wichtigen Geschichtsbücher gehn uns Deutsche wegen der darinn beschriebenen Kriege mit den Goten näher an. Seine Geschichte setzte sein Zeitgenosse fort, der Aeolier Agathias aus Myrina in Kleinasien, auch Dichter. Zunächst ihres hohen Ranges wegen nennen wir den Kaiser Konstantinos den im Purpur (oder im Purpurgemache) Geborenen (ὁ Πορφυρογέννητος; starb 959) und Alexios des Ersten Lebensbeschreiberin Anna Komnena. Laonikos Chalkokondylas beschrieb die Geschichte der Türken und den Untergang des oströmischen Reiches 1298 – 1462. Die Griechen unseres Jahrh. sind auch in der Geschichtschreibung fleißig. Wir nennen Einige. Der wackere und vielseitig gebildete Konst. Paparrhigópulos aus Konstantinopel, Professor zu Athen, beschäftigt sich hauptsächlich mit der alten und mittleren Zeit seines Volkes und mit dessen Archaeologie. Für letztere war schon gegen Ende des 18. Jahrh. der Makedone Georg Konst. Sakellarios aus Kozani thätig, der auch Lyriker war und als solcher gegen Ath. Christopulos (o. S. 478) Βακχικὰ Ἀντιβακχικά dichtete. Archaeologe ist auch Alex. Rhizos, Rhangabes (Rhangavis) aus Konstantinopel (geb. 1810), der ebenfalls zugleich Lyriker, auch Dramatiker ist. Sein Vater verfaßte ein geschichtlich-statistisches Werk über Griechenland, „τὰ Ἑλληνικά“; ein gleiches über Konstantinopel der Lexikographe Skarlatos Byzantios. Geschichtschreiber des Befreiungskrieges unsers Jahrh. sind u. a. Perrhaebos (Περῥαιβός); Erzbischof Germanós von Patrae; Jakovakis Rhizos (Ἰακοβάκης Ῥίζος ὁ Νερουλός) aus Konstantinopel (1775 bis 1850), auch Dramatiker u. s. w.; Alexandros Sutzos aus Konstantinopel (geb. 1802), der auch, gleich seinem Bruder Panagiotis (geb. 1806), Gedichte, Schauspiele und Romane schrieb; er und Rhizos schrieben ihre Geschichtswerke in französischer Sprache. Das umfassendste Werk über den Befreiungskrieg schrieb Spyridon Trikupis aus Missolongi (geb. 1791).

Die römische Geschichtschreibung (in lateinischer Sprache) entwickelte sich aus schwachen nationalen Anfängen und später auch aus Nachahmungen der Griechen zu eigenthümlicher Kraft, das reichste und bedeutendste Gebiet des in wenigen Zweigen selbständigen römischen Schriftenthums. Von des ersten prosaischen Geschichtschreibers Fabius

Pictor Jahrbüchern, des älteren M. Porcius Cato, genannt Cenſorinus, aus Tusculum (233 v. C.) römiſcher Urgeſchichte und andern geſchichtlichen und rhetoriſchen Schriften, ſowie von vielen andern alten Hiſtorikern, ſind nur Bruchſtücke erhalten. Mit hoher Ausbildung der Darſtellung tritt der erſte vollſtändig erhaltene Geſchichtſchreiber auf, der zugleich ſeiner eigenen Geſchichte Held iſt, von dem er in der dritten Perſon erzählt, Julius Caeſar nämlich (100–44 v. C.), der machtvolle und geniale Staatsmann und Feldherr, der, wie Napoleon I., „die Republik in den Hafen der Monarchie geführt hätte“, wenn nicht eine hochtragiſche That oder Unthat ſeinen Lebensfaden gewaltſam durchſchnitten hätte. Salluſtius Criſpus aus dem ſabiniſchen Amiternum (86–36 v. C.) zeigt als Geſchichtſchreiber einen feſteren Sinn, denn als Bürger; durch griechiſche Vorbilder (wie Thukydides) wohl geleitet, war er doch zu ſelbſtändig, um ſie zu kopieren. Cornelius Nepos aus Hoſtilia im italiſchen Gallien (ſtarb um 30 v. C.), ein lichtvoller und einfacher Schriftſteller, iſt indeſſen ſchwerlich in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten, und Vieles von ihm gieng früh verloren. Titus Livius aus Patavium (jetzt Padova) in venetiſchem Gebiete (59–17 v. C.) iſt ein faſt in jeder Beziehung ausgezeichneter Geſchichtſchreiber, auch in der Sprache, obgleich grammatiſcher Romanismus ihr „Patavinität“ vorwarf. Leider hoffen wir noch immer vergeblich auf neue Fünde der vielen verlorenen Bücher ſeiner Geſchichte, deren er 142 ſchrieb.

Von der Hiſtorik des römiſchen Kaiſerreichs, die griechiſche eingeſchloſſen (14–400 n. C.), ſagt Wachler: ſie trage die reichſten Früchte erweiterter Weltkenntnis und habe das geſammte freie politiſche Geiſtesleben in ſich aufgenommen. Die zahlreichen erhaltenen römiſchen Geſchichtſchreiber ſind oft in Anſchauung und Geſinnung den griechiſchen dieſes Zeitraums überlegen; wir nennen die bedeutenderen. Cajus Velleius Paterculus, römiſcher Ritter und Praetor unter Tiberius (19 v. C.–31 n. C.), iſt geiſtreich und bündig, wenn auch parteiiſch für ſeinen Freund Sejanus und für den Tyrannen ſelbſt, deſſen Ehrenrettung ja auch einer unſerer neueſten deutſchen Schriftſteller (Stahr) zu verſuchen wagt. Q. Curtius Rufus (um 50) nennen wir weniger wegen der kritiſchen Bedeutung, als wegen des romantiſchen

Reizes seiner, nach griechischen Quellen, aber mit eigener Anschauung ausgeführten, Geschichte Alexanders d. G. „Der tiefste und reichste aller Geschichtschreiber des Alterthums, Lehrer für alle Jahrhunderte" (Wachler) war C. Corn. Tacitus, angeblich aus der picenischen Interamna (geb. 60), dessen Gesinnung auch die Form seiner Geschichtschreibung, seine markige gedankenreiche Kürze ausdrückt. Vielleicht ist seine für die älteste Geschichte der Germanen und einiger andern Nordvölker Europas unvergleichlich wichtige „Germania" nur eine spätere und allzu kurze Bearbeitung seiner verlorenen Urschrift. Er wirkte auch in Rom als gerichtlicher Redner und später (97, unter Nerva) als Consul. Der Grammatiker C. Suetonius Tranquillus in Rom (starb nach 121), ebenfalls gerichtlicher Redner, sodann Sprachlehrer und Kaiser Hadrianus Sekretär (magister epistolarum), beschrieb das Leben der 12 ersten Kaiser freimüthig und treu nach Archivurkunden. L. Annaeus Florus (117, unter Trajanus und Hadrianus), Hispanier oder Gallier, schrieb eine römische Geschichte, deren verderbter Text erst vor kurzem hergestellt worden ist. Der Gallier Trogus Pompejus schrieb vermuthlich schon 14 n. C. eine treffliche Weltgeschichte, die um 165 von Justinus in einen uns erhaltenen Auszug gebracht wurde, während auch die jetzt verlorene Urschrift noch im 14. Jahrh. von Heinrich von Herford benutzt worden sein soll. Unter dem Namen der Historia augusta begreift man mehrere Geschichtschreiber der Kaiser von Hadrianus bis Valerianus. Von großem Werthe für die Kunde der germanischen, auch u. a. der gallischen Geschichte seiner Zeit ist Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochia, der in unkorrektem, schon mittelalterlich-schwülstigem Latein eine römische Geschichte von Nerva bis Valens schrieb, von deren 31 Büchern die 13 ersten verloren sind.

Nach den Stürmen der Völkerwanderung erweitert die Geschichtschreibung ihr Gebiet allmählich in Abend- und Morgen-land. Zu den Arabern gesellen sich die iranischen Perser und Armenier, zu den oströmischen Griechen und den nun als Italiener auftretenden Weströmern die romanischen Epigonen der latinisierten Völker: der Gallier (jetzt Franzosen), Hispanier und Portugiesen, endlich der germanischen und später der slawischen

Völker. Viel geſchichtlichen Stoff bergen auch die lateiniſch ſchreibenden Dichter und Hagiographen (Heiligenlebensbeſchreiber und Legendenerzähler, namentlich von den „Bollandiſten“ geſammelt) vom 5 – 12. Jahrh. Form und Tendenz des geiſtlichen Zunftgeiſtes darf uns nicht von ihrer Benutzung zurückſchrecken. Der Afrikaner Paulus Oroſius compilierte aus Livius u. A. und begründete durch ſeine fromm-leichtgläubige „Geſchichte gegen die Heiden“ (Historia adversus paganos) den neuen hiſtoriſchen Ton des Mittelalters. Für oſt- und weſt-römiſche Geſchichte wichtig iſt die Notitia dignitatum utriusque imperii. Der Gote Jornandes überliefert uns werthvolle, aber oft dunkle Bruchſtücke aus den Alterthümern ſeines Volksſtamms und andrer oſteuropäiſcher Völker; ſein Vorgänger Ablavius iſt leider verſchwunden. Der Schotte Gildas, Abt zu Rhuys in der Bretagne (493 ff.), ſchrieb über das jammervolle Schickſal der Britonen (De excidio Britanniae). Der galliſche Arverner (Auvergner) Gregor von Tours = Georg. Florentius Gregorius, 544 – 95 Biſchof von Turonum (Tours, Καισαρόδουνον Ptol.), ſchrieb die werthvolle älteſte Geſchichte der Franken. Es fällt uns hier bei, daß die Anknüpfung der im Mittelalter verbreiteten Sagengeſchichte (Gesta u. ſ. w.) der Franken an die Trojanerſage ſchon unter den Römern von dieſen durch die Arverner adoptiert wurde, früher auch ſchon von den vermuthlich illyriſchen Venetern in Italien; wir mögen uns einer neueren Zurückführung derſelben auf geſchichtliche Einwanderungen in Italien noch nicht anſchließen, ſondern ſuchen in ihr nur die helleniſche Sage. Für die Geſchichte Britanniens und insbeſondere ſeiner angelſächſiſchen Landsleute wichtig iſt der geiſtliche Schriftſteller Beda (venerabilis) aus Northumberland (672 – 735), ſowie ſein berühmter Stammgenoſſe Winfrid Bonifacius (ſtarb 755) aus Kirton in Devonſhire (kymriſch Dyfneint), wo damals noch die kymrobritoniſchen Dumnonier als Bewohnermehrzahl Volksthum und Sprache erhielten. Der Langobarde Paul Winfrid, Warnefrids Sohn (ſtarb vor 800), Mönch in dem auf Monte Cassino (Casinus mons) in der neapolitaniſchen Terra di Lavoro 530 von S. Benedictus geſtifteten Kloſter, ſchrieb unter Karl d. G. die Geſchichte ſeines Volksſtamms und war zugleich auch Dichter und Philologe.

Seit dem 9. Jahrh. vermehren ſich mit der durch Karl d. G. bereicherten Geſchichte auch die Geſchichtſchreiber bedeutend, namentlich die (leider lateiniſch ſchreibenden) germaniſchen, auch in Italien und Frankreich durch ihre Namen kenntlich. Die Nennung folgender genüge uns. Karls d. G. Geheimſchreiber, Einhard, der nach einer von romantiſchen Sagen verhüllten Liebes- und Ehe-geſchichte als Abt in ſeinem Kloſter Seligenſtadt am Main 839 ſtarb, ſchrieb die Geſchichte Karls d. G. und der Franken. Karls d. G. Enkel, Nithard (ſtarb 853), beſchrieb die Zwiſte der Söhne Ludwigs d. Fr. Der ſtaatsmänniſche Geiſtliche Luitprand aus Pavia, der 968 als Biſchof von Cremona ſtarb, ſchrieb mit Geiſt und Phantaſie eine Geſchichte ſeiner Zeit; der Angelſachſe Ethelward, aus königlichem Geſchlechte (ſtarb nach 974), eine für die Geſchichte ſeines Volkes nicht unwichtige Chronik; der ſächſiſche Mönch Witichind (Widukind) gegen das Jahr 1000 die älteſte Geſchichte ſeines Volksſtammes, für welche er bereits in Kloſter Corvey Jahrbücher vorfand. Ihn benutzte Ditmar Graf v. Valenbek (976 – 1018), Biſchof von Merſeburg, für die erſten Bücher ſeiner deutſchen Königsgeſchichte. Hermann Contractus Graf v. Vehringen (1013 – 54), Mönch in Reichenau, ſchrieb eine öfters fortgeſetzte Chronik, auf deren Zeitrechnung ſeine mathematiſche Richtung und Kenntnis günſtigen Einfluß hatte. Der Benedictiner Petrus Damianus aus Ravenna (1007 – 72), durch Geiſt und Bildung berühmt, durch ſeine ſittliche Handlung berüchtigt, ſchrieb Geſchichte in Briefen, wie mehrere Andere dieſes Zeitraums. Adam aus Meiſſen, Domherr und Schulrector zu Bremen (ſtarb nach 1076), ſchrieb eine wichtige Kirchengeſchichte des germaniſchen und ſlawiſchen Nordens; Lambert aus Aſchaffenburg, Mönch in Hersfeld (ſtarb 1077), eine werthvolle Geſchichte der Deutſchen. Marianus in Fulda (1028 bis 1086), einer der zahlreichen und fleißigen iriſchen (ſkotiſchen) Mönche, die namentlich in Deutſchland und Italien lebten, ſchrieb eine Weltgeſchichte, zum Theil nach guten Chroniken. Dem ſächſiſchen Mönche Bruno (ſtarb nach 1082) verdanken wir eine Geſchichte des ſächſiſchen Krieges. In den Geſchichtswerken Ingulfs, Abtes von Croyland und Geheimſchreibers Wilhelms des Eroberers (ſtarb 1109), ſind beſonders Berichte über ſeine Zeit von Werthe. Sigebert, Mönch in

Gemblours (Gemblacum) im walloniſchen Belgien (1030 bis 1112), verfaßte eine berühmte Weltchronik.

Der wackere ruſſiſche Mönch Neſtor in Kiew (ſtarb nach 1100) ehrte ſein Volk, indem er deſſen Geſchichte in der Mutterſprache ſchrieb (vgl. S. 508).

In dem Zeitraume 1100–1500, von den Kreuzzügen bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, wird die Geſchichtſchreibung fleißig geübt, nicht mehr bloß von Geiſtlichen, und jetzt auch endlich in den Landesſprachen, zuerſt (13. Jahrh.) in Italien, darauf (ſeit 14. Jahrh.) auch in Frankreich, Spanien u. ſ. w. Ihr Fortſchritt hängt wiederum zuſammen mit dem der Geſchichte ſelbſt, des politiſchen Volkslebens und des wiſſenſchaftlichen Strebens, namentlich der wieder zunehmenden Kenntnis und Achtung der Klaſſiker. Wir geben einige der wichtigeren Beiſpiele aus verſchiedenen Völkern.

Der ungenannte ſächſiſche Annaliſt (Annalista Saxo) im 12. Jahrh. war vermuthlich ein Mönch Ekkehard in St. Gallen oder in Zwiefalten; Zwei dieſes Namens ſcheinen ſich zu verſchmelzen. Otto, Biſchof von Freyſing in Baiern, Sohn des Markgrafen Leopold von Öſterreich (ſtarb 1158), ein zu Paris philoſophiſch gebildeter Staatsmann unter den Kaiſern Konrad I. und Friedrich I., beſchrieb die Welt bis zu ihrem — Untergange. Ebenfalls Staatsmann war der Presbyter Gotfrid von Viterbo (ſtarb nach 1192), vermuthlich deutſchen Stammes. Auch ein Pole aus Troppau in Schleſien, Mart. Strepus, Dominikaner und Erzbiſchof von Gneſen (ſtarb 1278), ſchrieb eine Chronik der Päpſte und der Kaiſer. Der oben bei Pompejus Trogus erwähnte Dominikaner Heinrich von Herford in Minden und in Erfurt (ſtarb 1370) zeichnet ſich durch verſtändige Benutzung alter Handſchriften aus. Ein geiſtreicher Vielwiſſer und guter lateiniſcher Styliſt war Marc. Ant. Coccius Sabellicus aus Vicovaro. Der ausgezeichnete Kanzler Kaiſer Friedrichs II., Petrus de Vineis aus dem Capuaniſchen (ſtarb 1249), iſt in neuerer Zeit öfters Gegenſtand der Geſchichtsdichtung geworden. Auch zwei Päpſte nennen wir: den vielwirkenden Innocentius III. aus Anagni (1161–1216) und den hochgebildeten Aeneas Sylvius Piccolomini aus Schloß Corſignano (1405–64),

welcher Papst Pius II. wurde. Vom 14 – 16. Jahrh. treten auch gute Literaturhistoriker in Italien auf.

Vermuthlich syrischen Stammes war der von östlicher und westlicher Bildung genährte Geschichtschreiber der heiligen Kriege, Bischof Wilhelm von Tyros (starb nach 1188).

In Spanien treten folgende Könige auf: Alfonso X. von Castilien (starb 1284), der das Verdienst hatte, eine Geschichte Spaniens in der Landessprache zusammentragen zu lassen; in Aragonien Jacob I., der aufrichtig sein eigenes Leben, und Peter IV., der die Zeitgeschichte 1336–83 beschrieb. Von mehreren tüchtigen Historikern nennen wir den edlen Catalonier Ramón Muntanér (geb. 1265), der eine Chronik seiner Zeit in seiner Muttersprache (einer provenzalischen Mundart, s. S. 86) schrieb.

In Frankreich schrieben u. A. der Benedictiner Odericus Vitalis (1074 ff.) eine wichtige Kirchengeschichte in lateinischer Sprache; in französischer Jean Froissart aus Valenciennes (starb 1401), auch anmuthiger Dichter, eine lehrreiche Geschichte seiner Zeit; ebenso Philippe de la Clite de Commines, Sieur d'Argenton aus Flandern (1446–1509).

Belgier, Niederländer, Engländer und deutsche Schweizer sind ebenfalls fleißige Geschichtschreiber dieses Zeitraums, minder die skandischen Germanen. Der Kymre Caradoc Lhancarvon (um 1186) schrieb eine Chronik von Wales. Von den Slawen nannten wir oben den Russen Nestor und den Polen Strepus; sehr fleißig waren die Czechen; Helmold, Pfarrer zu Bosow (starb nach 1170), schrieb die Geschichte seines heimatlichen, damals slawischen, Ostseelandes. Auch Preussen, Liefland und Ungarn hatten ihre Geschichtschreiber. Marino Barletio aus Skutari in Albanien schrieb im 15. Jahrh. eine Geschichte Skanderbegs in lateinischer Sprache. Der armenische Prinz Haithon (1306) diktierte Ric. Falconi in französischer Sprache Nachrichten von Tataren u. a. Asiaten, welche dieser ins Lateinische übertrug.

Mit 1500 beginnt ein neuer Zeitraum, welchen Wachler den der „europäischen Nationalliteratur" nennt; die lateinische Sprache gibt ihre Herrschaft an ihre Töchter und an ihre Nachbarinnen ab.

In Italien ſchrieb Nicolo di Bernardo dei Machiavelli aus Florenz (1469–1527), der berühmte und berüchtigte, oft misverſtandene Staatsmann und Regierungskünſtler, „reich an unerfreulicher Menſchenkenntnis“ (Wachler), ſeine geſchichtlichen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften; ſeine Landsleute Franc. Guicciardini (1482 bis 1540) die italieniſche Geſchichte ſeiner Zeit nach antiken Vorbildern; und der berühmte Künſtler und techniſche Schriftſteller Benvenuto Cellini (1500–70) ſeine, uns auch durch Goethe bekannte, „zauberiſch naiv individualiſierte Autobiographie“ (Wachler). Der große Servite Paolo Sarpi aus Venedig (1552–1623), der das Staatsrecht ſeiner Heimat gegen den Papſt vertheidigte, ſchrieb namentlich eine freimüthige Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung. Enrico Caterino Davila aus Pieve di Sacco bei Padua (1594–1631) iſt durch ſeine Storia delle guerre civili di Francia in ganz Europa bekannt geworden. Im 18. Jahrh. treten auf die — ſtofflich, nicht ſtyliſtiſch — ausgezeichneten Geſchichtsforſcher Franc. Scip. Maffei aus Verona (1675–1755; Giov. P. Maffei aus Bergamo, ebenfalls Hiſtoriker, ſtarb 1603) und Lod. Ant. Muratori aus Vignola (1672–1750). Bei dieſen und mehreren andern Italienern herrſcht die Alterthumsforſchung vor, für welche ſpäter Philologen und Inſchriftenſammler beſonders thätig ſind, wie in Bezug auf die Etrusker der Jeſuit Luigi Lanzi aus Monte dell'Olmo (1732–1810), Giuſ. Micali aus Livorno (geſt. 1844) für die alten Völker Italiens überhaupt. Mit letzteren beſchäftigen ſich in neueſter Zeit beſonders Deutſche, deren mehrere wir oben bei der vergleichenden Sprachforſchung nannten. Zu ihnen gehört auch der Geſchichtſchreiber Roms, Th. Mommſen aus Schleswig (geb. 1817), deſſen Übertragung der antiken Erſcheinungen in moderne von Peter u. A. getadelt wird. Unter den übrigen italieniſchen Geſchichtsſchreibern nennen wir noch: den Fortſetzer Guicciardinis und Beſchreiber der nordamerikaniſchen Freiheitskriege, den fruchtbaren Claſſiciſten Carlo Giuſ. Gugl. Botta aus S. Giorgio bei Canaveſe in Piemont (1766–1837), der auch ein Epos über Camillus und Vejis Eroberung ſchrieb; ſein Sohn Paul Emil machte ſich ſeit 1840 durch die Aufgrabungen in Ninive berühmt. Sodann Coletta (1775–1831),

den körnigen Geschichtschreiber Neapels. Gir. Tiraboschi aus Bergamo (1731–94) schrieb u. a. eine gute Storia della letteratura Italiana.

In Spanien war die Geschichtschreibung lange nur chronistisch. Der edle und beredte Fürsprecher der Indianer, Bartolomé de las Casas aus Sevilla (1474–1566), Bischof von Chiapa, schrieb eine westindische Chronik, welche Ant. da Herréra Tordesillas (1559 bis 1625) für seine Geschichtswerke benutzte. Mit Mendoza (s. S. 431 beim Romane) erblühte die Geschichtschreibung nach Geist und Form; doch blieb er unerreicht, wenigstens in der Form seiner nicht zahlreichen geschichtlichen Arbeiten. Umsichtig abgefaßt ist die aragonische Geschichte von Geron. Zurito aus Zaragoza (1512–80); lichtvoll und schön die erst lateinisch, dann spanisch abgefaßte Geschichte des Jesuiten Juán Mariana aus Talavera (1537–1623).

In Frankreich ist die Zahl und die Formbildung der Geschichtschreiber, besonders in der anekdotischen Zeitgeschichte der „Mémoires", größer, als ihre Bedeutung für weitere Kreiße. Für Frankreich selbst aber steht auch dieser Zweig der Literatur mit dem öffentlichen Leben in steter Wechselwirkung. Wir nennen nur Wenige aus der Menge. Marguérite de Valois, Heinrichs IV. Gemahlin (1522–1615), „beschrieb die Hofgeschichte ihrer Zeit anziehend und naiv elegant" (Wachler). Weit ernsteren Werth haben die ausgezeichneten, lateinisch geschriebenen, zeitgenössischen Geschichten von Jacques Aug. de Thou (Thuanus) aus Paris (1553–1617); die Memoiren von François Herzog von Rochefoucauld (1612–80), der auch eine scharfe Nutzanwendung aus ihnen niederschrieb; und die Memoiren des zugleich leidenschaftlichen und zierlich schreibenden Cardinals von Retz, J. Fr. P. de Gondy (1613 bis 1679). Der Kanzelredner Bossuet (1627–1704, s. S. 373 bei der Redekunst) legte seine Geschichtsanschauungen in einem „Discours" nieder. Allgemein bekannt wurde die römische Geschichte für die Jugend von Ch. Rollin aus Paris (1661–1741). Ebenso das bedeutendere Geschichtswörterbuch des freisinnigen Pierre Bayle aus Carlat (1647–1706), das indessen eine Menge jetzt verjährter Sonderbarkeiten der Aufzeichnung werth hält. Sodann das Gemälde des hellenischen Lebens („Anacharsis") von J. J. Barthélemy aus

Cassis (1716–95). Bedeutende Verdienste um die Geographie der alten Welt erwarb J. Bapt. Bourguignon d'Anville aus Paris (1697–1782). Die brennenden Fragen der Gegenwart erinnern uns an die, Polen und Rußland betreffenden, Schriften von Claude Carloman de Rulhière (gest. 1791).

Die englische, aus dem gesammten Staats- und Volks-leben erwachsene Geschichtschreibung wird seit der Mitte des 18. Jahrh. ein Vorbild für alle Völker. Zwischen ihr und Milton (s. S. 391 beim Epos), der 100 Jahre früher als ihr Begründer gelten kann, liegen minder bedeutende Historiker. Folgende Beispiele mögen genügen. Der Seefahrer Walter Raleigh aus Hayes in Devonshire (1552 bis 1618, im Tower hingerichtet) stellte geisteskräftig die Weltgeschichte von sittlich-religiösem Standpunkt aus dar. Aus Edinburgh waren David Hume (1711–16), der skeptische Vorgänger Kants in der Philosophie; William Robertson (1721–93); David Dalrymple (1726–92). Das sinkende Römerreich beschrieb Edward Gibbon aus Putney in Surrey (1738–94), dessen Werk durch die (englisch geschriebene) Geschichte des römischen Freistaates von dem Hochschotten Adam Ferguson aus Logierait (1724–1816) ergänzt wird. W. Roscoe aus Liverpool (1753–1831) war der Biograph der italienischen Koryphäen des 15–16. Jahrh., auch freisinniger Dichter. Eine großartige Stoffsammlung ist die bändereiche, von 1736 an von englischen Gelehrten herausgegebene Weltgeschichte (an universal History etc.), die ins Französische, Italienische, Niederländische und Hochdeutsche übersetzt und vom 31. Bande an durch Schlözer und andre deutsche Gelehrte frei bearbeitet wurde. Aus der neuesten Zeit nennen wir nur Macaulay aus Rothley Temple in Leicestershire (1800–59), den geist- und phantasie-vollen, nur mitunter durch Parteistimmung beeinflußten Geschichtschreiber. Anglo-amerikanische Historiker sind u. a. W. Hickling Prescott aus Salem (1796–1859) und Wash. Irving aus Newyork (1783–1859), besonders als Sittenschilderer und Stylist ausgezeichnet.

In den Niederlanden ist einer der ersten und besten Historiker Gerard Brandt aus Amsterdam (1626–85). Für die alte Geschichte sind die Philologen thätig, auf welche wir später kommen;

namentlich Jakob Voorbroek aus Dam (1651–1715), bekannter unter dem Namen Perizonius.

Dänemark hat mehrere gute Geschichtschreiber, wie Ove Gulberg („Verdenshistorie" 1769), Gerh. Schöning (1722–80, Nordische Geschichte), P. Frd. v. Suhm (1728–98, Dänische Geschichte). Der bedeutendste schwedische Geschichtschreiber ist Erik Gustav Geijér aus Ranstäter in Wermeland (1783–1847), auch Dichter; in beiden Gebieten trat auch sein Sohn Knut (gest. 1849) auf.

Unter den slawischen Völkern, die wir in dem vorhergehenden Zeitraume berührten, hatten die Böhmen durch die Folgen des 30jährigen Krieges unendlich gelitten. Erst im 19. Jahrh. begegnen wir bedeutenderen czechischen Geschichtschreibern, wie dem Mähren Franz Palacky aus Hodslawic (geb. 1798) und dem Slowaken Paul Josef Schafarik (Šafarzyk) aus Kobeljarowo in Nordungarn (1795–1861), einem vielseitigen Schriftsteller, dessen Thätigkeit die ganze slawische Welt umfaßte und demnächst die europäische Völkerkunde überhaupt. Unter den Polen nennen wir Adam Naruszewicz (gest. 1796); unter den Russen Nikolai Karamsin aus Bogoroelbza im Gouv. Simbirsk (1766–1826), der auch Dichter war.

Für den übrigen Osten Europas im neuesten Zeitraume bemerken wir nur: daß die Magyaren fleißig ihre Geschichte bearbeiten; ebenso die Griechen, die wir oben ihren Vorfahren anreihten. Auch die osmanischen Türken haben seit ihrem Einnisten in Europa einige nationale Historiker. Wir kommen auf diese Völker bei der Philologie nochmals kurz zurück.

Die bedeutendsten Geschichtschreiber der Juden als Volksstammes gehören erst dem 19. Jahrh. an, wie namentlich der kürzlich in Frankfurt a. M. gestorbene Jost.

Aus angeborener Bescheidenheit kommen wir nun erst auf die deutschen Geschichtschreiber (mit Einschlusse der Schweiz) des mit dem 16. Jahrh. beginnenden Zeitraums, in welchem endlich unsere Muttersprache die lateinische verdrängt hat. Wir haben hier eine so große Zahl bedeutender Männer vor uns, daß die Auswahl nicht leicht ist und die einzelnen Angaben möglichst kurz gefaßt werden müssen.

Im Anfange des 16. Jahrh. erſcheinen die, weiter unten auch als Sprach- und Styl-bildner vorkommenden, Chroniſten. Der treffliche bairiſche Bürgerfreund und dem Pfaffenthume verhaßte Aufklärer Joh. Turnmayr (Aventinus d. h.) aus Abensberg (1477–1534) ſchrieb die Geſchichte Baierns; die Pommerns Thomas Kantzow aus Stralſund (um 1500–42), Melanchthons würdiger Schüler; der begabte und pragmatiſche Darſteller, auch Philoſoph und Gnomiker, Seb. Frank aus Donauwörth (1500–45), die Geſchichte Deutſchlands überhaupt. Der hochverdiente Rechtslehrer Sam. v. Pufendorf aus Dorf-Chemnitz (1632–95) verband Politik und Statiſtik mit der Geſchichte Europas. Für die Allgemeinverſtändlichkeit der geſchichtlichen Wiſſenſchaften wirkte über ſeine Zeit hinaus Joh. Hübner aus Tyrchau (1668–1731). Ih. Matthias Haſe, Profeſſor zu Wittenberg (1684–1742), hat das große Verdienſt, auf die enge Verbindung des geſchichtlichen Studiums mit dem geographiſchen gedrungen zu haben, ein Nachfolger namentlich römiſcher Klaſſiker und ein Vorgänger Karl Ritters. J. J. Maskov aus Danzig (1689 bis 1761) gab die Belege ſeiner deutſchen Geſchichte in Auszügen von bleibendem Werthe. Ih. Chph. Gatterer, Profeſſor zu Göttingen (1727–99), war ein gediegener Kenner der geſchichtlichen Hülfswiſſenſchaften. Dem männlich unabhängigen Juſtus Möſer aus Osnabrück (1720–94) wurde die verdiente Erneuerung des Andenkens und Anſehens in unſerer Zeit zu Theil. Aug. Ldw. Schlözer aus Jagſtädt a. d. Jaxt, erſt Hauslehrer in Schweden und Rußland, dann Profeſſor in Göttingen (1737–1809), war ein vielſeitig gelehrter, freimüthiger und ſtrenger Wortführer der öffentlichen Meinung, deſſen Vorzüge ſeine Mängel weit überwogen; ſeine Tochter Dorothea (1770 bis 1825) erwarb ſich durch ihre numismatiſche Gelehrſamkeit die Doctorwürde. Sein Stammgenoſſe und Amtsbruder Gottfried Eichhorn aus Dörrenzimmern (1752–1827) ſchrieb Welt- und Kulturgeſchichte. J. W. v. Archenholz aus Danzig (1745–1812) iſt vorzüglich durch ſeine Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges bekannt. Chn. Dan. Beck aus Leipzig (1757–1832) gab in ſeiner Anleitung zur Weltgeſchichte eine reiche Quellenkunde; er war für Geſchichte, Philologie und allgemeine Literaturkunde überaus thätig. Frz. Joſ.

Sulzer, ein öſterreichiſcher Officier, erwarb ſich durch ſeine „Geſchichte des transalpiniſchen Daciens“ u. ſ. w. (1781 ff.) ein nicht genug gewürdigtes Verdienſt um die oſtromaniſche Landes- und Völkerkunde; einer ſeiner Namensbrüder, Jh. Georg S. aus Winterthur (1720–79) war als Äſthetiker und Polyhiſtor berühmt.

Die ausführlichſte Geſchichte der Deutſchen ſchrieb der billig denkende Katholik Mich. Ignaz Schmidt aus Arnſtein (1736–94), die von J. Milbiller aus München (1753–1816) und von G. Leonhard Bernhard v. Dreſch aus Forchheim (1786–1836), einem reactionären Staatsrechtslehrer, fortgeſetzt wurde. Zu den tüchtigſten Geſchichtsforſchern gehören die, auch als proteſtantiſche Theologen berühmten, Schwaben Glb. Jk. Planck aus Nürtingen (1751 bis 1833) und Ldw. Tim. v. Spittler aus Stuttgart (1752–1810). Weithin berühmt als origineller Styliſt, als ſcharfblickender freimüthiger und pragmatiſcher Geſchichtſchreiber, aber in ſeinem Privatleben und ſeiner eigenen geſchichtlichen Wirkſamkeit ſchweren und oft ungerechten Vorwürfen ausgeſetzt iſt Joh. v. Müller aus Schaffhauſen (1752 bis 1809). E. Ldw. Poſſelt aus Durlach (1763–1804), welcher geiſtreich war und ſein wollte, ſchrieb u. a. eine, von dem Polyhiſtor C. Heinrich Ldw. Pölitz aus Ernſtthal (1772–1838) fortgeſetzte, Geſchichte der Deutſchen. Durch plaſtiſche Gegenſtändlichkeit zeichnete ſich aus C. Ldw. v. Woltmann aus Oldenburg (1770–1817). Durch beſonders politiſche Alterthums- und Völker-kunde und durch geiſtige Anſchauung Hrm. Ldw. Heeren aus Arbergen bei Bremen (1760–1842), der nach großen Reiſen Profeſſor in Göttingen wurde. Mehr und minder durch gleiche Eigenſchaften u. A. ſein älterer Zeit- und Orts-genoſſe Chn. Gottlob Heyne aus Chemnitz (1789–1812); der noch lebende und geiſtesmächtige Aug. Böckh aus Karlsruhe (geb. 1784), Profeſſor in Berlin; der Schleſier K. Ottfried Müller aus Brieg (1797–1840), der Geſchichtſchreiber der alten Hellas, der das klaſſiſche Land beſuchte, um dort einen frühen Tod zu finden; der vielſeitige und vielſchreibende Thüringer J. C. F. Manſo aus Blaſienzella (1759–1826); der klare und ſcharfe Quellenkritiker, aber befangene Staatsmann Barthold G. Niebuhr aus Meldorf in Dietmarſen (1777–1831; ſonſt wird auch

Kopenhagen, wo er vor ſeinem Eintritte in Preuſſen lebte, als ſein Geburtsort angegeben); neuerdings denn der oben erwähnte Th. Mommſen, Ernſt Curtius aus Lübeck (geb. 1814), Philologe und Archäologe, und viele andre Lehrer der klaſſiſchen Geſchichte und Alterthumskunde.

Deutſche und allgemeine Geſchichte ſchrieben mit Wärme und Freimuth u. A. Hnr. Luden aus Lockſtedt bei Bremen (1780–1847), Profeſſor in Jena, und Karl Wenzel v. Rotteck aus Freiburg i. Br. (1775–1840). Die ausführliche populäre Weltgeſchichte von C. F. Becker aus Berlin (1777–1806) hat tüchtige Fortſetzer und Umarbeiter in Adolf Schmidt und Ed. Arnd gefunden und gewinnt jetzt neue Verbreitung. Die Geſchichte der Goten behandelten der vorhin erwähnte Manſo und Joſ. Aſchbach aus Höchſt (geb. 1801), letzterer u. v. a. auch die der Heruler und der Gepiden; die der Vandalen der Kenner der alten Erdkunde K. Mannert aus Altdorf (1756–1827) und Papencord. Faſt alle geſchichtlichen Wiſſenſchaften bearbeiteten K. Dtr. Hüllmann aus Erdeborn im Mannsfeldſchen (1765–1846), und unſer Literaturgeſchichtſchreiber Jh. Fr. L. Wachler aus Gotha (1767–1838). Ebendaſelbſt lehrte Frd. Aug. Ukert aus Eutin (1780–1815), Mannerts Nachfolger als Geographe und mit Heeren Herausgeber einer umfangreichen Geſchichte der europäiſchen Staaten, deren Mitarbeiter die Kürze unſeres Abriſſes nicht aufzuzählen geſtattet.

Von Keinem übertroffen in Aufrichtigkeit und in vielſeitiger Forſchung, aber bei ſeiner höchſt ausgeprägten Eigenthümlichkeit nicht immer frei von einſeitiger Anſchauung iſt der Oſtfrieſe F. Ch. Schloſſer aus Jever (1776–1861), deſſen Ergebniſſe ſein Schüler Kriegk aus Darmſtadt für einen weiteren Leſerkreiß bearbeitet hat. Ähnlich ſubjectiv und charaktervoll iſt Frd. Chph. Dahlmann aus Wismar (geb. 1785), der Geſchichtſchreiber u. a. Dänemarks und der engliſchen Revolution. Der allzufrüh geſtorbene Baier Kaſpar Zeuß hat ausgezeichnete Forſchungen über die Völkerkunde Europas, insbeſondere der Deutſchen und der Kelten, mit ſeltener Quellenkenntnis und Urtheilskraft angeſtellt; wir rühmten oben ſein Verdienſt um die Sprachen der Kelten. Als Kenner aller Richtungen des deutſchen Volkslebens nannten wir bereits J. Grimm. Auch der vorzugsweiſe

für Sittengeschichte mit heute noch frischem Geiste thätige W. Wachsmuth aus Hildesheim (geb 1784), Professor in Leipzig, nimmt die deutschen Stämme zum Hauptgegenstande; die deutschen und die romanischen der Thüringer Leop. Ranke aus Wiehe (geb. 1795); die deutsche Kaiserzeit K. H. L. Giesebrecht aus Mirow in Mecklenburg (1782–1832) und E. F. Souchay aus Frankfurt a. M., beide mit lebendigem Sinne für das Walten des Volksgeistes in allen seinen Zonen. G. H. Pertz aus Hannover (geb. 1795), J. Frd. Böhmer aus Frankfurt a. M. (1795–1863) u. A. sammelten die alten Quellen der deutschen Geschichte. G. Gervinus aus Darmstadt (geb. 1805) ist besonders durch seine Geschichte des 19. Jahrh., mehr noch durch seine literaturgeschichtlichen Leistungen bekannt. Gustav Freytag aus Kreuzburg in Schlesien (geb. 1816) gibt urkundliche Bilder aus dem deutschen Leben verschiedener Zeiträume in trefflicher Auswahl; er ist auch u. a. als Dramatiker bekannt. Philologischer und philosophischer Geschichtschreiber ist Jh. Gustav Droysen aus Treptow (geb. 1808). Die ganze alte Geschichte bearbeitete Max Wolfgang Duncker aus Berlin (geb. 1812); die des osmanischen Reiches in Europa Zinkeisen. Zu den bedeutenderen Bearbeitern der deutschen Geschichte in ihrer Beziehung zur neuesten Zeit gehören der Elsäßer L. Häusser, Professor in Heidelberg (geb. 1818), H. K. Ludolf v. Sybel aus Düsseldorf (geb. 1817), G. Waitz aus Flensburg (geb. 1819), nicht zu verwechseln mit dem tüchtigen Anthropo- und Ethno-logen zu Marburg Th. Waitz aus Gotha (geb. 1821), der leider im Mai d. J. starb, kurz nach der Erscheinung des 4. Bandes seines Meisterwerkes „Anthropologie der Naturvölker". Um bei der uns gebotenen Kürze nicht Namen auf Namen zu häufen, lassen wir lieber viele würdige Männer ungenannt.

Die Hülfswissenschaften der Geschichte berühren sich großentheils mit andern Gebieten, wie der Philologie und Alterthumsforschung, der Philosophie, Oekonomie (Staatshaushalt, Volks-, Land-wirthschaft u. s. w.), Religion (Kirchengeschichte), Rechtskunde, Mathematik, Geographie, welche wir einzeln verhandeln. Viele der vorgenannten Männer haben die Verschmelzung dieser Wissenschaften mit der Geschichte vollzogen. Wir geben hier nur noch flüchtige Winke.

Die Staatswiſſenſchaft, mit Einſchluſſe der Politik, als wiſſenſchaftliche Begründung des Gemeinwohls, namentlich nach klaſſiſchen Vorbildern, ſchritt ſeit dem 16. Jahrh. langſam vor. Ihre Anbauer finden wir unter Männern verſchiedenartigen Berufes, wie z. B. die Folgenden. Den Engländer Thomas Morus aus London (geb. um 1480, enthauptet 1535). Den idealiſtiſchen Philoſophen Thomas Campanella aus Stilo in Calabrien (1568–1639). Nic. de Macchiavelli (S. 531), und den vom entgegengeſetzten Standpunkte ausgehenden Spanier Diego de Saavedra y Faxardo aus Murcia (geſt. 1648), einen hochgebildeten Hiſtoriker, der auch „Idea de un principe cristiano“ ſchrieb. Den Reformator, Bürger und Helden Huldrych Zwingli aus Zürich, der für die Veredelung des bürgerlichen Lebens, zunächſt in ſeinem Vaterlande, thätig war. Den ſtarren Demokraten und Reformator Jean Chauvin (Calvinus) aus Noyon in der Picardie (1509–64), der vielleicht Mehr zerſtörte als aufbaute, und nach neueſten Forſchungen als ein Idealiſt in Robespierres Styl erſcheint, durch Andre und durch ſich ſelbſt vielfach betrogen. Die Engländer: Algernon Sidney aus London (um 1617–83), den redlichen Volksanwalt, der als Verbrecher hingerichtet wurde; den klaſſiſch gebildeten und ſchreibenden W. Temple aus London (1628–98); den berühmten Begründer der Erfahrungsphiloſophie John Locke aus Wrington (1632–1704), der auch über verfaſſungsmäßiges Staatsleben („on Government“) und über Kindererziehung ſchrieb. Auch einen C. L. v. Haller aus Bern (1768–1854), den „reſtaurierenden“ und hierariſchen Vergötterer der geſetzloſen Willkür, den ausgearteten Enkel des edeln und allſeitigen Albrecht v. Haller aus Bern (1708 bis 1777). An die Lehrer der Staatswiſſenſchaft ſchließen ſich auch die des Staatsrechtes an.

Staats- und Volks-wirthſchaft wurden lange Zeit nur praktiſch betrieben, und ihre Grundſätze blieben eine Geheimwiſſenſchaft der fürſtlichen Kabinette und Iſistempel. Dann bekämpften einander zwei Syſteme: das „merkantile“, deſſen Hauptziel der Geldreichthum der Länder iſt, und das „phyſiokratiſche“, das den Reichthum und Anbau des Bodens zum Zwecke hat. Auf beide führte der Niederſchotte Adam Smith (1723–90) ſeinen Grundbegriff der Arbeit

zurück, das Stichwort des modernen Fortschritts. Der vorhin erwähnte Hochschotte A. Ferguson gehört zu den, unter Germanen und Franzosen nicht seltenen, Philosophen und Historikern, welche die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft auf anthropologischem und ethischem Grunde festzustellen suchen. Deutsche Volkswirthschaftslehrer der neuesten Zeit sind u. A. K. H. Rau aus Erlangen (geb. 1792), Frd. List aus Reutlingen (1789–1846), W. Roscher aus Hannover (geb. 1817). Die deutsche Geschichte vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet neuerdings Max Wirth in Frankfurt a. M., der Sohn eines freisinnigen Geschichtschreibers.

Auch die Zeitrechnung ist ein oft gesondert behandelter Zweig der Geschichtswissenschaft. Wir nennen einige ihrer Vertreter, indem wir von den wichtigen, wenn auch mit Sage und Fabel gemischten Geschlechtsregistern absehen, die wir erst in neuerer Zeit aus Hieroglyphen, Keilschriften u. s. w. näher kennen lernen, sowie von den noch fabelhafteren der mittelalterlichen Chronisten und ebenso von den zuverlässigeren Annalen und Geschichtskalendern der Griechen und Römer; selbst von uralten eines hispanischen Volkes wird berichtet. Der berühmte Gründer der wissenschaftlichen Zeitrechnung, Eratosthenes, kommt unten bei den Astronomen zur Sprache; ebenso der Geo-, Ethno- und Chrono-graphe Klaudios Ptolemaeos, vermuthlich aus Ptolemais Hermiu (Ἑρμείου) in der aegyptischen Thebaide, der 150 n. C. zu Kanobos und zu Alexandria lebte, schrieb „handliche Zeitbestimmungen“ (πρόχειροι κανόνες) der assyrischen, medischen, persischen, griechischen und römischen Herrscher von Nabonassar bis auf Antoninus Pius. Sextus Jul. Africanus (222 n. C.), ein christlicher Syrer, stiftete die alexandrinische Zeitrechnung, die von der Weltschöpfung bis auf Christus 5501 Jahre zählt. Seine Chronographie legte bei der seinen zu Grunde Eusebios Pamphilu, Bischof zu Kaesária (Καισάρεια, Caesarea) in Kappadokien (starb 340). Dionysius Exiguus, Abt in Rom (starb vor 536), bereitete die christliche Aera vor, welche der o. genannte Angelsachse Beda (venerabilis) im Jahre 720 einführte.

Rechtswissenschaft.

In naher Beziehung zur Geschichte steht die Rechtskunde. Welche Schätze von Volks- und Sprach-alterthümern die Rechtsgeschichte bis zur Gegenwart enthält, ist namentlich durch J. Grimms auch auf diesem Gebiete so großartige Leistungen bekannt geworden. Mit den Formeln und Sinnbildern (Symbolen) des Rechtes verhält es sich ähnlich, wie mit den Resten alten Glaubens und Aberglaubens; sie dauern hier und da noch fort, aber in ihrer Ursache und eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstanden. Die Gegenwart, die mit Recht die innerlich hohl und leblos gewordenen Formen und Formeln gegen lebendige auszutauschen drängt, übergibt dafür der Wissenschaft die Verpflichtung, jene Reste desto sorgfältiger zu sammeln und ihre Geschichte zu durchforschen. Auch darinn gleichen sich bei den meisten christlichen Völkern die heimischen Alterthümer des Rechtes und des Glaubens: daß fremde Institutionen, das Christenthum und das römische Recht, nur noch Reste des volksthümlichen übrig ließen.

Überall ist die Rechtswissenschaft in ziemlich bestimmten Formen älter, als die Schrift; überdieß schrieben viele Gesetzgeber ihre Gesetze nicht unmittelbar nieder. Öfters sind sie zugleich Religionsstifter, die Bibeln Gesetzbücher, die Priester auch Ausleger des weltlichen Gesetzes. Der Hauptgesetzgeber der Inder war Manus (S. 282). Geschichtlicher Zeit angehören die Athener Drákôn (624 v. C.) und Sólôn (594 v. C.); der Lakedaemonier Lykurgos (um 820, nach Andern um 926 v. C.) steht schon in weniger bestimmter Ferne. In Rom theilt die Rechtskunde den Vorzug der Geschichtschreibung, in heimischem Boden und Volkscharakter zu wurzeln. Von dem ältesten königlichen und priesterlichen Recht wissen wir Wenig. Durch die Gegensätze zwischen Patriciern und Plebejern wurde 451 v. C. das Gesetz der 12 Tafeln hervorgerufen. Schon 234 v. C. hielt Tiberius Coruncanius, der erste plebejische Pontifex maximus, Vorträge über Rechtskunde. Im Kaiserreiche wurde sie namentlich seit Hadrianus als Wissenschaft vorgetragen, vorzüglich in Rom, dessen Schule bis 534 v. C. dauerte; später denn in Konstantinopel 425 – 1453

n. C. und in Berytos (ἡ Βηρυτός, Beirut in Syrien) 231–570. Die Verfügungen der Praetoren sammelte 131 n. C. Salvius Julianus („Edictum perpetuum"); Gajus schrieb 160 ein Lehrbuch des Civilrechts, das später Justinianus vorzugsweise benutzte. Einer der bekanntesten Juristen ist Domitius Ulpianus aus Tyros (starb 228 n. C.).

Im Mittelalter ist seit Theodosios II. (5. Jahrh.) und Justinianus (6. Jahrh.), diesem berühmten Gesetzgeber von vermuthlich slawischem Stamme, Griechenland der Hauptsitz der Rechtskunde, seit dem 12. Jahrh. Italien. Im neuen Königreiche Griechenland beginnt erst wieder selbständige Rechtskunde; der Thessaler Theóklitos Pharmakides aus Lárissa (geb. 1784?), ein Theologe, gab 1852 eine bemerkenswerthe kirchenstaatsrechtliche Schrift: „Περὶ ἀληθείας" für die Unabhängigkeit der hellenischen Kirche von dem Patriarchate zu Konstantinopel heraus. Auch die Germanen sind sehr früh für die Sammlung ihrer, noch weit früher vorhandenen, Volksgesetze und Rechtsgewohnheiten thätig, während sie in den früher römischen Provinzen das römische Recht fortgelten lassen und mitunter sich selbst ihm unterordnen, wie namentlich der große Gote Theodorich, der es sogar neu redigierte. Die Daten der wichtigsten Gesetzsammlungen sind folgende: 422 der salischen und ripuarischen Franken, 470–700 der Westgoten in Spanien, 496 der Alamannen, 500 der Bajuwaren (Baiern), 501–517 der Burgunder, 560–616 der Angelsachsen, 643 ff. der Langobarden, 827 durch Ansegis und 845 durch Benedictus Levita die „Capitularia" der fränkischen Könige. Die Abfassung, wie damals das Schriftenthum überhaupt, gieng meistentheils von Geistlichen aus. Das Kirchenrecht fand auch besondere Bearbeiter und Sammler, wie namentlich den als Chronolog schon erwähnten Abt Dionysius den Kleinen zu Rom 527 und den vielgelehrten Hispanier Isidorus von Hispalis (Sevilla).

Später dagegen, besonders seit dem 11. Jahrh., rief gerade die Rechtskunde die Laien zu wissenschaftlicher Thätigkeit auf und verband diese mit dem praktischen Leben. Der Rechtskunde, sammt der scholastischen Philosophie und der Heilkunde, verdanken viele Universitäten ihre Entstehung. Ihr Hauptsitz wurde jetzt Italien,

dort namentlich Bologna. Doch allmählich wurde nun auch in ganz Europa Gesetzgebung und Gerichtsverfassung besser geregelt, wie z. B. in Polen 1356 durch König Kasimir II. Deutschland hat, abgesehen von jenen Sammlungen in und nach der Völkerwanderung, vor dem 13. Jahrh. keine geschriebenen Gesetze. Nach und nach werden seine zahlreichen Landrechte, Municipalrechte und „Weisthümer" niedergeschrieben, der „Sachsenspiegel" nach 1216 zusammengestellt von Eiko v. Repchowe, Schöffen zu Salpke bei Magdeburg. England besitzt seit König Eduard I. 1272–1307 sein „common law". In Wales stellt der Kymrenkönig Hywel Dha (der Gute) die Landesgesetze zusammen (Cyfraith, Leges Wallicae).

Seit dem 16. Jahrh. wird Deutschland der Hauptsitz der, durch das Studium der Klassiker geförderten, Rechtswissenschaft. Das römische Recht wird im 16. Jahrh. fast nur auf französischen Hochschulen gelehrt, besonders in Bourges, im 17. in den Niederlanden, im 18. in Deutschland und mitunter auch in Italien wissenschaftlich betrieben. Das Kirchenrecht wird durch die Reformation in ein Schwanken gebracht, das heutzutage, trotz aller Concordate, Conventionen und Kirchentage, noch bedenklicher wird. Das Lehenrecht steht nicht fester. Das gesammte Staatsrecht, für welches die Schule J. Stephan Pütters in Göttingen (1725 bis 1807) wichtig ist, geht ebenfalls einer Krisis entgegen. Vielleicht am meisten hat das Kriminalrecht den Einfluß des Fortschritts in der Menschlichkeit und in den Naturwissenschaften mit Einschlusse der Seelenkunde erfahren.

Die Herstellung eines volksthümlich deutschen Rechtes ist heutzutage so ziemlich allgemeiner Zweck, jedoch auch hier die Grundsätze der Arbeiter verschieden und oft einander feindlich. Die streng und starr historische Schule will nur die Vergangenheit befragen, die wahrhaft geschichtliche aber mit und vor letzterer die Bedürfnisse und den Geist des Volkes in der Gegenwart. Der größte Kenner und Freund der deutschen Rechtsalterthümer, J. Grimm, verstand nicht minder den Pulsschlag des neuerwachsenden Volkes.

Wir nennen nur einige Chorführer aus der großen Zahl bedeutender deutscher Rechtslehrer der neueren Zeit. G. Hugo aus

Lörrach (1764 – 1844) war zunächſt Lehrer des römiſchen Rechtes in Göttingen. Staatsrecht lehrten u. A. Jh. Ldw. Klüber aus Thann (1762 – 1837), Beiſitzer des Wiener Congreſſes und Bearbeiter des deutſchen Bundesrechtes; der oben S. 536 genannte Pölitz; der preußiſche Staatsminiſter Jh. P. Frd. Ancillon aus Berlin (1767 – 1837) aus einer franzöſiſchen Schriftſtellerfamilie, urſprünglich Theologe, von dem bekannten Grundſatze ausgehend: Alles für, Nichts durch das Volk! In Heidelberg lehrten u. A. K. Sal. Zachariä v. Lingenthal aus Meiſſen (1769 – 1843); Anton Frd. Juſtus Thibaut aus Hameln (1772 – 1840), ein geiſtvoller Vorkämpfer der zeitgemäßen Geſetzgebung, zugleich ein begeiſterter Verehrer der älteren Muſik und des Volksgeſanges alter Nationen. Gleich geiſtvoll, aber in entgegengeſetzter Richtung wirkte Frd. K. v. Savigny aus Frankfurt a. M. (1779 – 1861). Der bedeutendſte Lehrer des Kriminalrechts war Paul Jh. Anſelm v. Feuerbach aus Jena (1775 – 1833); nächſt ihm K. Ldw. W. v. Grolmann aus Gießen (1773 – 1829). Zu den Reformatoren der Rechtswiſſenſchaft gehörte auch K. Frd. Eichhorn aus Jena (1781 – 1854), der ſein Lehramt eine Weile durch die Theilnahme an den letzten Feldzügen gegen Napoleon unterbrach.

Zu wechſelſeitiger Ergänzung verweiſen wir für die wiſſenſchaftliche Behandlung und das Schriftenthum der Rechtskunde auf unſern früheren Abſchnitt über den Rechtsbrauch; ebenſo bei den folgenden Äußerungen über die Theologie auf den Abſchnitt über die Religion; für Beides auf das vorhin über die Redekunſt Geſagte, ſowie auch auf das nachher Folgende über die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaft. Ueber das Verhältnis der Philoſophie zu den geiſtlichen Mächten haben wir uns auch ſchon früher kurz geäußert.

Glaubenswiſſenſchaft.

Die Theologie oder Gottesgelahrtheit in dem gewöhnlichen Sinne iſt keine Wiſſenſchaft, indem ſie dieſe vielmehr nur als Dienerin duldet („philosophia serva theologiae“ — dieß iſt ſie als ihre Lichtträgerin, nach Kants Auslegung) und den Glauben als

unbedingte Vorausſetzung in beſtimmten deiſtiſchen Formen dem Wiſſen gegenüberſtellt, das an ihm Nichts ändern darf. Sie geht ſogar noch weiter, indem ſie durch den Mund katholiſcher Kirchenfürſten ſelbſt die wiſſenſchaftliche Beweisführung für ihre Glaubensſätze für frevelhaft und religionsgefährlich erklärt; ganz folgerecht und zwar nicht vernünftig, aber doch verſtändig, weil das Unbedingte nicht erſt durch einen Beweis bedingt werden darf, und weil es, einmal in Frage geſtellt, der antwortenden Wiſſenſchaft auch das Recht der Verneinung zugeſtehn muß. Viel unlogiſcher verfährt ſie, wann ſie ſich als Prädikat der Wiſſenſchaft zugeſellt, und in der neuerſchaffenen confeſſionellen, wie z. B. chriſtlichen und gar „katholiſchen“ Wiſſenſchaft das Adjectiv zum Herrn des Subſtantivs macht, eine Transſubſtantiation, die für beide Theile die ſchlimmſten Folgen haben muß.

Darum kann aber doch die Theologie, gleichſam als Glaubenswiſſenſchaft, der Wiſſenſchaft die ſyſtematiſche Form entlehnen, wie jeder andre Complex oder irgendwie zuſammenhangende Kreiß von Gedanken, Sätzen oder Thatſachen. Dieß that ſie denn auch, ſoweit die Geſchichte reicht; gewöhnlich aber erſt, wann die Volksreligion entweder im Volke ſelbſt abſtarb, oder durch die gebildeteren Schichten deſſelben nicht mehr in der urſprünglichen Einfachheit aufgefaßt und empfunden wurde. Dichter und Prieſter erheben oder erniedrigen dann die alten Symbole der Naturkräfte zu den menſchlichen Göttergeſtalten der Mythologie; und hintendrein ſuchen denn rationaliſtiſche Erklärer in dieſen oft mit Unrecht vergötterte Menſchen, die wirklich einmal gelebt haben.

Wiſſenſchaftlicher und dauerhafter geſtalten ſich die religiöſen Syſteme, wann ſie nicht ſowohl den dogmatiſchen als den ethiſchen Inhalt der Religionen zum Gegenſtande haben, d. h. wann ſie weder den „Glauben“ noch die „guten Werke“ und die Formen der Gottesverehrung, ſondern die Sittengeſetze als den Kern der Religion anſehn, und dieſe zu einer wiſſenſchaftlichen Sittenlehre geſtalten. Da aber die religiöſe Sittenlehre, zum Unterſchiede von der philoſophiſchen, die ſich auf die ideale Nothwendigkeit des Guten, noch mehr von der anthropologiſchen, die ſich auf die Kräfte und Forderungen der Menſchennatur gründet (der kleinbürgerlichen Zweckmäßigkeitsmoral zu geſchweigen) — da die religiöſe Sittenlehre in einem mehr und

minder persönlichen und außerweltlichen Gott und in den Geboten seiner Sendboten wurzelt: so tritt sie gewöhnlich in Verbindung mit der Glaubenslehre (Dogmatik), der Religionsgeschichte und den Cultusgeboten auf. Am wenigsten geschah dieß wohl bei Griechen und Römern, deren Mythologie nicht immer den Gläubigen gute Sittenvorbilder gewährte; mehr bei den Brahmanen, noch mehr bei den Buddhisten und den Jüngern Zaratustras (Zoroasters), und am meisten bei den Juden und den Christen. In neuester Zeit dagegen, in welcher die Religion durch die Dogmatik zu Grunde zu gehn droht, sucht sie sich als reinste und wärmste Sittenlehre von dieser zu emancipieren und verjüngte Lebenskraft zu gewinnen, am meisten bei den germanischen Stämmen.

Unter den Griechen kann Hesiodos (s. oben S. 379. 499.) als einer der ersten und ältesten Theologen gelten. Erst die späte und nicht mehr glaubige Zeit der Alexandriner sammelte, ordnete und deutete die alten Mythen mit größerem Fleiße. Von diesen schrieben als von „unglaublichen Dingen" (περὶ ἀπίστων) um 320 v. C. Palaephatos aus Athen und Heraklides aus Pontos oder vielleicht ein Grammatiker Heraklitos (Ἡράκλειτος). Später allegorisierte der Byzantiner Phurnutos (Annaeus Cornutus) die „Natur der Götter" (Θεωρία περὶ τῆς τῶν θεῶν φύσεως). Dagegen ist das Werk des in Athen und Alexandria im 4. Jahrh. n. C. lebenden Platonikers Sallustius über Götter und Welt (περὶ θεῶν καὶ κόσμου) mehr philosophisch, als theologisch. Merkwürdig ist eine chronologische Geschichte der Götter und Heroen vor dem troischen Kriege von dem Athener Apollódóros (um 145 v. C.), deren größter Theil leider verloren ist. Im stärksten Gegensatze zu dieser geschichtlichen Götterkunde steht die volle Blüte der Romantik in den schon erwähnten „Verwandelungen" des Römers Ovidius, welche allbekannte Gestalten und Mythen dichterisch verschönen.

Die christlichen Theologen des alexandrinisch-römischen Zeitraums, die sogenannten Kirchenväter, sind großentheils in Afrika zu Hause. Sie schrieben in griechischer und in lateinischer Sprache. In Alexandria lebten im 2–3. Jahrh. Klemens und sein geistvoller und selbständiger Schüler Origénes. Bischof daselbst war der

ſcharfſinnige aber wenig gelehrte Athanaſios (geſt. 373), deſſen wechſelvolles Leben die traurigen Kämpfe der chriſtlichen Glaubensparteien gegen einander abſpiegelt. Ein unter ſeinem Namen umlaufendes Glaubensbekenntnis iſt nicht ſein Werk. Sein Gegner Arios (Ἄρειος), welcher vernünftig genug Chriſtus Vergötterung ermäßigte, war Presbyter ebenfalls in Alexandria. Karthager des 2–3. Jahrh. waren: Q. Sept. Florens Tertullianus (geb. um 160), ein origineller Schriftſteller und Styliſt, der ſeine ausſchweifende Jugend ſpäter durch deſto größere Strenge ſühnte. Er ſtellte das berüchtigte „Credo quia absurdum est“ auf, den Glauben an das Unvernünftige als Solches, alſo den Gegenſatz des Glaubens zur Vernunft; vielleicht eine Folge des Stoicismus, zu welchem er ſich vor ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum bekannt hatte. Sodann der kräftige und einſichtige Thascius Caec. Cyprianus, der Gegner des Papſtthums, der 258 als Märtyrer ſtarb; ſeine Briefe ſind auch dem Alterthumsforſcher wichtig. Aur. Auguſtinus aus Tagaſte in Afrika (350–430) reiſte ebenfalls durch eine ausſchweifende Jugend zur Bekehrung; ſein Vater war Heide, ſeine Mutter bereits Chriſtin. Er ſtudierte in Karthago, lebte dann in Rom und Mailand und wurde Biſchof zu Hippon in Afrika. Er war beredt und begabt, aber vorurtheilsvoll. Zwar führte er bereits in ſeinem Hauſe mit andern Geiſtlichen eine Art Ordenslebens, aber der nach ihm benannte Orden wurde erſt im 13. Jahrh. geſtiftet. In Afrika, Syrien, Italien und Gallien lebte Luc. Coelius (oder Caecilius) Lactantius Firmianus (3–4. Jahrh.), als guter Styliſt „der chriſtliche Cicero“ genannt.

Der Syrer oder Grieche Joannes aus Antiochia (354–407) wurde nach einem Leben voll abenteuerlicher Schickſale, die ihn im ganzen Oſtrömerreiche umhertrieben, wegen ſeiner Beredtſamkeit „Chryſóſtomos“ (Goldmund) genannt. Sein heidniſcher Namens- und Kunſt-genoſſe aus Pruſa lebte um 100 n. C. Drei Theologen des Namens Kýrillos ſind zu unterſcheiden: im 4. Jahrh. zu Jeruſalem, im 5. Jahrh. zu Alexandria, und im 9. Jahrh. der Slawenbekehrer aus Theſſalonike. Der Palaeſtiner Euſebios (geſt. 340), Pamphilu zubenamt wegen ſeiner Freundſchaft mit dem Presbyter Pámphilos zu Kaiſáreia in Palaeſtina, wo er Biſchof wurde,

hatte in Aegypten platonische Philosophie studiert. Er schrieb eine werthvolle Kirchengeschichte (Chronikon), die uns nur in Bruchstücken einer lateinischen Übersetzung erhalten ist. Sein beredter Namens- und Zeit-genosse (gest. 360) war Bischof von Émesa in Syrien. In syrischer und griechischer Sprache schrieb und dichtete der asketische Syrer Ephraem aus Nisibis, Diakon zu Edessa (gest. 379). Epiphanios hießen zwei kirchliche Schriftsteller: im 4. Jahrh. ein Bischof zu Salamin auf Kypros, und ein anderer im 6. Jahrh. Aus Stridon in Dalmatien stammte der berühmte Hierónymos (4–5. Jahrh.), der nach einer flotten, jedoch nicht ausschweifenden Jugend sich zum Christenthum bekehrte und dieses später namentlich feingebildeten Frauen auslegte. Eine derselben begleitete ihn nach Palaestina und half ihm mit ihren Schätzen ein Kloster bei Bethlehem gründen, in welchem er 420 starb. Er hatte in Rom, Aquileja, Gallien, Kleinasien, Syrien (in der Wüste bei Chalkis), Antiochia, Jerusalem, Konstantinopel gelebt. Seine bedeutenden Verdienste werden durch seinen Fanatismus getrübt.

Einer der edelsten und vernünftigsten, und deßhalb verketzerten Theologen war der britonische Mönch Pelagius, der Zeuge des schon im 4–5. Jahrh. bei seinen Landsleuten eingeführten Christenthums, der einen Theil Europas und Asiens durchwanderte und 420 in Jerusalem starb. Er bekämpfte namentlich die durch Tertullianus und Augustinus erfundene Lehre von der Erbsünde und von der Versöhnung des, über das von ihm selbst zugelassene Übel zürnenden, Gottes durch das blutige Opfer seines unschuldigen Sohnes — die Verzerrung einfacher und wahrer Vorgänge. Der Gallier Ambrosius, heidnischer Statthalter und darnach christlicher Bischof zu Mailand (gest. 397) schrieb in lateinischer Sprache gute Reden, Briefe, ethische Schriften und Gedichte. Er förderte auch den Kirchengesang (s. u. Geschichte der Tonkunst), verfaßte aber nicht den „ambrosianischen" Lobgesang. Seine hierarchische Kraft zeigte sich in guten und schlimmen Richtungen, wie bei seinem Schüler Augustinus. Der Hauptstifter des griechischen Mönchsthums war Basilios „der Heilige und Große" (329 bis 379) aus Neu-Kaisareia in Kappadokien, ein guter Redner und Stylist. Mit ihm verbündeten sich zu klösterlich beschaulichem Leben

Mutter und Schweſter, ſowie Gregorios, Biſchof von Nazianzos in Kappadokien (geſt. 391), welcher Reden, Briefe und Gedichte ſchrieb. Dichter waren auch die hiſpaniſchen Geiſtlichen des 4. Jahrh. C. Vettius Aquilinius Juvencus und Aur. Prudentius Clemens.

Dieſe keineswegs vollſtändige Skizze der Wiſſenſchaft der älteren chriſtlichen Theologen zeichnet ihre Ausdehnung nach Inhalt und ethnologiſcher Bedeutung, zum Theile auch nach den Beweggründen. Die bei Mehreren hervortretende Buße und Sühne eines verfahrenen und verſchwendeten Lebens durch ein beſchauliches eifriges und oft eiferndes im Dienſte des neuen rettenden Glaubens entſpricht einigermaßen dem allgemeinen Drange einer haltlos gewordenen, theils in Unglück theils in Unſittlichkeit und ſinnloſem Sinnenleben verſunkenen Zeit nach einem Rettungsporte. Die edelſten Bekehrten gaben opferfreudig das Leben in der Welt und im Körper für das geiſtige in Einſamkeit und Verbannung und im jenſeitigen Himmel des Chriſtenthums hin. Bei den kraftloſen Naturen aber verzerrte ſich dieſer Sprung ohne geſunde Übergänge zur verdienſtloſen Verhimmelung nach ſelbſtverſchuldetem Katzenjammer.

Die chriſtliche Dogmatik gewann unter den Griechen des Byzantinerreiches eine dämoniſche Gewalt, deren Mitſchuld an der Zerrüttung des Reiches bekannt iſt. Am ſchwächſten iſt bei ihnen wie bei den Abendländern des früheren Mittelalters in der theologiſchen Literatur die Sittenlehre vertreten. Auch mit dem Gehalte der Bibelauslegung iſt dieſe Zeit ſchlecht beſtellt. Die bekannteſte ihrer Früchte iſt die, von Hieronymos gegründete, lateiniſche Bibelüberſetzung „Vulgata“, deren Anſehen das der Urſchrift bei den römiſchen Katholiken überwiegt. Viel wichtiger ſind die alten ſyriſchen Überſetzungen.

Es genügt, den Koran und ſeine zahlreichen Ausleger zu erwähnen. Die Berührungen des chriſtlichen Abendlandes mit dem mohammedaniſchen Oſten in den Kreuzzügen brachten, unter vielen andern neuen Anregungen, den Rationalismus in den Weſten, ſoweit man durch Dialektik die Kirchenlehre zu ſtützen ſuchte. Schon damals aber trat dieſen dienſtfertigen Dialektikern die Orthodoxie entgegen, beſonders in der Geſtalt des Ciſtercienſers Bernhard v. Clairvaux aus

Fontaine bei Dijon (1091—1153), der das Orakel seiner Zeit war. Andre theologische Erscheinungen dieses Zeitraums werden wir bei der Philosophie berühren.

Im 13—15. Jahrh. steht die stark vertretene Theologie größtentheils ebenso kindisch wie fanatisch dem Glauben und der Einsicht des Volkes entgegen. Die Vernünftigeren werden als Ketzer verfolgt, ebendadurch aber bisweilen selbst zu schwärmerischen Theologen. Die Bibel wird als geheiligte Waffe gegen die päpstliche Allmacht dem Volke in seiner Sprache in die Hand gegeben. In England thut dieß Jh. Wicliffe (Wiclef; gest. 1384). Bis zum Jahre 1500 erschien die Bibel bereits in zahlreichen Übersetzungen ins Hochdeutsche (mindestens 12 Ausgaben), Niedersächsische, Niederländische, Italienische, Provenzalische (Limosinische), Böhmische, bevor Luther mit seiner kraftvollen und erfolgreichen Übersetzung auftrat. Die „British and Foreign Bible Society“ (vgl. Brown, History of the Br. etc.) fand ihren Beginn unter den lehrbedürftigen Kymren in Wales durch den Geistlichen Thomas Charles, und ihre bestimmte Gründung in London im Jahre 1804. Um Entdeckung und Herausgabe der ältesten Handschriften der Bibel verdient machten sich in unserer Zeit der S. 515 erwähnte Italiener Majo und noch weit mehr der Deutsche C. Tischendorf, durch die russische Regierung unterstützt.

Seit der Reformation haben die germanischen Anhänger derselben Unendliches, Großes wie Kleines, in der Theologie geleistet, vorzüglich die Deutschen in engerem Sinne. Unter ihren Theologen des 18—19. Jahrh. nennen wir hier nur einige wenige. Wiederholt J. Gfrd. Herder und E. D. Fr. Schleiermacher. Den Schwaben H. Eb. Gottlob Paulus aus Leonberg (1761—1851), den Hauptvertreter des früheren Rationalismus. Den edeln und freisinnigen, deßhalb jetzt noch im Grabe von frechen Fanatikern seiner (der römisch-katholischen) Kirche geschmähten, Ign. H. v. Wessenberg aus Dresden (1774—1860), der auch dichterische Versuche machte. Mehrere andere nannten wir bei der Redekunst. Dort, wie bei den Abschnitten von der Religion und der Philosophie, ist überhaupt die Ergänzung des vorliegenden zu suchen. Zur Seite lassen wir die noch in voller

Strömung begriffenen Bewegungen auf den Gebieten der Religionsgeschichte, insbesondere der Bibelkritik, wie auf dem der Befreiung der Religion von dem Kirchenthum im besonderen und im allgemeinen — Bewegungen, die mit langsam zunehmenden Verneinungen begannen, um erst in dem neu heranwachsenden Geschlechte die neue Bejahung, die Klarheit der positiven Erkenntnis reifen zu lassen. Die gewichtigsten giengen, wie die Reformation, deren Folgerungen sie sind, von Deutschen aus. Ohne Paulus, David Strauß aus Ludwigsburg (geb. 1808) und seine Nachfolger Ldw. Feuerbach (geb. 1804), den Sohn des Kriminalisten (S. 544), und Bruno Bauer aus dem Herzogth. Altenburg (geb. 1809) würde der Franzose Renan noch nicht aufgetreten sein.

Weltweisheit.

Wir treten in ein anderes und freieres Gebiet über, das gleichwohl auch seine Fanatiker hat: in das der Philosophie oder Weltweisheit, über welches wir uns oben S. 500 ff. kurz aussprachen.

Die Weltweisheit ist eigentlich so wenig, wie jede andere Weisheit, ein besonderes Fach, obgleich aristokratische Philosophen für sie sogar ein besonderes, nur bei höheren Menschenklassen anzutreffendes, Organ annehmen — ähnlich, wie auch die Annahme eines besonderen, von anderartiger Überzeugung verschiedenen, religiösen Glaubens ein entsprechendes Organ für denselben voraussetzt. Freilich aber bedarf die Philosophie, als die Erkenntnis des Wesens der Dinge und der zusammenhangenden Gliederung in der körperlichen und geistigen Welt, einer bedeutenden Zahl einzelner Beobachtungen und Kenntnisse, und zugleich einer scharfen und geübten Denkkraft, um diesen gesammelten Stoff nach seinem Grundwesen zu ordnen. Dazu gehört, auch für den begabtesten Menschen, viel Muße, innere und äußere Ungestörtheit, Unabhängigkeit in jeder Beziehung. Jeder Mensch ist verpflichtet, nach Kräften zu philosophieren, d. h. also über die Natur und den Zusammenhang aller Dinge nachzudenken; da aber den meisten Menschen die eben erwähnten äußeren Bedingungen für dieses Nachdenken spärlich zugemessen sind, so sollen die

Fontaine bei Dijon (1091–1153), der das Orakel ſeiner Zeit war. Andre theologiſche Erſcheinungen dieſes Zeitraums werden wir bei der Philoſophie berühren.

Im 13–15. Jahrh. ſteht die ſtark vertretene Theologie größtentheils ebenſo kindiſch wie fanatiſch dem Glauben und der Einſicht des Volkes entgegen. Die Vernünftigeren werden als Ketzer verfolgt, ebendadurch aber bisweilen ſelbſt zu ſchwärmeriſchen Theologen. Die Bibel wird als geheiligte Waffe gegen die päpſtliche Allmacht dem Volke in ſeiner Sprache in die Hand gegeben. In England thut dieß Joh. Wicliffe (Wiclef; geſt. 1384). Bis zum Jahre 1500 erſchien die Bibel bereits in zahlreichen Überſetzungen ins Hochdeutſche (mindeſtens 12 Ausgaben), Niederſächſiſche, Niederländiſche, Italieniſche, Provenzaliſche (Limoſiniſche), Böhmiſche, bevor Luther mit ſeiner kraftvollen und erfolgreichen Überſetzung auftrat. Die „British and Foreign Bible Society“ (vgl. Brown, History of the Br. etc.) fand ihren Beginn unter den lehrbedürftigen Kymren in Wales durch den Geiſtlichen Thomas Charles, und ihre beſtimmte Gründung in London im Jahre 1804. Um Entdeckung und Herausgabe der älteſten Handſchriften der Bibel verdient machten ſich in unſerer Zeit der S. 515 erwähnte Italiener Majo und noch weit mehr der Deutſche C. Tiſchendorf, durch die ruſſiſche Regierung unterſtützt.

Seit der Reformation haben die germaniſchen Anhänger derſelben Unendliches, Großes wie Kleines, in der Theologie geleiſtet, vorzüglich die Deutſchen in engerem Sinne. Unter ihren Theologen des 18–19. Jahrh. nennen wir hier nur einige wenige. Wiederholt J. Gfrd. Herder und E. D. Fr. Schleiermacher. Den Schwaben H. Eb. Gottlob Paulus aus Leonberg (1761–1851), den Hauptvertreter des früheren Rationalismus. Den edeln und freiſinnigen, deſſhalb jetzt noch im Grabe von frechen Fanatikern ſeiner (der römiſch-katholiſchen) Kirche geſchmähten, Ign. H. v. Weſſenberg aus Dresden (1774–1860), der auch dichteriſche Verſuche machte. Mehrere andere nannten wir bei der Redekunſt. Dort, wie bei den Abſchnitten von der Religion und der Philoſophie, iſt überhaupt die Ergänzung des vorliegenden zu ſuchen. Zur Seite laſſen wir die noch in voller

Strömung begriffenen Bewegungen auf den Gebieten der Religionsgeschichte, insbesondere der Bibelkritik, wie auf dem der Befreiung der Religion von dem Kirchenthum im besonderen und im allgemeinen — Bewegungen, die mit langsam zunehmenden Verneinungen begannen, um erst in dem neu heranwachsenden Geschlechte die neue Bejahung, die Klarheit der positiven Erkenntnis reifen zu lassen. Die gewichtigsten giengen, wie die Reformation, deren Folgerungen sie sind, von Deutschen aus. Ohne Paulus, David Strauß aus Ludwigsburg (geb. 1808) und seine Nachfolger Ldw. Feuerbach (geb. 1804), den Sohn des Kriminalisten (S. 544), und Bruno Bauer aus dem Herzogth. Altenburg (geb. 1809) würde der Franzose Renan noch nicht aufgetreten sein.

Weltweisheit.

Wir treten in ein anderes und freieres Gebiet über, das gleichwohl auch seine Fanatiker hat: in das der Philosophie oder Weltweisheit, über welches wir uns oben S. 500 ff. kurz aussprachen.

Die Weltweisheit ist eigentlich so wenig, wie jede andere Weisheit, ein besonderes Fach, obgleich aristokratische Philosophen für sie sogar ein besonderes, nur bei höheren Menschenklassen anzutreffendes, Organ annehmen — ähnlich, wie auch die Annahme eines besonderen, von anderartiger Überzeugung verschiedenen, religiösen Glaubens ein entsprechendes Organ für denselben voraussetzt. Freilich aber bedarf die Philosophie, als die Erkenntnis des Wesens der Dinge und der zusammenhangenden Gliederung in der körperlichen und geistigen Welt, einer bedeutenden Zahl einzelner Beobachtungen und Kenntnisse, und zugleich einer scharfen und geübten Denkkraft, um diesen gesammelten Stoff nach seinem Grundwesen zu ordnen. Dazu gehört, auch für den begabtesten Menschen, viel Muße, innere und äußere Ungestörtheit, Unabhängigkeit in jeder Beziehung. Jeder Mensch ist verpflichtet, nach Kräften zu philosophieren, d. h. also über die Natur und den Zusammenhang aller Dinge nachzudenken; da aber den meisten Menschen die eben erwähnten äußeren Bedingungen für dieses Nachdenken spärlich zugemessen sind, so sollen die

mit denselben besser Bedachten sich um so stärker verpflichtet fühlen — wenn sie sich anders dazu befähigt und berufen halten —, den besten Theil ihrer Kraft und Zeit dieser Forschung zu widmen und die Lehrer der Übrigen zu werden.

So wird die Weltweisheit, die, als das Wissen und die Lehre von dem organischen Zusammenhange, den Urgründen und Gesetzen aller Lebenserscheinungen, eigentlich nichts Anders ist, als die wahre Religion: so wird sie zu einer besonderen Wissenschaft, und für ihre Jünger zu einem besonderen Berufe. Die Frucht dieses Berufes ist die philosophische Literatur, die indessen, wie die Philosophie selbst, oft in engster Verbindung mit den Rubriken der einzelnen Gegenstände und Wissenskreiße auftritt, über welche philosophiert wird. So ist z. B. die „Philosophie der Geschichte, der Sprache, der Rechtswissenschaft" u. s. w. unter je zweien Rubriken einzuordnen, und wird überdieß jede gute Darstellung dieser einzelnen Theorien durchdringen. Wir haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die lange und häufig als sogenannte reine Philosophie, als „rein" geistige Theorien und Denkfrüchte, aufgestellten Wissenschaften der Metaphysik und der Psychologie durch die gegenwärtige Weltanschauung in die umfassenderen Kreiße der Naturwissenschaften hereingezogen werden, wie der Geist selbst aus seinem Exil außerhalb der Natur befreit wurde.

Wir dürfen nicht allzu stolz auf diese Befreiung sein, weil die Alten dieser That gar nicht bedurften, weil namentlich schon die ältesten griechischen Philosophen zugleich oder vorerst Naturforscher waren. Eher erwarben sie sich das umgekehrte Verdienst: den Geist in der äußeren Natur, die Kraft in dem Stoffe zu entdecken, und in den geistigen Vorgängen deren Gesetze, wie denn besonders in den Vorgängen des Denkens überhaupt die unabänderlichen Regeln desselben: die Logik, die einzige rein geistige Wissenschaft. Es konnte dabei bereits damals geschehen, daß man den entdeckten Geist ganz von der Materie emancipierte, also das Geistige in der Welt und in den Einzelwesen als ein besonderes Urwesen betrachtete.

So ungefähr verfuhr der, zu den sieben Weisen Griechenlands gehörende, Urheber der ionischen Naturphilosophie, Thales aus Milêtos in Kleinasien (600 v. C.), ein durch mathematische und

aſtronomiſche Studien und durch Reiſen vielſeitig gebildeter Forſcher, welcher das Waſſer als Urſtoff und das Daſein einer ſelbſtthätigen Seelenkraft annahm. Dagegen ſuchte ſein Landsmann Anaximénes (520) den Urſtoff in der Luft, während deſſen Landsmann und Lehrer, Thales Schüler, Anaximandros ſchon das Abſolute, das nach Zeit und Raum Unendliche gelehrt haben ſoll. Heráklitos (Ἡράκλειτος) aus Epheſos (500) hielt das Feuer für die Urkraft der Natur und lehrte die Ewigkeit der Weltgeſetze (den ſog. Determinismus).

Wir dürfen hier aus der ſo intereſſanten Geſchichte der Philoſophie nur das, zunächſt in ethnologiſcher Hinſicht, Wichtigſte hervorheben. Nicht bloß die Griechen, ſondern wohl alle Völker beginnen ihre Philoſophie kühn genug mit dem Urſprung der Welt, den ſie mit gleicher Wißbegier und noch ſtärkerer Phantaſie, als die neueſten Naturphiloſophen, zu erklären ſuchen. Deſſhalb ſind die erſten philoſophiſchen Dogmen zugleich kosmogoniſche, theo- und mytho-logiſche, in der alten Welt wie in der neuen bei den Rothhäuten. Die Bewohner beider ſind doch immer die Bewohner dieſes einen Weltkörpers und bauen aus ähnlichen Faktoren ähnliche Syſteme auf. Wo darneben geſchichtliche Mittheilung und Wanderung der Vorſtellungen ſtattfand, hat beſonnene Forſchung zu entſcheiden.

Pott („Anti-Kaulen“ 68 ff.) ſagt u. a.: „Der Inder, wie der Grieche, weiß von einem „„Weltei““ (brahmâṇḍa, Brahma-Ei), das in zwei Hälften getheilt mit der einen den, gleich einer Eierſchale gewölbten, Himmel über, mit der andern die Erde unter uns bildet.“ Dazu gibt er ähnliche Bilder andrer aſiatiſcher und ſelbſt afrikaniſcher Völker. Uralt ſind auch die, in der neueren Philoſophie ſo oft auftretenden, Gegenſätze des Materialismus und des Spiritualismus. Den Einen erſcheint der Stoff (materia, ὕλη) weſentlich und ewig, den Andern nur als Schöpfung der ſubjectiven Anſchauung, als weſenloſer Schein und deſſhalb als Täuſchung, die mâyâ der Inder, zu welcher am Ende auch das Daſein des Anſchauenden ſelbſt gehört. Weſen hat allein Brahman, er iſt die Welt, die uns nur zu ſein ſcheint; aber — ſagt die folgerechte Allverneinung — auch er oder es (brahman männlich als perſönliches Weſen, ſächlich als körperloſe Gottheit und als Urgrund, ſ. Bopps Gloſſar) ſtellt ſich,

selbst durch die eigene mâyâ getäuscht, sich in Weltgestalt vor! Andere indische Systeme nehmen einen mehr und minder ursprünglichen und ewigen Stoff an, aus welchem durch die Thätigkeit des Schöpfers die Welt wird — „aus Nichts", sagt wiederum die Folgerichtigkeit um jeden Preis von Osten bis Westen, und schafft sich einen Gott ohne Welt, vor und außer ihr.

Einige Menschenalter nach Thales stiftete der Welt- und Menschenkenner Pythagóras aus Samos (über 50 Männer dieses Namens waren einst bekannt), welcher Kleinasien, Phoenikien, Aegypten, selbst die Chaldaeer und die (vielgenannten und doch nicht gekannten) indischen Gymnosophisten besucht haben soll, in Großgriechenland die italische Schule. Er hat Vieles mit den großen Religionsstiftern gemein, wie namentlich die unbedingte Geltung seines Wortes („αὐτὸς ἔφα!") bei seinen Anhängern, die einen streng gegliederten Orden bildeten; zugleich denn den mystischen und mythischen Nebel, der sich um seine Lehre und seine Person legte. Es war der Erste, der sich selbst φιλόσοφος d. h. Weisheitsfreund nannte.

Die von Xenophánes aus Kolophón im ionischen Kleinasien (um 500 v. C.) und nächst ihm von den Eleaten Parmenides und seinem Schüler Zenon (Ζήνων) u. A. ebenfalls in Großgriechenland in der phokäischen Kolonie Eléa (lat. Velia) gestiftete eleatische Schule lehrte die Einheit der Welt und stellte den Täuschungen der bloßen Erfahrung die reine Vernunft entgegen. Aus ihr entwickelte sich in der sogenannten neu-eleatischen Schule durch unabhängige Naturforschung eine unserer heutigen Weltanschauung am nächsten verwandte, die man „materialistisch und atheistisch" schalt, auch die atomistische oder mechanische nannte. Sie erklärte die Natur, mit Einschlusse des Geistes, aus sich selbst; alles Entstehn und Vergehn war ihr Verbindung und Trennung der Atome (ἄτομον, der untheilbare Grundstoff). Zu ihr gehörte namentlich Leúkippos aus Elea oder aus Abdera, Zenons Schüler, der, im Gegensatze zu seinen Vorgängern, die Erfahrungswelt als die thatsächlich wahre annahm und die Natur aus ihr selbst erklären wollte, weshalb er als Begründer der Naturwissenschaft genannt wird. Sodann sein Schüler, der scharfsinnige und viel erfahrene Physiker Demókritos aus Abdera

(ſtarb 404 v. C.). Anaxagóras aus Klazoménae in Kleinaſien (500–425) ſetzte dem materialiſtiſchen Atheismus der Eleaten den ſpiritualiſtiſchen Theismus, die Annahme eines rein geiſtigen außerweltlichen Gottes oder Vernunftgeiſtes (νοῦς) entgegen, wurde aber wegen dieſes Monotheismus als Religionsfeind aus Athen verjagt, wo er lange gelehrt hatte. Ein ſchwereres Martyrium, den Tod nämlich, erlitten mehrere Sophiſten, welche die Erſchaffung der Götter durch menſchliche Phantaſie und Willkür zur Erklärung der Naturerſcheinungen und zur klugen Stützung der Geſetze behauptet hatten, und endlich der große Sokrates. Mit den Götterdämmerungen beginnen überall auch die Ketzergerichte. Intereſſante Einzelheiten über die Kritiker und Angreifer, die Vertheidiger und Rächer der alten Götter in Griechenland hat F. Blanchet in ſeiner Diſſertation „De Aristophane Euripidis censore“ Straßburg 1855 S. 35 ff. 42. 57 ff. zuſammengeſtellt.

Die theologiſchen Verfolgungen der Philoſophen in Athen fallen in den glorreichſten Zeitraum griechiſcher Bildung, der nach den Perſerkriegen durch den geiſtvollen Perikles (444) eingeleitet wurde. Der bis auf den heutigen Tag ſo verrufene Name des Sophiſten (σοφιστής) iſt urſprünglich ſynonym mit σοφός, weiſe, erfahren, lebenskling überhaupt und bezeichnete ſogar die 7 Weiſen und Pythagoras, ſodann die honorierten Lehrer der Philoſophie und der Beredtſamkeit zu Athen und ſelbſt die Redner, namentlich als Schriftſteller; ganz ſpät auch den proſaiſchen Stylmeiſter überhaupt. Die Schuld vieler Sophiſten, welche zwar immer das philoſophiſche Studium förderten, aber ſtatt der Wahrheit nur ihren Schein, ſtatt der Überzeugung nur die Überredung zum Ziele hatten, gab ſeit Sokrates Zeit jener Benennung die ſchlimme Bedeutung. Gegen dieſe, zum Theile aus Sicilien ſtammenden, Sophiſten trat der ſtreng ſittliche und gottgläubige Athener Sokrátes (geb. 469) auf, deſſen Lehrkern die eigentliche Seligkeit war, die Verſchmelzung der Zufriedenheit, des Glückes mit der Sittlichkeit. Wie Chriſtus, hinterließ er keine eigenen Schriften, und nur ſeine zahlreichen Schüler und Anhänger bewahrten ſeine Worte auf.

Die kyniſche (vulgo „zinische“), von dem Athener Antiſthénes (404) und von ſeinem Schüler, dem allbekannten Sonderling Diogénes aus Sinópe am ſchwarzen Meere (414–324), geſtiftete Schule hatte

diesen Namen von letzterem, der den Spitznamen κύων (Hund) hatte. Mit diesem mischte sich der alte Name „das Kynósarges", den das Gymnasium trug, in welchem Antisthenes lehrte. Diese Schule, aus welcher die stoische hervorgieng, führte die sokratische Glückseligkeit auf ein Minimum leiblicher und selbst geistiger Genüsse zurück, also auf die gröste Genügsamkeit. Im Gegensatze zu ihr stand die Vorgängerin der epikuräischen Schule, die nach ihrem Stifter Aristippos aus Kyrene in Libyen (404) — welchen Wieland zum Gegenstande eines didaktischen Romans gemacht hat — die kyrenaische hieß, oder auch die hedonische nach ihrem Grundprincipe, der ἡδονή, dem Wohlgefühl; oder vielmehr hießen ihre Bekenner ἡδονικοί, Vergnüglinge. Aristippos war ebenfalls Sokrates Schüler, setzte aber nach seiner Individualität und Erziehung dessen Glückseligkeit in ein sinnlich-geistiges Genußleben, wie dagegen Antisthenes in einem entbehrungsvollen Leben zum Kyniker erwachsen war.

Der genialste von Sokrates Schülern war Platon aus Athen (427 oder 429–348), welcher der göttliche (ὁ θεῖος) genannt wurde und ebenso reich an ästhetischer und dichterischer wie an philosophischer Begabung war. Die Grundlage seines Systems, das er übrigens nirgends deutlich abschloß, sind die Urbilder, griechisch ἰδέαι, eigentlich Gestalten, die Gattungsbegriffe, unter welche die Einzelwesen einzuordnen sind, die gleichsam vor der Schöpfung im Geiste des Schöpfers vorhanden sind. Diese bloß gedachten Gestalten (τὰ νοούμενα) enthalten die wesentlichen und bleibenden, ewigen Merkmale, welche die Erscheinungen der Sinnenwelt neben zufälligen und wandelbaren besitzen. Dieser Gegensatz von Idee oder Ideal und Wirklichkeit, oder vielmehr die Unterordnung der letzteren unter das erstere besteht sowohl in der körperlichen wie in der geistigen Welt und für die Geister selbst. Über der Seele in niedrem Sinne, dem Inbegriffe der in dem einzelnen Menschen wie in der ganzen Welt der Wirklichkeit zusammenwirkenden Kräfte, steht die ideale Seele, der vernünftige Geist, welcher diese Kräfte in ihrer ungetrübten, mängellosen, nur gedachten Gestalt zusammenfaßt.

Uns allen sind die Ideale der Schönheit, der Wahrheit und des Guten, der ästhetischen und der sittlichen Welt eine geläufige Vorstellung und Ausdrucksweise. Aber auch alle Gattungswörter der

Sprache, d. h. im Grunde alle Wörter, namentlich, aber nicht ausschließlich, die Hauptwörter im Gegensatze zu den Eigennamen als den Wörtern für Einzelwesen, gehören zu der Kategorie jener nur gedachten Dinge oder Ideale, die wir von den einzelnen abstrahieren, als von den vermannigfachten Bildern oder auch zersplitterten Stücken der einfacheren Urbilder. Die Ausdrücke der Sammelbegriffe (wie wir sie auch nennen können) „Mensch, Volk, Thier, Herde, Wesen — Gewächs, Blume, Blatt, Laub, Baum, Wald" — bezeichnen an sich kein einzelnes Ding oder Wesen, sondern alle gerade dieser Gattung oder Art. Es gibt zwar Namen oder Nennwörter, die weder Gattungs- noch Eigen-namen zu sein scheinen; aber z. B. der Eine „Gott" des Monotheisten hat (der „Götter der Erde" zu geschweigen) die „Götter" des Polytheismus neben oder unter sich. Der „Himmel" bedeutet nicht bloß verschiedenartige Vorstellungen der Körperwelt und der Geisterwelt, sondern auch verschiedene Arten Einer Gattung, sofern wir z. B. „bis zum 14ten Himmel" verzückt werden können. Die „Erde" bezeichnet zwar zunächst nur unseren Wohnplatz, aber doch auch für die gebildeteren Menschen einen Stern unter Sternen, und so auch Sonne und Mond neben ihres Gleichen. Nicht anders verhält es sich mit den Eigenschaftswörtern, welche nicht leicht eine unbedingte Eigenschaft ohne Variationen ausdrücken, sondern letztere in einem Gattungsbegriffe zusammenfassen; man denke an die Farbennamen, an die relativen Wörter und Begriffe „schwer, leicht, dunkel, hell, angenehm, unangenehm", und selbst neben dem eindeutigen „todt" steht noch ein stärkeres „maustodt". Das Gleiche gilt von den übrigen Redetheilen oder Wörterklassen. Die Zeitwörter „gehn, laufen, steigen, fallen, selbst stehn, liegen" u. s. w. bezeichnen sehr verschiedene Bewegungen und Stellungen. Die Vorwörter „an, in, auf, über, unter, bei" u. s. w. lassen sehr mannigfache Schattierungen zu und wechseln deßhalb auch oft ihre Bedeutung in den urverwandten Sprachen. Für unser Bindewort „oder" haben die lateinische und andre Sprachen mehrere feiner unterscheidende Wörter, je nachdem Dinge verglichen und verbunden werden oder einander ausschließen sollen, bei welchen letzteren u. A. wir Deutsche noch ein „entweder" zur Hülfe nehmen müssen.

indem dieselben vielmehr erst durch die Berührung der Denkkraft mit der Außenwelt entstehn und dann vom Sinnlichen zum Übersinnlichen aufsteigen. Allgemein geachtet ist seine Sittenlehre nach freien Vernunftgesetzen; jedoch schwankte er zwischen der Freiheit der Selbstbestimmung und dem Despotismus des Schicksals, wie er denn auch in andern Theorien nicht ganz folgerecht war. Seine Sittenlehre fällt mit seiner Glückseligkeitslehre zusammen, das Sittlichgute ist ihm das Alleinseligmachende. Es gibt auch die Kraft, über Lust und Schmerz zu siegen.

In Rom drang die griechische Philosophie unter dem Widerstande des Volksgeistes ein. Zuerst die stoische 170 v. C. durch Diogénes aus Babylon, nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Philosophen aus Sinope (S. 550), aus Apollónia auf Kreta und aus Laerte in Kilikien. Ihm folgte der Rhodier Panaetios (130 v. C.) und dessen Schüler Poseidonios, Ciceros Lehrer. Mittlerweile (156) war unter Catos Einflusse die Philosophie als sittengefährliche Macht in Person einer Gesandtschaft von Athen aus Rom ausgewiesen worden. Noch 94 n. C. verbannte als Catos Affe Kaiser Domitianus die edelsten Stoiker aus Rom, um die Ruhe als erste Bürgerpflicht zu sichern. Dem römischen Geiste gemäß wurde die Philosophie mehr in ihren praktischen Richtungen betrieben. Von eingeborenen Philosophen nennen wir nur die früher erwähnten Cicero und Seneca und die kaiserlichen, in griechischer Sprache schreibenden, Denker: M. Aur. Antoninus (121 – 180 n. C.) und Fl. Cl. Julianus (331 – 363), der bei den Christen „der Abtrünnige," bei David Strauß „der Romantiker" heißt. Die wachsende Macht des Wissens hinderte nicht, daß „mit der Freiheit des Wortes allmählich auch die Freiheit des Gedankens abstarb" (Wachler).

In diesem Zeitraume schrieben griechisch, außer den erwähnten Kaisern, namentlich die Folgenden. Der tüchtige Stoiker Epiktétos aus Hierápolis in Phrygien (94 n. C.), ein freigelassener Sklave. Plutarchos nannten wir S. 523 bei der Geschichte. Der Arzt und Skeptiker Sextus der Empiriker aus Afrika oder aus Lesbos (um 200 – 250), welcher Sinnenwahrnehmung und Gedanken in stete Wechselwirkung setzte. Der Platoniker Maximus aus Tyros.

Aus einer tyriſchen Kolonie in Syrien, Batanéa (Βαταν-έα,-αία) ſtammte der „ſchwermüthige Polyhiſtor“ (Wachler) Malchos ſemitiſch, Porphyrios griechiſch geheißen (geb. 233), der Schüler und Erklärer des bedeutenden Neuplatonikers Plotinos (Πλωτῖνος) aus Lykopolis in Aegypten (205 – 270), der eine Zeit lang in Rom lebte. Malchos Schüler war der ſchwärmeriſche Denker Jámblichos aus Chalkis in Koiloſyrien (geſt. 333). Als ſtofſſammelnde Geſchichtſchreiber der Philoſophie und der Philoſophen zu nennen ſind der vorhin genannte Diogenes aus Laerte (210) und Eunapios aus Sardes in Lydien (395).

Griechiſch ſchrieb auch der geiſtvolle jüdiſche Phariſäer Philon zu Alexandria (41 n. C.), welcher die Religion rationaliſtiſch durch Allegorie zu erklären ſuchte. Aus der jüdiſchen, unter griechiſchen und perſiſchen Einflüſſen ſtehenden Allegorik dieſes Zeitraums entſtand die „theoretiſch-myſtiſche Philoſophie“ der Kabbala (Wachler) mit ihren Buchſtaben- und Zahlen-deutungen, welche die Emanation, den Ausfluß der Dinge aus dem göttlichen Urweſen lehrt. Ihr älteſtes Buch, Jezirah, wird dem berühmten Rabbi Akiba Ben-Joſeph zugeſchrieben, der 135 n. C. wegen ſeiner Verbindung mit Bar-Kochbas Aufſtande zu Tode gemartert wurde. Die allegoriſche und philoſophiſche Behandlung der chriſtlichen Religion beginnt etwa mit den oben erwähnten alexandriniſchen Theologen Klemens und ſeinem großen Schüler Origenes, dem Urheber der kritiſchen Bibelauslegung. Die meiſten Kirchenväter, beſonders Auguſtinus, ſupranaturaliſierten die alexandriniſche Philoſophie.

Der von Plotinos (ſ. vorhin) zur rationaliſtiſch-myſtiſchen Anſchauungslehre geſteigerte Neuplatonismus wurde ſpäter vorzüglich in Athen gelehrt. Vor Allen zu nennen iſt der, dort und in Alexandria gebildete, Diadochos Proklos Lykios aus Konſtantinopel (412 – 485). Sein Leben beſchrieb ſein Schüler und Nachfolger Marinos aus Sichem in Palaeſtina. Kaiſer Juſtinianus hob die neuplatoniſche Lehranſtalt zu Athen 529 auf. Die von ihm verfolgten Denker flüchteten großentheils zu ſeinem Gegner Khosru in Perſien, der bei dem Friedensſchluſſe 533 ihre Heimkehr und Lehrfreiheit ausbedang; dennoch blieb ihnen letztere verſagt. Um 500 hatte Joannes

(Stobaeos) aus Stobi (οἱ Στόβοι) in Makedonien seine Blumenlese philosophischer Sprüche herausgegeben. Kaiser Basilios (gest. 886) schrieb eine gute philosophische Regierungskunst.

Im versinkenden Byzantinerreiche brachten fleißige Platoniker, auch einige Aristoteliker die Philosophie in Wechselwirkung mit der schönen Literatur, „wodurch die folgenreiche Umgestaltung der europäischen Denkart vorbereitet wurde“ (Wachler). Zu nennen sind Georgios Gemistios Plethon aus Konstantinopel (1441) und sein Schüler Cardinal Bessarion aus Trapezus (1395–1472).

Im Mittelalter traten auch die Araber in den Kreiß der scholastischen Aristoteliker ein, ohne jedoch Bedeutendes zu leisten. Sie verbanden Dialektik und Metaphysik mit der Medicin und mit der religiösen Polemik. Später traten unter ihnen selbständigere neuplatonische Denker auf. Gegen den orthodoxen und doch skeptischen Abu Ahmed u. s. w. Al-Gazali aus Tus (1061–1127) stritt der berühmte Averrhoes, richtiger Abul Walid Mohammed Ebn Ahmed Ebn Mohammed Ebn Roschd aus Cordova (13. Jahrh.), zu dessen Schülern namentlich der jüdische Koryphäe Moses Maimonides gehörte.

Unter den Christen wirkte antiker Geist und Ausdruck noch nach bis etwa auf den ausgezeichneten pannonischen Ethiker Martinus, Erzbischof von Braga (gest. 580). Die Achtung vor der philosophischen Forschung weckte aus langem Schlummer der berühmte Freund und Gehülfe Karls d. G., der Angelsachse Flaccus Alcuin aus York (starb 804). Sein Schüler, auch in der Philosophie, war der würdige Deutsche Rhabanus Maurus, Abt zu Fulda und zu Mainz (776–856). Die Offenbarung empfand jetzt das Bedürfnis, durch die Vernunft gestützt zu werden; jedoch blieb dieser Rationalismus „in der Zucht des Herrn“.

Dagegen erhob sich, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, sondern verfolgt, zur Einheit der Religion mit der Philosophie der Selbstdenker und Gegner des blinden Glaubens Johannes (880), dessen Beinamen Scotus Erigena ihn als irischen Skoten oder Gaidelen bezeichnen. Er besaß namentlich die in jener Zeit sehr seltene Kenntnis der griechischen Klassiker in der Ursprache. Er lehrte die Entwicklung aller Dinge aus Gott und ihre Rückkehr zu ihm.

Große Verdienste um Verbreitung wissenschaftlicher Bildung erwarb der Auvergnate Gerbert, der gute Lehranstalten zu Bobbio in Oberitalien und zu Rheims, wo er Erzbischof war, gründete, mit Kaiser Otto III. an dessen Hofe lebte, und 1003 als Papst Sylvester II. starb. Besondern Anlaß zur Übung in der Dialektik gab im 9. bis 12. Jahrh. die von Paschasius Radbertus, Mönch zu Corvey in Frankreich (starb 865) erfundene „Transsubstantiation" (Abendmahlsverwandlungslehre), gegen welche u. a. Berengarius von Tours (starb 1088) auftrat, der zwar Gegner fand, aber nicht die Verfolgung, die vor wenigen Jahren ein hessischer Pädagoge in seinem Vaterlande und in Hamburg wegen seines Auftretens gegen diese christliche Metamorphose erfuhr.

Die Scholastik oder Schulweisheit, die seit Alcuin die Seele des kirchlichen Schulwesens war und daher diesen Namen erhielt, schärfte und ordnete das Denken, verfiel freilich aber auch in Übertreibungen und falsche Richtungen. Sie umfaßte die Ausgangspunkte und Ziele des späteren Rationalismus und Supranaturalismus, indem sie „das wahrhaft Christliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen suchte" (Raumer a. a. O. I 73). Ihren Dogmatismus bekämpfte im 15–16. Jahrh. der Humanismus, die an die Klassiker gelehnte freie Richtung, sowohl wie auch die Mystik. Ihr vornehmster Sitz war Paris; demnächst namentlich Oxford; in Deutschland wurde sie gründlich, jedoch auch gläubig, betrieben; in Italien führte die lebendigere Phantasie zu Allegorien, errang aber auch der alteinheimische Humanismus seine ersten Siege. Allgemeiner bekannte Scholastiker des 11–12. Jahrh. waren folgende. Der Italiener Anselm, Erzbischof von Canterbury (1033–1109), der das Wissen hoch genug stellte, aber seine Unterordnung unter den Glauben und die sittliche Gesinnung gleichsam wissenschaftlich zu erweisen suchte. Der sehr begabte, aber ebenso leidenschaftliche und ehrgeizige, auch durch sein grausam ungestaltetes Liebesverhältnis zu Heloisen bekannte Peter Abailard aus Palet bei Nantes (1079–1142). Der geachtete „magister sententiarum" Petrus der Lombarde aus einem Flecken bei Novara, Bischof von Paris (starb 1164). Der Stifter des „Realismus" war Wilhelm von Champeaux (de Campellis),

Archidiakonus zu Paris (starb 1121); er behauptete die Wirklichkeit der allgemeinen Begriffe in den Dingen selbst („universalia in re"). Den Gegensatz: nur subjectives Dasein der allgemeinen Begriffe im Geiste des Menschen („universalia post rem") lehrte der Stifter des „Nominalismus", Johann Rousselin (Roscellinus), Canonicus in Compiegne. Über den Parteien der Rationalisten und der Supranaturalisten stand Johannes der Kleine (Parvus) aus Salisbury, Bischof von Chartres (starb 1180), in Frankreich gebildet und mit den Klassikern, vermuthlich auch den griechischen, vertraut. Aber über das Christenthum selbst wagte sich Simon von Tournay (nach 1200) zu stellen. Eine Vermittelung des Rationalismus und des Supranaturalismus versuchte der Mystiker Cardinal Bonaventura, eigentlich Johannes de Fidanza, aus Bagnarea in Toscana (1221 bis 1274), Doctor seraphicus genannt, Franciscanergeneral und Cardinalbischof.

Die Araber hatten griechische Philosophen übersetzt; die ihren übersetzten jetzt Gerard von Cremona (starb 1187) und mehrere bekehrte Juden. Aristoteles wurde viel studiert, namentlich durch den Auvergnaten Wilhelm (1228–1249), und noch mehr durch den vielgenannten Naturkundigen und deßhalb als Zauberer verschrienen Albertus Magnus aus Lauingen (Lavingen) an der Donau, Angehörigen des gräflichen Hauses Bollstädt; er war Lehrer in Köln und in Paris, Generalvikar der Dominikaner und Bischof von Regensburg (starb 1280). Höher stand der, neuerdings gegen Maria's unbefleckte Empfängnis citierte, „Doctor angelicus", Thomas Graf von Aquino aus dem Schlosse Roccasicca in Calabrien (1224 oder 1227–1274), der in Italien und in Paris die sittliche Selbstbestimmung des Menschen lehrte. Seinem Dogmatismus oft entgegen steht als Hauptvertreter des Mysticismus sein so eben genannter Zeitgenosse Johann v. Fidanza.

Eine neue Richtung bestimmte der „Doctor mirabilis", Roger Bacon aus Ilchester in Sommersetshire (1214–94). Er studierte in Paris und in Oxford, wo er auch lehrte, schrieb sein kritisch scharfes „Opus magnum", verlor aber endlich die Freiheit seiner Studien in dem Franciscanerorden, in welchem er sie ungestört zu verfolgen

gehofft hatte. Lange nach ihm zeichneten sich seine gleichnamigen Landsleute aus: der rechtskundige Staatsmann Nicholas B. aus Chislehurst in Kent (1510–79); der berühmtere Francis Bacon (Viscount von St. Albans und Lord) von Verulam aus London (1561 bis 1626), den wir bereits mit Liebigs strengem Urtheil über ihn S. 500 in dem Umrisse der wissenschaftlichen Bildung erwähnten; endlich der Bildhauer John Bacon aus Southwark (1740–99). Ein zweiter Johannes Scotus, mit dem Zunamen Duns, aus Dunston in Northumberland (starb jung in Köln 1308), ein Franciscaner, Lehrer zu Paris und Oxford, war ein feiner Metaphysiker und Förderer selbstthätiger Forschung, trotz seines Gegensatzes gegen die freieren Ansichten von Thomas d'Aquino; sein Lobname ist Doctor subtilis. Mehr nur der (catalonischen) Nationalität wegen nennen wir auch den naturforschenden Übernatürling oder Supranaturalisten, logischen Mechaniker und Rhetoriker Raymund Lullus aus Palma auf Majorca (1234 ff.); er stimmte in Manchem mit Bacon überein, der jedoch höher stand. Ein Schüler von Duns, Wilhelm aus Occam in Surreyshire (14. Jahrh.), vertheidigte in Paris und in München mit Scharfsinn die königliche Gewalt gegen die päpstliche. Seine Grundsätze vertrat in Paris Joh. Buridan aus Bethune in Artois (starb nach 1358), allgemeiner bekannt durch den zwischen Hafer und Wasser oder zwei gleichen Heubündeln in Wahl und Qual verschmachtenden Esel, den er in seinen Untersuchungen über den Willen aufstellte. Er soll nach Wien geflohen sein und die Gründung der dortigen Universität veranlaßt haben. Unter den italienischen Humanisten zeichnete sich der edle und selbstdenkende Platoniker Marsilius Ficinus aus Florenz (1433–99) aus. Ihn unterstützten die beiden Grafen Pico v. Mirandola: Johannes (1463–94) und dessen minder klarer Neffe Joh. Franz (1470–1533). Die Humanisten thaten auch Viel für das Unterrichtswesen überhaupt.

Im 16–17. Jahrh. wurden die freisinnigsten italienischen Philosophen und Theologen als Atheisten verfolgt. Giordano Bruno aus Nola verließ den Dominikanerorden und Italien, kehrte aber nach Wanderungen in der Schweiz, Frankreich, England und Deutschland dorthin zurück, um im Jahre 1600 den Scheiterhaufen zu besteigen.

Er war ein metaphysischer Pantheist, freiforschend und gelehrt, aber phantastisch und leidenschaftlich. Frivol dagegen war der als Atheist in Toulouse verbrannte Lucilio (J. Caesar) Vanini aus Taurozano im Neapolitanischen (1585–1619). Der als Mensch wie als Gelehrter achtungswerthe Thomas Campanella aus Stilo in Calabrien (1568–1639), der die Empfindung als Quelle der Erkenntnis aufstellte, flüchtete nach Frankreich.

Auf der pyrenäischen Halbinsel ließ Despotismus auf der einen, Stumpfsinn auf der andern Seite die Philosophie nicht gedeihen, die überdieß im 16–17. Jahrh. nur in geistlichen Händen lag. Unter diesen Verhältnissen sind etwa Folgende auszuzeichnen. Der Psychologe J. Huarte aus S. Juan del Pié del Puerto (16. Jahrh.), dessen „Examen de ingenios para las ciencias" Lessing übersetzte, und welchen vor einigen Jahren ein Franzose seinen Landsleuten aufs neue vorführte. Der portugiesische Skeptiker Francisco Sanchez in Toulouse (1562–1632). Der scharfsinnige Cistercienser Juan Caramuel v. Lobkowitz aus Madrid (1606–82).

Unter den Franzosen heben wir die Folgenden hervor. Michel Eyquem de Montaigne aus dem Perigord (1533–92), reich an Geist, Erfahrung, Spannkraft und gesundem Sinne, besonders berühmt durch seine „Essais". Der größte philosophische Systematiker Frankreichs war Réné Descartes (Cartesius) aus La Haye (1596–1650), der sich durch kühne geistige Selbstthätigkeit von der Erziehung der Jesuiten befreite (s. S. 500 ff.). Er war eine Weile Soldat, und arbeitete 15 Jahre lang in Holland. Geschichts- und Staats-kritiker waren: P. Bayle (s. S. 532); Ch. de Sécondat Baron de la Brède et de Montesquieu aus Schloß Brède bei Bordeaux (1689–1755), dessen Hauptwerk der „Geist der Gesetze" ist; Claude Adrien Helvetius aus Paris (1715–71), theoretischer Egoist und thatsächlicher Menschenfreund.

Hier verlangen auch eine Stelle die S. 432 ff. genannten Voltaire und Rousseau; Jean le Rond d'Alembert aus Paris (1717–89), Mathematiker und Einleiter der großen Encyclopaedie, sammt den übrigen Encyclopädisten, namentlich dem geistvollen Begründer und Herausgeber der Encyclopaedie Denys Diderot aus Langres, den wir ebenfalls S. 433 beim Romane nannten. Als Materialisten und „Atheisten"

bekannt sind namentlich: Jules Offroy de la Mettrie (1709–51) und der in Frankreich wirkende Deutsche Paul Frd. v. Holbach aus Heidesheim (1723–89). Die Encyclopädisten — um nicht in die antike Zeit zurückzugehn — begründeten die moderne Weltanschauung, die kein Außerhalb der Welt, also auch keinen Gott in demselben, kennt. Durch sie bereits wird „Theologie und Metaphysik zur Naturwissenschaft" (vgl. u. a. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. II); und sie gehn weiter, als Voltaire, welchen Hettner als Gründer der ersten Epoche der französischen Aufklärungsphilosophie nennt. Diese nämlich erhält noch den aus England überkommenen Deismus. Sie bekämpft zwar Offenbarung und Kirche, läßt aber die (menschenartige, anthropomorphische) Persönlichkeit Gottes und die (sinnlich-) persönliche Unsterblichkeit des Menschen, wenigstens stillschweigend, bestehn. Wir erinnern uns indessen spottender Fragen Voltaires über letztere. Aber weder die Wissenschaftlichkeit der Encyclopädisten, noch Voltaires höfische Verneinungsaufklärung hatte die Volksaufklärung zum Ziele. Voltaire sagt sogar einmal, was Schelling von seinem Standpunkte aus in weit feinerer Form für die Philosophie überhaupt geltend macht: „La raison triomphera, au moins chez les honnêtes gens; la canaille n'est pas faite pour elle." Rousseau dagegen, der Sohn des Volkes, drang mit seiner Gefühlsphilosophie durch alle Schichten der Bevölkerung durch, wenigstens in Frankreich, während er in Deutschland mehr nur auf die gebildetesten Kreiße wirkte; Hettner nennt sogar Robespierre seinen Schüler. Die Encyclopädisten lehrten, Voltaire höhnte, Rousseau schwärmte. Jene verneinten die Privilegien der kirchlichen Religion, Dieser auch die philosophische Aufklärung.

Die niederländischen Philosophen schufen weniger selbständig, als sie geschichtlich Überliefertes studierten. Auf den großen Hugo Grotius (1583–1645) kommen wir später, auf einige Theosophen bald nachher zu sprechen. Als humanistische Philologen und Philosophen berühmt sind die beiden Hemsterhuis aus Groningen: der Vater Tiberius (1685–1766), als Philosophe vorzüglich der Sohn Franz (1720–90), der Lockes sensualistisches System in seiner Weise fortbildete und allgemeinverständlich zu machen suchte. Viel selbständiger war der hohe Denker Baruch Spinoza (1632–77), ein Jude aus

Amſterdam, ausgezeichnet durch die mathematiſche Folgerichtigkeit ſeines pantheiſtiſchen Syſtems, wie anderſeits durch ſeine Achtung vor der Menſchheit. Ihm war Gott das ewige Urweſen, die „natura naturans“, die Welt das unendliche Sein, die „natura naturata“. Bei dieſer Gelegenheit nennen wir noch zwei ſeiner bedeutendſten Stammgenoſſen des 17–18. Jahrh.: R. Menaſſe Ben Israel aus Liſſabon (1604–59), einen vielſeitigen und ſittlich tüchtigen Gelehrten und Schriftſteller; und vorzüglich den tiefen Denker Sal. Maimon aus Neſchwitz in Litauen (1753–1800).

An die vorhin genannten Engländer reihen ſich u. a. noch folgende. Thomas Hobbes aus Malmesbury (1588–1699), Bacons Schüler. Der große Mathematiker Iſaak Newton aus Woolsthorpe in Lincoln (1642–1727), der, wie andre Naturkenner, die Naturgeſetze als Vorderſätze begründete, deren Folgeſätze er nicht ausſprach. Der u. a. S. 539 bei der Staatswiſſenſchaft genannte John Locke (1632–1704), der Stifter des „Senſualismus“ in England und in Frankreich, der von der ſinnlichen Erfahrung ausgieng und in beiden Ländern viele Anhänger und Nachfolger fand, wie z. B. die vorhin genannten franzöſiſchen Materialiſten, in England u. a. den Naturforſcher Joſ. Prieſtley (1733–1804), der jedoch auch das religiöſe Sittengeſetz feſthielt. Die berühmteſten ſeiner Gegner ſind der theologiſche Rationaliſt Sam. Clarke (1675–1729), der ſcharfſinnige Idealiſt G. Berkeley (1684–1753) und der ſkeptiſch-kritiſche Geſchichtſchreiber D. Hume aus Edinburgh (1711–76; vgl. S. 533).

Die Reformation und ihr Verbündeter, der Humanismus, ſowie die Naturforſchung wirkten überall gegen die alte Schulweisheit; die Reformation allerdings am meiſten bei den germaniſchen Stämmen, aber auch bei den romaniſchen, indem ihre Rückwirkung auf die katholiſche Kirche ſelbſt weit über die rein kirchlichen Kreiße hinaus mächtig war. Gerade die Proteſtanten in Italien und Frankreich beteten, kämpften und litten mehr für ihren Glauben, als ſie darüber philoſophierten, und die wiſſenſchaftlich gebildeten Philoſophen in dieſen Ländern traten ſelten förmlich aus der Kirche aus.

Deutſchland wird ſeit dem Schluſſe des 17. Jahrh. zum Hauptſitze der wiſſenſchaftlichen Philoſophie, und an es lehnen ſich die

Stammgenoſſen an, am wenigſten wohl in England, am meiſten in Skandinavien. Im 16–17. Jahrh. machen ſich in verſchiedener Weiſe bemerklich u. a. Andreas Caeſalpinus (1509–1603) als pantheiſtiſcher Naturforſcher; der talentvolle, aber im Glauben wie im Zweifel überſpannte Kabbaliſt H. Corn. Agrippa v. Nettesheim aus Köln (1486 bis 1535); die, Subjectivität und Objectivität ſchwärmeriſch verſchmelzenden, „Theoſophen“: Ph. Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus v. Hohenheim (1493–1541), der ſich um Chemie und Medicin größere Verdienſte erwarb, als um die Philoſophie; der Schuſter Jakob Böhme aus Görlitz (1575–1624); auch der Niederländer J. Bapt. van Helmont aus Brüſſel (1577–1644), Paracelſus Nachfolger; der mähriſche Myſtiker Amos Comenius (1592–1672), der vorzüglich für Unterrichtsmethode wirkte; endlich der Schwede Emanuel v. Swedenborg aus Stockholm (1633–1772), der ein gutes Stück der Welt mit leiblichen Augen beſchaute, um ſie in ſeinem eigenthümlichen Geiſte abzuſpiegeln.

Der erſte in der Zeitfolge der großen Philoſophen Deutſchlands, von welchen wir hier weit wenigere nennen und weit Wenigeres berichten dürfen, als ihre Zahl und ihr Werth von einer eigentlichen Geſchichte der Philoſophie verlangen würde, iſt Gottfried Wilhelm v. Leibnitz aus Leipzig (1646–1716), deſſen Leben uns neuerdings auch in Romanform geſchildert wurde. Er war im beſten Sinne Polyhiſtor, wie kaum je ein Anderer, nicht bloß Vielwiſſer, ſondern auch Vielkenner, namentlich nächſt Newton der größte Mathematiker ſeiner Zeit. Der Religion gegenüber war er deiſtiſcher Rationaliſt und ſtand weltbürgerlich über den Confeſſionen. Die ganze Welt der zuſammengeſetzten Weſen baute er auf die einfachen Grundweſen, die Monaden ſchon der antiken Philoſophie; und der Urgrund aller, die Urmonade iſt Gott. Chriſtian v. Wolf aus Breslau (1679–1754) wich vor den Ketzerrichtern der Univerſität Halle nach Marburg, bis ihn Friedrich d. G. wieder nach Halle zurückführte. Auch ihn rüſtete die Mathematik zum Philoſophen, und er ſchloß ſich zunächſt an Leibnitz an, deſſen Syſtem er fort- und um-bildete. Weit mehr, als dieſer, gieng er auf die ſittlichen, naturrechtlichen und politiſchen Anwendungen der Philoſophie ein; die Glückſeligkeit, ihm wie den beſten Alten das

höchste Gut, fand er in dem Bewußtsein des Fortschritts, der inneren Vervollkommnung. Wie sein College in Halle, Ch. Thomasius aus Leipzig (1655–1728), gebrauchte er die deutsche Muttersprache auch als die der Wissenschaft, in welcher früher nur die lateinische herrschte. Thomasius leitete Sittenlehre und Naturrecht von vernünftiger Liebe ab und machte sich hochverdient um Bildung und Gesittung Deutschlands. Die philosophische Rechtslehre verdankt Viel auch dem S. 535 bei der Geschichtswissenschaft genannten Pufendorf (1632–94).

Der tiefsinnige Immanuel Kant aus Königsberg (1724 bis 1804) gründete seine philosophische Reformation hauptsächlich auf die Zergliederung der Erkenntnisthätigkeiten, und suchte die Kraft und Würde derselben mit der nothwendigen Annahme ihrer Schranken auszusöhnen. Mit solchen Äußerungen geben wir natürlich hier, wie überall in unsern bildungsgeschichtlichen Umrissen, nur wenige Merkmale großer Gebäude und Gedankenschöpfungen. Von den zahlreichen Jüngern, Verbreitern und mehr und minder selbständigen Fortbildnern der kantischen Lehre nennen wir nur einige Namen. C. Leonhard Reinhold aus Wien, Professor in Jena und Kiel (1758–1823), der das Priesterthum der Jesuiten und der Barnabiten von sich warf und in hellere Gegenden Deutschlands flüchtete, wo er Wielands Schwiegersohn wurde; auch sein in Jena geborener Sohn C. Chn. Gottlieb Jens (1792–1855) ist hier zu nennen. Die Juden Sal. Maimon (S. 468) und Laz. Bendavid aus Berlin (1762–1832), während der platonische Denker Moses Mendelssohn aus Dessau (1729–86) zu Kants Gegnern gehört. Fr. Bouterweck in Göttingen; W. Traugott Krug in Königsberg und Leipzig; Jk. Frd. Fries in Heidelberg und Jena; Fr. van Kalker in Bonn (Katholik), der allein von diesen noch jetzt in hohem Alter lebt und wirkt; J. Frd. Herbart aus Oldenburg (1776–1841), berühmt als mathematischer Psychologe; Arthur Schopenhauer aus Danzig (geb. 1788), an dessen frischem Grabe seine Jünger sich bekämpfen.

Neuestens feierte Deutschland als edlen Vaterlandsfreund J. Gottlieb Fichte aus Rammenau in der Lausitz (1762–1814), der auf den Hochschulen von Jena, Erlangen, Berlin thätig war. Er leitete

alle Erkenntnis, nicht blos die Thätigkeit, sondern auch den Inhalt des Denkens aus dem reinen Ich ab, das sich seiner selbst wie der Welt außer ihm bewust wird. Darum fällt ihm auch das Gewissen, das eigene Bewusstsein des Rechten, mit dem Glauben an eine sittliche Weltordnung zusammen, das rechtsbewuste Ich mit dem gesetzgebenden Gotte. Dadurch setzte er sich dem wolfeilen Vorwurfe des Atheismus aus. Fr. W. Joseph v. Schelling aus Leonberg (in Wirtemberg; 1775–1854) lehrte in Jena, Würzburg, München, Erlangen, Berlin seine allzu phantasievolle Philosophie, für welche er selbst nur eine Minderzahl empfänglich hielt. Anfangs ließ er, ähnlich wie Fichte, die Natur aus dem Ich entstehn, später umgekehrt das Ich aus der Natur, in welcher sich der allgegenwärtige Gott offenbart und abspiegelt, wie sie sich wiederum in dem anschauenden Ich des Menschengeistes. Platen, der ihn in einem Sonette feierte, mochte seine Lehre vor Augen haben, besonders in der 39. Ghasele, die mit den Worten schließt:

„Sich selbst zu schaun, erschuf der Schöpfer einst das All;
Das ist der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu sein!"

G. W. Fr. Hegel aus Stuttgart (1770–1831) lehrte u. a. in Jena, Nürnberg, Heidelberg, Berlin, ein Doctor subtilis, dessen Wechselspiel von Bejahungen und Verneinungen durch eine neugeschaffene Wissenschaftssprache noch schwieriger wird und seinen Jüngern zu sehr verschiedenen Auslegungen Raum ließ. Am wenigsten sicher weiß das Christenthum, wie es mit ihm steht, ob er sich ihm anbequeme nur um seinen Gegensatz zu verbergen und ihm Eingang in Zion zu verschaffen, oder um es wirklich philosophisch zu begründen. Verstehn wir ihn recht, so ist er sofern Idealist, als ihm das reine Denken das reine Sein in sich schließt und als der von allen Schranken und Schlacken der menschlichen Subjectivität befreite Begriff keine Welt mehr als gesondertes Object ihm gegenüber hat, weil sie nun in ihm lebt. K. Chn. Frd. Krause aus Eisenberg (1781–1832) sprach seine wackere Gesinnung und Lehre in nicht sehr zugänglichem Style aus; sein eifrigster Jünger ist sein Schwiegersohn v. Leonhardi aus Frankfurt a. M. Jedenfalls als Stylist steht über ihm der vorhin erwähnte Herbart. Weiter in das 19. Jahrhundert hinein wollen wir die Philosophie nicht verfolgen.

Naturwissenschaft.

Die Naturwissenschaft hätten wir als die Mutter der Philosophie ihr richtiger vorangestellt; doch wird die an sie geknüpfte weitere Reihenfolge diese Nachstellung rechtfertigen. Die Heilkunde können wir nicht von ihr trennen; und in der That ist der „Medizinmann", der kräuterkundige Priester oder Zauberer, älter als der Naturforscher aus reiner Wißbegier. Zu dem altaegyptischen Wissen gehörte die Heilkunst und die mit Chemie verbundene Heilmittelkunde; sowie auch die mit der Mathematik verwandten Naturwissenschaften, wie Sternkunde und Mechanik. Die ersten griechischen Mediziner waren ebenfalls Priester, zu welchen namentlich die ältesten „Asklepiaden" (von dem Schutzgott der Heilkunde, Asklepiós benamt) gehört haben mögen, die auch als Familie, gleichsam als erbliche Kaste, auftraten.

Wie uns alle Geschichte eigentlicher Wissenschaft erst mit den Griechen beginnt, so auch die der Naturwissenschaft. Ihre ersten Gründer sowie ihre vorzüglichsten späteren Jünger haben wir unter den Philosophen zu suchen, auf welche wir denn auch hier zurückweisen, namentlich auf den großen Aristoteles als Physiker und Zoologen, nur Einiges zufügend. Wir haben S. 554 bei der eleatischen Schule Leukippos als den Hauptbegründer der Naturforschung genannt. Ihr eigentlicher wissenschaftlicher Begründer aber war Hippokrátes von der Insel Kos (geb. 460 v. C.), nebst sieben andern dieses Namens zu der dortigen Familie und Schule der Asklepiaden gehörig, wie denn auch seine Söhne Théssalos und Drákon und sein Schwiegersohn Pólybos in dieser Wissenschaft fortarbeiteten. Philosophische Dialektiker bildeten sein System zu einer dogmatischen Schule aus, u. A. Präxagóras aus Kos (347), ein guter Anatome und Chirurge, der als Urheber der sog. Humoralpathologie (welche die Quelle der Krankheiten in den Säften des Körpers sucht) genannt wird. Der lesbische Peripatetiker Theóphrastos (um 321) schrieb über mehrere naturwissenschaftliche Gegenstände, namentlich die Pflanzen.

In dem alexandrinischen Zeitraum theilte sich die Heilkunde in Chirurgie und Pharmakeutik = Wundenheilkunde und Arzneiwissenschaft. Erstere war in Rom als „Henkerei" verhaßt, und

wurde zuerſt durch den Peloponneſier Archágathos (220 v. C.) dort eingeführt. Doch erſt 75 v. C. tritt daſelbſt ein Aſklepiádes aus Pruſa in Bithynien, in Athen und Alexandria gebildet, als erſter allgemein angeſehener Arzt auf. Athen war ein Hauptſitz der Ärzte geworden, die ſich, von Ptolemaeos Physkon mit den Philoſophen und Grammatikern verjagt, nach Griechenland und Kleinaſien gewendet hatten, namentlich auch nach Smyrna und nach Laodikea (Λαοδίκεια). Die Dogmatik in der Heilkunde wich allmählich der Erfahrung, dem Empirismus; „Empiriker“ bezeichnet ſpäter noch im Mittelalter oft den Arzt überhaupt.

Im römiſchen Zeitraume finden wir denn, wie gewöhnlich, Namen aus allen Landen des ungeheuren Reiches. Unter den lateiniſch ſchreibenden Naturforſchern nennen wir den Philoſophen Seneca (aus Hiſpanien S. 489); den Polyhiſtor Plinius den älteren mit ſeinem unter dem Namen der Naturgeſchichte bekannten encyclopädiſchen Werke; und den S. 523 bei der Geſchichtſchreibung genannten griechiſch ſchreibenden Zoologen Aelianus aus Praeneſte (3. Jahrh. n. C.). Die Naturwiſſenſchaft artete in myſtiſche Spielereien aus: in Wundergeſchichten, Traumdeutung, Chiromantie, Phyſiognomik und in Alchimie, namentlich in Alexandria. Kaiſer Diocletianus dehnte ſeine Verfolgungsſucht auf die alchimiſtiſchen Bücher aus, denen er (296 n. C.) ein Auto da Fé bereitete.

Beſſer wurde die eigentliche Arzneikunde betrieben, praktiſch in Rom, theoretiſch beſonders in Alexandria bis gegen Ende das 3. Jahrh. n. C. Bekannt iſt der Sammler Aur. (Aulus) Corn. Celſus aus Rom oder aus Verona (15 n. C.), nach welchem und nach dem vorhin genannten Theophraſtus ſich vielleicht Theophraſtus v. Hohenheim (ſ. o. S. 569 und u. S. 576) Paracelſus nannte. Er ſchrieb, ähnlich wie Plinius, ein encyclopädiſches Werk in 20 Büchern, von welchen nur die 8 von der Medizin handelnden erhalten ſind, in guter lateiniſcher Sprache. In barbariſchem Latein dagegen ſchrieb ein ſpäterer Sammler Coelius Aurelianus aus Sicca in Numidien. Methodiſche Lehrer waren u. a. im 1. Jahrh. n. C. die griechiſch ſchreibenden Kleinaſiaten Theſſalos aus Tralles (αἱ Τράλλεις) und beſonders Sôránós aus Epheſos, woher auch der Anatome

Rufus ſtammte. Sodann (um 64) Pedanios (Pedakios) Dioskorides aus Anázarba in Kilikien, Arzt und Arzneikundiger, in deſſen Werke περὶ ὕλης ἰατρικῆς uns, ſpäter ſehr erweiterte, Schätze von Benennungen, beſonders Pflanzennamen in den außerklaſſiſchen Sprachen ſeiner Zeit und des Mittelalters erhalten ſind. Auch der etwas ſpätere Krankheitslehrer Aretaeos aus Kappadokien iſt zu nennen. Vor Allen aber Klaudios Galenos (Γαλῆνος, Γαληνός) aus Pergamos in Kleinaſien (2. Jahrh. n. C.), ein vorurtheilsfreier Philoſophe, Zergliederer (S. 401), Empiriker und eklektiſcher Dogmatiker, nächſt Hippokrates der größte mediziniſche Schriftſteller des Alterthums, der mächtig im Abendlande wie im arabiſchen Morgenlande nachwirkte.

Von ſpäteren lateiniſch ſchreibenden Arzneimittellehrern nennen wir wegen der von ihnen erhaltenen galliſchen u. a. Sprachreſte Valerianus (380), der auch Plinius heißt, weil er dieſen ausſchrieb; und zu Anfange des 5. Jahrh. Marcellus Empiricus aus Burdigala (Bordeaux). Als Thierarzeneikundiger wird ein Vegetius der Jüngere genannt.

Das Mittelalter that Wenig für die Naturwiſſenſchaften, obgleich nun auch der arabiſche Oſten ſich daran betheiligte, etwas Mehr für die Heilkunde, die jedoch auch ſpäter in die Hände der mit kirchlichem Spuk kurierenden Geiſtlichkeit gerieth. Arabiſches Wiſſen verbreitete namentlich Conſtantinus der Afrikaner (ſtarb nach 1086); auch die mediziniſchen Schulen Italiens in Salerno, Neapel und im Monte-Caſſino-Kloſter benutzten es.

Der traurige Kampf zwiſchen Glauben und Wiſſen trat begreiflicher Weiſe am ärgſten auf dieſem Gebiete auf. Die Prieſter Beda (in England) und Biſchof Virgilius von Salzburg (8. Jahrh.) erkannten richtig, jener die Kugelgeſtalt der Erde, dieſer folgerecht das Daſein unſerer Gegenfüßler. Dafür fanden ſie aber ihre Gegenfüßler unter ihren Standesgenoſſen. Virgilius wurde von dem deutſch-römiſchen Apoſtel Bonifacius darüber angeklagt und von dem unfehlbaren Papſte Zacharias verdammt! Selbſt der S. 563 von uns gerühmte philoſophiſche und mathematiſche Papſt Gerbert-Sylveſter II. (999–1003) als Teufelskünſtler verrufen! Der vielleicht in Spanien gebildete Biſchof Agobard zu Lyon (779–784) bekämpfte den Aberglauben,

und ſo ſtanden auf beiden Seiten Prieſter, oder vielmehr hier Prieſter, dort Pfaffen!

Im Byzantinerreiche gieng es nicht beſſer; dafür blühte die Alchimie, bis ins 7. Jahrh. jedoch auch hier die Heilkunde. Dieſe wurde beſonders auch von den ſyriſchen Neſtorianern betrieben, welche die griechiſchen Werke in ihre Mutterſprache überſetzten und aus dieſer in die arabiſche. Dagegen hörte mit der Eroberung durch rohe Araber Alexandria auf, der Hauptſitz dieſer wie jeder andern Wiſſenſchaft zu ſein, gegen welche früher nur zeitweilig jener Ptolemaeos Phyſkon gewüthet hatte. Vom 5—7. Jahrh. kamen aus den verſchiedenen Stationen des weiten Reiches und der griechiſchen Bildung u. a. die mediziniſchen Schriftſteller Oribaſios (Ὀρειβάσιος) aus Pergamon, deſſen Sammelthätigkeit Kaiſer Julianus Apoſtata aufmunterte; Nemeſios, Biſchof von Emeſa in Syrien; Aëtios aus Amida in Meſopotamien (500); Alexandros von Tralles in Kleinaſien (nach 565); Paulos von Aegina (ſtarb nach 668). Nach den Kreuzzügen wurde die Medizin zur wenig fortſchreitenden Zunft; ihr beſter Schriftſteller iſt Joannes Attuarios (vor 1300).

Die ſinnige ſpeculative Neigung, die wir häufig in der ſemitiſchen Familie finden, ließ die Araber auch die Naturwiſſenſchaften mehr philoſophiſch, als erfahrungsweiſe betreiben; jedoch machten ſie manche chemiſche Entdeckungen. Der Koran verbot ihnen die Anatomie, wie in Italien die Geiſtlichkeit den Chriſten dieſe und ſogar die Chirurgie; deſſhalb iſt die Phyſiologie der Araber ſehr mangelhaft. Gleichwohl lehrten ſie auf Hochſchulen fleißig Heilkunde, namentlich Diätetik, Krankheitskunde und Arzneimittelkunde. Ihr berühmteſter Arzt war zugleich ariſtoteliſcher Philoſoph: Avicenna aus Affſchana bei Bothara (980—1036), aus welchem Ortsnamen jener bekannte Name des Gelehrten verſtümmelt iſt; er hieß Abu Ali Hoſani Ibn Abdallah Ibn Sina. Beſonders gedieh Natur- und Heil-kunde unter den Arabern in Spanien, wo ſich ja überhaupt ihr Volksgeiſt mit dem des Abendlandes vermählte. Dorther ſtammte auch der edle und vielſeitig gebildete jüdiſche Hofarzt Salaheddins, Rabbi Moſes Ben Maimon (Maimonides) aus Cordova (1139—1205), welcher Vorſteher von Lehranſtalten in Alexandria und Kahiro wurde (o. S. 562).

Erſt in der neueren Zeit erwachſen die Naturwiſſenſchaften allmählich zu der Fülle ihrer ſcheinbar revolutionären und umſtürzenden, in der That aber umbildenden und ſchöpferiſchen Kraft, die durch eine klare und folgerechte Weltanſchauung auch eine neue Welt für die Thatkraft und das ganze Leben der Menſchheit heranbildet.

In der Phyſik begann die Umgeſtaltung des bis dahin herrſchenden ariſtoteliſchen Syſtems mit Baco von Verulam; auf Newton kommen wir nachher bei den Mathematikern. Die Electricität erforſchten u. a. W. Gilbert (ſtarb 1603; zu unterſcheiden von dem Phyſiker L. W. Gilbert aus Berlin 1769–1824; ſein Namens-, Berufs- und Zeitgenoſſe Jh. Emanuel G. aus Lyon 1741–1814 war vorzüglich Botaniker); O. v. Guerike aus Magdeburg (1602–86), der Erfinder der Elektriſiermaſchine und der Luftpumpe; der Irländer R. Boyle (ſtarb 1691); der Angloamerikaner B. Franklin aus Boſton (1706–90), der Erfinder des Blitzableiters („eripuit coelo fulmen, mox sceptrum tyrannis"), ein Mann, den die Bildungsgeſchichte vielfach feiert, „groß durch Geiſt und Willen, Wort und That" (Wachler); Aloiſio Galvani aus Bologna (ſtarb 1799), der eine beſondere thieriſche Electricität annahm und dem „Galvanismus" den Namen gab, wie der Fortbildner und Berichtiger ſeiner Entdeckungen, Aleſſandro Volta aus Como (1745–1827) der „voltaiſchen Säule"; der Däne Hans Chn. Oerſtedt (1771–1851), der Erfinder des „elektrochemiſchen Magnetismus" (vgl. o. S. 502); F. A. Mesmer aus Meersburg am Bodenſee (1733–1815) hatte ſeine merkwürdigen Beobachtungen des „thieriſchen Magnetismus" mit zu ſtarker Phantaſie verfolgt und zu Schwärmereien Anlaß gegeben. Doch verzichten wir hier beſſer auf weitere Blicke in die, ſeit dem 17. Jahrh. ununterbrochenen, phyſikaliſchen Entdeckungen und Forſchungen unter den germaniſchen Völkern, den Italienern und den Franzoſen.

Die Chemie wurde ſeit dem 18. Jahrh. mit Eifer wiſſenſchaftlich betrieben, früher mehr phantaſtiſch in Verbindung mit der Heilmittellehre (Gemiaterie), wie beſonders durch den S. 573 u. ſ. w. genannten Schweizer Phil. Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus v. Hohenheim, geb. 1493 zu Einſiedeln, dem noch jetzt

wunderthätigen Wallfahrtsorte, geſt. 1541 zu Salzburg, den Wunderdoktor und Kabbaliſten voll wirren Wiſſens; auch den S. 569 bei der Philoſophie erwähnten Spiritualiſten Jh. Baptiſt v. Helmont. Syſtematiker waren u. a. Gg. Ernſt Stahl in Halle (1659–1733), der Erfinder des verbrennbaren Grundſtoffes „Phlogiſton“ und des länger geltenden „phlogiſtiſchen Syſtems“, gegen welches Ant. Laur. Lavoiſier in Paris (1743–94) ein „antiphlogiſtiſches“ aufſtellte. Letzteres kritiſierte wiederum Jak. Joſ. Winterl aus Peſth (1731 bis 1809) und verſuchte, die chemiſche Erfahrung auf immaterielle Grundlagen zurückzuführen. Mit den ſcharfſinnigen Hauptbildnern des elektrochemiſchen Syſtems, dem Schweden J. J. v. Berzelius aus Weſterlöſa in Oſtgotland (1779–1848) und Humphry Davy aus Penzance in Cornwallis (1778–1829), beginnt die moderne Wiſſenſchaft der Chemie, in welcher bis auf Liebig, ſeine Genoſſen, Schüler und Gegner eine Reihe von Namen glänzt, deren Mehrzahl Deutſchen angehört, demnächſt Franzoſen, Engländern, Italienern.

Die im Mittelalter vernachläſſigte Naturgeſchichte ſtellte Konrad Gesner aus Zürich (1516–65) mit großer Thätigkeit her. Wir nennen nur noch im 16–17. Jahrh.: den Mineralogen und wiſſenſchaftlichen Begründer des Bergbaus G. Bauer (Agricola) aus Glaucha (1490–1555) und den Zoologen Ulyſſes Aldrovandi aus Bologna (1522–1605). Die größten Fortſchritte entſtehn durch die Unterſuchungen vermittelſt des Mikroſkops, welches der große Italiener Galileo de' Galilei aus Piſa (1564–1642) im Jahre 1612 erfand, unter Mitwirkung der Erfindung des Teleſkops durch Zach. Johnſon in Middelburg (1590). Im 17–18. Jahrh. zeichneten ſich durch ſolche Unterſuchungen aus u. a. die Niederländer J. Swammerdam (geſt. 1680), Leuwenhoek (geſt. 1723) und Nik. Hartſoeker (geſt. 1725), wie denn Niederländer ſich auch in anderweitiger Anwendung der Optik bemerklich machten. Ferner: der Italiener Marcello Malpighi (1628–94), der Unterſucher des Blutumlaufs, deſſen Namen die netzförmige ſchleimige Unterhaut trägt (corpus reticulare Malpighii); der Franzoſe R. A. Ferchaud de Réaumur (geſt. 1757) als Entomologe, berühmter durch ſeine Vervollkommnung des Thermometers.

Niederländer war der einst weltberühmte Lehrer und Arzt Hermann Boerhave zu Leiden (1668–1738), dessen Vorgänger in der neuen empirischen Schule der englische Arzt Thomas Sydenham (1624–89) war. Ein Hauptgründer der „dynamischen" Schule war der vorhin genannte Phlogistiker Stahl, welcher den körperlichen Organismus dem geistigen unterordnete. Sein Amtsgenosse in Halle, Frd. Hoffmann (1660–1742), Humanist und (wie Berzelius) Mathematiker, legte den Bewegungen der Körper den „Aether" zu Grunde. Genug von diesen naturphilosophischen Versuchen, deren die neueste Zeit viele ephemere und einige prophetische hervorgebracht hat.

Wir nennen aber auch nur wenige von den verdienstvollen Männern, die auf dem festen Boden der Erfahrung und der Beobachtung die physiologischen Thatsachen fanden und feststellten, welche die Naturphilosophie nie außer Augen lassen darf. Seit Anfang des 16. Jahrh. waren in anatomischen Beobachtungen die Italiener vorangegangen; deßhalb auch in der Chirurgie, die jedoch erst seit dem 18. Jahrh. wissenschaftlicher betrieben ward, und in welcher später die Franzosen sich auszeichneten. In Italien, in Padua nämlich, war auch der Entdecker des Blutumlaufs gebildet: W. Harvey aus London (1577–1657), welchem Malpighi (s. vorhin) folgte. Der Gründer der neueren Thierheilkunde war J. Ph. Ingrassias aus Palermo (gest. 1580).

Ein Jahrhundert liegt zwischen den zwei größten Naturforschern: dem Schweden C. Linné aus Rashult in Smaaland (1707–78) und dem Norddeutschen Al. v. Humboldt aus Berlin (1769 bis 1859, vgl. o. S. 502). Ihnen gegenüber ist der Franzose G. Louis le Clerc Graf v. Buffon aus Montbard (1707–88) nur ein geistreicher Dilettant. Die wichtige Entdeckung der Pflanzenzelle wurde schon in der Mitte des 17. Jahrh. durch R. Hook gemacht, aber erst in neuerer Zeit weiter verfolgt. Das größte Verdienst um die Kenntnis der Zelle als der Grundform aller Wesen hat unter den Lebenden der deutsche Jude Th. Schwann, Professor zu Lüttich, der im Jahre 1845 den Sömmering-Preis zu Frankfurt a. M. erhielt. Neben ihm nennen wir für die Zellenlehre besonders

die Deutſchen Matth. Jk. Schleiden aus Hamburg (geb. 1804) und den auch als freiſinniger Sprecher im preußiſchen Ständehauſe bekannten Virchow. Zu den verdienteſten Forſchern gehören ferner die folgenden Deutſchen. Abr. Gottlob Werner aus Wehrau in der Lauſitz (1750–1817), der als Begründer der neptuniſtiſchen Lehre und der wiſſenſchaftlichen Geognoſie überhaupt gelten kann; auf gleichem Felde Leop. v. Buch aus Schloß Stolpe in der Ukermark (1774 bis 1853) und ſeitdem viele Jüngere. Der berühmte Zoologe und Schädellehrer J. Frd. Blumenbach aus Gotha (1752–1840) in Göttingen. Die Anatomen: Sam. Thomas v. Sömmering aus Thorn (1755–1830) in Frankfurt a. M., zugleich der eigentliche Erfinder des elektromagnetiſchen Telegraphen; Ferd. Chn. v. Lober aus Riga (1753–1832), beſonders durch ſeine Bildertafeln berühmt. Der Lebensverlängerer Chn. W. v. Hufeland aus Langenſalza (1762–1836). Der Pommer Kurt Sprengel aus Boldekow (1766–1833), beſonders Botaniker, was auch für zunächſt praktiſche Zwecke ſein Namensgenoſſe Karl aus Schillerslage in Hannover (1787–1859) war. Der brave philoſophiſche Naturforſcher Lorenz Oken aus Bohlsbach in Baden (1779–1851), Schellings Syſtemsgenoſſe. Der Phyſiologe Jh. Müller aus Coblenz (geb. 1801). Doch wollen wir nicht weiter in unſer Jahrhundert hineingehn. An die Deutſchen reihen ſich u. a. der Norweger H. Steffens aus Stavanger (1773–1845), Naturphiloſoph, in Wiſſenſchaft und Leben vielfach bewegt und bewegend. Der Däne Dan. Ferd. Eſchricht aus Kopenhagen (1798–1863), deſſen Mittheilungen wir o. S. 148. 180 ff. benutzten. Der proteſtantiſche und halbdeutſche Franzoſe G. L. Chn. Frd. Dagobert v. Cuvier aus Mömpelgard (1769–1831), der auch Staatsmann und Pair von Frankreich wurde.

Die folgenreichſten Forſchungen der Gegenwart, zu welchen die Geologie den Weg gebahnt hat und welche durch die Paläontologie die Naturgeſchichte erſt recht zu Dem machen, was ihr Name beſagt, gehn zumeiſt von Deutſchen und Engländern aus. Ganz unbetheiligt dabei bleibt aber nicht leicht ein Volk, in welchem irgendwelche Freiheit der Wiſſenſchaft beſteht. Näher gehn wir auf die neueſte Zeit nicht ein, u. a. auch nicht auf den Gegenſatz zwiſchen

Homoeo- und Allo-pathie. Eigenthümlich ist die, früher überall fast ausschließlich im engsten Bereiche (Geburtshülfe) vorkommende, jetzt in Nordamerika sehr häufige Bethätigung von Frauen an der praktischen Heilkunst, welche nicht mit der, gemischten Zwecken dienenden, Krankenpflege kirchlicher Frauenkörperschaften verwechselt werden darf.

Landwirthschaftskunde.

An die Naturwissenschaften schließt sich auch die Landwirthschaftskunde an. Ihr Ursprung reicht bis in jenen Zeitraum zurück, in welchem die friedliche Bildung mit dem Ackerbau beginnt, sofern derselbe nicht mehr ein Werk der dringenden Noth und des flüchtigen Versuches ist. Er wurde, wie wir bereits früher sahen, auch schon von Völkern ohne Schriftenthum „rationell" betrieben, wie man sich jetzt ausdrückt; und die thätige Theilnahme gebildeter Männer daran wirkte zur frühen Gestaltung einer bestimmten Methode mit, wie denn auch der Feldbau früh durch Eigenthumsgesetze geregelt wurde. So haben römische Schriftsteller Zeugnisse für den einheimischen Landbau der Hispanier und der Gallier erhalten (S. 321).

Die Römer, die einen Cincinnatus vom Pfluge an das Staatsruder berufen und ihn wieder dorthin zurückkehren sahen, haben die Landbaulehre, die res rustica, zuerst zu einem Gegenstande der Literatur gemacht. Über ihn schrieb bereits im 3. Jahrh. v. C. der große Tusculaner M. P. Cato, dessen Werk darüber uns, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt, nicht erhalten ist. Das bedeutendste Werk darüber schrieb der Grammatiker M. Ter. Varro (117—27 v. C.). Vergilius Georgika haben wir o. S. 500 erwähnt. Auch Plinius Naturgeschichte enthält manches hierhin Bezügliche. Eine Reihe von Büchern darüber, darunter eines (über den Gartenbau) in Versen, verfaßte L. Jun. Moderatus Columella aus der von den Phoeniken gegründeten Stadt Gades (Cadix) in Hispanien (1. Jahrh. n. C.). Verloren gegangene römische und auch griechische Werke benutzte später Palladius Rutilius Taurus Aemilianus. Das erste bekannte Kochbuch schrieb, in noch unbekannter Zeit, Coelius, welches (oder

er ſelbſt) nach dem bekannten römiſchen Feinſchmecker Apicius benannt wurde. Im Byzantinerreiche förderte Konſtantinos Porphyrogenneta (S. 524) das Studium älterer Schriften. Die aramäiſchen Nabathäer (S. 519) hatten wahrſcheinlich landwirthſchaftliche Schriftſteller, von welchen ſich Bruchſtücke in arabiſchen erhielten. Zu dem weiteren Bereiche der Wirthſchaftskunde gehören auch die lateiniſchen und griechiſchen Schriften über Jagd, Vogelfang und Fiſcherei, die wir ihrer Form wegen S. 500 bei der Dichtkunſt nannten. In neuere und neueſte Zeit, in welcher unter Liebigs Vorgange auch die Chemie ſich mit der Landbaukunſt verbindet, gehn wir hier nicht ein; als Gründer unſerer Ackerbauwiſſenſchaft gilt Albrecht Thaer aus Celle (1762–1828).

Mathematik und Sternkunde.

Der Mathematik, die ſich als Feldmeßkunſt auch mit dem Landbau berührt, geſellen wir die mit ihr und mit der Geographie zuſammenhangende, zur Naturwiſſenſchaft gehörige Sternkunde oder Aſtronomie zu, die bis in neuere Zeit auch die Phantaſiewiſſenſchaft der Sterndeutung oder Aſtrologie hervorrief, gleichwie die Chemie die Alchimie. In den Bereich der angewandten Mathematik fallen auch, wenigſtens theilweiſe, u. a. Mechanik, Kriegskunſt, Baukunſt, die in der Kunſtgeſchichte näher beſprochen wird, und Geographie, die wir geſondert vornehmen.

Die Aegyptier ſcheinen zuerſt Geometrie und Mechanik ſowie Aſtronomie wiſſenſchaftlich betrieben zu haben; wenigſtens letztere auch die Chineſen, ſchon im 3. Jahrtauſend v. C. (vgl. Perty, Anthr. Vortrr. S. 402. 245 ff.). Von ihnen erſt erhielten um 1000 v. C. die Inder ihre Mondlaufberechnung Nakantra (Laſſen, Ind. Alt. I 42). Die Chaldaeer waren nach Diodor. Sic. I 81 in der Sternkunde die Schüler der Aegyptier. Wo jedoch große Bauten, mit Einſchluſſe der Waſſerbauten, des Bergbaus u. ſ. w., erſcheinen, muß auch Kenntnis der mathematiſchen und mechaniſchen Geſetze vorhanden geweſen ſein, zuerſt a posteriori, durch Verſuche und Erfahrung entſtanden, wie im

Grunde ja Wissen und Wissenschaft überhaupt. So in Mesopotamien, Indien, bei den kyklopisch bauenden Pelasgern und ältesten Griechen, selbst bei den Städte- und Tempel-bauern Mittelamerikas. Die Sternkunde gedieh am ersten in wolkenfreien Erdstrichen, und wurde den Schiffern, den Phoeniken und den Argonauten, zum praktischen Bedürfnisse, den Priestern zum theoretisch-mystischen. Wie lange Zeit jedoch verlief, bis vorurtheilsfreies Nachdenken, das sein „però si muove!“ in die Tyrannei der Finsternis hineinrief, richtige Vorstellungen von dem Weltenbau gewann, ist bekannt. Dazu muste auch erst das Fernrohr erfunden werden.

Griechische Mathematiker haben wir bereits unter den Philosophen und selbst den Dichtern gefunden. Wir nennen nur die bedeutendsten: Pythagoras; Platon, dessen Lehrer in der Geometrie Theodoros von Kyrene war, den er aber weit übertraf; Aristoteles, der die Mechanik bearbeitete, wie auch bereits 400 v. C. Archytas, ein Pythagoreer aus Táras (Tarent), der alten Kolonie der lakedaemonischen Parthenier (Jungfrauensöhne s. o. S. 321). Unsterblich ist durch seine mathematischen Kenntnisse und ihre Anwendung auf die Mechanik der edle Syrakuser Archimedes (um 287 v. C.), der Märtirer seiner Studien. In ein vollständiges System brachte die Mechanik der ältere Heron (Ἥρων) in Alexandria (2. Jahrh. v. C.). Einer der ausgezeichnetsten Mechaniker und Baumeister der späteren Zeit war Anthemios aus Tralles zu Konstantinopel (532 n. C.).

Die erste Kenntnis der Meßkunst mögen die Griechen von den Phoeniken, vielleicht auch durch den weisen Thales von den Aegyptiern erhalten haben. Einer ihrer ältesten wissenschaftlichen Kenner, dessen Schriften verloren giengen, war Hippokrátes aus Chios (450 v. C.). Systematisch verband sie mit der Arithmetik Euklides (um 300 v. C.), der in Athen platonische Philosophie studierte und in Alexandria Mathematik lehrte, auch eine Einleitung in die Tonkunst und über optische Wissenschaft schrieb. In Alexandria lebten auch (250 v. C.) der Kleinasiate Apollonios von Perga in Pamphylien, berühmt durch seine Lehre von den Kegelschnitten; und weit später (im 4. Jahrh. n. C.) Pappos und der Arithmetiker

Diophantos oder Diophántes, der Erfinder oder doch Vorbereiter der Algebra. Im griechischen Kaiserreiche wurde theoretische und angewandte Mathematik gepflegt in den Schulen zu Alexandria und besonders zu Athen, wo noch der 1020 geborene geistreiche Neubeleber dieser Studien, Michael Psellos aus Konstantinopel, gebildet wurde.

Die Kriegswissenschaft hängt in mehreren Beziehungen mit der Mathematik zusammen, wie in Verfertigung von Werkzeugen und Waffen, Festungsbau, Belagerungs- und Vertheidigungs-kunst, wie in der Taktik, der Kunst der Aufstellung und Führung der Heere. Die ältesten bekannten Taktiker der Griechen sind der arkadische Feldherr Aeneas (Αἰνείας; um 378) und der uns nun schon bekannte Xenophon. Im römischen Zeitraume treten deren Mehrere auf, wie die schon genannten Aelianos o. S. 523 und Polyaenos, der Verfasser der Stratagemata (2. Jahrh. n. C.). Über Kriegskunst schrieben auch mehrere byzantinische Kaiser.

Die griechische Astronomie begann mit Thales und andern ionischen Philosophen. Ihnen folgten Pythagoras und Platon mit ihren Schülern; Archytas Schüler Eudoxos aus Knidos, welcher dort und bei Heliopolis Sternwarten anlegte und den Aratos in seinem schon erwähnten Gedichte benutzte. Der berühmte Reisende Pythéas aus Massalia (Massilia, Marseille) trug im 4. Jahrh. v. C. astronomische Sätze auf die Erdkunde über. König Ptolemaeos Philádelphos (283 v. C.) errichtete eine Sternwarte in Alexandria. Seinem S. 522 bei der Geschichte erwähnten Zeitgenossen Manéthon wurde ein astronomisches Lehrgedicht zugeschrieben, das aber vermuthlich erst im 5. Jahrh. n. C. verfaßt ist. Aristarchos aus Samos (264), dessen Zeit- und Landes-genosse Konon Archimedes Lehrer in der Geometrie war, lehrte die Bewegung der Erde um die Sonne als einen feststehenden Körper. Eratosthénes aus Kyrene (276–196 v. C.), früher in Athen, dann Bibliothekar in Alexandria, war vielseitig berühmt als Philosoph, Mathematiker, Astronome, mathematischer Geographe, Begründer der wissenschaftlichen Zeitrechnung, sogar auch als Dichter und als Erklärer der alten Komiker. Sein verdienstvoller Kritiker, Hipparchos aus Nikaea in Bithynien (161 v. C.), der auf

Rhodos und in Alexandria lebte, würde mit unsern Werkzeugen einer der größten Astronomen und mathematischen Geographen aller Zeit geworden sein. Er bestimmte die Dauer des Sonnenjahrs auf 365 Tage 6 Stunden, bis auf eine Sekunde mit Tycho de Brahe übereinstimmend. Die beiden Letzteren benutzte der, wegen seiner Verdienste um die Völkerkunde schon genannte, Geographe Strabon aus Amasea (Ἀμάσεια), in Pontos, der zu Christus Zeit lebte. Der griechische Aegyptier Claudius Ptolemaeos, meist in Alexandria lebend (2. Jahrh. n. C.), ist hochverdient um Astronomie, Geographie, Zeitrechnung (S. 540) und, wie Euklides (S. 582), um Theorie der Tonkunst; er läßt übrigens noch oder wieder die Gestirne sich um die feststehende Erde drehen, obschon bereits Aristarchos (s. vorhin) richtigere Ansichten hatte.

Die älteren Römer kannten keine wissenschaftliche Mathematik und Astronomie. P. Nigidius Figulus, Ciceros Freund, war nur Astrologe. Zu Christus Zeit schrieben Marcus Manilius über Astronomie und -logie; M. Vitruvius Pollio aus Verona über Sonnenuhren, Mechanik, besonders aber über bürgerliche Baukunst, auch über Wasserleitungen; über letztere und über Kriegskunst S. Jul. Frontinus (74 u. C.); über diese H. Vegetius Renatus (4. Jahrh.), vielleicht Christ; er lebte in Rom oder in Konstantinopel. Des Sicilianers J. Firmicus Maternus „Mathesis“ ist eigentlich nur Astrologie; er wurde Christ.

Im Mittelalter treten denn auch die Araber in diese wie in so manche andre Wissenschaft herein, in dreien Welttheilen verbreitet, und selbst auf der, von ihren wüsten Kriegern zerstörten, Bildungswelt in Alexandria wieder einiges Geistesleben anpflanzend, noch viel reicheres aber in Spanien, im starken Gegensatze zu den Türken in Kleinasien, Konstantinopel und Griechenland. Sie übersetzten, studierten und verbesserten sogar theilweise die griechischen Mathematiker und Astronomen. Die Astronomie, die schon früher bei ihnen heimisch gewesen zu sein scheint, blieb auch nach den Kreuzzügen, wo die Mathematik nicht fortschritt, bei ihnen in Blüte, freilich in Verbindung mit der Astrologie. Bekanntlich sind viele Namen unserer Sternkarten arabischen Ursprungs.

Die Syrer, welche schon seit dem 4. Jh. v. C. mit der griechischen Literatur bekannt waren (vgl. S. 519), vermittelten sie häufig mit ihren arabischen Stammverwandten. Von diesen gieng auch auf andre Asiaten namentlich das Interesse für Astronomie über. In Persien mag ihre ältere Kenntnis zwar mit dem ganzen arischen Geistesleben von den Arabern zertrümmert worden sein (634–651). Doch trat eine Art Restauration ein seit der Statthalterschaft der Samaniden (913) und noch mehr der Gaznaviden (975 ff. Sultan Mahmud in Gazna starb 1030), selbst auch noch unter den türkischen Seldschuken (1037 ff.) fortdauernd, von welchen namentlich Malek Schah (1072 ff.) die Astronomie begünstigte, ebenso auch später die mongolischen Herrscher. In Spanien giengen die arabischen Mathematiker dem christlichen Europa voran.

In diesem war lange Zeit die Mathematik nur dürftig betrieben und mit mystischen Berechnungen verknüpft, die Astronomie fast nur auf Kirchenkalender beschränkt. Papst Gerbert-Sylvester (S. 563 ff.) soll die arabischen Ziffern eingeführt haben. Im 14–15. Jahrh. blühte die Mathematik in Italien und in Deutschland auf, zumal auf der Wiener Universität. Besonders seit dem 16. Jahrh. theilte sie sich mit Astronomie, den übrigen Naturwissenschaften und der Philosophie in den Kampf gegen die Finsternis.

Italien gieng voran; der große Maler Lenardo da Vinci aus Florenz (1452–1519) arbeitete in der angewandten Mathematik mit wissenschaftlichem Geiste. Einer der ersten Luft-messer und -wäger war der Neapolitaner Giov. Batt. della Porta (starb 1615), der Erfinder der Camera obscura und des Kaleidoskopes (speculum multividum); der eigentliche Begründer der Lehre von der Schwere und Bewegung der Luft und der Theorie des Barometers war Evang. Torricelli (1608–47). Noch vielfacher verknüpfte den mathematischen und den physikalischen Fortschritt Scip. Chiaramonti in Pisa (1633), zum Wiederruf genöthigt und zum Märtirer gemacht durch die finstren Mächte der Kirche, gleichwie sein berühmterer (o. S. 577 als Erfinder des Mikroskops genannter) Landsmann Galileo de Galilei, der Schüler des Jesuiten Ricci, aber noch mehr der Griechen, wenn auch freilich Aristoteles Gegner. Übrigens hat sich neuerdings ein Jesuit als

tüchtiger Vorſteher der päpſtlichen Sternwarte bekannt gemacht, obgleich noch 1820 die Kirche den Aſtronomen Settele maßregelte. Der neapolitaniſche Arzt Giov. Alf. Borelli (ſtarb 1679) entdeckte die Bewegung der Kometen. Zu den bekannteſten italieniſchen Aſtronomen gehört Dom. Caſſini (ſtarb 1712).

Unter den übrigen Romanen ſind nur die Franzoſen zu nennen, die ſeit dem 17. Jahrh. raſche Fortſchritte in den mathematiſchen Wiſſenſchaften machten. In ihnen leiſteten Bedeutendes der S. 566 gerühmte Philoſoph Des Cartes; Blaiſe Pascal aus Clermont (1623–62), deſſen Verdienſte um Aufklärung überhaupt wir bereits erwähnten; ebenſo J. le Rond d'Alembert (ſ. o. S. 566); L. de la Grange (1735–1813), ein genialer Forſcher. In der Algebra zeichnete ſich ſeit Des Cartes beſonders Jacques Ozanam (1640–1717) aus und ebenſo in der Mechanik praktiſch, wie Des Cartes theoretiſch, Jacques de Vaucanſon (1709–82), der Automatenbauer. Die Brüder Joſeph und Stephan Montgolfier (18–19. Jahrh.) ſind durch den nach ihnen benamten Luftballon bekannt. Unter den älteren Aſtronomen iſt P. Gaſſendi bekannt; ſpäter zeichneten ſich u. a. aus Jer. de la Lande (1732–1807); P. S. la Place, deſſen Theorie über die urſprüngliche Gasform der Weltkörper große Folgerungen erzeugte.

In Deutſchland wurden bereits ſeit dem 15. Jahrh. Mathematik und Aſtronomie fleißig betrieben und beſſer, als irgendwo ſonſt, durch gute Lehrbücher zugänglich gemacht. Von den Mathematikern des 15. Jahrh. nennen wir Camillus Joh. Müller (Regiomontanus) aus Königsberg in Franken (1436–76), u. a. um Trigonometrie, Mechanik, Algebra und Aſtronomie verdient. Auch hier tritt ein großer Maler, Albrecht Dürer aus Nürnberg (1471–1528), als Mathematiker auf, nicht bloß für die ſeiner Kunſt nahe liegende Wiſſenſchaft der Perſpective (des Geſichtmaßes), ſondern auch für Geometrie und Feſtungsbau als Schriftſteller in der Mutterſprache. Leibnitz haben wir o. S. 569 bei den Philoſophen kennen gelernt. Hierher gehört auch zugleich Ehrenfried Walther v. Tſchirnhauſen (1651–1708), am meiſten berühmt durch ſeine Brennſpiegel. Ein klaſſiſcher Forſcher und Methodiker war der deutſche Schweizer Leonh. Euler aus Riechel bei

Basel (1707–83), Professor in Petersburg und in Berlin, „Lehrer für ganz Europa“ (Wachler).

In der Astronomie gieng den Deutschen wie den Italienern voran der Pole (deutscher Abkunft?) Nic. Copernicus aus Thorn (1473 bis 1543), Canonicus zu Frauburg, der durch die Klassiker, sowie durch den Polen Albert Brudzewski in Krakau, den Italiener Domenico Maria von Ferrara in Bologna und die Schriften des vorhin erwähnten Regiomontanus gebildet war. Wir finden seine Vorgänger bereits bei den Griechen; er stellte bekanntlich die Rotationslehre der Planeten fest. Seine eifrigsten Jünger waren Deutsche, namentlich Gg. Joach. Rhaeticus in Wittenberg (starb 1576) und Erasmus Reinhold (starb 1553). Besonderer Förderer der Astronomie war Landgraf Wilhelm IV. von Hessen (1532–92). Eine Reihe glänzender Namen folgen, wie u. a. der Schwabe Jh. Kepler aus Weil (1571–1630), dessen schwergeprüftes Leben neuestens dem deutschen Volke ins Gedächtnis gerufen wurde; Joh. Hevel aus Danzig (1611 bis 1687); J. E. Bode aus Hamburg (1747–1826); J. H. Schröter aus Erfurt (1745–1816); Fz. v. Zach aus Presburg (1754 bis 1832), Mathematiker und Astronome, wie H. W. Brandes aus Groden bei Hamburg (1777–1834); W. Olbers aus Arbergen (1758 bis 1840); W. Herschel aus Hannover (1740–1822), der in England wirkte — der Neueren zu geschweigen.

Die Engländer wetteiferten seit dem 17. Jahrh. in der wissenschaftlichen Mathematik mit den Deutschen und den Franzosen. Es genüge zu nennen den Mathematiker John Napier of Merchiston aus Edinburgh (1550–1617); Is. Newton aus Woolstrope in Warwickshire (eine Variante s. S. 568); die Astronomen Edm. Halley (starb 1742), allbekannt durch seinen Kometenpathen, und James Bradley (starb 1762). Die Niederländer machten sich besonders verdient um Geometrie, Mechanik und Optik (S. 577). Die Skandinavier besitzen den Astronomen Tycho de Brahe aus Knudstrup bei Lund in Schonen (1546–1606), einen Mann von großen Verdiensten, Schwächen und wissenschaftlichen Paradoxien.

Erdbeschreibung.

Die Geographie auf griechisch, Erdbeschreibung auf deutsch, ist mit mehreren andern Wissenschaften nahe verbunden: mit der Sternkunde, die als Weltenkunde sie sogar mitumfaßt, und, wie diese, mit der Mathematik und mit den Naturwissenschaften; sodann mit der Geschichte und insbesondere mit der Völkerkunde in unserem Sinne. Die Beziehung des Menschen und der übrigen Wesen auf Erden zu den verschiedenartigen Örtlichkeiten ihres Wohnplatzes wurde zwar schon früh in vielen Einzelheiten erkannt, in ihrem großen Zusammenhange aber erst in neuerer Zeit. Die Anschauung der Erde selbst als eines gegliederten Körpers, dessen Natur die seiner Bewohner bedingt, welche jedoch, bis zu den mikroskopischen Größen herab, wiederum zu seiner Gestaltung mitwirken: diese Anschauung reifte erst mit dem großen Fortschritte der Naturforschung in ihrer ganzen Ausdehnung, sowie der physischen und psychischen Bildungsgeschichte der Völker. Unter ihren Gründern nimmt unser deutscher Karl Ritter aus Quedlinburg (1779–1859) die erste Stelle in Anspruch; sein organisierender Geist zeigt sich auch in seinen kulturgeschichtlichen Forschungen, wenn auch hier noch manche ansprechende Verknüpfung der Erscheinungen in der Folge sich als allzukühn erwiesen hat.

Im Alterthum war, trotz der großen Ausdehnung der asiatischen Weltmonarchien und selbst noch der römischen, die Kenntnis der einzelnen Völker von den Ländern und Völkern außer ihnen weit beschränkter, als dieß heutzutage der Fall ist. Den Indern und den Aegyptiern war die See nicht die Länderbrücke, sondern verschloß ihnen eher die jenseits liegenden Erdgebiete; die Scheu vor dem Meere steigerte sich mitunter bis zu religiösem Banne. Die Völker vergaßen früh die festländischen Kreuzzüge, auf welchen sie in neue Wohnplätze gelangt waren, vielmehr noch die weit über Meer gezogenen und verschlagenen, wie heutzutage die wunderbar zerstreuten Malayo-Polynesier der Südsee, wenn auch z. B. bei den Maoris auf Neuseeland noch traumhafte Erinnerungen und einzelne Namen aus einer weit entlegenen Heimat sich erhalten haben. Die ersten seefahrenden Völker: Phoeniken, Kleinasiaten, Griechen waren die ersten Geographen.

Die Juden waren zwar kein ſeefahrendes Volk, und ihr ſpäter ſprüchwörtlich gewordener Handelsgeiſt ließ einſt ihren phoenikiſchen Stammverwandten ihre überſeeiſchen Entdeckungen und Errungenſchaften, ſowie den damit zuſammenhangenden Kunſtfleiß unbeſtritten. Gleichwohl umſchließen ihre erhaltenen uralten Schriften, namentlich der Pentateuch, bedeutende Urkunden für Länder- und Völker-kunde, deren oft ſchwierige Sichtung in neuerer Zeit namentlich der jüngſt verſtorbene Prof. Knobel zu Gießen verſucht hat. Eben auch Ritters große Erdkunde hat die älteſte Ortsgeſchichte der Juden und ihrer ſemitiſchen Verwandten, mit welchen ſie ſo oft in Feindſchaft ſtanden, vielfach zu Rathe gezogen und durch neuere Nachrichten und Unterſuchungen oft ihre Glaubwürdigkeit beſtätigt.

Mögliche Geographien der Phoeniken ſind uns mit ihrer ſämmtlichen Literatur verloren gegangen. Erſt um 500 v. C. tritt einer ihrer Abkömmlinge, der Karthagerfeldherr Hanno mit einer Seereiſebeſchreibung auf, von welcher uns nur Bruchſtücke einer griechiſchen Überſetzung erhalten ſind (S. 506).

Zu gleicher Zeit ungefähr ſchrieb Skylax aus Stadt und Inſel Karyanda an der kariſchen Küſte, vielleicht ſelbſt ein Genoſſe des ſeefahrenden Karervolkes, in griechiſcher Sprache einen Periplus (Seereiſebeſchreibung). Lange vor ihm machten die griechiſchen Argonauten ihre mythiſche Fahrt, deren Beſchreibungen wir bei der Dichtung erwähnten. Dann kommen die Trojafahrer; Homeros kann uns in ähnlichem Sinne, wie Moſes, als alte Quelle für Länder- und Völker-kunde gelten. Beſtimmter dürfen wir den vielgereiſten Herodotos, den Vater der Geſchichte, auch den der Geographie nennen, ſo manches phantaſtiſche Völkerwunder er auch beſchreibt (S. 521).

Erſt durch Alexandros d. G. und ſeine Epigonen, beſonders die Ptolemaeer, erweitert ſich der geographiſche Geſichtskreiß der Griechen über die alten mittelmeeriſchen Grenzen hinaus, und von dem früher ſeeſcheuen Aegypten aus werden Seefahrer nach Oſten geſandt. Bereits Alexanders Admiral Nearchos aus Amphipolis in Makedonien machte eine Küſtenfahrt von der Indosmündung durch das indiſche Meer bis zum Euphrat. Ptolemaeos II. Admiral Timoſthénes (um 280 v. C.) ſchiffte gen Indien und Taprobana (Ceilon). Aus

verschiedenen Theilen der griechischen Welt stammen die Periegeten (Fremdenführer, Länderbeschreiber) der folgenden Zeit, wie Agatharchidas oder Agátharchos aus Knidos (150 v. C.), der das rothe Meer und seine Küsten beschrieb; Artemidoros aus Ephesos (100); Skymnos aus Chios, der in Versen schrieb, wie auch Dionysios aus Charax am persischen Meerbusen, welchen Kaiser Augustus in den Osten schickte; der christliche Bischof Eustathios, obwohl in später Zeit (1170 n. C.), schrieb eine wichtige Erläuterung seiner Reisebeschreibung.

Die wissenschaftliche Geographie begründete der berühmte Polyhistor Eratosthenes aus Kyrene, den wir bereits S. 583 bei der Astronomie nannten, wie auch Hipparchos, der ihn prüfte. Beide, sowie Posidonios aus Rhodos, benutzte der verdienstvolle, schon öfters (wie o. S. 584) von uns erwähnte Strabon. Ebendaselbst bei der Astronomie und S. 540 nannten wir bereits den aegyptischen Griechen Claudius Ptolemaeos (2. Jahrh. n. C.), der u. a. die verlorenen geographischen Schriften des Tyriers Marinos benutzte. Karten zu seinem Werke werden Agathodaemon aus Alexandria (um 420 n. C.) zugeschrieben. Um diese Zeit schrieb auch Markianós aus Heraklea (Ἡράκλεια) am Pontos seinen Auszug aus dem vorhin genannten Artemidoros. Bereits im 2. Jahrh. v. C. schrieb in Rom Pausanias, ein Grieche oder Eingeborener aus Kleinasien (Kappadoke oder Lyder), seine für den Alterthumsforscher unschätzbare Beschreibung Griechenlands (τῆς Ἑλλάδος περιήγησις), ein Zeugnis für den Reichthum an alten Denkmalen, welchen damals Hellas noch besaß. Gegen 500 n. C. schrieb Stephanos aus Byzantion-Konstantinopolis ein grammatisch-geographisches und ethnologisches Wörterbuch, von welchem wir leider nur ein Bruchstück des 10. Buches und einen Auszug besitzen, welchen unter Justinianus der Grammatiker Hermolaos machte. Ein alexandrinischer Kaufmann, Kosmás der Indienfahrer (Ἰνδικοπλεύστης), suchte das ptolemäische System zu christianisieren. Im Mittelalter wurden viele einzelne Länderbeschreibungen verfaßt, die bei weitem noch nicht genug bekannt und benutzt sind, namentlich für die Kunde des Byzantinerreichs. Unter den modernen Griechen angesehen ist eine alte und neue Erdkunde des Atheners Meletios (Venedig 1728), welche Anthimos Gazis zu Wien 1807 verbessert herausgab.

Unter den Römern finden wir weit wenigere Geographen, als die ungeheure Ausdehnung des Kaiserreiches erwarten läßt. Der umfassendste ist der mehrfach o. erwähnte Naturgeschichtschreiber Plinius. Der Hispanier Pomponius Mela (1. Jahrh. n. C.) benutzte vorzüglich griechische Vorgänger. Für die Kunde besonders Europas wichtig sind spätere Wegweiser oder Itinerarien, auch die o. erwähnte Notitia dignitatum (426 n. C.), und um 900 Guido von Ravenna.

An die Alexandriner, zunächst an Ptolemaeos, lehnte sich auch die Geographie des semitischen Ostens. Die meiste Selbstthätigkeit entwickelten die Araber. Die Provinzen des Abbassidenreiches wurden statistisch verzeichnet. Namhafte arabische Geographen sind Edrisi (Scherif al Edrisi oder Abu Abdalla Muhammed) aus Ceuta (geb. 1099), der namentlich in Sicilien arbeitete; der schon genannte gelehrte Fürst Abulfeda aus Damaskos (13. Jahrh.); Jc. Leo Africanus, eig. El Hassan Ebn Mohammed el Wasan aus Cordova (nach Andern aus Granada; starb 1526), dessen arabische Urschriften über Afrika u. s. w. noch nicht wieder aufgefunden wurden.

Seit dem 13. Jahrh. bewirkt der wachsende Völkerverkehr mit Einschluß der Kreuzzüge, einen Aufschwung der geographischen Studien, voran in Italien, allmählig in ganz Europa. Marco Polo aus Venedig (1269 ff.), der an des Tatarenchans Kublai Hofe war, beschrieb Ostasien und einen Theil Ostafrikas; der Engländer J. de Mandeville (starb 1371) bereiste Asien; Jos. Schiltberger aus München (1427) die Mongolei und Persien; Hans Tucher aus Nürnberg (1479) und Bernhard v. Breydenbach, vermuthlich aus Mainz, das h. Land. Der Jude Benjamin ben Jona aus Tudela in Navarra (starb 1173) suchte seine Glaubensgenossen in der weiten Welt auf; als sein Nacheiferer tritt Benjamin aus Foltitscheni in der Moldau auf, der noch kürzlich in Frankfurt a. M. verweilte.

Großes Verdienst um die Erweiterung des Gesichtskreißes erwarben die Portugiesen durch ihre Seereisen, welche die Entdeckung einer neuen Welt durch den edlen Genuesen Cristoforo Colombo (Cristoval Colon; 1446—1506) vorbereiteten. Wir mögen dem immer rascheren Wachsthume der Länder- und Völker-kenntnis bis auf Ritter und die neueste Zeit mit ihren kunstreichen Kartenwerken nicht weiter folgen.

Deutschland überragt auch hier alle andern Länder, während in Frankreich und selbst in England noch oft in Lehrbüchern, Staatsschriften u. s. w. die lächerlichsten Irrthümer, namentlich bei naheliegenden Gegenständen, vorkommen, in der Art, wie die Kunde von den Haidschnucken, einem peuple sauvage in der Lüneburger Haide.

Die Geographie der alten, insbesonders der griechisch-römischen Welt verwebt sich mit der Philologie. Ihre bedeutendsten deutschen Bearbeiter, Mannert und Ukert, erwähnten wir bereits o. S. 537 bei der Geschichte. Ein umfassendes Lehrbuch derselben schrieb seitdem Forbiger; ein alphabetisches Wörterbuch Fr. H. Th. Bischof und J. H. Möller. Unter den geo- und ethno-graphischen Darstellungen der verschiedenen Zeiträume zeichnen sich v. Pruners Karten aus.

Philologie und die mit ihr in Wechselwirkung stehenden **Bildungszustände** überhaupt.

Wir kommen jetzt noch an eine Wissenschaft, die sich in mehrere Zweige theilt, deren einer — wie wir S. 509 ff. besprachen — als Sprachwissenschaft in engerem Sinne die Sprachen an sich als Gliederungen zum Gegenstande hat; ein anderer, der mit ersterer öfters den Namen der Linguistik theilt, die Sprachen mehr nur als Mittel zum Verständnis und zur eigenen Thätigkeit in Rede und Schriftenthum auffaßt und mehr und minder wissenschaftlich darstellt und lehrt; ein dritter, die Philologie in engerem Sinne, der zwar sich auf Griechen und Römer, und etwa noch auf die alten Israeliten (der Bibel wegen) beschränkt, nicht aber deren Sprachen allein, sondern auch ihr gesammtes Alterthum: Volksgeist, Geschichte, literarische, künstlerische, politische, religiöse, sociale Bildung zum Gegenstande hat, wie dieß bei den von Fr. Bopp und J. Grimm ausgegangenen indologischen und germanistischen Schulen auch in Bezug auf andere Völker geschieht.

Die klassische Philologie, die Kunde der klassischen, d. h. griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, hat von jeher durch den Inhalt dieser Literatur und jener daraus hervorgehenden gesammten Volkskunde einen ganz besonderen Einfluß auf die gesammte Bildung der Völker und namentlich auf das Unterrichtswesen geübt,

am meiſten an Orten und in Zeiten, die phyſiſch und geiſtig verödet und verwildert, durch politiſchen und kirchlichen Druck verdumpft, oder auch durch eitle Scheinbildung und leichtfertige Sitte entſittlicht waren. In dieſer Beziehung werden die klaſſiſchen Studien oft Humaniora genannt und ihr bewuſter, ſyſtematiſcher Gegenſatz gegen die Niederdrückung der edelſten Menſchenkräfte Humanismus. Wir werden deſſwegen mit unſerem geſchichtlichen Umriſſe der Philologie im weiteſten Sinne, als des Sprachſtudiums überhaupt, auch noch eine Nachleſe chronologiſcher und ethnologiſcher Bemerkungen über den Gang der Bildung überhaupt verflechten, für welche wir wiederum namentlich Wachler zu unſern Führern rechnen.

Die Geſchichte der Philologie, wie die des geſammten Schriftenthums, beginnt im Grunde mit der Erfindung oder der Annahme der Schrift. Wir wiederholen hier nur, daß die ſämmtlichen Kulturvölker Europas und vermuthlich auch des ariſchen Oſtens ihre Schrift mittelbar oder unmittelbar von ſemitiſchen Völkern empfiengen, die Abendländer durch die Griechen von den Phoeniken (S. 511).

Es iſt merkwürdig, daß die Bildungsſage der Griechen überhaupt beſcheidener Weiſe ihre Anfänge Ausländern zuſchreibt, wie den Semiten (Phoeniken) Kadmos in Theben, Danaós in Argos, deſſen Bruder Ägyptos, deren Vater Belos iſt; dem Aegyptier Kekrops in Athen; dem Phrygen Pelops in Elis und in der nach ihm benamten Pelopónneſos; Orpheus und den übrigen thrakiſchen Bildnern die Anfänge der Dichtung, Tonkunſt und Myſterienreligion.

Gleichwohl mögen die Griechen ſchon bedeutende eigene Bildungsanfänge aus Kleinaſien mit herüber nach Griechenland gebracht haben. Die auf europäiſchem gewonnenen neuen Errungenſchaften blieben im Austauſche mit dieſem nächſten Mutterlande, wo beſonders die ioniſchen Urſtätten und ſpäter neu gegründete Pflanzſtädte die vielſeitigſte Bildung gewannen. Ein dritter Herd griechiſcher Bildung entſtand ſchon früh (ſeit dem 8. Jahrh. v. C.) in den blühenden Kolonien des großgriechiſchen Unteritaliens und Siciliens, die in ſtetem Wechſelverkehr mit Griechenland ſtanden.

Dort hören wir auch ſchon früh von Bildungsanſtalten und ſogar von wiſſenſchaftlichen, durch Pythagoras (o. S. 554) gegründeten

Schulen. In Athen stiftete Solon (o. S. 541) Bürgerschulen, der Sicilier Gorgias aus Leontini (424) Sophisten- oder Philosophenschulen.

In China läßt das Alter der Bücherſammlungen auf das des Unterrichts schließen. In Aegypten und in dem ſemitiſchen Osten ſind die Prieſter die erſten Gelehrten und Lehrer; die Bibel erzählt von Prophetenſchulen der Juden. Über der Abſtammung der Chaldaeer in Babylon ſchwebt noch ein Dunkel.

Erſt in der vierten großen griechiſchen Bildungsſtätte Alexandria erwuchs zur Fachwiſſenſchaft die, von Platon und Ariſtoteles begründete, philologiſche Alterthumskunde, Grammatik und Schriftauslegung, mit reichen Bücherſammlungen und Muſeen. Gelehrte Sammler traten an die Stelle der Schöpfer; doch iſt die Kritik, neben Träumerei und Pedanterie, nicht gering zu ſchätzen. Am meiſten gewannen die philologiſchen und die mathematiſchen Wiſſenſchaften. Wir haben bereits die Mitwirkung der Griechen und der helleniſierten Völker des ganzen Oſtens und Weſtens zur Blüte der alexandriniſchen Gelehrſamkeit kennen gelernt. Sie kanoniſierte die alten Meiſter der Wiſſenſchaften und der Dichtung, indem ſie ihre Namen und Schriften in ſogenannte Kanones verzeichnete. Dieß thaten namentlich die Byzantiner Ariſtophanes und Ariſtarchos.

Die ebenfalls von Alexanders d. G. Nachfolgern beherrſchten Syrer waren, wie wir bereits gelegentlich (o. S. 519 ff.) erwähnten, in Dichtung und Wiſſenſchaft thätig, doch gerade nicht in Philologie. Ihre höchſte Bildungsblüte ſetzt Wachler in Kaiſer Hadrianus Zeit.

In Kleinaſien blühte eine kurze Weile in dieſer ſpäteren Zeit die Wiſſenſchaft durch die attaliſchen Könige zu Pergamos in Myſien, wo ſie eine große Bücherei gegründet hatten. Von dort aus kam der Geſandte Krates (Mallotes) aus Mallós in Kilikien nach Rom und hielt dort die erſten Vorleſungen (165 v. C.).

Die griechiſchen Einflüſſe auf die Bildung der Römer haben wir aller Orten erwähnt. Die erſten mochten von Großgriechenland ausgehn, nach der Umwandlung der erſten, großentheils ſagenhaften Monarchie in einen ariſtokratiſchen Freiſtaat und während der folgenden Reibungen zwiſchen Patriciern und Plebejern.

Die Eroberungen brachten dem rohen Kriegervolke allmählich als Kriegsbeute auch Bücher und Kunstwerke, Gelehrte, Dichter und Künstler aus den griechischen Gebieten; Beispiele gaben wir oben und geben wir unten bei der Kunstgeschichte. Wir verzeichnen hier die Chronik der bedeutendsten Eroberungen, welche mit und nach der Bildung auch Entsittlichung jeder Art erzeugten und endlich den Koloss zum Untergange reifen ließen. Die Jahrzahlen sind die der römischen Zeitrechnung (u. c., seit Roms Gründung 753 v. C.). Besiegt durch die Gallier 364, bewältigt Rom die Latiner 416, Etrurien 471, Tarentum 482, ganz Unteritalien 488, Oberitalien 532, Sicilien 542–4, Aetolien und Syrien 564, Makedonien 580, Korinthos und Karthago 608. Im Jahre 526 werden die Römer zu den isthmischen Spielen zugelassen.

Die erste Ausbildung des Dramas durch Livius Andronikos wurde S. 443 gemeldet; S. 522 bei der Geschichtschreibung die achaiischen Geiseln und Polybios. Im 6. Jahrh. u. c. nimmt die Zahl griechischer Vorleser und gelehrter Sklaven immer mehr zu, namentlich der Philosophen und der Rhetoren, deren Schulen 593 und 622 vergeblich verboten wurden. Anderseits schöpften Römer aus den Quellen griechischer Bildung in ihrem Mutterlande, namentlich in Athen und Rhodos. Leider verfällt die Sitte, während die römische Literatur ihr goldenes Zeitalter feiert. Es entstehn Büchereien, gelehrte Gesellschaften, und die Vorlesungen mehren sich. Luc. Plotius Gallus unterrichtet 622 u. c. in lateinischer Sprache. Seit Vespasianus, welcher besoldete Lehrer der Redekunst anstellte, sorgen die Kaiser für höhere Unterrichtsanstalten, leider aber nicht für Volksschulen. Seit Severus Alexander (gest. 235 n. C.) sehen wir meist rohe Soldatenkaiser, schwelgerische Aristokratie, geistige Zersplitterung und Frivolität.

Im ganzen ist, trotz der Anhäufung aller materiellen und geistigen Schätze in Rom, die Bildung während des Kaiserreichs verbreiteter in den Provinzen: in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten und in den afrikanischen Städten. Im Westen blühten neben Italien längst Hispanien und demnächst Gallien, mit fast ausschließlich lateinischem Schriftenthum.

Für die grammatische und lexikalische Bearbeitung der griechischen Sprache nennen wir aus Mehreren, zu welchen auch manche

Rhetoriker zu zählen sind, die Folgenden. Der Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnassos (S. 522) schrieb auch über Wortfolge und Rhetorik. Grammatiker waren Apollonios „der Schwierige" (Dyskolos) aus Alexandria unter Hadrianus und Antoninus Pius, und sein Sohn Aelios Herodianos. Julios Polydeukes (Julius Pollux) aus Naukratis in Aegypten oder aus Parion in Mysien (er heißt Παριανός bei Athenaeos XI 784), Rhetor zu Athen, schrieb im 2. Jahrh. ein „Onomastikon" voll „antiquarischer" Bemerkungen. Die griechischen Mundarten, namentlich die attische, durchforschten Phrynichos aus Bithynien (180 n. C.) und sein Zeitgenosse Aelios Moeris (Μοῖρις). Ôrión aus Theben in Aegypten schrieb in Kaisareia ein etymologisches Wörterbuch; die Alexandriner des 4. Jahrh. Ammonios ein synonymisches und Hesychios ein aus vielen Glossographen gesammeltes, dessen Verderbnis um so mehr zu beklagen ist, weil es reichliche Beiträge zur ethnologischen Sprachenkunde enthält. Ferner schrieben über die griechischen Mundarten im 7. Jahrh., neben andern philologischen und philosophischen Werken, der Alexandriner Jo. Philóponos, und im 12. Jahrh. der korinthische Priester Gregorios oder Georgios. Aus dem 9. Jahrh. stammen: das „Myriόbiblon", ein literarisch-kritisches Sammelwerk des Patriarchen Photios zu Konstantinopel, das Wörterbuch von Suidas, und das sogenannte große Etymologikon. Die Etymologik dieser Zeiträume ist nicht schlechter, als die vieler folgenden; ihre wissenschaftliche Begründung gehört erst der neuesten Zeit an. Im 11. Jahrh. tritt sogar eine griechische Kaiserin, Eudokia, Konstantinos Dukas Gemahlin, als philologische Sammlerin in einem „Veilchengarten" auf. Überhaupt blieb, wie wir schon erwähnten und sich unten weiter zeigen wird, bei den Byzantinern philologische Thätigkeit nach alexandrinischer Weise in Blüte.

Die römische Sprachforschung beginnt bereits mit M. Ter. Varro (o. S. 580), der erst für Pompejus ins Feld zog, dann aber Caesars Bibliothekar, von Antonius verbannt, von Augustus zurückberufen wurde. Unter den späteren lateinischen Philologen des Kaiserreichs ist Nonius Marcellus aus Tibur durch die Aufbewahrung alter Schriftentrümmer wichtig. Ein größeres Werk von M. Verrius Flaccus ist uns leider nur durch seine Epitomatoren Pomp. Festus und Paulus

Diaconus bekannt. Aus verſchiedenen Theilen des römiſchen Reiches ſtammen folgende Philologen. M. Corn. Fronto aus Cirta in Numidien (2. Jahrh. n. C.). Ebenfalls Afrikaner war Marcianus Mineus Felix Capella, uns durch eine ſehr alte hochdeutſche Überſetzung merkwürdig. Aus Bêrytós in Syrien war M. Val. Probus; aus Kaiſareia oder aus Rom der bekannte Priscianus, lateiniſcher Sprachlehrer zu Konſtantinopel. Zu Rom lebte der früher nicht minder angeſehene Sprachlehrer des 4. Jahrh. Aelius Donatus.

Seit dem 6. Jahrh. nahm der Verfall der klaſſiſchen Studien zu. Zu Theodorichs Zeit wurden ſie noch von einzelnen bedeutenden Männern gepflegt, wie von dem hochgebildeten Philoſophen u. ſ. w. Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius aus Rom oder Mailand, der in Athen ſtudiert hatte, von Theodorich erſt hoch erhoben, aber endlich 524 wegen falſchen Verdachtes zum Tode verurtheilt wurde. Sodann von dem Apulier M. Aurel. Caſſiodorus (geb. 480), einem mehr vielſeitig als gründlich gebildeten Manne, der aber durch ſein Anſehen unter der oſtgotiſchen Herrſchaft viel Gutes wirkte.

An die alexandriniſche Bildung knüpft ſich auch die jüdiſche, und an beide die chriſtliche des Kaiſerreiches. Die Juden („Helleniſten") miſchen den Platonismus mit bibliſchem Myſticismus. Wie ſpäter die Araber, geſellen ſie zu ihren Gotteshäuſern Büchereien und Schulen, deren bedeutendſte in der ganzen Diaspora während des Kaiſerreichs vorkommen, z. B. in Jeruſalem, Alexandria, Tiberias, Jafna, Lydda, Sepphoris, am Euphrat in Sora, Nechadra, Babylon. In der Makkabäerzeit gewinnen die ſchriftgelehrten Rabbinen immer mehr Anſehen. Die 70 Dolmetſcher in Aegypten überſetzen die Bibel, und die, jetzt durch den kanoniſchen Bann der engliſchen Bibelgeſellſchaft ſchmählich geächteten, Apokryphen entſtehn: das „treue und gehaltvolle" 1. Buch der Makkabäer, das „freiſinnig kühne" Buch der Weisheit (Wachler); der aegyptiſche Jude Jeſus Sirach (um 140 n. C.) überſetzt ſeines Großvaters köſtliches Buch aus dem Hebräiſchen ins Griechiſche.

Bei den Chriſten folgen den ungelehrten apoſtoliſchen Vätern der beiden erſten Jahrhunderte gebildete, indem das Chriſtenthum überhaupt

in den gebildeteren Volksklaſſen ſich ausbreitet. In Alexandria gründeten ſie eine katechetiſche Schule. Über die Kirchenſchriftſteller verweiſen wir auf das beſonders bei der Redekunſt und bei der Theologie Geſagte. Die Exegetiker unter ihnen bedurften der Philologie zur Hülfe.

Im Mittelalter, früheſtens von 400 v. C. bis ins 15. Jahrh. gerechnet, wirken zwei, unter ſich oft uneinige, Mächte ſchädlich auf Literatur und geſammte Bildung: die rohe und kriegeriſche weltliche, und die halbgebildete geiſtliche Macht. Das wiſſenſchaftliche Heil kam von der Philologie, dem Studium der alten Klaſſiker, das von früher her am dauerndſten im byzantiniſchen Reiche, demnächſt in Italien fortwirkte, und darnach ſeit dem 10. Jahrh. und beſonders ſeit den Kreuzzügen auch im übrigen Europa rege und von der Geiſtlichkeit ſelbſt gepflegt wurde, ſoweit es die Kirche und die klöſterlichen Unterrichtsanſtalten erforderten und anderſeits geſtatteten.

Die Theile des zerfallenen Römerreichs ſind anfangs noch ſchlaff mit einander verbunden, manchmal auch unter einzelnen Oberherrn, ohne jedoch zum Erſatze ihre ältere nationale Selbſtändigkeit wieder zu gewinnen, da ſie im Weſten romaniſiert, im Oſten helleniſiert waren. Im Abendland, namentlich in Italien, zernichten die germaniſchen Eroberer einen großen Theil der Bildung und ihrer Schätze an Büchern, Kunſtwerken und Lehranſtalten. An der übrig bleibenden Bildung nehmen ſie ſelbſt allmählich Theil, aber auch an der bereits vorgefundenen und durch ſie ſelbſt mitbewirkten Erſchlaffung und Entſittlichung der Beſiegten. Im 6. Jahrh. wird es in Italien unter der Herrſchaft der Oſtgoten wieder etwas beſſer, ſchlimmer aber aufs neue durch die Eroberungen der Griechen und der roheren Longobarden. In Hiſpanien drückte die hierarchiſche Regierung der Weſtgoten im 6–7. Jahrh. den Unterricht. Im 7. Jahrh. regt jedoch Iſidorus aus Neukarthago (Cartagena), Biſchof von Hiſpalis, das Studium der Klaſſiker wieder an, das bis zum 9. Jahrh. wächſt, während ſeit dem 8. Jahrh. die arabiſchen Eroberer ein neues und eigenthümlich gemiſchtes Bildungsleben entfalten (S. 575). Sie ſelbſt nehmen einigen Antheil an den ſeit dem 9–10. Jahrh. wieder auf blühenden claſſiciſtiſchen Studien; ihre Schulen wirken auf das Abendland vielfach ein, namentlich auf Frankreich.

Dort hatten sich, besonders im Süden, wo die Westgoten eine geordnete Regierung führten, die klassischen Studien bis ins 6. Jahrh. erhalten. Die Geistlichen verkehrten auch mit Konstantinopel, verwilderten und verweltlichten aber später sammt der allgemeinen Bildung. Für ihren Neubau that der Franke Karl d. G. (8—9. Jahrh.) Viel, auch durch Berufung von Ausländern, wie u. a. (vgl. o. S. 562. 597.) Paulus des Diakonen aus Forli und des Angelsachsen Alcuin, der, mit ihm einverstanden, namentlich das Schulwesen, auch für Laien, förderte. Seit den Kapetingern (10—11. Jahrh.) beschäftigten sich die Mönchsorden mit der Literatur: Benediktiner, Kartheuser, Cistercienser, auch einige griechische Mönche in Frankreich. Es entstanden Schulen der Philosophie, Rechtswissenschaft und Heilkunde, dabei Büchersammlungen, in welchen auch die oft verpönten Klassiker Raum fanden.

Die Achtung der letzteren nimmt überall besonders seit dem 10. Jahrh. wieder zu, und zeigt ihren Einfluß auf das Selbstdenken der gefangenen Geister und auf das Unterrichtswesen. Zugleich begannen Regungen der Landessprachen gegen die Alleinherrschaft der meist verderbten lateinischen (mönchs-, mittel-lateinischen) in der Literatur. Gregor VII. verbot aber den Gebrauch der ersteren namentlich den Hispaniern und den Slawen, und Innocenz IV. den Provenzalen, weniger weil die Dichter, als weil die Ketzer provenzalisch redeten. Die Priesterherrschaft wollte eben das Volk in zwiefachem Sinne mundtodt erhalten! Wachler sagt von der Geistlichkeit dieser Zeit: daß sie zwar mit Literatur sich beschäftigte, aber sich den Mächtigen anschloß und das Volk versäumte, und seit dem 9. Jahrh. zum kirchlichen Herrenstande wurde, der wiederum durch Abhängigkeit vom römischen Papstthum sich vom Staate schied, und seit 1078 durch Ehelosigkeit auch vom gesellschaftlichen Leben. Ruhigere und minder von weltlich-geistlicher Herrschsucht besessene Mönche des 11. Jahrh., namentlich Kartheuser und Cistercienser, verwendeten ihre Muße auf Abschriften der Klassiker.

In Deutschland trug die Literatur lange Zeit nur kirchlichen Charakter. Seit Karl d. G. entstanden Klosterschulen u. a. in Fulda, Corvey, Hirzauge (Hirschau), Reichenau, St. Gallen, die zwar Klassiker

in ihren Büchereien hatten, diese aber als unnöthige Heidenfabeleien („gentilium fabulae non necessariae") achteten oder vielmehr verachteten. In St. Gallen, wo dieser dumme Ausspruch gethan wurde, beschäftigte man sich gleichwohl mit ihnen und brachte dabei die edle deutsche Sprache zu Ehren. Seit den sächsischen Königen (919) kam mehr Einheit und Ordnung in das deutsche Wesen; die drei Ottos (936–1003) standen in fruchtbarer Verbindung mit Italien und Griechenland. Friedrich II. ist der gebildetste Kaiser und steht in freiem Geistesblicke über seinen meisten Zeitgenossen.

In Großbritannien war die römische Bildung mehr nur im nachmaligen England eingedrungen. Selbst die bedeutende ältere lateinische Mischung, neben späterer, in der kymrischen Sprache von Wales zeugt dafür und läßt eine noch stärkere in den mehr von den Römern besetzten und besiedelten Theilen des Landes vermuthen. Der frühe Eintritt des Christenthums bei den Britonen (S. 548) mochte auch zur Erhaltung lateinischer Sprachkenntnis bei ihnen beitragen. Dem späteren christlichen Latein scheint größtentheils die nicht unbedeutende Mischung in der keltisch-gaidelischen Sprache beider Schottlande (Irland und Schottland) anzugehören. Die alten Römer hatten dort wenig Fuß gefaßt; auch verhältnismäßig spät die Angelsachsen, welche im 5. Jahrh. die römische Bildung in England verwüsteten. Vor ihnen bereits hatten skandische Germanen dauerndere Stellung unter den Gaidelen eingenommen, sich aber früh keltisiert, wie dieß auch bis ins späteste Mittelalter mit den englischen Einwanderern unter ihnen geschah. Jetzt freilich verdrängt die englische Sprache immer rascher die älteren Volkssprachen.

Aus dem bereits im 5. Jahrh. bekehrten Irland giengen die gebildeten schottischen Mönche aus und stifteten eben auch in Deutschland die Schottenklöster; ein solches erhielt sich in dem Namen der kleinen Stadt Schotten in Hessen (vgl. u. a. oben S. 269 ff. 528.). Skotische Klosterschulen blühten u. a. zu Armagh in Irland und später auf der schottischen Insel Iona (I-Colm-cill). Gebildete Mönche hausten auch in zwei Klöstern in Flintshire und auf der bretagnischen Küste, die den kymrischen, Heckenruthe oder Gehege bedeutenden, Namen „Bangor" tragen.

Die Angelſachſen entwickelten nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum ihre ungemeine Volkskraft auch im Bildungsweſen und in Schulen, die indeſſen meiſt mönchiſch gegliedert waren, obwohl der große König Alfred auch Volksſchulen gründete. Die Kloſterbibliotheken beſaßen auch Klaſſiker. Theodoros von Tarſos (7. Jahrh.), der von Rom nach England geſandt und dort Erzbiſchof von Canterbury (Cantuario, Durovernum) wurde, förderte die literariſche Bildung. Berühmt wurden die von uns ſchon genannten Namen der angelſächſiſchen Geiſtlichen Winfrid, Alcuin, Beda. In angelſächſiſcher Sprache ſchrieb Cädmon ſeine bibliſchen Gedichte; angelſächſiſche Gedichte neben lateiniſchen vielleicht der Benedictiner Aldhelm (um 700). Cynewulfs, erſt neuerdings durch Dietrich bekannt gewordene, bibliſche Gedichte zeigen ſchon den Übergang in den mittelengliſchen Sprachzeitraum. Beowulf erwähnten wir ſchon S. 390; überhaupt ſchrieben die Angelſachſen ſchon früh und fleißig in ihrer Mutterſprache. Hemmend wirkten die Einfälle der Dänen im 9. Jahrh., denen Alfred ein Ziel ſetzte, und der Druck der normänniſchen Eroberer ſeit 1066 auf das geſammte Volksleben.

Seit dem 12. Jahrh. wurde im Abendlande ſcholaſtiſche Philoſophie und römiſches Recht herrſchend. Der Klerus verlor den Alleinbeſitz der Literatur mit der Entſtehung gemiſchter Hochſchulen und der zunehmenden Bildung des Bürgerſtandes. Die Reibungen zwiſchen Staat und Kirche nehmen zu; dazu werden, wie Wachler ſagt, „die Ketzereien zahlreicher und gediegener.“ Am ſchnellſten reift die Bildung im 15. Jahrh., wozu die u. a. oben S. 509 erwähnten Flüchtlinge aus dem geopferten Konſtantinopel in dem mitſchuldigen Abendlande Viel beitragen. Die Klaſſiker begeiſtern die Platoniker gegen die Scholaſtiker. Freie und fromme Männer kämpfen gegen Aberglauben und kirchlichen Übermuth. Die Landesſprachen werden gepflegt. Der Buchdruck wird erfunden und die Morgenröthe der Reformation geht auf.

Das, Griechenland umſchließende, Reich der Oſtrömer oder Byzantiner überdauerte viele äußere und innere Stürme. Theologiſche Streitigkeiten zerrütteten den Staat und das bürgerliche Leben; die weltliche, militäriſche und geiſtliche Ariſtokratie war verderbt, das Volk verſank in Unwiſſenheit und Elend. Dennoch ſchöpften immer

noch Viele, besonders in den größeren Städten, aus den Quellen des alten Wissens, und Schulen nebst Bücherſammlungen erhielten ſich als Reſte (vgl. S. 509). So in dem Hauptſitze der neueren Wiſſenſchaft, Alexandria, bis 636; in Antiochia faſt ebenſolange; die ſchon erwähnten Rechtsſchulen in Konſtantinopel und, bis zum 7. Jahrh., in Berytos; ſyriſch-neſtorianiſche Schulen 450 ff. in Edeſſa, von da nach Niſibis verlegt, und vom 7—10. Jahrh. in Dſchondiſapur an der arabiſchen Grenze (der Reſt dieſer Syrer hauſt jetzt noch in den kurdiſchen Bergen vgl. S. 272). Bezeichnend für den Einfluß des kaiſerlichen Chriſtenthums auf die Bildungsanſtalten iſt die S. 561 bei der Philoſophie erwähnte Aufhebung der noch immer klaſſiſchen Schulen in Athen (529) durch Juſtinianus, der dafür Kloſterſchulen ſtiftete! Vom 9. Jahrh. an hob ſich die literariſche Thätigkeit wieder, und kaiſerliche Herrn und Frauen betheiligten ſich dabei, wie wir S. 523 ff. ſahen. Freilich beſtand die Gelehrſamkeit oft nur in geiſtloſer Vielwiſſerei.

Der byzantiniſchen Geſchichtſchreiber bis zur Eroberung Konſtantinopels haben wir am oben angeführten Orte gedacht. Sie waren zum Theile auch in der fleißig betriebenen Philologie thätig, wie namentlich Jo. Zonaras aus Konſtantinopel (12. Jahrh.). Unter den Philologen dieſes Zeitraums zeichneten ſich nach den vorhin bis zum 11. Jahrh. erwähnten u. A. die folgenden aus. Als Scholiaſten und Klaſſikererklärer die Brüder Joannes und Iſaak Tzetzes (12. Jahrh.) für Heſiodos und Lykophron. Ihr Zeitgenoſſe Euſtathios aus Konſtantinopel, Erzbiſchof zu Theſſalonike, für Homeros und den Periegeten Dionyſios (vgl. oben S. 590). Der S. 596 bei den Dialektologen erwähnte Korinthier Gregorios für Hermogénes (περὶ μεθόδου δεινότητος). Als Grammatiker und Scholiaſten u. A. Manuel Moſchópulos aus Kreta; Thomas der Magiſter aus Konſtantinopel (1310). Unter den, zum Theile ſchon vor Konſtantinopels Falle, im Abendlande wirkenden griechiſchen Philologen nennen wir nur die bedeutendſten. Manuel Chryſoloras aus Konſtantinopel, der aus Italien nach Konſtanz zur Kirchenverſammlung gekommen war und dort 1415 ſtarb. Cardinal Beſſarion aus Trapezus (1395—1472), den wir S. 562 als Philoſophen

nannten. Die tüchtigen Grammatiker Theodoros Gaza aus Theſſalonike (1398–1478), Konſtantinos Laskaris aus Konſtantinopel (geſt. 1493), Demetrios Chalkokondylas aus Athen (1428–1510). Die meiſten dieſer griechiſchen Apoſtel lebten in Italien, wohin auch der Sicilianer Joh. Auriſpa (1369–1459), in Griechenland gebildet, vorher 230 Handſchriften brachte. In Frankreich verbreiteten die heimiſchen Studien namentlich Gregorios Tiphernas (1457) und Janos Laskaris Rhyndakenos (aus Rhyndakos in Kleinaſien? geſt. 1515).

Wiederholt kommen wir auch auf die Araber zurück. Bis ins 7. Jahrh. waren ſie ohne eigentliche Literatur. Mohammed (571–632) brachte den Koran, an welchen ſich, wie an die Glaubensurkunden aller Völker, eine in ihrer Art reiche Literatur knüpfte. Kurz nach Mohammed behandelten Philologen die reiche arabiſche Sprache grammatikaliſch und lexikaliſch. Das Khalifat der Ommajaden in Mitte des 7. Jahrh. war roh, kriegeriſch und fanatiſch, aber aus Klugheit doch noch duldſam namentlich gegen Unterrichtsanſtalten in Syrien. Unter dem Khalifate der Abaſſiden erblühte 100 Jahre ſpäter die arabiſche Literatur in Bagdad, der großen Bildungsſtätte dieſer Zeit. Schulen beſtanden außerdem u. a. zu Bokhara, Samarkand, Baſſora, Kufa, Damaskos, Firuzabad. Griechiſche und ſyriſche Schriften wurden überſetzt.

Die Bildung in den Nebenreichen förderten im 8. Jahrh. die Barmekiden in Perſien, wo zuvor die Saſſaniden, namentlich die beiden Khosrus: Nuſchirwan (geſt. 579), der Schützer jener von Juſtinianus verjagten Philoſophen, und Parwiz (591–628), Wiſſenſchaft und Dichtkunſt, in Verbindung mit Griechen und Indern, gepflegt hatten. Nach dem 12. Jahrh. wurde das Schriftenthum der, nunmehr mit der arabiſchen gemiſchten, perſiſchen Sprache ungemein fruchtbar.

Zu den geiſtig wirkſamen arabiſchen Herrſchern gehörten ferner: im 9–10. Jahrh. die Aglabiten und Edriſiden an der nordafrikaniſchen Küſte, wo Schulen in Fez und Marokko entſtanden; im 10. Jahrh. die Fatemiden in Alexandria, das einen Schatten ſeines alten Ruhmes wiedergewann. Später wurde Kahiro

zum Bildungssitze. Am reichsten erhob sich der arabische Geist in Spanien, obgleich jene rohen Ommajaden seine Eroberer waren. Man zählt dort über 250 Schriftsteller und 70 Bibliotheken im Anfange des 12. Jahrh.; die Bibliothek von Cordova soll 250,000 Bände gehabt haben. Vgl. S. 575. 598. 605.

Für die Betheiligung der Araber an den einzelnen Zweigen der höheren Bildung verweisen wir auf das bei diesen Bemerkte und auf den unten folgenden Abriß der Kunstgeschichte. Neuerdings fällt harte Urtheile über sie Franz Löher in seinem Aufsatze „Palermo" in der A. A. Z. 1863 Nr. 326 ff. Beil., freilich von christlich-katholischem Standpunkte aus. Übrigens stimmen wir zum Theile seinen Hauptgedanken bei, die wir hier nur annähernd und kurz wiedergeben, ohne seine ausführliche Begründung. Der Islam der Araber drang in christliche Länder nur ein, um Wohlstand, Bildung und Freiheit zu zertreten und dabei seine eigene Urkraft zu verlieren. Die Staaten der Araber „wiesen nur gräuliche Despotien auf, gemildert durch ein verkrüppeltes Lehenswesen und durch das höchst verworrene Erb- und Güter-recht des Korans." Die besiegten und verachteten Christen wurden zur Sklavenarbeit, selbst in Kunst und Wissenschaft, für die Sieger gezwungen. Die Vornehmen, z. B. in Sicilien (wie unter den Türken in Bosnien), musten den Islam annehmen, die dem Volke gelassenen Bischöffe als Richter es zu Gunsten der Zwingherrn im Zaume halten, wie die Rabbinen die Juden in christlichen Ländern. Die arabische Literatur steht weit hinter der persischen zurück, aus welcher sie ihr Bestes (1001 Nacht) entlehnt. Sie selbst ist arm an Gedanken, reich an Formenkünstelei. Sie hat wilde Kriegslieder und Makamenschwänke (S. 430), nicht Epos noch Drama. Die Araber waren in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe nicht schöpferisch, jedoch scharfe Beobachter und überaus gewandte und fleißige Verarbeiter fremden Gutes. In der Bearbeitung der Naturwissenschaften giengen sie dem christlichen Mittelalter voraus. Ihre gerühmte Blüte in Sicilien ist bei näherer Beschauung nur die Fortsetzung der römischen und byzantinischen Ausbeutung des reichen Landes. Sie machten es, wie gleichermaßen Mauretanien, zu ihrer Barbareske, in welcher sie namentlich die Beute aus

Unteritalien zusammenhäuften. Erst von Kairowan bei Tunis, woher die Eroberung Siciliens ausgieng, darnach von den aegyptischen Fatimiden abhängig, machten sich ihre Häuptlinge im 10. Jahrh. erblich und fast unabhängig, schufen aber eine nur 80jährige Scheinblüte des Landes. In Spanien dagegen erhob sich das Reich der Araber wirklich zu Bildung und Stärke. Aber sein Mark war kein rein arabisches, sondern mit dem kräftigeren des christlichen Volkes gemischt, das weit mehr, als in Sicilien, durch germanische Stoffe angefrischt war. Auf Löhers Ansichten über die Baukunst der Araber kommen wir unten bei dieser.

In Indien hat kürzlich Sir Ch. Trevelyan folgende Preisaufgabe gestellt (s. A. A. Z. 1863 S. 423): „Der Einfluß griechischer Wissenschaft auf die Araber unter den abbasidischen Khalifen von Bagdad und den ommajadischen von Cordova ist zu vergleichen mit dem Rückeinflusse, welchen die arabische Wissenschaft auf das aus der Zeit der Finsternis wieder zum geistigen Leben erwachende Europa ausübte; und aus dieser Vergleichung ist der wahrscheinliche Einfluß zu berechnen, welchen die reife Geistesbildung Europas nun, da sie ihrerseits wieder mit dem mohammedanischen Geiste in Indien in Berührung tritt, entwickeln muste." Der Orientalist C. B. O'Conell und ein Mitglied eines mohammedanischen Collegiums in Calcutta nehmen als Preisrichter die Einsendungen bis zum 1. Oktober 1864 in Empfang. Fundgruben sind Gibbon, Hallam und die alten biographischen Lexika der Mohammedaner. Letztere schließen sich in Indien meistentheils stolz, arm und unbildsam von den Europäern und ihrer Staatsverwaltung ab, für welche sich dagegen die Hindus heranbilden.

Als die Vermittler der Araber mit der europäischen Wissenschaft können in Spanien die Juden gelten, unter welchen viele gelehrte selbstdenkende und freisinnige Männer auftraten, wie u. A. im 12. Jahrh. Rabbi Jehuda Levi, der wissenschaftliche Vertheidiger seiner Religion; der edle und vielseitige Aben Esra oder Abraham Ben Meier aus Toledo; die schon erwähnten Benjamin von Tudela und Maimonides (S. 562. 575).

Von den übrigen Asiaten des früheren Mittelalters sind, außer den eben erwähnten Syrern und Persern, etwa noch zu nennen

die iraniſchen Armenier, deren bis heute dauernden nationalen Literaturfleiß und Eifer für ihre Sprache und Geſchichte wir bereits S. 520 rühmten. Im 5. Jahrh. ſchrieb der Schüler ihres Schriftgründers Mesrob, Moſes von Chorene (ſtarb 489 n. C.), ſeine armeniſche Chronik. Kloſterſchulen wurden errichtet, die Griechen überſetzt. Eine Grammatik der armeniſchen Sprache ſchrieb (im 12. Jahrh.) Dionyſios der Thrake. In neueren Zeiten machten ſich um das Studium und die Grammatik der Sprache, die ſich bei dem wechſelvollen Schickſale des Volkes allmählich vielfach gemiſcht hat, außer den armeniſchen Mechitariſten zu Venedig und Wien, auch Deutſche verdient: Schröder, und neuerdings u. a. Petermann, Franz Bopp, Windiſchmann, Goſche, Frd. Müller (ſ. Sprachwiſſenſchaft S. 513 ff.). Die Chineſen hatten ihre religiöſe Bildung von Indien aus erhalten. Einige Einwanderer aus Perſien, ſeit 635 aus dem chriſtlichen Syrien und 850 aus Arabien, hinterließen in dem ungeheuren Reiche nur wenige Spuren. Die wenigen früh eingewanderten Juden haben wenigſtens heutzutage von ihrem Volksthum Nichts erhalten, als ihren Glauben und den Pentateuch, ſoviel wir wiſſen. Neueſte Nachrichten ſprechen von einer großen Judenſtadt in China, ſind aber faſt unglaublich. Die wüſten Mongolen nahmen in den eroberten Kulturländern, wie in Perſien (S. 585 bei der Aſtronomie), immerhin einige Bildung an, wenigſtens die Herrſcher als Erben ihrer Vorgänger für die hohe Protection der Bildung.

Wachler zeichnet die Gegenſätze des Oſtens und Weſtens im 12. Jahrh., im Beginne des von den Kreuzzügen bis zur „Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften“ dauernden Zeitraums ungefähr, wie folgt. Anfangs beſchränkt ſich die literariſche Thätigkeit faſt ausſchließlich auf Griechenland und die arabiſchen Reiche. Nachher erwächſt im Abendlande „neueuropäiſche Humanität und geiſtige Thätigkeit.“ Im Oſten ſteht die chriſtliche Kirche gegen die weltliche Wiſſenſchaft, im Weſten, ſelbſt wider ihren Willen, in Wechſelwirkung mit ihr. Im Oſten iſt die Kirche mit der Staatsgewalt zu deſpotiſcher Einheit verwachſen; im Weſten ſtehn beide in ſtets fruchtbarer Reibung; in dieſer Weiſe wirkt das hierarchiſche Kirchenthum beider Hauptbekenntniſſe im Weſten bis heute zu Gunſten der

Bildung. Im Osten ist der Despotismus weit concentrierter, als im Westen, wo Macht und Genuß und deßhalb auch die geistige Kraftentfaltung sich in viele Kreiße vertheilt, und endlich auch auf den Bürgerstand übergeht, der im Osten fehlt. Der Osten wird düster, der Westen hell. Endlich wird die Bildung der Griechen durch die Türken, die der Araber durch die Mongolen erdrückt.

In Südwesteuropa zeigen sich gegen Ende des 11. Jahrh. Spuren sittlich-religiöser Vernunftthätigkeit und der Sehnsucht nach Freiheit. „Diese geheime geistige Macht, für welche die Zeitgenossen weder Erfahrungsbegriff noch Ausdruck haben konnten, erklärt uns die zauberartige allgemeine Theilnahme an den Kreuzzügen 1096–1250." In diese Theilnahme mischte sich zwar Glaubenseifer und geistliche Herrschsucht; aber der Verlauf der Kreuzzüge nährte den Freiheitsdrang gegen weltlichen und geistlichen Herrenstand, zu Gunsten gesetzmäßiger Fürstenmacht sowie der Regsamkeit in Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft. Aus dem rohen und gewaltthätigen Herrenstande entwickelte sich an mehreren Orten ein edleres Ritterthum, namentlich in Spanien in den Kämpfen des westgotischen Adels gegen die Araber unter beiden kämpfenden Theilen; im Königreiche Burgund (Arelat) gegenüber den entarteten fränkischen Großen.

Allmählich entsteht der Bürgerstand, von den Fürsten selbst gegen den Adel begünstigt; vorbereitet, jedoch noch nicht wirklich begründet, in Deutschland durch Kaiser Heinrichs I. Sicherheitsplätze (925), in Spanien durch die treue Theilnahme des aragonischen Volkes am Maurenkriege (1116), in Italien, Südfrankreich und selbst in Deutschland durch die aus römischer Zeit erhaltenen Städteverfassungen der Municipien, die Heinrich IV. beschützte, Otto I. (962) bevorrechtete.

Dem Klerus entwuchs sein Zögling, die Volksbildung. Ihn selbst trennte die zunehmende Abhängigkeit vom Papste von dem Staate, der Zunftgeist, das Cölibat und die lateinische Kirchensprache vom Volke (S. 599). Noch einmal versuchte Bernhard von Clairvaux (S. 549) dem Glauben Alles unterzuordnen; aber schon kommen Vorläufer der Reformation, wie u. a. Peter von Bruys (1104), Arnold von Brescia (1139), die Albigenser (1150), Petrus Waldus (1170). Die

Inquisition entehrt die Religion und hemmt örtlich den geistigen Fortschritt, beweist aber wider Willen seine Nothwendigkeit und beschwört das Weltgericht gegen die Ketzerrichter herauf. Papst Bonifacius VIII. wird von seinem ruhelosen Dämon auf den Gipfel der Herrschaft und zur Selbstvernichtung getrieben.

Gegen Ende dieses Zeitraums fließen zwei Bildungsströmungen in Ein Bette, ohne sich jedoch in einander zu verlieren: die zünftige Gelehrsamkeit mit dem Volksgefühl und dem allgemeinen Wissensdrange. Wir erwähnten S. 542 die Theilnahme der Laien an der Rechtskunde und deren Einwirkung sowohl auf wissenschaftliche Thätigkeit überhaupt, sowie auf die Regelung des praktischen Lebens. In sie, die Heilkunde, die scholastische Philosophie und die Theologie theilten sich die zunehmenden Hochschulen, die jedoch, einzeln genommen, noch nicht sowohl als „Universitäten" die Gesammtheit der Wissenschaften umfaßten. Außer der ethnologischen Vertheilung nach den Orten zeigt sich auf jeder einzelnen eine Sonderung in „Nationen", deren abnehmende Spuren sich heutzutage noch in den „Landsmannschaften" erhalten, welche sich in Deutschland nach den verschiedenen vaterländischen Gebieten gruppieren, ohne die Ortsangehörigkeit zur strengen Bedingung zu machen. Ihnen gegenüber vertrat seit den napoleonischen Kriegen die „Burschenschaft" die Einheit Deutschlands, anfangs national und christlich-kirchlich begrenzt, dann aber weltbürgerlicher den Kreiß erweiternd, in welchem deutsche Wissenschaft und Sitte Gemeinziele waren.

Eine durchaus nicht vollständige Aufzählung der Universitätsstädte des Zeitraums bis zum 16. Jahrh. zeige die ethnologische Verbreitung der wissenschaftlichen Bildung: Padua, Pavia, Bologna (Rechtswissenschaft), Salerno (Heilkunde), Ferrara, Pisa, Florenz, Neapel, Catania, Turin, Paris (Theologie), Lyon, Aix, Montpellier, Toulouse, Salamanca, Valencia, Alcalá, Coimbra, Basel, Heidelberg, Tübingen, Mainz, Leipzig, Erfurt, Rostock, Greifswalde, Prag, Wien, Löwen, Oxford, Cambridge, Glasgow, Alt-Aberdeen, Kopenhagen, Upsala, Krakau, Ofen.

Der allgemeinere Jugendunterricht war bis zum 15. Jahrh. in den Händen des Klerus und beschränkte sich fast nur auf die

Religion oder vielmehr die Theologie. Das christliche Volk that Nichts für öffentliche Schulen; die Juden aber eröffneten solche in Südfrankreich, die auch die arabisch-spanische Literatur vermittelten. Die Klosterschulen sanken immer mehr, trotz päpstlicher Verordnungen; Ausnahmen fanden sich besonders in Frankreich. Dagegen wurden die Bettelmönche willkommene Volkslehrer und wirkten mit ihrem spärlichen Geistes- und Bildungs-kapital manches Gute. Durchgreifende Verbesserung gieng von den Niederlanden aus. Der Kartheuser Geirt (Gerhard) Groote aus Deventer (1340–84), in Paris gebildet, gründete aus mehreren Orden eine Congregation des gemeinsamen Lebens (vitae communis), zu welcher namentlich ein zweiter Gerhard, von Zütphen (starb 1398), mitwirkte, und deren Thätigkeit sich über ganz Deutschland erstreckte.

Mit der klassischen Philologie dieses Zeitraums ist es im Abendlande im ganzen noch schlecht bestellt, mit Ausnahme der allmählich einwandernden griechischen Gelehrten und der in Griechenland gebildeten einheimischen, wie des S. 603 genannten Sicilianers Aurispa. Sein Schüler war der geistvolle Lorenzo Valla (1415 ff.), der in Rom, Pavia und Neapel lebte; und dessen Schüler wiederum Nic. Perottus aus Sassoferrato, Lehrer in Rom (bis 1480). Zu den Schülern der Griechen gehörte auch der Westfriese Rolef (Rudolf) Huysmann (Agricola) aus Baflo bei Groningen (1443–85), der schon zu Löwen und Zwoll und darnach in Italien die Klassiker studierte, und als Lehrer der Philosophie zu Heidelberg starb. Das erste griechische Wörterbuch gab ein Italiener heraus, der Karmeliter Joh. Craston. Namentlich sind die lateinischen Lexikographen fast nur Nachschreiber und zugleich weitere Verderber einer schon hinreichend verderbten langen Reihe von Vorgängern, die weniger das wirklich klassische Latein zusammenstellten, als die von ihm abweichenden Formen und Wörter, theils alte aus den lateinischen Lustspieldichtern und Grammatikern, theils neuere aus Schriftstellern der späten Zeit bis auf Isidorus von Hispalis und aus dem mit den Volkssprachen gemischten und durch willkürliche Bildungen bereicherten sog. Mittellatein. Zu den bekanntesten gehören: im 11. Jahrh. der Lombarde Papias und der Franzose Johannes de Garlandia; im

13. Jahrh. Ugucio aus Italien?, aus welchem und aus Papias Joannes de Balbis aus Janua (deutsch Jänne; ist Genf gemeint?) sein vielbenutztes Katholikon compilierte; im 15. Jahrh. der Minorite Jo. Marchesinus aus Reggio, dessen Wörterbuch Mammo-threptus (gew. -trectus) hieß; der Niederrheiner Gerhard van der Schueren, dessen „Theutonista" das wunderlichste, großentheils aus Johannes von Janua genommene und verderbte Lateinisch durch gutes Niederländisch glossiert und deßhalb von großem Werthe ist. Eine große Zahl lateinisch-deutscher Wörterbücher des 14—16. Jahrh. habe ich in meinem Glossar des Mittelalters verzeichnet und excerpiert. Da die Verfasser selten Griechisch und Hebräisch aus eigener Ansicht kannten, so mischten sie viele entstellte Wörter dieser Sprachen in ihr halblateinisches Chaos. Das Studium der hebräischen Sprache blieb fast ausschließlich den Juden überlassen. Ein bekehrter Jude, der Dominikaner Nicolaus de Lyra aus der Normandie, machte sich als Bibelerklärer bekannt.

Überblicken wir nun noch einmal flüchtig die einzelnen Ländergebiete während dieses Zeitraums.

Italien kämpfte seit dem 12. Jahrh. für Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft. Unter den Kämpfen der Guelfen und der Ghibellinen sowie der einzelnen Staaten und Herrscher gegen einander erblühte das reichste volksthümliche Leben in Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, gefördert durch Gelehrte, wie durch reiche und mächtige Mäcenaten. In Rom auch durch Päpste, wie den edlen Nicolaus V. (1447—55) und durch Pius II. (1458—64), der übrigens vor seiner Erhöhung als Aeneas Sylvius noch Bedeutenderes erwarten ließ. Mehr geschah in Florenz durch die Mediceer, besonders Cosimo den Großen (starb 1464) und Lorenzo il Magnifico (starb 1492); in Neapel durch den Aragonier Alfonso V. (starb 1458); u. s. f.

In Spanien monopolisierte der nach dem Sturze der Araber im 13. Jahrh. vollends übermächtige Klerus die Wissenschaft, wogegen die Kraft des Volksgeistes sich auf Dichtung, meist in den Landessprachen, wendete. Im 15. Jahrh. nahm die Alterthumsforschung wieder zu. In Kenntnis und Benutzung ferner Ländergebiete gieng Portugal Spanien voran.

In Frankreich wurde die Bildung sammt dem geselligen Verkehr einheitlich vom Hofe geleitet. Die Wissenschaft wurde u. A. gefördert durch die Könige Philipp II. (starb 1223), Ludwig IX. (starb 1270), Karl V. (starb 1380); auch durch Mönche, besonders die o. S. 599 genannten Kartheuser und Cistercienser. Der „gallikanische" Klerus war bekanntlich minder vom Papste abhängig, dem er sogar einmal auf seine Drohung der Excommunication mit der gleichen geantwortet haben soll. Auch gegenwärtig steht dieser nationale Gallikanismus im französischen Klerus kampfbereit dem vaterlandslosen Ultramontanismus gegenüber. Auf den französischen Universitäten jenes Zeitraums herrschte scholastische Gelehrsamkeit und, trotz der vorzugsweise in Paris residierenden Theologie, der bloß verneinende Unglaube, der frühreife Sohn eines faulreifen Vaters, dessen er sich schämt. In die Landessprachen, in welchen im Norden besonders das romantische Epos, im Süden Lyrik und Satire blühen, werden die Klassiker übersetzt.

Deutschland ist seit dem Ende des 11. Jahrh. zerrüttet, voll Fehde, Gewaltthat und Rohheit. Im 12–13. Jahrh. bildet sich in den Städten ein gewerbfleißiges und erwerbsreiches Bürgerthum, zum Neide jener unritterlichen Ritter, deren Gewerbe Müßiggang und Raufluft, dessen Erwerb Raub ist. Wohl aber pflegt ein edleres Ritterthum mit den Fürstenhöfen die Volksliteratur, die erst später auch auf das Bürgerthum übergeht; Universitäten und Klöster die wissenschaftliche Bildung, deren Sprache jetzt noch allein die lateinische ist. Die Übersetzungen aus den Römern (Terentius, Ovidius u. s. w.), Italienern (Petrarca, Boccaccio), Franzosen (Romane) im 15. Jahrh. erschienen dem guten Erzbischof Berthold zu Mainz mit Recht der Volksaufklärung verdächtig, weßhalb er strenge Verbote gegen sie erließ. In der deutschen Schweiz, besonders in Zürich, der herrlichen deutschen Bildungsstätte auch unsers Jahrhunderts, wird Rede, Gesang und Geschichte wacker getrieben.

Die stammverwandten Niederlande stehn in gewerbfleißiger Verbindung mit Italien. Seit dem 13. Jahrh. hebt sich Kunst, Wissenschaft und Jugendunterricht in dem kleinen immer thätigen Volke.

In England bildet sich unter Kampf und Gewaltthat die Verfassung als Grundpfeiler des Volksthums aus, nicht aber Kunst

und Wissenschaft bis gegen Ende des 13. Jahrh., wo sich die geistige Selbstthätigkeit mächtig regt.

In Skandinavien steht die Wissenschaft sehr hinter dem Reichthum der volksthümlichen Sagengeschichte und Dichtung zurück.

Unter den Slawen zeigen nur die Böhmen, die mit den Deutschen die, von Carl IV. (1346–78) gestiftete, Universität zu Prag besaßen, tüchtige geistige Regsamkeit, vorzüglich im 15. Jahrh. Ihre nationale Bildung unterdrückte später der Despotismus einer mistrauischen Regierung.

In Ungarn beschränkte sich die Bildung auf Hof und Klerisei, mit Hülfe der von Matthias Corvinus (1458–90) berufenen Ausländer.

Mit dem 16. Jahrh. treten wir in die neue Zeit ein, aus welcher vielleicht das 19. Jahrh. die Brücke in einen noch weit entschiedener neuen und selbständigen Zeitraum bildet. Wir bezeichnen letzteres mit „unserer Zeit" oder „Gegenwart" in weiterem Sinne, datieren aber seinen Beginn mehrere Jahrzehnte zurück, wo wir die Hauptgrenzmarken fürs erste in dem Beginne der großen deutschen Literaturperiode und fürs zweite in der französischen Revolution erblicken. Napoleons III. Autorität gestattet uns, in den Grundgedanken und Zwecken der letzteren neben den Dämonen des Zeitalters auch seinen wahren Geist zu erblicken, dessen edle Züge mit der blutigen Fratze des Sansculottenthums und mit der unheimlichen Stille in eines Robespierres Zügen ebenso Wenig gemein haben, wie mit dem ehernen Antlitze des legitimen Standrechtes, dem höhnenden des Junkerthums und dem heuchlerischen oder stupiden des Pfaffenthums.

Die wachsende Macht seit dem Beginne des 16. Jahrh. bezeichnet Wachler als „die sittliche Sehnsucht nach Wahrheit und Schönheit." Im Wachsthum begriffen ist die Bildung des Mittelstandes, aus welcher, trotz sultanischer Willkür, die neuestens sogenannte sechste Großmacht entsteht: die öffentliche Meinung, das einflußreiche Urtheil des unabhängigen Denkens über Kirche, Staat und Gesellschaft. Die Entdeckung der neuen Welt hat nicht bloß räumlich den Gesichtskreiß der Völker erweitert, und das von ihr besitznehmende Papstthum zu Rom bekommt immer mächtigere Concurrenten. Der beschränkte Unterthanenverstand lernt im Verlaufe des Zeitraums die Begriffe Volk und Gemeinde

von dem der Herde unterscheiden, den der vernunftgemäßen, organischen Autorität von dem der unbedingten, den der gesetzmäßigen, zu Ordnung und Freiheit erziehenden Leitung und Herrschaft von dem der Usurpation (Anmaßung) und des Despotismus (der Gewaltherrschaft), und so fort.

Den Schlägen folgen freilich zeitweilige, auch langanhaltende Rückschläge, der Action die Reaction; und überdieß erwächst kein Mensch und kein Volk ganz ohne innere Entwickelungskrankheiten. Die große deutsche That der Reformation leidet auch darunter, entspringt aber aus einem so allgemeinen Bedürfnisse der Heilung von weit schädlicheren Übeln, daß sie selbst ein gutes Stück in dem Körper ihrer undankbaren Gegnerin, der römischen Kirche, mitkuriert. Bald aber wetteifert mit der Priesterherrschaft in letzterer eine ähnliche und weit weniger folgerichtige in dem neuen Kirchenthum, namentlich dem lutherischen, die jedoch weit weniger, als jene, den Staat gefährdet, schon weil sie ihren Oberpriester nicht außerhalb desselben hat, sondern, sogar oft allzusehr (S. 279), in dem Staatsoberhaupt selbst sucht. Selbst die, bereits unter den Vorzeichen der Reformation gestifteten, Jesuiten werden erst allmählich zu einer Macht, die dem Papste wie dem Kaiser über den Kopf zu wachsen droht. Der einfache und schwärmerische Plan ihres spanisch-biscayischen Gründers Inigo de Loyola (1491 bis 1556) entstellt sich zu einem nichts weniger als schwärmerischen Täuschungssysteme, welches namentlich Jac. Lainez (starb 1565), Alphonso Salmeron (starb 1585) und besonders Claudio Aquaviva (1543 bis 1615) zu weben verstanden.

Die klassische Philologie thut, verbündet mit Mathematik und Naturwissenschaften, ihre Pflicht. In ihrem Hauptsitze Italien durch die Stärke der kirchlichen Reaction geschwächt, wurzelt sie stärker in Frankreich und am stärksten unter den germanischen und zugleich protestantischen Völkern in Holland, England und, namentlich auch als praktischer Humanismus, in Deutschland.

Hier gedeihen auch besonders die Volksschulen, in welchen auch das katholische Deutschland nicht ganz zurückbleibt. Jedoch wird das System des wechselseitigen Unterrichtes der Kinder zuerst im 18. Jahrh. zu Paris versucht, dann weiter ausgebildet durch die Engländer A. Bell zu Madras im fernen Ostindien (1795) und den Quäker

Jos. Lancaster in London (1798). In der deutschen Schweiz wirken die edlen Männer Jh. H. Pestalozzi und Em. v. Fellenberg, auf welche wir sogleich unten zurückkommen.

Wir schieben hier noch einige Bemerkungen zur Geschichte der Erziehungskunst (Paedagogik) ein. Die Methode der Jesuiten, deren Zweck vorzüglich der Schein des Wissens war und ist, hat den alten Schimmer verloren und nur noch die Oberflächlichkeit und Spielerei behalten. Auf deutschem Gebiete haben sie mit Hülfe der reactionären Aristokratie nur noch in Österreich einigen Boden. Dieser wankt aber bereits, und man hofft von der Regierung in gesetzlicher Weise, was in stürmischer zu Freiburg in der welschen Schweiz durch das Volk geschah. In wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht dagegen zu loben war in Frankreich die Thätigkeit der verketzerten Jansenisten, die seitdem in Holland eine Freistätte gefunden haben, sowie der Väter des Oratoriums. Gutes wirkte der Slawe Komensky oder Comenius (o. S. 569) und weit Besseres der warmherzige Pietist Aug. W. Francke aus Lübeck (o. S. 371), zunächst durch seine Stiftungen in Halle. An Rousseau (S. 433) lehnte sich der feurige aber rauhe Philanthrope Jh. Bernhard Basedow aus Hamburg (1723–90), welchen Gutzkow zum Gegenstand eines Erziehungsromans gemacht hat. Der Kinderfreund Frd. Eb. v. Rochow aus Berlin (1734–1804) wirkte für das Volksschulwesen; der Thüringer Chn. Gotthilf Salzmann aus Sömmerda (1744–1811) und seine Nachfolger in Schnepfenthal, sowie der Braunschweiger Joachim Her. Campe aus Deensen (1746–1818) durch Erziehungsanstalten und Schriften für die gebildeteren Stände. Ebenso, aber mit weit großartigerer Nachwirkung, Jh. H. Pestalozzi aus Zürich (1746–1827), und Ph. Em. v. Fellenberg aus Bern (1771–1844). Aug. Hermann Niemeyer aus Halle (1754–1828) und sein Sohn Hrm. Agathon (1802–51) arbeiteten vielfach für das Erziehungswesen, namentlich auf Hochschulen und andern öffentlichen Anstalten. Auch J. Paul Frd. Richter ist hier wegen seiner „Levana" zu nennen.

Neuerdings hat die Erziehung und der Unterricht der zarten Jugend vor dem eigentlichen Schulunterrichte (Kleinkinderschulen, Kindergärten u. s. w.), wie anderseits der reifen Jugend, besonders der

arbeitenden Klassen, nach dem Ablaufe der Schuljahre (Sonntagsschulen u. dgl.) verdienten Raum im Leben und in der Literatur eingenommen, zunächst in Deutschland. Die Kleinkinderschule wurde vorzüglich durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 begründet; vgl. Fölsing „Über die hessischen Kleinkinderschulen" (Darmstadt 1862), welcher dabei an die alten jüdischen Tempelschulen und an die griechischen „Kinderkreiße" zu Platons und Aristoteles Zeiten erinnert. Allbekannt ist der Thüringer Frd. Fröbel aus Oberweißbach (1782–1852) durch seinen Grundsatz: die Menschenkräfte nach allen Richtungen hin harmonisch auszubilden, und als Stifter der Kindergärten.

Eine vollständige ethnologische Geschichte des Erziehungs- und Unterrichts-wesens, von welcher wir bei den einzelnen Völkern und Zeiträumen nur Bruchstücke geben, sollte besonderes Gewicht auf die Erziehung der Kindheit und des Volkes, im häuslichen Kreiße wie in Anstalten, legen. Die Urkunden der alten Zeit dafür sind zerstreut und nicht zahlreich. So z. B. über die Ludimagistri (Spielmeister) der alten Römer (Cic. Nat. D. I 26); die Schulen für die Kinder der Angesehenen in Rom, in denen zu Augustus Zeit Orbilius der berühmteste Meister der alten Schule und Schulzucht (disciplina) war, welcher die Jugend mit Hülfe der Zuchtruthe (daher „plagosus" Hor. Serm. I 6, 76 ff. vgl. Epist. II 1, 69 ff.) zum Studium der vorhandenen römischen Dichter anleitete, und dessen Schüler auch Horatius war (Karsten a. a. O. 6). Auch andere italische Völker hatten schon früh Schulmeister, wie die Anekdote von der Eroberung der Stadt Falerii bezeugt.

Das Volksschulwesen des asiatischen Ostens, besonders des mohammedanischen, das uns mehr nur aus Reisebeschreibungen bekannt ist, steht freilich noch auf sehr niedriger Stufe, ist aber verbreitet und eigenthümlich genug, um eine nähere Untersuchung zu verdienen, so gut wie die Moscheenschulen der Araber, Berbern, Perser, Türken u. s. w.

Vorzüglich in Städtchen und Dörfern des mittleren Deutschlands gewahrten wir oft den großen Einfluß guter Vorschulen auf Gesittung und Bildung der ganzen Bevölkerung, zumal wo die

Schullehrer zugleich Leiter der Singvereine sind und von den Predigern in ihren amtlichen und außeramtlichen Leistungen gefördert werden.

Höhere Lehranstalten bestehn und entstehn in diesem letzten Zeitraume (seit 1500) in mannichfachster Gestalt, wie z. B.: Frühere Kloster-, nachmalige Landes- oder Fürsten-schulen (1543 ff.) in Obersachsen (Grimma, Schulpforta, Meißen); Klosterschule neueren Styls auch in Wirtemberg; Seminarien für Philologen, Theologen, Schullehrer, sammt den naturwidrigen Knabenseminarien; Gymnasien; Ritterakademien, als immer mehr wankende Anachronismen sich noch heute erhaltend; Specialschulen der praktischen Wissenschaften, zu welchen sich allmählich polytechnische Real-, Gewerbe- und Handels-schulen gesellen, die wiederum durch akademische Gipfelung dem höheren Wissensdrange unseres Jahrhunderts Rechnung tragen.

Die Zahl der (s. S. 108) früher gegründeten Hochschulen oder Universitäten mindert sich, um sich stärker zu mehren. So namentlich in Deutschland, der deutschen und romanischen Schweiz, den Niederlanden und Belgien, Italien, Portugal (Evora, wieder eingegangen), Frankreich — wo Napoleon I. 1808 die centralisierte Universität zu Paris unter geistige und politisch-militärische Vormundschaft stellte, und wo seit kurzem Napoleon III. Reformen einführte, welche jedoch die A. A. Z. 1863 Nr. 285 Beil. ebenfalls „einen Fortschritt im imperialistischen Sinne" nennt. Ferner in Großbritannien, wo noch heute sehr viel Veraltetes auf hohen und mittleren Schulen wegzuräumen ist, und wo die 39 Artikel der Hochkirche kein leichterer Alp der Wissenschaft und des ehrlichen Strebens sind, als die päpstliche Censur selbst noch auf deutscher Hochschule (vgl. für beide u. a. A. A. Z. 1864 Beilage zu Nr. 75); in Skandinavien, Ungarn, Polen, Rußland mit Einschlusse der Ostseeprovinzen und des früher schwedischen Finnlandes, neuerdings in Nordamerika (noch sehr des inneren Wachsthums bedürftig) und in Griechenland.

Selbst in Indien erheben sich neben den alten Brahmanenschulen höhere Unterrichtsanstalten in europäischem Geiste, aber ohne (wie z. B. die Missionsschulen) die Religion und das ganze Volksthum der Eingeborenen aufheben zu wollen, weßhalb auch gebildete

und vermögende brahmanische Inder und zoroastrische Perser (Parsis) thätig mitwirken. Außerordentliche Verdienste um sie und um die Wissenschaft erwirbt sich jetzt der deutsche in Puna angestellte Gelehrte Haug, der bei Brahmanen und Parsis gleiches Zutrauen genißt und in beider Sprachen und Alterthümern einheimisch ist.

Die neueste Zeit empfindet das Bedürfnis einer großen Reformation der Universitäten und mehrerer andrer Zweige des Unterrichtswesens, der Befreiung von abgestorbenen Zunftformen, zu welchen auch viele Unsitten des Studententhums gehören, sowie von der wissensfeindlichen Bevormundung der Kirche und des Staates. Versuche werden einstweilen durch Gründung sogenannter „freier Universitäten" gemacht, welchen die römische Hierarchie das Zerrbild der Freiheit, die „instruction libre" entgegenstellt, wozu denn noch die eben erwähnten geistig verstümmelnden Knabenseminarien für künftige Kleriker, und für die Laien die „katholische Universität" als Pflegerin der „katholischen Wissenschaft" kommt, ein Spätling, dessen Lungen nicht für die Luft des Jahrhunderts geschaffen sind. Den widerlichsten Gegensatz zu den gerechten Forderungen des Zeitgeistes bilden diese Bestrebungen in neuester Zeit auf deutschem Boden, auf welchem nicht bloß Wien, München, Münster, Mainz u. s. w., sondern auch die Universität zu Prag steht.

Noch weltbürgerlicheren Charakter, als die Universitäten, tragen viele gelehrte Gesellschaften und Akademien, die von bestimmten Wohnsitzen aus alle Nationalitäten in gleicher Berechtigung heranziehen, oft aber daheim die frühere Förderung durch die Staatsgewalten einbüßen und von diesen als „Opposition" gestempelt werden. Die früheren Akademien, Sprachgesellschaften und andre Bildungsvereine, in Deutschland namentlich im 16–17. Jahrh., hatten weit begrenztere Zwecke.

Immer stärker hat sich, vorzüglich erst in England, dann in Deutschland, wo Chrn. Thomasius (S. 570) 1688–90 und Tenzel 1689 die ersten Monatsschriften herausgaben, ein Literaturzweig entfaltet, den wir die Apostolie, das Sendbotenthum des Wissens nennen können: die Zeitschriften nämlich, zu welchen wir auch die vorzugsweise politischen Tageblätter und neuerdings die zahlreichen Volkskalender rechnen. Wo sie redlich

Buch halten über die täglichen Fortschritte alles Wissens, wirken sie Unermeßliches für jedwede einzelne Wissenschaft sowohl, wie insbesondere für die Aufklärung und Hebung der Völker im Großen. Denn diese kommt nicht durch volltönende Emancipationsformeln, sondern durch die Anschauung und das Begreifen möglichst zahlreicher Einzelheiten zu Stande, worauf erst die Gestaltung einer gesunden Weltanschauung und darum auch klarer Selbsterkenntnis und eines berechtigten Selbstbewußtseins beruht. In neuester Zeit können auch die außereuropäischen und die unchristlichen Völker der Zeitungspresse so wenig mehr entbehren, wie der Eisenbahnen. Ein Beispiel genüge. In Bengalen (mit 41 Millionen Einwohner im Jahre 1863) erscheinen gegenwärtig 24 von Eingeborenen redigierte Zeitungen, 14 in bengalischer, 4 in hindustanischer und 6 in englischer Sprache.

Wie diese periodische Literatur dem Drange nach allumfassendem Wissen gleichsam das tägliche Brot reicht, so sind auch fester stehende, nur von Zeit zu Zeit erweiterte und umgebaute Vorrathshäuser dafür geschaffen worden, die sich anfangs als sog. Zeitungslexika an jene Literatur anschlossen, jetzt aber lieber und richtiger Conversationslexika oder mit einem bereits alten griechischen Namen Encyclopädien heißen. Mit ἐγκύκλιος παιδεία oder ἐγκυκλοπαιδεῖα bezeichneten die Griechen, die auch hierinn Vorbilder der Gegenwart sind, den umfassenden Kreiß der Kenntnisse, der von jedem gebildeten Bürger und Fachmann gefordert wurde, und der ihnen als Grundlage jedwedes besonderen Lebensberufes galt. Wir besitzen Encyclopädien auch für einzelne aber ausgedehnte Wissenskreiße, und in verschiedenen Formen, wie namentlich auch als eine zusammengehörige Reihe einzelner Bücher.

Encyclopädische Werke gab es zu allen Zeiten; das älteste deutsche ist vielleicht der, so zu sagen poetische, „Lustgarten" der (als Dichterin S. 415 erwähnten) Äbtissin auf dem Odelienberg, Herrad v. Landsperg (starb 1195), der ungefähr den damaligen Wissensschatz der deutschen Nonnen umfaßt, obgleich über 100 Jahre früher die sächsische Nonne Hrotswitha (o. S. 415. 477.) sich nicht mit dieser Armut begnügte. Herrad war auch bildende Künstlerin, und gab ihrem Werke Illustrationen bei, die u. a. Moses und nicht bloß den guten Gott darstellen, sondern auch den Teufel, den der Erzengel Michael

mit einer Ofengabel abwehrt. Allgemeinere Encyclopädien kommen seit dem 16. Jahrh. häufiger vor, und entsprechen in neuester Zeit der ihr eigenen Neigung zu encyclopädischer Bildung, die freilich schwer ohne Oberflächlichkeit zu befriedigen ist. Dazu kommt noch die Raschheit, mit welcher dieses Wissen nach allen Seiten zunimmt, und die den Wißbegierigen weit mehr bedrängt, als der Umfang der hoch angewachsenen Masse des Wissens, der dem Individuum gegenüber zu jeder Zeit groß ist. Die Einzelheiten von unzähllichen einzelnen Menschen oder von den vielen Büchern einer Bücherei zu erfahren, ist unmöglich; eine Encyclopädie, die in Kürze die nothwendigsten verzeichnet, kann im Nothfalle von einem fleißigen Menschen mit Haut und Haaren verschlungen werden, und selbst bei mäßiger Auswahl den Leser, der seine Lesefrüchte gut anzubringen weiß, in den Geruch der Gelehrsamkeit bringen.

Einen der ersten Encyclopädisten treffen wir in dem sonst so beschränkten Spanien, wo freilich die Entdeckung Amerikas damals noch frischer nachwirkte: Jh. Lud. Vives aus Valencia (1492–1540), der zu andrer Zeit und an andrem Orte ein freieres Urtheil gewonnen haben würde. Sogar im Kroatenlande schrieb eine Encyclopädie Paul Skalich aus Agrám (1534–77). Die Arbeit zweier Schweizer des 16. Jahrh.: Conrad Lykosthenes und Th. Zwingers, erweiterte der niederländische Jesuit Laur. Beyerlinck (1578–1627) zu einem die damalige Klostergelehrsamkeit umfassenden „Theatrum magnum vitae humanae". In weit umfassenderem Sinne schrieb Baco von Verulam (1561–1626, S. 500. 565.) seine encyclopädisch-wissenschaftlichen Werke; auch der gelehrte und scharfblickende D. G. Morhof aus Wismar (1612–76) seinen „Polyhistor". Vinc. Coronelli aus Venedig (starb 1718) ließ seine riesenhaft entworfene „Biblioteca universale" unvollendet. Das erste deutsche encyclopädische Wörterbuch schrieb Jh. Th. Jablonski (1654–1731), dessen „Lexikon der Künste und Wissenschaften" Theologie, Geschichte und Geographie ausschloß. Ins 18. Jahrh. fallen folgende Werke. Das (Zedlersche) große Universallexikon aller K. und W.; in Frankreich das Epoche machende mehrerwähnte Werk der „Encyclopädisten" D'Alemberts, Diderots u. s. w. (S. 566), an welches sich zahlreiche Schriften und Nachahmungen

schließen, namentlich auch in Spanien und Italien, auch die selbständigen Werke: dort das Teatro critico universal von B. Geron. Feyjoo, hier die auch in spanischer Übersetzung umgearbeitete „Idea dell' Universo" von Lor. Hervas. In England erschienen seit der „Cyclopädie" von Ephr. Chambers und Abr. Rees viele andre und oft eigenthümlich abgefaßte. In Schweden machte Gjörwell (1777) einen alsbald wieder aufgegebenen Versuch. Die Deutschen endlich sind durch den Umfang ihres Wissens und durch die Freiheit des Urtheils vor allen Völkern zu encyclopädischen Arbeiten berufen. Alle Werke dieser Gattung überragt weit die, eine ganze Bibliothek bildende, von Ersch und Gruber gegründete, Encyclopädie der W. und K. (seit 1818). Unter den zahlreichen deutschen Encyclopädien einzelner Wissensgattungen sind mehrere ökonomisch-technologische, seit der von J. G. Krünitz (1728–96) begonnenen; auch die großen Verzeichnisse der Gelehrten, wie von Jöcher, und von Büchern, wie die Lexika von Ebert, Kayser u. A. gehören hierher. Die verbreitetesten Encyclopädien oder Conversationslexiken der Gegenwart sind die von Brockhaus, Pierer, Meyer verlegten und herausgegebenen.

Die meisten Bibliotheken besitzt ebenfalls Deutschland, unter welchen die größten zu Berlin, Wien, München, Göttingen nur mit denen in London, Paris, Petersburg zu vergleichen sind. Außer den zahlreichen Bibliotheken der einzelnen Unterrichtsanstalten und Wissenszweige haben sich in neuester Zeit an vielen Orten Deutschlands Volksbibliotheken gebildet, die das Durchschnittsmaß der allgemeineren Volksbildung im Auge haben. Die zahlreichen Sammlungen (Museen u. dgl.) für bildende Künste, Alterthümer, naturgeschichtliche und ethnologische Gegenstände, und in den theils periodischen theils bleibenden Ausstellungen und Glaspalästen für alle Erzeugnisse des Gewerb- und Kunst-fleißes verbreiten unter den Völkern der Gegenwart die lebendige und unmittelbare Anschauung der wichtigsten Früchte menschlicher Thätigkeit. Eine der großartigsten Erscheinungen dieser Gattung sind in England die Museen zur Förderung der Kunst, des Kunstfleißes und der Gewerbe (abgesehen von dem riesenhaften British Museum), die von den edelsten Theilen des Volkes ausgegangen sind, während das, ihnen theilweise zum Vorbilde dienende,

französische Conservatoire des arts et des métiers reine Staatsanstalt ist. Die A. A. Zeitung 1863 hat in ihren Beilagen zu Nro. 271 ff. nach englischen Quellen ausführlichen und sehr lesenswerthen Bericht über diese Anstalten abgestattet. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich auch auf Wissenschaft und Unterricht überhaupt.

Die Philologie dieses Zeitraums ist seit dem Ende des 15. Jahrh. in steter Zunahme, und hat in unserem Jahrhunderte in einer neuerwachsenen Nebenbuhlerin eine engverbündete Genossin gewonnen, nämlich die schon besprochene zergliedernde und vergleichende Sprachwissenschaft. Eine feindliche Opposition dagegen fand sie neuerdings wieder in einer bekannten Partei, welche die Klassiker durch die Kirchenväter und den Humanismus durch die confessionelle Wissenschaft und Moral verdrängen möchte. Zugleich aber wird der klassischen Philologie in dem Unterrichtswesen auch aus vernünftigen und ehrenhaften Gründen, wenn auch nicht immer in durchdachtem Maße, ein Theil ihres Gebietes streitig gemacht. Dieß geschieht zunächst durch das Studium der lebenden Sprachen, soweit diese sowohl für den praktischen Verkehr wie für ihre, jetzt so reiche und die Früchte der alten Philologie selbst umfassende, Literatur ein Recht auf die Lernzeit des jungen Geschlechtes fordern, deren Raum täglich mehr beengt wird.

Da auch in der Philologie dieses Zeitraums Italien Zugführerin ist, reihen wir an dieses romanische Stammland die Genossen an, deren Volkssprachen sich nun immer mehr für das Schriftenthum ausbilden und zugleich selbst zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung und praktischer Kunde werden. Den Begründer ihrer wissenschaftlichen geschichtlich-vergleichenden Darstellung, den tiefsten Kenner ihres Baues und Wortvorrathes sowie ihres Schriftenthums, den Deutschen Frd. Diez, nannten wir bereits S. 84. 514.; auch der früh gestorbene Deutsche Fuchs arbeitete fleißig auf diesem Gebiete. Von besonderem Gewichte für die etymologische Forschung ist Diezens Vertrautheit mit den germanischen Sprachen, weil diese den größten Einfluß auf die Gestaltung der romanischen übten. Die Geschichte der letzteren und ihres Studiums geben wir hier in ganz kurzem Abrisse nach Diezens Vorgange, und verweisen zugleich auf unser Früheres S. 84 ff. über die Entstehung und Eintheilung der romanischen Völker

und Sprachen. Auch einige Bemerkungen über die Kunde der Ursprachenreste in den romanischen Ländern fügen wir ein.

Die italienische Sprache nennt schon Isidorus von Hispalis (S. 598) XII 7, 57 als solche (lingua Italica). Die Merkmale ihres Werdens beginnen, wie bei ihren Schwestern, schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Seit dem 10. Jahrh. ist sie die Sprache der Gebildeten, jedoch nur sehr allmählich der Schrift, deren erste vollständige Proben im 12—13. Jahrh. vorkommen; im 13. Jahrh. hat sie schon wesentlich die heutige Gestalt. Indessen heißt sie noch lange „Volkssprache, lingua volgare" im Gegensatze zur lateinischen Literatursprache; Dante, der sie zuerst zum Gegenstande der Untersuchung machte, bezeichnet sie mit „vulgare illustre". Ihr erster eigentlicher Grammatiker ist der berühmte Pietro Bembo (1525). Vor seinem Werke „Prose" erschienen bereits die etwas später abgefaßten „Regole grammaticali della volgar lingua" von dem Slawonier Fortunio. Doch erst 1745 gab Corticelli die erste systematische Grammatik heraus. Vor dem ersten allgemeineren Wörterbuche von Accarisio 1543 waren bereits mehrere zu den einzelnen italienischen Klassikern erschienen. Das akademische Wörterbuch der Crusca erschien 1612; das erste etymologische von dem Franzosen Ménage zu Paris 1669, das zweite von dem Italiener Ferrari zu Padua 1676. Die Mundarten wurden, wie bei den Schwestersprachen, größtentheils früh zu Schriftsprachen, bevor allgemach die allgemeine Literatursprache herrschend ward. In der sardischen Mundart, deren antikster Unterdialekt (von Logudoru) sich schon als besondere Sprache ausprägt (o. S. 85), besitzen wir Urkunden schon aus dem 12. Jahrhundert.

Die der italienischen in Vielem zunächststehende ost- oder dakoromanische Sprache muß ihre Gestaltung schon sehr früh begonnen, aber bei den mannigfaltigen und theilweise völlig wechselnden Bevölkerungen ihres Gebietes, verhältnismäßig spät befestigt haben. Einige Ausdrücke der Sprache rühren von römischen Militärkolonien her; aber Kaiser Trajanus, der 107 n. C. Dakien zur römischen Provinz machte, führte auch eine Menge friedlicher Ansiedler in das entvölkerte Land (Eutrop. VIII 3). Bei weitem die stärkste Sprachmischung bewirkten nicht die Vorgängerinnen der (schon gemischten) lateinischen, auch

nicht, wie den übrigen romanischen Sprachen, die Germanen, sondern die bereits im frühen Mittelalter eingewanderten Slawen, mit deren Schriftgattungen auch zuerst die ostromanische Sprache geschrieben wurde. Jetzt wird auch häufig lateinische Schrift gebraucht. Die grammatische und lexikalische Behandlung der Sprache ist noch jung. Zur Ergänzung vgl. o. S. 85. 91. über diese Sprache.

Die spanische Sprache tritt als solche oder als „Volkssprache" wiederum zuerst bei Isidorus auf; Schriftdenkmäler, zu deren ältesten bereits der Cid gehört, sind seit dem 12. Jahrh. vorhanden. In ihr und für sie ist besonders König Alfonso im 13. Jahrh. thätig. Im 14. Jahrh. schrieb der Infant Manuel den Conde Lucanor, und zwei Priester Gedichte: der Christ Juan Ruiz und der Jude „Rabbi Santo". Im 15. Jahrh. begann die grammatische Bearbeitung der Sprache; 1490 erschien das erste Wörterbuch „en Latin y Romance" von Alonso de Palencia, und schon 1492 Wörterbuch und Grammatik des berühmten Humanisten Antonio de Lebrija (Nebrissensis); im 18. Jahrh. Wörterbuch und Grammatik der Akademie, nachdem Seb. de Covarruvias Orosco bereits 1674 sein etymologisches Wörterbuch „de la lengua castellana ò española" herausgegeben hatte. Das zu dieser Ausgabe gehörige Werk über den Ursprung „de la l. cast. ò romance" von Bernardo Aldrete erhielt sein Imprimatur schon 1606. Die besten neueren Werke über die Sprache sind (Diez ungerechnet) von Deutschen verfaßt, wie z. B. das große Wörterbuch von Seckendorf.

Die iberischen Alterthümer fanden im Lande fleißige Bearbeiter. Die Basken Larramendi und Oyenart behandelten ihre alte Sprache. Außer dem großen Wörterbuche des Ersteren erschienen in neuerer Zeit kleinere für die Mundarten in Frankreich, wie von Lécluse und Salaberry.

Die zur portugiesischen Sprache gehörige Mundart von Galicien (o. S. 87) wurde seit dem 13. Jahrh. geschrieben, die portugiesische Sprache in engerem Sinne seit dem 12. Jahrh. Für sie wirkte ebenfalls ein König, Dionysius 1279–1325; sein natürlicher Sohn Pedro schrieb in Dichtung und Prosa. Außer den von Diez genannten Wörterbüchern: von Rafael Bluteau 1712 ff., dem

nur begonnenen der Akademie 1793 und dem trefflichen altportugieſiſchen (Elucidario) von Santa Roſa 1798 ff., verdienen noch Erwähnung: der Etymologe Duartes Nunes de Leaõ im Anfange des 17. Jahrh., deſſen „Origem da lingua Portugueza“ noch 1781 eines Wiederabdruckes werth gefunden wurde; Joaõ de Souſa 1789 über arabiſche Beſtandtheile der Sprache; das große Wörterbuch des Deutſchen Jh. Dan. Wagner 1811.

Spanier und Portugieſen machten ſich um die Kunde mehrerer amerikaniſcher, afrikaniſcher und oſtindiſcher Sprachen verdient, zu welcher ſie ihre Entdeckungen und Eroberungen auf dieſen Ländergebieten geführt hatten.

In Frankreich (vgl. S. 83 ff. 86.) ſcheidet ſich ſchon in den bekannten Eidſchwüren der Könige von 842 und 860 die, freilich damals auch noch voll erklingende, nordfranzöſiſche Sprache einigermaßen von der provenzaliſchen des Südens. In letzterer haben wir Sprachproben um 960; die Literatur, beſonders die poetiſche, blühte hauptſächlich im 12–13. Jahrh. Schriften über die Sprache kommen ſchon im 13. Jahrh. vor, in welchem auch die catalaniſche Mundart (oder Schweſterſprache) geſchrieben und grammatiſch erwogen wird, deren vermuthlich älteſtes Wörterbuch 1507 der vorhin genannte Antonio de Lebrija ſchrieb. In neuerer Zeit wurden viele Wörterbücher der provenzaliſchen Sprache, ihrer alten und neuen Mundarten geſchrieben, die umfaſſendſten von dem kritiſchen Literaturkenner Raynouard und von dem fleißigen Sammler Honnorat.

In der nordfranzöſiſchen Sprache wurde ſchon ſeit dem 7. Jahrh. gepredigt. Im 15–16. Jahrh. beginnt die lexikaliſche und grammatiſche Literatur, auch durch Engländer. Der bei Italien genannte Menage ſchrieb ein großes etymologiſches Wörterbuch; ein kleineres, aber weit vollſtändigeres und dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft angemeſſenes, der Deutſche Scheler in Brüſſel; ein altfranzöſiſches Roquefort; ſeitdem beſonders Gachet und Littré tüchtige Arbeiten für die Geſchichte der Sprache. Auch der wackere Lexikographe ſeiner deutſchen Mutterſprache, Leonhard Friſch aus Sulzbach (1666–1743), Rector zu Berlin, ſchrieb ein gutes etymologiſches Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache. Für die, ſeit alter Zeit

reichlich bearbeiteten, Mundarten nennen wir das ausgezeichnete, leider noch immer unvollendete, der wallonischen Sprache von Ch. Grandgagnage zu Lüttich.

Die bedeutendsten Lexikographen und Grammatiker der Kelten in der Niederbretagne sind Gregor v. Rostrénen mit seinem neuen Bearbeiter Jollivet, und vorzüglich Legonidec.

Das älteste Denkmal der raetoromanischen oder churwälschen Sprache (o. S. 86) ist ein neues Testament vom Jahre 1580. Ihre Grammatiker und Lexikographen sind, erst im 19. Jahrh., Conradi und Carisch. Auch Tobler hat viele romanische Wörter seinem Appenzeller Sprachschatze einverleibt und erklärt. Der Lexikographe der lateinischen Sprache, W. Freund, läßt vergeblich versprochene Arbeiten über die raetoromanischen Mundarten erwarten.

Wir kehren nun wieder zur klassischen Philologie und der mit ihr verknüpften allgemeineren Bildungsgeschichte zurück. Als den Vorort der ersteren im 16. Jahrh. nannten wir vorhin Italien; Wachler nennt es das Mutterland der neu-europäischen Bildung überhaupt. Es wurde dieß schon durch seine alten Überlieferungen und seine heidnischen Reliquien in Kunst und Schriftenthum, durch die Anhänglichkeit des Mittelstandes an dieselben, durch die thätige und freigebige Theilnahme der Großen. Aber nicht lange behauptete es sich auf dieser Höhe. Physisches und moralisches Verderben kam durch die französisch-spanischen Kriege (1494–1559), durch „ränkevolle Staatskunst und den irrationalen Druck des Priesterdespotismus". Selbst der Welthandel Italiens wich dem ostindischen der Westeuropäer. Sein Volk blieb reich an Geist und Empfindung, wenn auch leidenschaftlich und leichtsinnig. Wann es einmal die „Stranieri", die eigenen Parteiungen, den Index romanus und die Briganden vom Halse hat, hat es zu zeigen, ob es die Kraft zu einer wachsenden Wiedergeburt hat; die Vorzeichen sind großentheils günstig.

Rom blieb lange der Hauptsitz des geistigen Lebens, trotz der geistlichen Polizei; indessen waren seit dem Mediceer Leo X. (1477 bis 1521) auch einige Päpste geistig thätig. Im 16. Jahrh. sammelten die Herrscher von Ferrara, Modena u. s. w. Vertreter der Kunst und Wissenschaft um sich, verarmten aber später äußerlich und innerlich.

Florenz blieb, auch ohne Mitwirkung der Regenten (vgl. S. 610), im alten Ruhme; für Aufklärung wirkte dort im 18. Jahrh. der Fürſt Peter Leopold (1765–90). In Venedig nahm im 18. Jahrh. die geiſtige Thätigkeit ab, wuchs aber in der Lombardei, namentlich in Mailand, unter Maria Thereſia und Joſeph II. (1740–90). In dieſer Zeit ſchritten auch Neapel und Sicilien (Fürſt Torremuzza 1727–94) in freier Geiſtesbildung fort; die traurigen Schickſale dieſes Reiches im 19. Jahrh. ſind bekannt.

Aldo Pio Manucci (Manucio, Manutius) aus Baſſiano ſtiftete 1488 als Lehrer zu Venedig die aldiniſche Druckerei, berühmt durch ihre ſauberen Klaſſikerausgaben; gründlicher gelehrt war ſein Sohn Paolo, minder ſein Enkel Aldo. Marius Nizolius aus Berſello (1489–1540) ſtellte Ciceros Sprachgebrauch als Muſter auf. Die beiden Scaliger: Jul. Caeſar aus Padua (1484–1558) und ſein zu Agen in Frankreich 1540 geborener, zu Leyden in Holland 1609 geſtorbener Sohn Joſ. Juſtus, waren außerordentlich vielſeitig gebildet, beſonders der Sohn, aber despotiſche Kritiker. Als römiſcher Numismatiker ausgezeichnet war Fulv. Urſinus (Orſini) aus Rom (1529–1600). Der Jeſuit Hor. Turſellinus aus Rom (1545 bis 1599) war Grammatiker und Hiſtoriker. Im 17. Jahrh. nahmen die philologiſchen Studien ab. Als fleißiger Sammler iſt der in Italien lebende Grieche Leon Allatios aus Chios (1558–1669) zu nennen. Im 18. Jahrh. wurde das, neuerdings wiederholt aufgelegte, weltberühmte lateiniſche Wörterbuch von Jac. Facciolati und Egid. Forcellini mit dem Anhange von Joſ. Furlanetto herausgegeben. Im 19. Jahrh. machte ſich Cardinal Angelo Majo (S. 515. 550.) durch Auffindung und Herausgabe alter Schriftſteller, auch von Wörterbüchern des früheren Mittelalters, bekannt. Die vergleichende Sprachforſchung vertreten namentlich in Mailand B. Biondelli und J. B. Aſcoli, der ſcharfſinnig und unternehmend neue Bahnen zu brechen ſucht (vgl. S. 515).

In Frankreich war das geſamnte Bildungsleben in Politik, Geſellſchaft, Literatur voll Bewegung und wirkte weithin auf Europa. Franz I. (1494–1547), „restaurator literarum," führte die Landesſprache in das Geſchäftsleben ein; in der Literatur walteten klaſſiſche und italieniſche Einflüſſe. Heinrich IV. und ſein Max. de Bethune

Herzog v. Sully (1560–1641) erkräftigten den Volksgeist — nicht bloß durch das „Huhn im Topfe“ — und bereiteten Besseres vor. Für Literatur und Kunst war namentlich thätig Nic. Claude Fabre de Peiresc zu Aix (1580–1637). Cardinal Armand Jean du Plessis Herzog v. Richelieu (1585–1642), Alleinherrscher unter Ludwig XIII., bändigte die Aristokratie und schuf die glänzende einheitliche Monarchie „auf demokratischen Grundlagen“, wie Napoleon III.; er begünstigte die höhere Bildung und stiftete 1635 die französische Akademie. Viel kleiner und selbstsüchtiger war sein Schüler Cardinal Jul. Mazarini aus Piscina in Abruzzo (1612–61); doch förderte auch er die Literatur. Unter Ludwig XIV. wurde Bildung Hofton und mit den reichsten Mitteln gefördert; besonders thätig war J. Bapt. Colbert aus Rheims (1619–83). Gegen die Sittenlosigkeit und den Trotz der Aristokratie unter Ludwig XV. erhob sich, als Vorläuferin der Revolution, die literarische Opposition.

Philologie und Humanismus waren vom 16–18. Jahrh., mit Ausnahme der Mitte dieses Zeitraums, sehr thätig und vom Hofe begünstigt; die Revolution wirkte zerstörend. Als Begründer humanistischer Studien gilt Guill. Budé aus Paris (1467–1540), ein gelehrter Autodidakte unter Franz I. Eine Reihe gelehrter Buchdrucker zeichnete sich aus: Et. Dolet aus Orleans (1509–45), zu Lyon als Ketzer verbrannt; Robert Etienne (Stephanus) aus Paris (1503–59), der als Protestant nach Genf flüchtete, und sein großer Sohn Henri (1528–98), der in Paris und Genf lebte und im Hospital zu Lyon starb; Adrien Tourneboeuf (Turnebus) aus Andely bei Rouen (1512–65); Guill. Morel (gest. 1564). Isaac Casaubon aus Genf (1559–1614), aufrichtiger Protestant, lehrte in Genf, Montpellier, Paris, London. Ein thätiger aber streitsüchtiger Polyhistor war Claude de Saumaise (Salmasius) aus Semur (1558–1653), der in Paris, Heidelberg und Leiden lehrte. Großartig wirksam für Alterthums- und Sprach-kunde des lateinischen wie des griechischen Mittelalters war Charles du Fresne Sieur de Cange aus Amiens (1610–88). Im 17–18. Jahrh. lebte das classicistische Ehepaar A. Dacier aus Castres in Oberlanguedoc und Anne le Fevre aus Saumur. Für Alterthumskunde überhaupt wirkte fleißig, wenn auch

nicht immer mit ſicherer Kritik, der Benedictiner Bernard de Montfaucon aus Languedoc (1655 – 1741). Richtiger zu den Deutſchen ſtellen wir den Archaeologen Jer. Jakob Oberlin aus Straßburg (1735 – 1806), der ſich auch um die deutſche Sprache des Mittelalters verdient machte, indem er das „Glossarium germanicum medii aevi“ ſeines Landsmannes Jh. G. Scherz (1678–1754) herausgab. Bei der Geſchichte o. S. 532 ff. nannten wir bereits J. J. Barthélémy und den Geographen D'Anville. Für geſchichtliche Alterthumskunde thätig war in neuerer Zeit Deſiré Raoul-Rochette aus St. Amand (1790 – 1854). Neuere Sprachforſcher ſ. o. S. 514 ff. bei der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft.

In Spanien war das Volk durch alte politiſche Romantik auch feſter an die alte Gläubigkeit gefeſſelt, und unempfänglich für den Einfluß fremder Bildung, mit wenigen Ausnahmen der franzöſiſchen und der italieniſchen. Selbſt der Deſpotismus ſchmeichelte dem Nationalſtolze, und die Inquiſition fand in dem Glaubenseifer des bethörten Volkes leidigen Boden, in welchem erſt im 19. Jahrh. der damals geſäte Wind langſam zum Sturme reift. Während Weltanſchauung und Wiſſenſchaft verfinſtert wurden, blühte die Nationalliteratur, wie wir bereits im einzelnen ſahen. Seit 1700 hemmten die Bourbons den ſelbſtändigen Fortſchritt des Volksgeiſtes, ohne daß er in der, von ihnen mitgebrachten, franzöſiſchen Bildung einen Erſatz annahm; doch wirkten ſie manches Gute in der Staatsverwaltung. Ferdinand VI. (1746–58) neigte ſich zu England, konnte aber den Klerus nicht beſchränken und deſſhalb auch das Volk nicht veredeln, obgleich Induſtrie und Kunſt zunahmen, auch Naturkunde betrieben wurde. Mehr wirkte ſein Nachfolger Karl III. (1759–88) mit den guten Miniſtern Aranda, Campomanes u. A.; die Inquiſition wurde beſchränkt, ſogar die Jeſuiten vertrieben (1767). Carl IV. (1788 – 1808) veranlaßte durch ſeine Schwäche die leidenſchaftliche Erhebung des Volksgeiſtes für einen Theil ſeiner Freiheit, leider aber nicht für den beſten und geiſtigen; deſſhalb blieben die Ziele des neuen Strebens unſicher.

Seit dem Ende des 18. Jahrh. waren gute Specialſchulen für Naturwiſſenſchaften und Mathematik vorhanden, aber die Volksſchulen

blieben schlecht. Seit der Mitte des 17. Jahrh. bereits war die Nationalliteratur im Sinken, die im ganzen zahlreichen Schriftwerke draußen unbekannt, die Philologie wenig, Philosophie und Theologie nur scholastisch betrieben. Die kastilische Sprache (S. 86) herrschte seit dem 16. Jahrh. Die spanische Akademie unter Philipp V. (1714) nahm französischen Geschmack an.

Wir verknüpfen noch einige Bemerkungen über den Gang der spanischen Bildung und Literatur mit dem Inhalt einer Recension Ferd. Wolfs über ein neuerdings erschienenes Werk von J. Amadór de los Rios in Eberts Jahrbuch der romanischen Literatur V 1. Die alte weltliche und volksthümliche, wiewohl lateinische, Volkspoesie drang einst selbst in den Gottesdienst ein. Gegen diese Entweihung sind die Verbote des ersten bracarensischen und des dritten toledaner Concils gerichtet. Wir erinnern uns an ähnliche Verbote, welche frühere Concilien und Isidorus von Hispalis gegen Circus und Amphitheater, als römisch-heidnische Überbleibsel, gerichtet hatten. Die hierauf eingeführten lateinischen Hymnen wurden ebenfalls volksthümlich. Rios findet in ihnen den verbündeten Ausdruck der Religion und des Vaterlandssinnes, welche er überhaupt zu verschmelzen liebt; Ähnliches äußerten wir vorhin, jedoch nicht mit gleichem Behagen und mehr nur für die auslebende Zeit. Nach jener Hymnik erhob sich die heroische Dichtung, zu welcher die Kriegsgesänge (cantares belicos) gehörten. Sie war seit dem 12. Jahrh. wiederum der Geistlichkeit und dem Volke gemeinsam, knüpfte sich indessen an den Classicismus an. Dieser drängte später, und zwar als Fremdling aus Italien und Frankreich, die volksthümliche Literatur des Mittelalters zurück, welche erst im 19. Jahrh., namentlich durch deutschen Einfluß, ins Leben gerufen wurde. Über die Einwirkungen spanischer Dichtung auf die deutsche haben wir uns oben bei dieser geäußert.

Auch haben wir bereits (u. a. S. 37) die frühe Verbreitung der alten römischen Sprache und Bildung in Hispanien bemerkt. Sie wurzelte tief genug, um selbständig sich fortzubilden, freilich auch ebenso zu entarten. Manche Entwickelungen dieser Art werden häufig mit Unrecht den spanischen Arabern zugeschrieben. So Rhythmus und Reim der modernen Dichtung, die vielmehr allmählich aus der lateinischen

erwachsen sind. Auch die gutturale Aussprache des spanischen Jota (j, g, x), in Europa ch, in Südamerika h, ist unabhängig von dem arabischen Organ erst später entstanden; in Portugal fehlt sie.

In Portugal verhielt es sich mit den stolzen Erinnerungen des Volkes ähnlich, wie in Spanien; indessen hielten hier die Glaubensdämonen etwas weniger die literarische Bildung nieder. Nach der schamlos drückenden spanischen Herrschaft 1580–1640 wirkte die Erhebung für das Haus Braganza nur vorübergehende Aufregung der Kräfte, welcher allgemeine Erschlaffung folgte. Französische Bildung und Literatur fanden Eingang. Unter Joseph Emanuel (1750–77) wollte Pombal par force aufklären und den Nationalruhm herstellen, verjagte auch wirklich die Jesuiten (1759) und stiftete manches Gute.

In Deutschland begünstigte die niemals zu völliger Einheit verwachsene Staatenvielheit, wie Wachler sich ausdrückt, „Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit einer verhältnismäßig allgemeineren und reiferen gesellschaftlichen Bildung, wie sie in enger begrenzten Kreißen, als Frucht fortschreitender Entwickelung durch vielseitige Berührungen und Reibungen, zu gedeihen pflegt". Despotismus lastete nie gleichzeitig auf dem Ganzen, und ebensowenig das Monopol der Bildung von irgend einem Centralpunkte aus, Einer Hauptstadt oder Akademie.

Im 15. Jahrh. nahm materielle und geistige Bildung und Strebsamkeit zu. Maximilian I. (1459–1519) förderte Verfassung, Kunst und Wissenschaft. Nach der Reformation schlich sich allmählich die Macht der Jesuiten ein. Der 30jährige Krieg brach die „vielleicht mit Recht gefürchtete Obermacht Österreichs", verwüstete aber das Volksleben, und nahm der Nation das politische Gewicht im Ausland. Derweile waren namentlich Frömmigkeit und Dichtung nicht müßig. Für den Unterricht wirkte der edle Sachsenherzog Ernst der Fromme (1601–75); für Wissenschaft und Kunst u. A. Jh. Ph. v. Schönborn, Kurfürst zu Mainz (1605–73) und die Braunschweiger Herzöge August und Rudolf August.

Die frühe Ausbildung der Prosa spricht für frühe Geistesreife des Volkes. An ihr bethätigten sich im Anfange des Zeitraums u. a. die Folgenden, meist schon früher genannten. Meister A. Dürer (S. 586);

vorzüglich Luther; die o. S. 535 genannten Chroniſten Aventinus, Kantzow und Seb. Frank. Am Ende des 16. Jahrh. ſchließt der witzige Jh. Fiſchart (o. S. 398. 491. 498.) das „kraftreiche Zeitalter", und ſteht ſelbſt ſchon dem Volke etwas ferner. Mit der Achtung und Liebe für das Volk ſinkt auch die Reinheit der Sprache in Schrift und Umgang. Beſſere Schriftſteller ſind u. a. der Niederländer Aeg. Albertinus aus Deventer (1560–1620), der in München lebte und hochdeutſch ſchrieb, ein Satiriker, aber katholiſcher Eiferer. Über ihm ſtehn die frommen norddeutſchen Schriftſteller, namentlich Jh. Arnd (o. S. 371); auch der theoſophiſche Schuſter Jakob Böhme aus Görlitz (1575–1624), ſolange er nicht gelehrt ſchreiben will. Allbekannt iſt der o. S. 373. 490. erwähnte wackere Kanzelhumoriſt Abraham a S. Clara. Seit dem 18. Jahrh. bildet ſich mit dem Inhalte der Rede und Literatur auch die Form immer mehr aus, mit der Klarheit des Gedankens auch die des Wortes. Unübertroffen in dieſer ſchönen Klarheit der Proſa ſind namentlich W. v. Humboldt, wenn auch nicht ganz ohne behagliche Manier, und Goethe. In unſerer Zeit ſtellt ſich bisweilen dem allzu glatt gefeilten Marmor des Styls eine gleich abſichtliche Unbändigkeit deſſelben gegenüber.

In Deutſchland mit Einſchluſſe der Schweiz und der Niederlande erblühen die humaniſtiſchen Studien, anfänglich unter italieniſcher Einwirkung. Der edle Melanchthon that Viel dafür. Von ſeinen Zeitgenoſſen nennen wir: Seinen Lehrer, den Schwaben H. Bebel aus Juſtingen. Den Münſterländer Hermann von dem Buſſche aus Schloß Saſſenberg (1486–1534), der zum Theil in Italien gebildet wurde und in vielen deutſchen Städten lehrte. Als Claſſiciſten und zugleich als Forſcher der altdeutſchen Geſchichte Hermann Grafen v. Nuenar aus Jülich (geſt. 1530). Die Patricier Bilibald Pirckhaimer aus Eichſtädt zu Nürnberg (1470–1530) und Konrad Peutinger zu Augsburg (1464–1547). Den „ungeſtüm hochſinnigen" Ritter Ulrich v. Hutten aus Burg Steckenberg nicht weit von Fulda (1488–1523). Die beiden Haupthumaniſten dieſer Zeit: Joh. Reuchlin (Capnio) aus Pforzheim (1455–1522), durch Griechen in Paris und in Italien gebildet, der (auch die hebräiſche Sprache) in Baſel, Ingolſtadt und Tübingen lehrte, und

zu dessen Schülern auch Melanchthon gehörte; und den Niederländer Desiderius Erasmus aus Rotterdam (1467–1536), der in Basel seine Heimat fand und „im Ruhme vollgültig weltbürgerlicher humanistischer Wirksamkeit für das 16. Jahrh. kaum einen Nebenbuhler hat" (Wachler), obwohl er sich zu der Reformation, der er innerlich und durch seine Wirksamkeit angehörte, aus ängstlicher Klugheit äußerlich nicht bekannte. Die Reihe der noch im 15. Jahrh. geborenen bedeutenden Philologen und Humanisten Deutschlands schließt denn chronologisch mit Ph. Schwarzert (Melanchthon) aus Bretten (1497–1560), dem „allgemeinen Lehrer Deutschlands", dem herrlichen milden Reformator, den das Gemüth zur Mystik, der Wahrheitsdrang zur Skepsis führte.

Unter den zahlreichen Philologen seit dem Beginne des 16. Jahrh. nennen wir vor allen den für Wissenschaft und Leben, insbesondere für das Schulwesen zu Nürnberg, unermüdlich thätigen Joachim Camerarius aus Bamberg (1500–74). Der hellsinnige Nikod. Frischlin aus Bahlingen (1547–90), dessen Leben jüngst David Strauß beschrieb, war Grammatiker, Lexikographe, Redner und Dichter; Friedrich Sylburg aus Wetter in Hessen (1536–96) Hellenist; ebenso Martin Crusius aus Gräbern im Bambergschen (1526 bis 1607), Lehrer zu Tübingen, der sich auch mit den Griechen seiner Zeit beschäftigte. Mehr als Humorist, denn als Ausleger der Alten, ist jetzt noch in weiteren Kreißen bekannt Frdr. Taubmann aus Wonsers im Baireuthschen (1565–1613), Professor zu Wittenberg.

Im 17. Jahrh. litt der Humanismus in Deutschland unter der zünftigen Theologie und dem Nützlichkeitsmechanismus des Jugendunterrichts, bis im 18. Jahrh. der neue Aufschwung der Philologie und aller Wissenschaft beginnt. Einige der bedeutendsten Männer sind folgende, theilweise schon früher genannte: Der Niederländer Jan Gruytere (Janus Gruterus) aus Antwerpen (1560–1627), der als Lehrer und Kritiker in Wittenberg und Heidelberg wirkte. Christoph Cellarius aus Schmalkalden (1638–1707), ein verdienter Schulmann, auch Archäologe, Orientalist u. s. w. Joh. Matthias Gesner aus Roth bei Nürnberg (1691–1761), berühmt als Stifter des philologischen Seminars zu Göttingen und als Verfasser des

„Novus linguae et eruditionis Romanae Thesaurus“. Joh. Aug. Erneſti aus Tennſtädt (1707–81), Theologe und Philologe, tüchtiger Humaniſt und Styliſt. Chr. Gottlob Heyne (geb. 1729; 1789 o. S. 536 iſt unrichtig), Profeſſor in Göttingen, wirkte vielſeitig und anregend auf die ganze geiſtige Richtung des Zeitalters; ſein Schüler und Schwiegerſohn war der mit ihm bei der Geſchichte erwähnte Arnold Heeren (1760–1842). Der größte Humaniſt dieſer und der folgenden Zeit, der ſtrengſte und doch ſtets geiſtreich anregendſte Lehrer der Philologie war Fr. Auguſt Wolf aus Hainrode (1759–1824), vorzüglich in Halle thätig. Ein geiſtreicher Kritiker war auch Jh. Gottfried Hermann aus Leipzig (1772–1848), der zugleich trefflich in griechiſcher und lateiniſcher Sprache dichtete. Der noch lebende edle Veteran der Alterthumskunde und zugleich Vertreter des beſten Zeitgeiſtes, Aug. Böckh in Berlin (geb. 1785). Imm. Joh. Gerh. Scheller aus Ilow bei Dahme (1735–1803), Rector in Brieg, Latiniſt. Der S. 439 beſprochene J. H. Voß (geb. 1751). Der Archäologe Böttiger in Dresden (geb. 1762). Der Helleniſt Ph. Buttmann in Berlin (geb. 1764). Der feingebildete Fr. Jacobs (geb. 1764) und die S. 537 genannten Geographen der antiken Welt: Mannert aus Altdorf (1752–1834? 1756–1827?) und Ukert in Gotha; auf gleichem Gebiete arbeiteten in neuerer Zeit u. a. Biſchof und Möller in Gotha und Adalbert Forbiger zu Leipzig. Die Helleniſten Imm. Becker in Berlin (geb. 1785), Franz Paſſow in Breslau (geb. 1786), Roſt in Gotha, Pape, Claſſen. In Bonn die Kenner des ganzen Alterthums und ſeiner Sprachen F. G. Welcker, Rietſchel mit ſeiner Schule, Jahn; mit ihnen der Latiniſt Fleckeiſen, jetzt in Dresden. Schömann in Greifswald, noch im Alter voll Thätigkeit. Und ſo noch Viele der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit; denn nicht leicht iſt in Deutſchland eine Univerſität oder ein Gymnaſium ohne tüchtige Kenner des klaſſiſchen Alterthums. Für die Sprachforſcher außerhalb der klaſſiſchen Philologen verweiſen wir wiederum auf unſeren früheren ethnologiſchen Abriß (S. 513 ff.) Der deutſche Chn. Frd. Gräfe aus Chemnitz in Petersburg (1780–1851) gieng voran in der Verſöhnung der auf ihre bisherige Alleinherrſchaft ſtolzen und eiferſüchtigen klaſſiſchen Philologie

mit der an das Sanskrit geknüpften vergleichenden Sprachforschung („das Sanskritverbum im Vergleich mit dem griechischen und lateinischen, aus dem Gesichtspunkte der klassischen Philologie", gelesen in der Petersb. Akademie 2. April 1835). Auch die bedeutendsten philologischen Numismatiker sind Deutsche: der Österreicher Joh. Hil. Eckhel aus Enzersfeld (1737–98) und der Thüringer Jh. Ch. Rasche aus Scherbde (1733–1805); in neuester Zeit der Literaturgeschichtschreiber J. G. Th. Gräffe aus Grimma (geb. 1814).

In Deutschland lassen sich Hoch- und Nieder-deutsche in der Literatur überhaupt schon längst nicht mehr genau abgrenzen, wohl aber noch der niederländische Ast der letzteren. Wie wir jedoch unter den vorgenannten Philologen auch in Deutschland wirkende Niederländer finden, so geschieht auch das Umgekehrte in der folgenden Skizze der niederländischen Philologie.

Wir haben bereits von dem Einflusse gesprochen, den die Verbindung mit Italien nicht bloß auf Gewerbe, Handel und Wohlstand, sondern auch auf Bildung, namentlich humanistische, in den Niederlanden übte. Die lateinische Sprache blieb länger, als in Deutschland, die ausschließliche Sprache der Wissenschaft, und das Studium der Römer überwog das der Griechen. Als Hellenist und Orientalist zeichnete sich aus im 16. Jahrh. Nik. Cleynarts (Clenardus) aus Diest in Brabant. Der humanistische Arzt Hadrian Junius (de Jonghe) aus Horn (1511–75) schrieb u. a. sogar für acht Sprachen einen „Nomenclator", der jetzt noch in mehreren Ausgaben im antiquarischen Buchhandel umlauft. Gegen Ende des 16. Jahrh. ließ der Catholicismus den Humanismus im Süden verstummen; im freien Norden, besonders in Leiden, blieb er lebendig. Elias van Putschen (Putschius) aus Antwerpen (1580–1606) studierte in Leiden. Viel bekannter ist Justus Lipsius aus Isca bei Brüssel (1547–1606), der einer lateinischen Stylschule den Namen gab, aber ohne Halt in jeder Hinsicht, dazu von den Jesuiten in Köln erzogen, öfters das Glaubensbekenntnis und ebenso oft den Ort wechselte, auch einmal Professor in Jena war. Wir überspringen Viele, um einen durchaus großen Mann zu nennen: Huig van Groot = Hugo Grotius aus Delft (1583–1645), in Wissenschaft, vaterländischer und allgemein

menſchlicher Thätigkeit ebenſo anerkennungswerth, wie oft verkannt und verketzert, ein vollendeter Zögling der antiken Welt. Gleich vorurtheilslos als Theologe, und gründlicher Latiniſt war der deutſche Gerhard Joannis Voſſ (Voſſius) aus Heidelberg (1577–1649), der auf mehreren niederländiſchen Hochſchulen lehrte; in ſeine Fußſtapfen traten drei Söhne, beſonders Iſaak (1618–89), der in England lebte. Marcus Zuerius Boxhorn aus Bergenopzoom (1612–53), Profeſſor in Leiden, „politiſierender Humaniſt und Hiſtoriker", intereſſiert uns beſonders durch ſeine Forſchungen über alte europäiſche Ethnologie außerhalb der klaſſiſchen. Wiederum ein Deutſcher, Jh. Frdr. Gronov aus Hamburg (1611–17), Lehrer in Deventer und in Leiden, erwarb ſich die gröſten Verdienſte um Kritik und Auslegung der römiſchen Klaſſiker; ſein Sohn Jakob (1645–1716) lehrte in Leiden und in Piſa. Ebenfalls Deutſche waren Jh. G. Gräfe (Graevius) aus Naumburg (1632–1703), der in Duisburg, Deventer und Utrecht lehrte; und der originelle Peter Weſſeling aus Steinfurt (1692–1764), Herodots Herausgeber. Lambert Bos aus Warcum (1670–1717) war ein bedeutender Helleniſt. W. H. Nypoort in Utrecht ſchrieb ein, auch in ganz Deutſchland verbreitetes, Werk über die römiſchen Alterthümer. Arnold Drackenborch aus Utrecht (1684–1748) iſt vorzüglich durch ſeine Ausgabe des Livius berühmt. Zwei große Männer waren der S. 567 erwähnte Tiberius Hemſterhuys aus Gröningen (1685–1766), Stifter einer Humaniſtenſchule; und ſein Schüler, der Weſtfrieſe Ludwig Caſpar Valckenaer aus Leeuwarden (1715–85), allſeitig klaſſiſch gebildet. Einer von Hemſterhuys beſten Schülern war der Deutſche David Ruhnken aus Stolpe (1723–98); deſſen Schüler, Daniel Wyttenbach aus Bern (1747–1819), lehrte in Amſterdam und Leiden als trefflicher Humaniſt.

Um das Studium der Mutterſprache und ihrer Mundarten machen ſich ſeit Luther, deſſen hochdeutſcher Bibelüberſetzung die niederdeutſche von Bugenhagen ſich zunächſt anſchließt, viele Nieder- und Ober-deutſche, ſowie Schweizer und Niederländer verdient, von welchen wir nur die bedeutendſten kurz nennen. Im 16. Jahrh. tritt eine Reihe deutſcher Grammatiker auf von Val. Ickelſamer bis

auf Jh. Clajus. Bedeutenderes geschah für die Lexikographie. Der deutsche Ungar H. Henisch (1549–1618), der in Augsburg lebte, schrieb ein leider unvollendet gebliebenes deutsches Wörterbuch. Dem Germanisten höchst schätzbar bleiben aus dieser und der nächstfolgenden Zeit die deutschen Wörterbücher der Schweizer Friis und J. Maaler (Pictorius) zu Zürich, Peter Dasypodius (Rauchfuß, wenn nicht etwa Häslin) aus Frauenfeld, der 1559 als Professor der griechischen Sprache zu Straßburg starb; des (S. 396 als Fabeldichter erwähnten) Hessen Alberus aus Sprendlingen; des Thüringers Caspar v. Stieler (des „Spaten") aus Erfurt (1632 bis 1707), dem der Schlesier Steinbach folgte; des musterhaften und selbst noch für die Gegenwart unschätzbaren deutschen und französischen (S. 624 genannten) Etymologen und Sprachgeschichtskenners J. Leonhard Frisch aus Sulzbach, Rectors zu Berlin. Kenner der hoch- und nieder-deutschen Sprache war G. Schottel aus Eimbeck (1612–76). Die Alterthümer deutscher Sprache und Bildungsgeschichte durchforschten im 17–18. Jahrh. Schilter, Leibnitz, Eccard, und die Lexikographen Wachter, Scherz und sein Bearbeiter, der S. 628 bei Frankreich genannte Oberlin. Joh. Christoph Gottsched aus Judithenkirch bei Königsberg (1700–66) wurde das Haupt einer engherzigen Schule, regte jedoch vielfach an; ihm gegenüber stand besonders der Schweizer J. J. Bodmer aus Greifensee (1698–1783), der auch altdeutsche Gedichte bekannt machte. Unendlich fleißig war der Pommer Jh. Christoph Adelung aus Spantekow (1732–1806), der außer seinem großen deutschen Wörterbuche auch das mittellateinische von Du Cange epitomierte und die erreichbaren Sprachen aller Völker in seinem „Mithridates" zusammenfaßte, wie er denn auch in seinem deutschen Wörterbuche für seine Zeit Großes für Etymologie und Vergleichung that. Unter den folgenden deutschen Lexikographen bis auf die Gebrüder Grimm und den ihnen ebenbürtigen Baiern A. Schmeller (o. S. 513) zeichnet sich Campe durch Quantität, Heyse durch Qualität aus. Neben und nach dem Grimm'schen Wörterbuche gilt Ersteres für Hoffmann, Letzteres für Weigand.

Das bedeutendste niederländische Wörterbuch früherer Zeit ist das vergleichende, von Cornelis van Kiel aus Duffel in Brabant

(Kilianus Dufflaeus; ſtarb 1607) verfaßte, von Ger. Haſſelt aus Arnheim vermehrte und 1777 herausgegebene. Gegenwärtig wird ein vielverſprechendes großes Wörterbuch ausgearbeitet unter der Leitung von De Vries zu Leiden, der mit Jonckbloet zu Deventer am gründlichſten die alte Sprache und Literatur des Landes durchforſcht. Beide, ſowie die Frieſen Halbertsma und Ehrentraut, nannten wir ſchon S. 516 in der ethnologiſchen Überſicht. Ebenſo Schmeller, Frommann und Firmenich-Richarz für die geſammten deutſchen Mundarten, deren Werth zuerſt Fulda im vorigen Jahrh. erkannte. Unter den zahlreichen Lexikographen der Mundarten in neuerer Zeit nennen wir: für die bairiſchen wiederum Schmeller, die öſterreichiſchen Höfer, Lexer und Schöpf, die ſchwäbiſche Schmid, die ſchweizer-deutſchen Stalder und Tobler, die hennebergſche Reinwald (an einem umfaſſenden thüringer Idiotikon arbeitet Regel in Gotha), die weſterwäldiſche Schmidt, die naſſauiſchen insgeſammt Kehrein in Hadamar (für die verwandte wetterauer arbeitet der vorhin genannte Weigand in Gießen; auch ich habe dafür geſammelt); für die niederrheiniſchen (halbniederdeutſchen) Weitz und Müller, auch viel Älteres in meinem Glossarium latino-germanicum; für die rein niederdeutſchen viele treffliche Arbeiten: die gröſten ſind Tilings bremer, Schützes holſteiniſches und das, leider durch den Tod ſeines Verfaſſers Koſegarten unterbrochene, allgemein niederdeutſche Wörterbuch; ſodann die kleineren von Strodtmann über die osnabrücker, Richey über die hamburger, Schambach über die grubenhagen-göttinger, Danneil über die altmärkiſche, Stürenburg über die oſtfrieſiſche Mundart, vieler kleinerer Sammlungen nicht zu gedenken, wie der von Wöſte und Lyra über die merkwürdigen weſtfäliſchen Mundarten.

Großbritannien war, nach langen Zerrüttungen, von Heinrich VII. (ſtarb 1509) im Inneren geordnet, verfiel aber „durch des launiſch-deſpotiſchen Heinrichs VIII. (ſtarb 1547) ſelbſtſüchtige Umgeſtaltung des Kirchenweſens“ in neue Zwiſte, durch welche die Sehnſucht nach geſetzlich befeſtigter Freiheit in Glauben und Leben ſich erhöhte. Eliſabeth (1558–1603) würdigte „die alleingültige Kraft des begeiſterten Gemeinwillens“. Das wiedererſtarkte Volksthum bildete ſich

an klassischen und italienischen Mustern, und fand den reinsten Ausdruck in dem Drama (vgl. o. S. 465). Der Fleiß in Philologie, Geschichte und Mathematik wuchs zugleich mit dem immer großartigeren industriellen Fortschritte. Der anmaßende und pedantische Episkopalist Jakob I., der Englands (1706 vollendete) Verbindung mit Schottland bewirkte, ließ das königliche Ansehen sinken, und vererbte die „theologisierende Machtwillkür" auf seinen unglücklichen Sohn Carl I. (hingerichtet 1649). Die Republik (bis 1660) war ungünstig für Literatur und Kunst. Unter Kämpfen bis zur hannoverschen Dynastie (1714) reifte mit der Verfassung der Volkssinn, den Wachler so charakterisiert: „besonnene Freiheitsliebe, Sicherheit der öffentlichen Meinung, fortschreitende Verallgemeinerung der geistigen Bildung und humoristische Kühnheit in Behauptung der Volksgerechtsame."

Auch hier waren Philologie und Protestantismus Bundesgenossen, und seit dem 17. Jahrh. nahm der Humanismus zu, durch den Verkehr mit den Niederlanden unterstützt. Aus dem 16–17. Jahrh. nennen wir nur den Deutschen Franz Junius aus Heidelberg (1589–1677), der in England und in Amsterdam verdienstvolle Werke über die Malerei der Alten und über deutsches Alterthum und Sprache herausgab. Großartig und selbst in Verirrungen noch lehrreich steht der Theologe und kritische Philologe Richard Bentley aus Oulton in Yorkshire (1662 – 1742) da. Sein Geistesbruder R. Porson in Cambridge (1759–1808) war Hellenist; ebenso der Franzose und protestantische Flüchtling Mich. Maittaire (1667–1747), der an der Westminsterschule angestellt war.

Für das geschichtliche Studium der angelsächsischen Sprache arbeiteten namentlich seit dem 17. Jahrh. W. Somner, Th. Benson, Edw. Lye, Owen Manning, in neuerer Zeit J. Bosworth, Kemble, dessen Arbeiten durch seinen allzufrühen Tod unterbrochen wurden, die Deutschen Bouterweck, Ettmüller, Leo, Rieger. Für die neue englische Sprache: u. a. Johnson, Walker und neuestens Worcester; Regel in Gotha arbeitet auch an einem englischen Etymologikon. J. Grimm als Meister versteht sich bei allen germanischen Sprachen von selbst.

Die beiden Keltenstämme in Großbritannien sind von jeher thätig für ihre Sprachen. Wir beschränken uns darauf einige der

umfassendsten neueren Wörterbücher zu nennen: der galischen (gaidelischen) Sprache: in Irland von O'Brien, in Schottland von Armstrong und von der Highland Society, altirische Glossen von Whitley Stokes; der kymrischen: von Owen Pughe, Richards; der kornischen: von Norris. Vorarbeiter für die Vergleichung der keltischen Sprachen war der Kymre Lhwyd. Andre Bearbeiter haben wir S. 515 erwähnt.

Skandinavien ist durch weit lebendigere Erinnerungen mit seinem alten Volksthum verbunden, als Deutschland, verdankt diesem aber den größten Theil seiner modernen Bildung und viele Anregungen zur Selbstthätigkeit in Wissenschaft und Literatur. Wir haben S. 502 seine bedeutenden Verdienste, vorzüglich Schwedens, um die Naturwissenschaften gewürdigt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. war der geistige Verkehr Dänemarks mit Deutschland sehr rege, und seine Könige Friedrich V. VI. waren auch für deutsche Dichter und Gelehrte freigebige Mäcenaten.

Schweden wurde durch Gustav Wasa (1521–60) von der „kirchlichen Zwingherrschaft" befreit, jedoch im geistigen Fortschritte gehemmt durch Regierungsunruhen und durch „die emporstrebende Aristokratie", obgleich auch diese höhere Interessen besaß. Gustav Adolf war nicht bloß ein Held, sondern auch ein guter Schriftsteller, wie das Bruchstück seiner Autobiographie (Historia ofver sig sjelf) zeigt. Er sorgte selbst vom Feldlager aus für den Volksunterricht; aber im ganzen war sein Streben nach weitreichender Macht dem Staatswohle nicht förderlich. Seine Tochter Christine (1626–89), „eine seltsame Mischung von weiblicher Eitelkeit und männlicher Kraft, von pedantischer Gelehrsamkeit und geistiger Freisinnigkeit, versammelte die größten Gelehrten an ihrem Hofe" (Wachler), kaufte Bücher und Kunstsachen, aber nicht für das von ihr als roh verachtete schwedische Volk, und verschwelgte später im Ausland „ihre Zeit in literarischen und artistischen Umtrieben". Bis zu Carl XII. (1697–1718), der die Staatskräfte vollends erschöpfte, gedieh nur etwa vaterländische Geschichtsforschung. K. Friedrich (1720–51) verbesserte Manches. Gustav III. (1771–92) suchte Staatseinheit und königliche Macht durch einen glücklichen Machtstreich herzustellen, förderte die Bildung, redete und

schrieb persönlich gut, hieng jedoch sehr von französischem Geschmack ab. Sein Sohn Gustav IV. (1792–1809) beschränkte die Presse und bevormundete das öffentliche Leben durch, wenn auch wohlgemeinten, „Rechtsglaubigkeitsdespotismus". Seit Carl XIII. (1809–18) begann freiere Regsamkeit. Die Unterrichtsanstalten sind im allgemeinen gut, wenn auch noch, wie vieles Andere im Lande, zeitgemäßerer Formen bedürftig. In neuerer Zeit wird Viel geschrieben und gelesen, und die Verbreitung der Bildung unter allen Ständen rüttelt an den oft noch hoch aufgerichteten Scheidewänden zwischen ihnen, wozu jetzt auch, wie fast überall, der sociale Tendenzroman Viel beiträgt.

Für die Philologie ist in Skandinavien nicht gar Viel geschehen, obwohl Bekanntschaft mit ihr allgemein ist, selbst auf dem entlegenen Island. Die stets bewahrte Liebe und Achtung für das heimische Alterthum bethätigt sich besonders in neuester Zeit auch für das Studium der alten Sprache, die in verhältnismäßig sehr geringem Wandel auf Island noch lebendig ist. Des Isländers Bjorn Haldórsson aus Saudhlauksdalur (1724–94) altnordisch-lateinisch-dänisches Wörterbuch, welchem seit 1636 einige sehr mangelhafte, neben besseren Glossarien zu einzelnen Werken, vorausgegangen waren, wurde erst 1814 von dem nachmals berühmt gewordenen dänischen Sprachforscher R. K. Rask — der auch eine Grammatik der Sprache schrieb — herausgegeben. Ihm folgten: ein dänisch-isländisches Wörterbuch des Isländers Konráðh Gíslason 1851; 1863 ein zwar umfassendes, aber vielfach ungenügendes altnordisch-dänisches Wörterbuch des Isländers Eiríkur Jónsson; ein seit 1862 in Lieferungen herauskommendes des Norwegers Jh. Fritzner enthält die Wörter der Prosa und ein vor wenigen Jahren von dem Isländer Sveinbjörn Egilsson herausgegebenes die der Poesie. Andere sind zu erwarten. Kleinere Wörterbücher gaben u. A. zwei Forscher des Namens Dietrich, der Eine, ein Schwede, aus den runischen Inschriften, der Andre, ein Deutscher und vielseitig bedeutender Sprachforscher (vgl. o. S. 390 ff. 515. 516.), Professor der Theologie zu Marburg, bei einem Lesebuche. Ausführliche Nachricht über die altnordische Lexikographie hat Konrad Maurer im Anzeiger des Germ. Museums 1863 Nr. 12 gegeben.

Der bedeutendste Lexikographe der schwedischen Sprache und ihrer Mundarten im 18. Jahrh. war Ihre, der dänischen Mundarten im 19. Jahrh. Molbech. Nach Grimms Vorgange arbeiteten namentlich schwedische Grammatiker. Über Norwegens Mundarten schrieben dort Munch und Aasen. Norweger ist auch der große Indologe Lassen in Bonn, den wir nebst andern Skandinaviern schon S. 513 ff. bei der vergleichenden Sprachforschung nannten.

In Böhmen war die im 13–14. Jahrh. beginnende Nationalliteratur unter Rudolf II. (1577–1612) in Blüte, wurde aber durch den 30jährigen Krieg erdrückt, und hob sich in der nun folgenden hierarchischen Finsternis nicht wieder, bis unter Joseph II. wieder Mehr geschrieben wurde, doch meist nur in deutscher Sprache. Seitdem aber traten, großentheils in czechischer Sprache schreibend, mehrere bedeutende nationale Geschichts- und Sprach-forscher auf, wie die schon erwähnten Palacki und Schafarik, sodann Hanka u. A. Die neuesten nationalen Bestrebungen haben bis dahin nur politische und mitunter kirchliche Hebel gebraucht und für die Bildung nur Versuche gemacht, für die altgewohnten Kunstausdrücke neue czechische einzuführen. Es darf nicht vergessen werden, daß nicht bloß im Laufe der Zeit eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in Böhmen eingewandert ist, sondern daß schon aus der vorchristlichen Zeit, wie neueste Forschung herausstellt, merkwürdige Zeugnisse deutscher, in die czechische eingedrungener, Volks- und Glaubens-sage vorhanden sind (vgl. S. 271). Namentlich sollten die gegenwärtigen czechischen Restauratoren der Prager Hochschule bedenken, welchen Antheil an ihrer vormaligen Größe die Deutschen hatten. Sodann sollten sie, wenn sie das Volk und seine schöne Sprache auf die Höhe der Zeit heben wollten, dem nie in ihm erloschenen protestantischen Geist zu seinem Rechte verhelfen, statt mit dem Pfaffenthum Bündnisse zu schließen, das neuestens u. a. eben auf der Nationaluniversität seinen fanatischen Gegensatz gegen den Zeitgeist beurkundet.

Aus einem slawischen Volksstamme, der noch schneller und sicherer, als der czechische, sich germanisiert: dem slowenischen (windischen, crainerischen) nämlich, ist der S. 514 als der bedeutendste Kenner der gesammten slawischen Sprachen und ihrer Geschichte genannte Professor Miklosich in Wien hervorgegangen. Ihm zur

Seite steht auf diesem Gebiete der Deutsche Schleicher in Jena, der noch tiefer in die litauische Sprache eingedrungen ist, und den wir bereits S. 514 überhaupt als einen vergleichenden Sprachforscher ersten Rangs nannten.

Für die wohllautreiche Sprache Serbiens, die einen Schatz episch-lyrischer Volkslieder besitzt, hat Wuk Stefanowitsch Karadschitsch aus Tertschitschi im Jadarthal an der serbisch-bosnischen Grenze (1787–1864), ein edler Mann aus dem Volke, um das er sich mehrfach verdient machte, ein schätzbares Wörterbuch geschrieben, das durch unsern J. Grimm bevorwortet wurde. Neuestens ist auch die merkwürdige Sprache der, dem Grundstocke nach nicht slawischen, Bulgaren von Miklosich u. A. wissenschaftlich dargestellt worden.

In Russland zog der Wille der Herrscher: Peters d. G. und Katharinas d. G., deutsche und französische Bildung in das Land, aber nicht in das Volk, nur in die höheren Stände. Paul I. (1796) versuchte bereits wieder, eine Gedankensperre gegen das Ausland zu errichten; aber die altrussische Partei, die auch jetzt noch namentlich gegen die deutschen Bildungs- und Verwaltungs-einflüsse thätig ist, ist nicht gebildet genug, um aus dem Schatze ihrer eigenen Gedanken Ersatz für die verpönten fremden bieten zu können. In Petersburg ist die Wissenschaft, und insbesondere die außerklassische Sprachkunde, glänzend vertreten durch eine Anzahl schon S. 515 genannter zum Theil in Russland, namentlich in den Ostseeprovinzen, geborener Deutschen. Die traurigen Wirren der Gegenwart hemmen den von Alexander II. geleiteten Fortschritt. Es kann aber nicht lange ausbleiben, daß ein neubeseeltes Unterrichtswesen sich über das große Volk verbreite. Seine Confession, obschon durch die altslawische Kirchensprache, die Synode und den an die Stelle des ausländischen Patriarchen tretenden Kaiser nationalisiert (vgl. S. 279), knüpft das Volk an das byzantinische Griechenland. Es wird sich dann später zeigen, ob sich seine neue Bildung auf das antike Griechenland stützen wird, welches es nicht erst, wie das Abendland, durch römische Vermittlung zu erreichen hat.

In Polen war seit Ende des 15. Jahrh. nur Adel und Geistlichkeit frei, dem Königthum gegenüber, auch eines Jh. Sobieskys

Wirksamkeit hemmend. Doch waren diese Stände auch ausschließlich, oft in nicht geringem Maße gebildet, und der Reformation zugeneigt, die in dem ungebildeten und rechtslosen Volke keine Wurzel faßte. Im 17. Jahrh. waren die Jesuiten mächtig, und wirkten besonders von Wilna aus gegen den von den besseren Piaristen geleiteten Volksunterricht, unterdrückten die Krakauer Universität, nährten Glaubenszwist, förderten Scholastik und barbarisches Latein! Bekannt ist der Spruch: „Nos Póloni non cúramus quantitatem syllábarum“. Aus dieser Zeit stammt wohl der Gebrauch des Lateinischen im Umgange (angeblich) in mehreren Gegenden. Der kunstsinnige, aber sittlich gesetzlose deutsche König August der Starke brachte den Polen keine deutsche Bildung, und seiner deutschen Heimat nur Unheil. Den politischen Versuchen der Patrioten (1791) folgte die Auflösung des Staates (1794). Die Bestimmungen des Wiener Congresses wurden so ausgeführt, daß jetzt das moderne Recht der Thatsachen die Entscheidung zu treffen hat. Es dekretiert vielleicht die Auflösung des Volksthums, dessen schwere Martyrien immer Beimischungen hatten, die sie mehr nur zum Gegenstande lyrischer Theilnahme, als hoher epischer Tragik machten, und die ihnen jetzt die bedenkliche Sympathie der katholischen Mächte als solcher verschaffen, mit Einschlusse der päpstlichen Unmacht. Daß unter den politisch Geächteten der neueren Zeit sich die bedeutendsten Schriftsteller befanden, wie der Historiker Joachim Lelewel aus Warschau (geb. 1786), der hochbegabte Dichter Adam Mickiewicz aus Litauen (geb. 1798), ist aus der eigenthümlichen Zusammensetzung der Bewegungsparteien in Polen erklärlich.

In Ungarn war die S. 612 erwähnte importierte und großentheils aus Italien entlehnte literarische Hofkultur des großen Matthias Corvinus Werk, und verschwand mit ihm. Darnach kam aristokratischer Rottengeist, Türkenkrieg, innere Fehde und Rohheit. Die Reformation brachte deutschen Geist ins Land und besserte die Schulen; aber die Reaction der Jesuiten und Leopolds I. richtete wieder viel Gutes zu Grunde. Joseph II. suchte das Gute und deutsche Bildung auf Kosten des Volksthums zu octroyieren, und hatte bald Volk, Adel und katholische Klerisei gegen sich. Die Magyaren vergaßen ihren finnischen Ursprung, nicht aber das Recht des Eroberervolkes, trotz mehrfachen

aber nie dauernden Unterliegens, auf eigenen Füßen und dabei auf den Köpfen der weit zahlreicheren fremden Stämme im Lande zu stehn. Diese aber machen in neuester Zeit ebenfalls ihr Nationalitätsrecht geltend, durch das kluge Divide et impera! der österreichischen Regierung unterstützt.

Die Magyaren haben immer, und besonders in unserem Jahrhundert, einen Hauptträger ihres Volksthums und ihres politischen Übergewichts in ihrer Sprache gesucht und folgerecht diese auch zum Organe der Dichtung und der Wissenschaft erhoben und ausgebildet. Aber sie können es nicht dahin bringen, daß diese Sprache in weiteren Kreißen außerhalb des nationalen bekannt und studiert werde — eine Ehre, die unter gleich zahlarmen Völkern nur das hellenische erringen konnte! Am leichtesten fügen sich noch die eingewanderten Deutschen der sprachlichen Magyarisierung, die bei den älteren Verwandten der siebenbürger Sachsen in Ungarn schon beinah durchgeführt ist. Aber da die Magyaren selbst am wenigsten geneigt sind, sich dem massenhaften Slawenthum anzuschließen, dem sie an Bildung wie an politischer Mündigkeit überlegen sind, so sind sie, trotz ihres Widerstrebens, auf der andern Seite viel zu nahe — und auch in politischen Interessen eben dem Slawenthum gegenüber — mit dem weit früher und höher gebildeten deutschen Volke verbunden, um nicht immer mehr auch in Wissenschaft und Kunst dessen Schüler und Vasallen zu werden. Sie versuchten im Jahre 1848 mit dem neuorganisierten Deutschland in engeres Bündnis zu treten, und sandten desshalb mit Dionys Pazmandy (1816–56) auch ihren besten Geschichtsschreiber nach Frankfurt a. M., Lad. Szalay aus Ofen (1813–64), einen edlen und reich begabten Mann, der am 17. Juli d. J. plötzlich zu Salzburg starb. — Wann und wie entstand der bekannte Gebrauch eines nicht sehr klassischen Lateins in Ungarn sowohl als Sprache der Gesetze und Urkunden, wie des alltäglichen Verkehrs, und zwar nicht bloß, wie früher in vielen andern europäischen Ländern, unter ganz oder halb Gelehrten? War die Vielzüngigkeit der Bewohner die alleinige Ursache? Wenigstens in den Gasthäusern der Donaustädte gebrauchten noch vor kurzem die Kellner dieses Lateinisch zum allgemeinen Verständigungsmittel, wie in andern Ländern das Französische.

Im übrigen Südoſten Europas haben wir bereits mehrfache Gelegenheit gefunden, den immer mehr gelockerten, an mehreren Stellen ſchon völlig geſprengten Bann der türkiſchen Gewaltherrſchaft und die Ermannung der von ihr unterdrückten Nationalitäten ins Auge zu faſſen.

Die Türken beſiegten einſt das arabiſche Khalifat und das griechiſche Kaiſerthum, zuerſt in Kleinaſien, endlich in Europa, ohne, wie einſt die Römer und die Germanen, die höhere Bildung der Beſiegten als Beute zu gewinnen. Am meiſten noch nahmen ſie mit dem Islam arabiſche und demnächſt perſiſche Beſtandtheile in Sprache und Bildung auf, und das arabiſche Alphabet mit wenigen Modificationen an. Wie ſehr ſie aber bis heute als herrſchende Minderheit der Bildungsfähigkeit des arabiſchen Stammes nachſtehn und deren Entwickelung ſelbſt in der bedeutendſten und nothwendigſten Thätigkeit des Außenlebens, namentlich der Volkswirthſchaft, ſtören und hemmen, zeigt ſich in den jüngſten Tagen in Aegypten.

Die Träger des mohammedaniſchen Wiſſens in Konſtantinopel waren und ſind noch faſt nur die Ulemas als Theologen und Juriſten. Für ſie beſtanden ſchon vor der Eroberung, ſeit 1327, beſondere Schulen. Freier bewegten ſich ſchon die Dichter, die den feinſten Theil ihres Volksthums nach perſiſchen Muſtern ausbildeten; manchmal ahmte der Hof das Khalifat als freigebiger Gönner der Literatur nach. Erſt ſeit 1727 beſitzen die Türken eigene Druckereien in Konſtantinopel; aber ebendaſelbſt ſchon ſeit 1576 die Juden, denen ſogar der Druck türkiſcher und arabiſcher Werke unterſagt war.

Der Zahl nach übertreffen die Slawen im türkiſchen Reiche ſowohl die Türken ſelbſt, wie die übrigen Stämme: Griechen, Romanen, Albaneſen, Armenier, Juden, Zigeuner. Als ſelbſtändiges Kulturvolk kommen bis jetzt nur die Griechen in Betracht, mit ihrem noch um das eigene Leben ringenden kleinen Königreiche und mit ihren Hoffnungen auf die Herſtellung des byzantiniſchen Kaiſerreichs.

Wir haben ihre Bildungsgeſchichte im einzelnen bis zu dem völligen Untergange jenes Reiches verfolgt, nach welchem unſer letzter Zeitraum anhebt. Die Türkenherrſchaft drückte ſie phyſiſch und ſittlich

nieder, konnte aber ihr zähes Volksthum nicht brechen. Selbſt der Theil der kleinaſiatiſchen Griechen, der die türkiſche Sprache angenommen hatte, dieſe aber mit griechiſchen Buchſtaben zu ſchreiben pflegte, behielt griechiſches Volksthum und Glaubensbekenntnis. Im früheren Kaiſerthum Trapezus, wo ſich die griechiſche Sprache neben der türkiſchen und der laſiſchen der kaukaſiſchen Urbewohner erhalten hat, bleibt auch bei dem äußerlich zu Mohammedanern gewordenen Landvolke das Bewuſtſein des alten Erbes und die Hoffnung auf deſſen Wiedergeltendmachung bis heute lebendig. Die turkiſierten Chriſten in mehreren kleinaſiatiſchen Städten haben neuerdings griechiſche Lehrer für ſich und ihre Kinder berufen, um die Sprache der Voreltern wieder einzuführen. In Smyrna und in Europa hat die griechiſche Sprache ziemlich viele türkiſche Wörter aufgenommen, unter dieſen auch turkiſierte perſiſche und arabiſche; demnächſt viele italieniſche, vorzüglich auf den ioniſchen Inſeln; aber nur wenige ſlawiſche, albaneſiſche und oſtromaniſche, ſo weithin und zahlreich dieſe Volksſtämme unter den Griechen hauſten und noch hauſen. Dagegen ſind von den Slawen des Mittelalters mehr örtliche Eigennamen zurückgeblieben. Die meiſten Albaneſen gebrauchen als Schriftſprache die griechiſche, und die Männer hauptſächlich reden ſie auch, wenigſtens im griechiſchen Königreiche. Ihre eigene Sprache iſt überall voll griechiſcher Einwanderer; weniger die romaniſche. In einigen Bezirken haben ſelbſt die Türken frühe die griechiſche Sprache angenommen. In den romaniſchen Donaufürſtenthümern war früher das byzantiniſche Griechenthum ſammt ſeiner Sprache weit mächtiger, als jetzt, wo die nationale Geſtaltung mit den Türken ſo ziemlich auch die Griechen ausſchließt und die Ruſſen ausſchließen möchte, ſelbſt um ſie gegen die Öſterreicher auszutauſchen, wenn kein andrer Ausweg wäre. Einer der bedeutendſten Geſchichtsſchreiber des oſtromaniſchen Landes und Volkes iſt der Grieche Dan. Philippides aus Miliae (18. Jahrh.); des Deutſchen Sulzer Verdienſt auf dieſem Gebiete erwähnten wir oben S. 536.

Nach der türkiſchen Eroberung wurden die meiſten (neu-) griechiſchen Bücher im Auslande gedruckt und meiſtens auch geſchrieben u. a.: in Bukureſti und Jaſſy, in Venedig, Paris, Leipzig, Wien,

wo Neophytos Dukas Übersetzungen der Klassiker herausgab (1806 ff.), die Zeitschrift ὁ λόγιος Ἑρμῆς u. s. w. erschien; auch auf den ionischen Inseln, in Odessa; in Zürich erschien eine schöne Ausgabe mit deutscher Übersetzung der Παραινέσεις πολιτικαί des besten griechischen Philologen der Neuzeit, des edlen Vaterlandsfreundes Ad. Korais (S. 510). Seitdem ist Athen wieder der Hauptsitz der griechischen Literatur und Bildung, deren Entwickelung noch mit vielen Hindernissen zu kämpfen hat, gleichwohl aber sich kräftig regt, wofür einige Belege oben bei den einzelnen Fächern zu finden sind. Übrigens bestanden immer in den bedeutenderen Städten, auch Kleinasiens (Smyrna, Kydoniä, Alvali), „hellenische" Schulen und Gymnasien, freilich oft verkümmert und unterdrückt. Die Archive, Bibliotheken und theologischen Unterrichtsanstalten der Athosklöster sind größtentheils slawischen Ursprungs, und die Russen erbten ihren Schutz von den Byzantinern. Sie haben viele mittelgriechische und slawische Urkunden erhalten. In den türkischen Bibliotheken zu Konstantinopel dagegen ist der mohammedanische Osten ausschließlicher vertreten, als wir hofften.

Die Künste.

Die Tonkunst.

Wir geben nun noch einen Abriß der Kunstgeschichte, wobei wir wiederum die Entwickelung der Künste an sich nicht als unsern Hauptzweck betrachten, sondern vielmehr die Entwickelung des Kunstsinns unter den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiträumen der allgemeinen Bildungsgeschichte.

Unmittelbar an die redenden Künste, vorzüglich die Dichtkunst, reiht sich die Tonkunst. Wir haben bei jenen bereits häufig dem hier beginnenden Hauptstücke vorgegriffen, wo zum Worte oder zur dichterischen und festlichen Handlung der Klang sich gesellte, sei es nur begleitend, oder mit jenem im Gesange zweieinig verschmelzend. Wir werden deßhalb manches früher Besprochene hier wiederholt

berühren, für anderes die Erinnerung und wechſelſeitige Ergänzung bei unſern Leſern vorausſetzen dürfen.

Wie dem nur ſich ſelbſt verſtehenden und achtenden Volke die Sprache des fremden als barbariſche, als Gewälſch, Vogelgezwitſcher u. dgl. lautet, ſo auch deſſen Geſang als Geheul und Geſchrei, als ululatus, barditus u. ſ. w., und ſelbſt die ganze Volksſtimme als mistönende, als vox rauca. Freilich treffen in ſolchen Bildungszeiträumen die Völker am häufigſten feindlich zuſammen, und der wilde wüſte Ausdruck des Haſſes, der Kampfluſt und der Verzweiflung übertönt jedes melodiſche Element bei den Sängern ſelbſt, vielmehr noch für das Gehör des Feindes. Ein Andres iſt es mit der wirklichen und urſprünglichen Verſchiedenheit des Tonſinnes und ſeiner Ausbildung, ſowie der Stimmlage und Geſangesfähigkeit bei den Völkern und in den verſchiedenen Klimaten, deren wir früher gedachten. Joh. Diaconus, Papſt Gregors d. G. Lebensbeſchreiber, macht eine gräuliche Schilderung von den Stimmen der Deutſchen, die den gregorianiſchen Kirchengeſang nicht erlernen konnten; Schletterer a. a. O. 19 erklärt dieß aus dem ihnen fremdartigen Weſen dieſes Geſanges. Ewig ſchade, daß uns die oben S. 388 nach Jornandes angeführten Geſänge der Goten mit Citharenbegleitung nach Worten und Weiſen verloren ſind, wie ſo viele andrer germaniſcher Völker! Wer weiß, ob nicht irgendwo noch ein ſchwacher Nachhall von ihnen im Volksgeſange lebt, ſei es auf deutſchem Boden, ſei es auf fremdem, in welchem die alten Sänger begraben liegen — ein Nachhall, der uns nicht ſo fremdartig und wild ertönte, wie einſt dem Römer der Geſang der „Barbaren".

Die gröſte Mannigfaltigkeit zeigt, trotz mancher mehr dynamiſcher als geſchichtlicher Verwandtſchaft, die Tonweiſe des eigentlichen Volksliedes. An dieſes hängen ſich die wilden Ranken des ſinnloſen oder ſinnlos gewordenen Schluß-, Anfangs- oder Zwiſchen-ſatzes, des Ritornellos, Eſtribilhos u. ſ. w., Jubel- und Klage-laute, ſelbſt Brummſtimmen und Pfiff. Auch das Unverſtandene und ſofern Sinnloſe wird doch empfunden; ſelbſt das ſtreng mathematiſche Geſetz der ausgebildeteſten Tonkunſt bezweckt ja nicht ein ſymmetriſches Kunſtſtück, ſondern einen ſchönen Eindruck auf die gebildete Empfindung.

Mit dieſer paſſiven Bildung geht die active der Weiſe, der Harmonie, der Stimme und des Vortrags, der Ton- und Muſik-werkzeuge Hand in Hand. Der orphiſche Geſang, der Thiere und Furien bändigte, ergreift und entzückt auf höherer Stufe die gebildeteſten Menſchen. Noch bemerkbarer tritt, ſelbſt in kurzen Zeiträumen, die Veredelung der muſikaliſchen Inſtrumente hervor. Selbſt die Maultrommel erwächſt zur Phyſſarmonika, die Drehorgel zum Harmonion, während ſie in primitiver Geſtalt die „Cultur nach Süden trägt“ und mit dem Gehöre vielleicht auch das Gemüth der Negerkönige europäiſch ſtimmt.

Die Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Muſik entſpricht der des Volkscharakters, der Sitte und Bildungsſtufe überhaupt. Sodann der der Örtlichkeit, in welcher Klänge und Geſänge wiederhallen, wie z. B. des Meeres, in welches der (von Roſſini kunſtreich nachgeahmte) italieniſche Marinaro und der griechiſche Naftis (ναύτης Schiffer) ſeine Rufe hinausſingt, letzterer auch uralte (ἴα μάλα, ἴα μόλα!); oder des Waldes mit ſeinem Hall und Wiederhall, welchen Waldhorn und Jägerchor nachahmt; der Alpe und des Alpenthals, wo der germaniſche wie der romaniſche Schweizer ſeinen Kuhreigen ertönen läßt, und der Juchzer des Tirolers ſich bis zum melodiſchen Jodeln verſchönert.

So wird es begreiflich, daß die Muſik eines Volkes, einer Landſchaft, oder auch eines Zeitraums in andern Räumen und Zeiten wenig oder nicht empfunden, eher noch durch den vergleichenden und erklärenden Verſtand richtig aufgefaßt wird. Manchmal erſcheinen einzelne Sympathien einander ſonſt ganz fernſtehender Völker als Launen des Geſchmacks, wenn ſie anders auf zuverläſſiger und umfaſſender Beobachtung beruhen, wie z. B. die Behauptung (ſ. „Ausland“ 1863 Nr. 26): daß uns Europäern die Muſik der Chineſen und der Japaneſen häßlich, die der Siameſen harmoniſch klinge.

Im ganzen bildet die Muſik des neueren gebildeten Europas, zumal ſeit der Einführung der Harmonie, einen großen Gegenſatz ſowohl zu der antiken der europäiſchen Kulturvölker, wie zu der alten und neuen aller übrigen Welttheile. Am auffallendſten iſt dieſer Gegenſatz zwiſchen uns und den alten Hellenen, deren bildende und dichtende Kunſt, Wiſſenſchaft und Geiſtesleben überhaupt uns

ſonſt ſo hoch ſteht; wenn wir auch nicht mit Joſ. Schlüter (Allg. Geſchichte der Muſik in überſichtlicher Darſtellung. Leipzig 1863) die Kenntnis der vorchriſtlichen Muſik, auch wenn ſie weit vollſtändiger wäre, als ſie leider iſt, „werthlos und unfruchtbar“ nennen mögen.

Wir werden dieſe, im übrigen ſcharf beurtheilende kleine Schrift, ſowie, vorzüglich für die vor- und außer-chriſtliche Muſik, die „Geſchichte der Muſik“ von A. W. Ambros (1. Band. Breslau 1862) — ein ſehr reichhaltiges, aber mit einiger Vorſicht zu benutzendes Werk — bei den folgenden Umriſſen hauptſächlich zu Rathe ziehen, welche wir möglichſt geographiſch, ethnologiſch und chronologiſch eintheilen, für die roheſten Völker und Kunſtſtufen nur ſparſame und kurze Beiſpiele und Angaben mittheilend.

Ambros nimmt für die Anfänge der Tonkunſt drei Stufen an: 1. Beim Tanze Stampfen und taktmäßiges Händeklatſchen; dann verſtärkt durch Klapperhölzer, Handpauken, Trommeln. 2. Blasinſtrumente: gerade Röhren und gebogene Hörner, Muſcheln; Flöten: Marſyas und ſein Schüler Olympos; Euterpes Doppelflöte; der Kentauren u. ſ. w. Pansflöte. 3. Saiten: Apollon mit der Lyra.

Eine beſondere Unterſuchung würde die zweifelloſe und ſehr verſchiedenartige Einwirkung der Muſik auf viele Thiere verdienen.

Kein Volk iſt ſo roh, daß es nicht kurze Melodien und Rhythmen beim Tanze, bei Begrüßungen u. ſ. w. improviſierte und von Geſchlechte zu Geſchlechte überlieferte. Neger und Eskimos begrüßen namentlich die Europäer mit Stegreifgeſängen, wie Laing und Kane erzählen. Ähnliches findet ſich im Folgenden.

Betreten wir zuerſt Afrika. Wir haben bereits früher die Neigung der Neger zu lauter Muſik, Geſang und Tanz erwähnt, die ſie in Amerika auch die Ermüdung der Sklavenarbeit vergeſſen läßt. In Afrika haben ſie mannigfaltige Sangweiſen und Inſtrumente; darunter ein Klavier, ein Bret mit hohlen Kürbiſſen als Reſonanzböden, „Balafo“, wobei Ambros an die Pſithyra oder das Askaron „κροταλῷ παραπλήσιον“ der Libyer und Troglodyten nach Jul. Pollux erinnert. Sodann u. a. eine Kürbißgeige und eine Holzharmonika „Marimba“ mit Klöppeln. Selbſt der Mörderkrieg in Dahomey wird von Sängern geprieſen.

Die Barabra in Nubien und die Dongolaner haben eine rohe Kithara, die auch dieſen Namen von den Arabern und bei dieſen vielleicht ſchon von den alten Aegyptiern (deren Lyra, gleich ihr, die Saiten fächerartig ausſpannte) überkommen hat. Sie heißt in Kairo kisara Barbariyeh, in Nubien kissar, in Dongola guisarke. (Benfey hält κιθάρα, das, wie χέλυς, auch Bruſt bedeutet, für urſprünglich griechiſch.) Zu dieſem Werkzeuge ſingen jene Völker Soli und Chöre, zugleich mit den Händen klatſchend, mit den Füßen ſtampfend. (Vgl. u. a. „tripudia Hispanorum motusque“ Liv. XXV 17, auch bei den römiſchen Feſten, wie ſchon die tripodatio der Arvalbrüder.) Das „Gongom“, eine Schafdarmſaite, die in einem Federkiele ſteckt und geblaſen wird, kommt im weſtlichen und beſonders im ſüdlichen Afrika vor, wo ſich ſogar der unglückſelige thieriſche Buſchmann daran ergetzt.

Die alten Aegyptier hatten vielerlei Saiteninſtrumente, Flöten und Geſang, und begleiteten mit Muſik Opfer, Tanz, Mahl und Todtenklage in „vaterländiſchen Weiſen“, πατρίοισι χρεύμενοι νόμοισι, wie Herodotes II 79 erzählt, der aber auch dort die u. a. in Griechenland, Kypros, Phoenikien verbreitete, S. 379 bei der Dichtung erwähnte „Linosklage“ als „Manerosklage“ ſingen hörte. Es fragt ſich, ob hier überall ein geſchichtlicher (nicht bloß dynamiſcher) Zuſammenhang ſtattfindet, und woher Sage und Lied ausgieng. Nach Platon leiteten die Aegyptier ihre Muſik von Iſis ab. Aus Aegypten holten vermuthlich ihre muſikaliſchen Anfänge und Anregung der Thraker Orpheus (wenn anders geſchichtlich, ſchon um 1250 v. C.) und der Grieche Pythagoras, „der Begründer der akuſtiſchen Muſiktheorie“; vgl. Diod. IV 25. Pausan. VI 28 und oben u. a. S. 405. 554. 582.

Die Abyſſinier bilden den Übergang von Afrika nach Aſien, da ſie ſemitiſchen Stammes ſind, der ſich reiner in Tigre erhielt, in Amhara u. ſ. w. ſammt der Sprache ſtärker mit afrikaniſchen Ureinwohnern gemiſcht iſt. In beiden Provinzen tröſten ſie ſich (nach Forkel, Geſchichte der Muſik I 94) im Kummer durch wiederholte melodiſche Sätze mit Wörtern und Silben. Sie haben eine ſehr ausgebildete, der Legende nach im Lande erfundene, Muſik; ſogar eine Tonſchrift

aus 53 Amharabuchstaben gebildet. Ihre Volksgesänge sind „armselig"; die kolorierten (christlichen) Kirchengesänge stammen aus dem arabischen Aegypten. Aus dem antiken Aegypten dagegen Lyra, Langflöte mit Mundstück, Sistrum (beim Gottesdienste, von Tanz begleitet), Handtrommel (kabaro, hatamo); andre Instrumente von den Arabern, wie eine Kesselpauke (nagaret, arab. nakarieh); eine Trompete (malakat, auch mit dem hebräischen Namen keren = Horn) wollen sie von König Salomo durch die Königin von Saba erhalten haben (von deren Sohne auch die dem mosaischen Glauben angehörigen Falascha in Abyssinien abstammen wollen). Andre Instrumente mögen einheimischen Ursprungs sein.

Bevor wir auf andere alte Kulturländer übergehen, geben wir noch einige Beispiele roherer Kunst.

Centralamerika hatte, und hat theilweise noch, bei Gottesdienst und Krieg Trommeln, Muscheln, Rohrpfeifen, Klapperbüchsen voll Steinchen (aztekisch ajakaztli). Die mexikanischen Priester in Chrultekal empfiengen Cortez auch „mit Gesang und Psallieren, wie sie pflegen in ihren Meschiten" (Cortesii, von dem newen Hispanien u. s. w. Augsb. 1550).

Die Südseevölker haben Trommeln; auf den Sandwiches Nasenflöten mit 3 Tonlöchern; auf den Freundschaftsinseln, Amsterdam, Tongatabu eine Pansflöte mit 4—5 Tönen, auf Tanna mit einer Octave u. s. w. Auch Gesang u. a. auf Tongatabu, Tahiti, Neuseeland (sogar mit Harmonie, die in dem antiken und selbst dem christlichen Europa bis zum 10. Jahrh. fehlte), Neukaledonien (sanft, obschon bei Menschenfressern); auf Neuseeland auch mimischen Tanzchor. Bei den eigentlich malayischen Völkern kommen mancherlei fremde Bildungseinflüsse ins Spiel. So haben die Javanen die „Rebab" (Rubebe u. s. w.) von den Arabern erhalten, während sonst ihre Musik sammt den Instrumenten auf China deutet.

Asien theilt Ambros in drei musikalische Gebiete: 1. im Osten China, Japan, die transgangetische Halbinsel, Java u. s. w. 2. das cisgangetische Indien, das neben allgemein asiatischem Charakter viel Ursprüngliches zeigt. 3. Im Westen Arabien, Persien, Kleinasien u. s. w.

Die Musik der Chinesen ist, wie ihr ganzes Leben, nur anscheinend phantastisch, im Grunde aber nüchtern rationell. Nach Amyot ist sie als Kunst barbarisch, hat aber eine uralte Geschichte und Theorie. Ihr Orchester lärmt sinnlos, ihr Gesang näselt häßlich und komisch. Gleichwohl zeigt ihre Theorie dynamische Verwandtschaft mit den Griechen, sowohl in den Tonarten, wie in der ethischen Würdigung. Ihre zahlreichen Instrumente sind aus vielerlei Stoffen gemacht. Sie haben u. a. Saiten aus gedrehter Seide; ein zwischen Pansflöte und kleiner Orgel stehendes Instrument mit Kürbißwindlade, das „Tscheng" heißt. Beliebte Tonweisen scheinen unveränderlich. Nach Amyot finden die Chinesen die europäische Musik nicht zu Herzen gehend, ja abscheulich; wir vergelten ihnen (vgl. u. a. H. Berlioz, Soirées de l'Orchestre).

Die Japaner, deren Wesen würdevoller, als die „fratzenhafte Gemüthlichkeit" der Chinesen ist, haben seit 57 n. C. deren Bildung (bekanntlich auch ihre Schrift) angenommen; so denn auch ihre Musik, besonders religiöse, mit Chor und Tanz.

Bei den indochinesischen oder hinterindischen Völkern berühren sich wohl auch in den Künsten chinesische Elemente mit indischen. Die Musikinstrumente der Birmanen und der Siamesen sind meistentheils chinesische. Beide haben eine sanfte Guitarre (birman. patola siam. takkag) mit zwei seidenen (s. o.) und einer kupfernen Saite, die der Alligatorgestalt nachgebildet ist. Die birmanische Harfe hat zum Schallkasten die Gestalt einer Katze, in deren geringeltem Schweife die Saiten aufgespannt sind. Man vergleiche die phantastischen Formen ihrer Baukunst.

Mit dem Buddhismus kamen auch z. B. zu den Kalmuken chinesische Musikwerkzeuge, zu welchen Graf Potocki 1797 die lamaitischen Gellongs psalmodieren hörte. Dort hörte er auch zu dem einheimischen Saiteninstrumente „Jalgha" Lieder singen, während zugleich jungen Tänzerinnen aufgespielt wurde. Die Turkomanen regen sich vor der Schlacht durch Gesang auf. Bei den osmanischen Türken, wie bei den Arabern (ähnlich bei den alten Römern) gilt für die Vornehmen Musikverständnis und Tanz als unanständig (Niebuhr).

Bei den (ariſchen) Indern iſt die Muſik der ungezügelten Phantaſie und dem ſchwelgenden Genuſſe dienſtbar. Die Theorie iſt zwar fein ausgebildet, ſpielt aber in die magiſche Wunderwelt hinüber. Die Götter erfanden ſie und die Inſtrumente, namentlich Sarasvati die „Wina“ (vîṇâ f. cithara, lyra), die, von der griechiſchen Lyra verſchieden, ein lautenartiges Griffbret hat. Nareda, der Halbgott der Muſik (ſagt Ambros) wurde durch den Windhauch in der Wina entzückt. Indeſſen iſt Nârada (nicht Nareda) eine mehr menſchliche Geſtalt des Mythos; er war berühmt als epiſcher Erzähler und als Gründer des erſten muſikaliſchen Syſtems. Die Tonkunſt bewältigt Götter und Menſchen, ja auch (wie in Thrakien) Thiere und ſelbſt die unbelebte Natur. Ebenſo mythiſch iſt die Erfindung des Schauſpiels und des Ballets, des mimiſchen Tanzes ohne Worte (nṛ̂tya n. saltatio). Ganeſa mit Dickwanſt und Elephantenkopf weckt im mythiſchen Schauſpiel Gelächter. Die Tempel der Buddhiſten und der Dſchainas haben Muſikgalerien (Laſſen). Die alteinheimiſche Muſik ſteht in Wechſelwirkung mit der eingewanderten mohammedaniſchen. Ihre Tonleitern u. ſ. w. ähneln den unſern, oder eher ihre praktiſche Ausführung, während die Theorie ſehr von der unſern abweicht. Ihre Melodien haben keine Harmonie, laſſen ſich aber leicht harmoniſieren. Indeſſen umfaßt (nach Jones) die „Harmonie“ (sangita) die drei Gebiete: poetiſche Rhythmik (gâna Geſang), Saitenſpiel (vadya), Tanz (nṛ̂tya). Die Noten ſind Buchſtaben.

Es fragt ſich, ob, wie Sprache und Glaube, auch die Muſik der ariſchen Iranier im Alterthum die vormalige Einheit mit den Indern bezeuge. Nach Athenaeos XIII 87. XIV 33. 84. erfanden die Meder Seuthes und Rhonakes eine Flöte, und hatten die perſiſchen Könige Sänger (auch nach Xenophons Anabaſis) und Muſikerinnen (παλλακίδας μουσουργούς).

Später verſchmolz die iraniſche Muſik mit der arabiſch-mohammedaniſchen oder ſaraceniſchen, die ſich über viele Völkerſtämme verbreitete, wie die Syrer, Türken, auch über andersgläubige wie die iraniſchen Armenier und Jeziden (Layard gibt Proben), bei den (osmaniſchen) Türken auch abendländiſchen Einwirkungen Raum laſſend. Dieſe Muſik hat in einander verſchwimmende Töne,

phantaſtiſche Koloraturen, ſinnlich ſchwelgenden Charakter. Auch unſere „türkiſche Muſik“ iſt eine veredelte orientaliſche. Schon die Mauren in Spanien und die Kreuzzüge brachten ſolche mit, namentlich die arabiſche Trompete (nefyr). Die Trompete fehlte, nach Ambros, den Indern, Aſſyriern, Chineſen. Sie mochte von den Aegyptiern zu den Juden gekommen ſein; in Europa war ſie bei vielen alten Völkern einheimiſch, wie bei den Etruskern, von welchen ſie zu den Römern und vielleicht auch zu den Griechen, kam (τυρσηνική σάλπιγξ Aeschyl. Eumenid. V 567); ſodann bei den Kelten (κάρνος, κάρνυξ d. i. Horn, vgl. m. Origines Europaeae S. 280 ff.) und den Germanen (haurn, horn, thut-haurn, tut-horn u. ſ. w. ſ. m. Goth. Wtb. h. vv.).

Seit der älteſten Zeit berührt ſich die Kunſt der ſemitiſchen Völker vielfach mit der aegyptiſchen, auch die bildende (ſ. u. bei dieſer), hat jedoch auch viel Eigenes oder zu dem allgemeinen „aſiatiſchen“ Charakter Gehöriges. Die aſſyriſchen Bildwerke zeigen Harfen, Trommeln, Flöten u. ſ. w., ſingende und händeklatſchende Frauen. Von babyloniſchen Harfen u. ſ. w. ſprechen die hebräiſchen Propheten (Jeſaias, Daniel). Die chaldäiſche sabbeka iſt die weſtländiſche σαμβύκη, sambuca, mittelhochd. sambiut u. ſ. w. Die Syrer hatten Flöten und Saitenſpiele, brachten Beides „cum tibicine chordas“ (Juvenal.) nach Rom, und ihre Muſik hatte muthigen Klang (Θρασύ τι καὶ εὔτολμον ἐμπνεῖν δοκέουσι“ Pollux IV).

Den Phoeniken ſagt zwar Ariſtides (II p. 72 bei Ambros) „κακομουσίαν“ nach; aber ſie muſicierten viel, wie die ihnen nächſtverwandten Juden, deren „kinnor“, κινύρα gemeinſames Stammgut war, wenn wir nicht mit Benfey (Griech. Wurzell. II 63) ihre Entlehnung von den Griechen annehmen; vgl. bei den alten (phoenikiſchen?) Kypriern den (prieſterlichen Harfner?) König Kinyras und ſeine Nachkommen, die Kinyraden. Von phoenikiſchen Kymbaliſtren im Tempel ſpricht Strabon.

Die Juden, „die ſchönſten und begabteſten der Semiten“, ſagt Ambros, hatten feſtliche Reigen und Geſänge der Männer und der Frauen, Cymbeln, Harfen, Pſalter, Cithern, Flöten, Poſaunen, vgl. u. a. Davids Tanz und Harfenzauber, viele Stellen der Bibel

(wie Gen. 31, 27. Richter 11, 34. 1 Sam. 10, 10. 16. 18. 2 Sam. 6, 14. 1 Chron. 25, 1.). Dennoch ſtand ihre Muſik wohl nicht höher als ihre Baukunſt. Reſte derſelben bergen ſich in der Liturgie der heutigen Synagoge. Schlüter ſagt: in der orientaliſchen, namentlich in der israelitiſchen Muſik überwiege das rhythmiſche Element. Geſang und Tanz ſtanden in engſter Verbindung. Neben ſtarken Blasinſtrumenten waren die, auf das ungebildete Gefühl ſo wirkſamen, Schlaginſtrumente herrſchend; ſo auch in der, unter David und Salomo in den Prophetenſchulen gelehrten, kirchlichen Muſik. Der ſtrenge und ſtarre Jehovakultus hemmte das Gedeihen „einer in ſich ſchönen Kunſt“. Mendelſohn idealiſierte das hiſtoriſche Kolorit in den Chören der Athalia mit ihren Poſaunen- und Harfen-klängen. Für das hohe Alter der israelitiſchen Muſik im Volksglauben verweiſen wir auf Jubal vor der Sintflut (Gen. IV 21).

Andre Reſte antiker ſemitiſcher Muſik ſind unter den kleinaſiatiſchen Völkern zu ſuchen; wir verweilen noch einige Augenblicke bei der arabiſchen und der, mit ihr oft verſchmolzenen, neuperſiſchen, an das oben bereits Bemerkte anknüpfend. Der arabiſche Geſang näſelt oft, und wird von rhythmiſchem Händeklatſchen und von Tanz begleitet. Seine Melodien erklingen uns roh, doch nicht ohne fremdartigen Reiz; die perſiſchen ſollen etwas „gehaltener“ ſein. In Bagdad ſtiftete im Anfange des 14. Jahrh. ein Araber eine arabiſch-perſiſche Muſikſchule. Die Perſer arbeiteten die, an ſich ſchon verwickelte und oft phantaſtiſche, Theorie der Araber ſpitzfindig aus. Von den Arabern kamen mehrere Inſtrumente nach Europa, wie Oboe und Diskantpommer, Pauke und Trommel, namentlich die vorhin bei den Abyſſiniern erwähnte Keſſelpauke, nakarieh, arab. kurd. nagâra, provenz. necari, altfranzöſ. naquaire, nacaires, naquerres, nasqueres u. ſ. w. bei Roquefort, Gloss. de la langue Romane, auch anacaires, wie mittelgriech. ἀνάκαρα, ἀναχάραδα, mittellat. nacara, nacaria ſ. Ducange h. v., nach welchem das Inſtrument zunächſt von den Türken zu den Franzoſen kam; ital. nacchera iſt zugleich der Name der Perlenmuſchel = gnacchera, náccaro m. ſpan. nácara f. nácar m. franz. nacre f. vgl. Diez, Roman. Wtb. I 287 ff. Pott in Höfers Ztſchr. II 354. Das Barbiton,

τὸ βάρβιτον, ἡ βάρβιτος, mittellat. barbita (fistula pastoralis Papias), iſt das perſ. barbud und ſoll den Namen eines Muſikers tragen, nach Andern jedoch von Griechen, namentlich Lesbiern früh erfunden ſein. Arabiſch iſt auch die Laute (ſ. Diez a. a. O. I 253 ff.), die nach Ambros vermuthlich im 12. Jahrh. durch die Kreuzzüge nach Europa kam; aus arab. 'ûd (mit anlautendem Ain), mit dem Artikel al'ûd, 'l'ûd (eig. Holz, zunächſt der Aloe) entſtanden oſtroman. alăută, lăută portug. alaúde ſpan. laúd prov. laút, altfranz. leút neufranz. luth ital. liúto, liúdo, leúto neugriech. λαοῦδο u. ſ. w.

Die Muſik der, verſchiedenen Stämmen angehörenden, Völker Kleinaſiens hatte den gröſten Einfluß auf die griechiſche und durch ſie auf die europäiſche des Mittelalters, der ſelbſt noch in der neueſten Zeit nachwirkt. Die Einzelheiten, namentlich die in ihr wurzelnden Tonarten, überlaſſen wir der ſpeciellen Geſchichte und Theorie der Tonkunſt und geben hier nur wenige Andeutungen, andre nachher bei der griechiſchen Muſik.

Die Karer brauchten u. a. bei ihren Klageliedern (θρήνοις Athen. IV 76) Pfeifen, die den ſyrophoenikiſch-kypriſchen Gingrasflöten (Jul. Pollux IV) glichen, und deren Ton heftig und gellend klagte (ὀξὺ καὶ γοηρόν). — Die Mariandyner klagten in flötenbegleiteten Liedern den ſchönen von den Nymphen geraubten Knaben Bormos (ſ. J. Pollux h. v.), wie die Griechen Linos und Hylas, die Aegyptier Maneros, die Phrygen wahrſcheinlich den Königsſohn Lityerſes, nach welchem ein ſiciliſcher Geſang den Namen hatte.

Die Phrygen begleiteten ihre Kybelefeier mit lärmender Muſik. Ihre Flöten („kurze Elymasflöten oder Skytalia von klagendem Tone" Ambros nach Athen. IV 77) und dreieckige Harfe (τρίγονον) ſtammten vermuthlich aus Aſſyrien, obgleich der Phryge Hyágnis in Kelaenae als Erfinder der Flöte genannt wird. Dieſer iſt der Vater des mythiſchen Marſyas, nach welchem ein mythiſcher, ſpäter auch ein mehr geſchichtlicher Olympos kamen. Wie Marſyas zu ſeinem Unglück, zog auch Midas Pans Hirtenflöte Apollons Kithara vor. Sein Lehrer und Gefährte iſt der Thrake Orpheus.

Wie die Phrygen, verehrten auch die Lyder Kybele, Attys und Manes, vermuthlich ebenfalls bei lärmender Muſik. Gleichwohl, und

obſchon ſie als ein mannhaftes Volk galten (ἀνδρήιοι Herod. I 79), war ihre Tonart weich; Ariſtoteles (Polit. VIII 7) empfahl ſie als Knabenerziehungsmittel, und ſie wurde noch heimiſcher bei den Griechen, als die phrygiſche. Die Lyder erfanden die dreiſaitige Lyra und die Pektis (Saitenſpiel und auch Rohrflöte), die als identiſch mit der (vielleicht urſprünglich aſſyriſchen) Magadis angenommen wird (ſ. u.). Sie hatten auch Syringen und männliche und weibliche Flöten, vermuthlich nach ihrer Größe unterſchieden, wie die Männer-, Knaben- und Jungfrauen-flöten der Griechen.

Für die griechiſche Muſik folgen wir zuerſt Schlüters Darſtellung. Unbeſtimmbar iſt der Einfluß der „ſchwachen Anfänge in der Muſik bei den Indern und beſonders den Aegyptiern auf die Ausbildung der griechiſchen Muſik", welche erſt etwa ſeit dem 6. Jahrh. v. C. durch Pythagoras und durch Laſos von Hermione (in Achaia), Pindaros Lehrer, zu einer theoretiſchen Begründung und „wiſſenſchaftlichen Behandlung" gelangte. Die Muſenkunſt, μουσική, umfaßte auch noch Dicht-, Schauſpiel- und Tanz-kunſt (vgl. unſer Früheres), und war, neben der Gymnaſtik, nicht bloß Gegenſtand, ſondern auch Mittel der Erziehung, „durch Harmonie und Eurhythmie zum reinſten Seelenadel, zu freier Geſetzlichkeit führend".

Die eigentliche Geſchichte der Muſik beginnt, abgeſehen von den mythiſchen Gründern Orpheus u. ſ. w., um 670 v. C. mit Térpandros von Lesbos. Er erſcheint als ihr Schöpfer, indem er ſtatt des alten Tetrachords, der vierſaitigen Lyra die ſiebenſaitige, eine Octave umfaſſende einführte, die im Volke üblichen Sangweiſen nach Kunſtregeln ordnete, und das Verhältnis der drei früheſten Tonarten oder „Harmonien", der doriſchen, phrygiſchen und lydiſchen, näher beſtimmte.

Das Flötenſpiel, vorderaſiatiſchen Urſprungs und dem o. S. 446 berührten Dionyſoskultus eigenthümlich, erhielt durch den vorhin erwähnten Phrygen Olympos künſtleriſche Behandlung, fand aber erſt ſpäter allgemeinere Aufnahme. Lyra und Kithara blieben die echt helleniſchen, dem reinen Apollonsdienſte geweihten Inſtrumente. Das älteſte einheimiſche Saitenſpiel, die Phorminx, ſollte bei dem epiſchen Recitativ (S. 375 ff. beim Epos), beſonders dem homeriſchen, nur den einfachen Rhythmos heben. Die lyriſche Dichtung dagegen, die

subjective aeolische Liederdichtung wie die feierliche dorische Chordichtung, war, schon nach ihrem künstlichen metrischen Bau, ganz auf die Mitwirkung der Tonkunst hingewiesen und wurde mit deren Technik selbst ausgebildet. Der Gesang, auch des Chores der Tragödie, blieb „rhythmisch-melodische Declamation“ mit der Octave, Quarte und Quinte der Lyra oder der Kithara. Die Musik selbst war in der lyrischen und der dramatischen Poesie „ohne alle selbständige Bedeutung“, nur im Gesange thätig. Der Rhythmus war poetisch und musikalisch zugleich. „War ja ebenso in der sangreichsten Zeit des Mittelalters, bei den Minnesängern Singen und Sagen, Wort und Weise Eine ungetrennte Kunst.“

Pindaros feiert im ersten pythischen Preisgesange die „alle edlen Kräfte der Natur besiegende Gewalt“ der Tonkunst, die zugleich die Gottesfeinde schreckt, sogar im Tartaros. Erst später geschah es, daß „gleichzeitig mit dem Verfalle des politischen und nationalen Lebens, die einzelnen Künste sich von dem gemeinsamen Bande (Katharsis, Läuterung der Leidenschaften) und der bisherigen strengen Aufsicht des Staates lossagten. Cither und Flöte buhlten jetzt in öffentlichen musikalischen Wettkämpfen um den Beifall der vergnügungssüchtigen Menge, während dem denkenden Griechen die abgesonderte Kunst des Virtuosen als illiberal erschien, wo sie nicht von andern Talenten und Fertigkeiten unterstützt wurde. — Besonders tadelt Platon neben der Vermischung der verschiedenen Stylgattungen in der Composition die Losreißung der Musik von der Poesie, indem jene, „„Melodie ohne Worte zu hören gebend,““ ganz der unsicheren Leitung des Gefühles hingegeben sei und ihrer anfänglichen hohen ethischen Bedeutung immer mehr entfremdet werde.“

So bezeichnet, merkwürdig genug, das Auftreten der griechischen Musik als Sonderkunst zugleich ihren Verfall. Ihr fehlte harmonische Ausbildung, Polyphonie vgl. Ambros a. a. O. I 221, den Schlüter sonst hart genug für „ziemlich gedankenleer und im Faktischen nur zu häufig ungenau und unzuverlässig, trotz geistreicher Sprünge bloß pedantisch“ erklärt. Anders Jahn über Mozart und Böckh zu Pindaros p. 253, der unsere Harmonie den Alten „displicituram“ hält. Die Musik, sagt Schlüter weiter, „die Kunst

der Seele, der tieferen Innerlichkeit des Menſchen konnte bei dem auf die ſinnliche Anſchauung und äußere Erſcheinung vorzugsweiſe hingewieſenen Hellenen nicht zu der ſelben Ausbildung gelangen, wie die Bildhauerkunſt und Malerei".

Die Römer, in Kunſt und Literatur Nachahmer der Griechen, haben für die Geſchichte der Muſik keine Bedeutung. Sie überließen ihre Ausführung meiſtens griechiſchen Sklaven und Freigelaſſenen. Nur für Prunk und praktiſche, beſonders militäriſche, Zwecke „erreichten ſie eine Erweiterung der Mittel". In der Kaiſerzeit, vor Allem unter Nero, dem Sänger und Virtuoſen, wurde die Kunſt ein Spielwerk der Eitelkeit und des raffinierten Sinnengenuſſes. Nero feierte, wie Ambros erzählt, ſeinen muſikaliſchen Sieg in Olympia durch die (auf ihn zurückfallende) Schmach der alten Preisträger, deren Bildſäulen er mit Haken fortſchleppen ließ!

Dieſem Überblicke der antiken griechiſchen Muſik nach Schlüter laſſen wir eine Anzahl, mitunter auch ethnologiſch nicht unwichtiger, Einzelheiten, namentlich aus dem von Ambros geſammelten Schatze, folgen, zugleich auf das oben bei der Dichtkunſt bereits Geſagte zurückverweiſend.

Bei den Hochzeiten der Heroen und bei Achilles Tode ſangen die Muſen und rührten Götter und Menſchen bis zu Thränen (Odyss. XXIV 60). Ihr Hauptführer (Μουσαγέτης) iſt Apollon, der zweite Dionyſos (μελπόμενος).

Klagelieder der Griechen waren das mehrerwähnte Linoslied, Ialemos (auch Eigenname des mythiſchen Erfinders und Adj. kläglich, jämmerlich), Skephros (aus Arkadien; Σκέφρον θρηνεῖν Pausan. VIII 53), und die Threnen (beſonders Todtenklagen; ἀοιδοὶ θρήνων ἔξαρχοι Iliad. XXIV 720). Fröhliche Geſänge waren u. a. die, auch mit Chören verſehenen Paeanen; die Ständchen (παρακλαυσίθυρα) waren eher Klagelieder des ausgeſperrten Liebhabers.

Der lykiſche oder hyperboreiſche Dichter Olén (Ὠλήν), deſſen Hymnen und Nomen zum Chortanze man auf Delos hatte, ſoll den epiſchen Geſang erfunden haben. Aus Kreta ſtammten Thaletas (Θαλήτας, um 700 v. C.); Chryſóthemis, der in Delphi den erſten Nomos auf den pythiſchen Apollon ſang; ſowie die Chorſänger Apollons

selbst, denen er mit der (oben genannten) Phorminx „κιθαρίζων“ voranschreitet (Homer. Apollonhymnos).

Seit der dorischen Wanderung (um 1000 v. C.), welche großen Einfluß auf die gesammte griechische Bildung hatte, wurde der alte Gesang gepflegt und fortgebildet von ganzen Familien oder Gilden, wie den Kreophyliden (von Kreóphyos aus Chios oder Samos, Homeros Lehrer und Freund) auf Samos, den Homeriden auf Chios, den Euniden (Εὐνεῖδαι) in Athen, die bei Festzügen die Kithara spielten. Von dieser und von Chorgesängen wurden die rhythmischen Processionen begleitet; mimische Tänze stellten Mythen dar, z. B. Apollons Drachenkampf. Dem Feste folgten der Wettgesang der Kitharöden, Wettspiele und -kämpfe jeder Art, musikalische vorzüglich bei den pythischen Spielen, und Vorträge der Rhapsoden (vgl. Duncker, Gesch. des Alterthums III 589). Wetten der letzteren bei den Panathenäen führte Hipparchos, Pisistratos Sohn, in Athen ein. Für die Musikwetten bei diesem Feste baute dort Perikles das Odeion (ᾠδεῖον) mit spitzem Dache, angeblich nach dem persischen Königszelte, das später auch zu gerichtlichen und politischen Zwecken diente. Vorher hatte in Sparta, wo die vorhin berührte terpandrische Reform vorzüglich wirkte, Theodoros von Samos die Skiás, eine Tonhalle mit Kuppeldach, erbaut. Wir werden auf diese Bauten im nächsten Hauptstücke zurückkommen.

Späterhin wurden Homeros Gesänge mehr dramatisch vorgetragen. Nach Eustathios war der Rhapsode der Ilias roth, der der Odyssee violett gekleidet; beide hatten noch die antikere Declamation; erst Stésandros aus Samos sang Homeros bei den pythischen Spielen mit Kitharabegleitung. Dort spielte Sakádas aus Argos, neben der Kithara, die von ihm Sakádion hieß, die Flöte ohne Gesang; ebenso die Kithara Aristónikos aus Chios (in Korkyra ansässig, um 688 v. C.). Die Flöte begleitete das Elegos (vgl. S. 375) und wurde auch von Frauen gespielt; Mimnermos aus Kolophón (im ionischen Kleinasien) besang seine geliebte Flötenspielerin Nannó.

Aristoteles sagte: das Flötenspiel sei nicht ethisch, sondern orgiastisch (leidenschaftlich, begeistert). Es passte zu Dionysos Chorreigen, wie zu dem Apollons das Spiel der Kithara.

Die Jamben (als deren Einführer wir früher Archilochos nannten) wurden von Saitenspielen begleitet, der Jambyke und dem Klepsiambos. Die Barbitos, deren wir oben S. 657 gedachten, soll nach Einigen auf der musikreichen aeolischen Insel Lesbos erfunden worden, sei es von Terpandros selbst, oder von Alkaeos oder von Sapphó, die mit ihrer Freundin, der Pamphylierin Damophila die mixolydische Tonart erfunden haben soll. Auch Anakreon von Teos wird als Erfinder der Barbitos genannt. Er erzählt von sich selbst (bei Athen. XIV 637): er spiele (ψάλλω) die 20saitige Mágadis (auch Magádis) oder die (identische) Pektis (πηκτίς). Auch eine lydische Flötenart (αὐλός, σύριγξ), aus mehreren Röhren zusammengesetzt, die einen hohen und einen tiefen Ton angab, hieß der Mágadis (ὁ μάγαδις, μαγάδης). Auch der Saitensteg der Kithara hieß ἡ μαγάς. Alle diese Instrumente, auch die dreisaitige Lyra scheinen die Lesbier von den Lydern angenommen zu haben.

Wir nannten bereits als Gründer der musikalischen Theorie Pythagoras und Lasos, und als Schüler der letzteren Pindaros. Dieser war einer musikalischen Familie entsprossen und, wie die Dichter insgemein, selbst Sänger. In seiner Jugend wetteiferte er mit seinen boeotischen Landsmänninen Kórinna aus Tánagra, und der „hellstimmigen" Myrtis aus Anthedón (Ἀνθηδών).

In Großgriechenland und Sicilien blühte mit der Dichtung auch die Musik, theils von Eingeborenen, theils von Eingewanderten gepflegt. Zu der Schule des eben wiederholt genannten und mehrfach bei den Wissenschaften besprochenen, aus Samos stammenden philosophisch-mathematischen Musikers Pythagóras gehörte ein Zakynthier gleiches Namens, der drei verschieden gestimmte Lyren (harmonisch?) „kombinierte". Als Reformatoren namentlich der Chorreigen gelten die drei Dichter und Musiker: Tisias zu Himéra in Sicilien, der aus der lokrischen Kolonie Mátauros in Unteritalien (irrig in Sicilien) stammte, genannt Stésichoros, Pythagoras des Ä. Zeitgenosse; Ibykos aus Rhegion (war bei Polykrates auf Samos), uns durch Schillers Ballade vertraut; Arion aus Méthymna auf Lesbos, aber auch in Großgriechenland und Sicilien lebend, der Gegenwart ebenfalls noch durch eine schöne Sage bekannt.

Das Selbe gilt auch von dem oben genannten „Tyrannen“ Polykrátes, dem Gönner und Freunde der Forscher und der Künstler. Wie überall, ehrten sich auch in Griechenland wechselseitig äußerlich und innerlich begabte Menschen durch näheren Zusammenschluß, welcher den letzteren nicht immer zum wahren Heile gereichte (vgl. S. 412 ff.). Man unterschied den eigentlichen Solddienst der Künstler, unter welchen der S. 493 bei den Elegikern genannte Simonides aus Kéos zuerst um Lohn gesungen haben soll, nachdem er zuvor sich geweigert hatte, gratis Leóphron, den Statthalter von Rhegion, mit seinen siegreichen Mauleseln bei den olympischen Spielen zu besingen.

Pythagoras mathematische Theorie fand später einen Gegner, der das musikalische Gehör zu Grunde legte, in dem Tarentiner Aristóxenos, zu dessen Lehrern Aristoteles gehörte; über letzteren s. o. S. 558 ff. 572. in der Geschichte der Wissenschaften.

Bald nach den Perserkriegen hatte die Musik eine neue Richtung gewonnen; jedoch wurde die ältere, wie wir dieß auch vorhin nach der dorischen Wanderung bemerkten, absichtlich und traditionell gepflegt.

Alexandros d. G. trieb und begünstigte die Musik. Bei seinen Nachfolgern nahm bereits die, im Römerreiche später noch wachsende, Massenhaftigkeit der Ausführungsmittel zu, wie z. B. von einem Chore von 600 Musikern erzählt wird.

Den keuschen Dichterinnen der früheren Zeit folgten um 300 v. C. viele galante Musikantinnen, namentlich Flötenspielerinnen. Unter diesen ist die schöne Lamia aus Athen, aber auch als Hetäre (Lysimachos nennt sie geradezu πόρνη), berühmt. Dort wurde ihr sogar als Aphrodite ein Tempel gewidmet! Sie gieng von Ptolemaeos Soter, an dessen Hofe sie lebte, auf seinen Besieger Demetrios Poliorketes über.

Lange bevor aus der zur römischen Provinz Achaia erniedrigten Hellas Künstler nach Rom kamen und geschleppt wurden, waren in Italien die Spuren griechischer Kunst, eben auch der Tonkunst, sichtbar. Die Sage nennt Arkadier als Einführer der Lyra u. s. w. (auch der Schrift; vgl. Dionysios von Halikarnassos, auch u. a. Pausanias VIII 3 über Oenotros, Lykaons Sohn, aus Arkadien) in Italien, wo man vorher nur „einfältige Hirtenrohre“ gekannt habe.

Etruskische Bildwerke schildern Todtenfeiern und Mahlzeiten mit Tanz und Doppelflötenspiel. Auch eine plumpe Phorminx (schon die älteste in Griechenland war kunstreich verziert) kommt vor, selten eine Lyra. Eine Tuba wurde im Jahre 1832 in einem Grabe bei Vulci gefunden; der „tyrsenischen Salpinx" gedachten wir oben; Buxflöten begleiteten die Opfer; „nunc sacrificae Tuscorum tibiae buxo fiunt" Plin. H. nat. XVI 36. Ihre Musik mochte sich zur griechischen verhalten, wie ihre Tempel zu den dorischen.

Im alten Rom war die etruskische Flöte (tibia) das Hauptinstrument; zu ihr sang auch eine Frau bei Bestattungen die nenia, und Knaben bei Gastmahlen. Andere altrömische Blaseinstrumente waren tuba, buccina, cornu, lituus. Uralt ist das Tanzlied der Arvalbrüder. Die fescenninischen Wechselgesänge begleiteten „den Mummenschanz der Satura"; vgl. S. 445 ff. die Geschichte der Dichtkunst, sowie auch für das Nächstfolgende.

Das erste Schauspiel wurde in Rom a. u. 389 = 364 v. C. zur Abwendung einer Seuche aufgeführt. „Es war eigentlich ein pantomimischer Tanz mit Flötenbegleitung, von etruskischen Tänzern ausgeführt; die römische Jugend ahmte es nach". Einige Jahre später verband Livius (Andronikos) damit planmäßige dramatische Handlung und sang persönlich mit Flötenbegleitung, bis er durch die verlangte Wiederholung heiser wurde (c'est tout comme chez nous!) und nun zum Gesange eines Andern agierte (Ähnliches war auch in Griechenland vorgekommen). Bei Komödie und Tragödie wirkte immer Musik mit. Erst seit Nero kamen ungeheure Schallmittel in Anwendung.

Ungefähr seit 146 v. C. mochte aus Griechenland mit der gesammten Bildung auch die Musik völlig einwandern. Später denn auch aegyptische Musik mit Isis- und Serapis-dienste, auch hispanische (ursprünglich phoenikische?) aus Gades (woher auch die berüchtigten Tänzerinnen kamen); „cantica qui Nili, qui Gaditana susurrat" (Martialis).

Nach Sueton Nero XI. führte dieser Kaiser in Rom ein das „quinquennale certamen ..., more Graecorum triplex; musicum, gymnicum, equestre, quod appellavit Neronia". Ebenso Domitianus

(Suet. Dom. VI). Nach Dion Kassios ließ Trajanus durch Apollodoros ein Odeon erbauen. Neros Nachäffer als Musiker waren Heliogabal und Caligula. Römische Damen übten Saitenspiel („chordas tangere" Ovid. ars amandi), während sonst mehr nur Sklaven und Freigelassene musicierten.

Gegen verweichlichte und entsittlichende Musik protestierten Heiden und später auch Christen. So Quinctilianus (Inst. orat. I 17: „musica ... nunc in scenis effeminata et impudicis modis fracta"); der Kirchenvater Hieronymos, der von der christlichen Jungfrau verlangt: daß sie gar nicht wissen solle, wozu tibia, lyra, cithara dienen. Der geistvolle Julianus Apostata (u. a. im 56. Brief an Ekdikios, den Eparchen Aegyptens) wollte den Hymnengesang und überhaupt die ethisch-religiöse Musik gepflegt wissen.

Soweit benutzten wir Ambros bei unserer Darstellung.

Eine kritische Geschichte der Tonkunst hat, wie die ganze Bildungsgeschichte, soweit möglich die geschichtlichen Verwandtschaften von den bloß dynamischen zu sondern (vgl. o. S. 19 ff.). Die letzteren führen weiter zur Begründung einer Naturkunde der Tonkunst, welche, gleich der Sprache, einerseits auf dem Bau der menschlichen Laut- und Gehör-werkzeuge beruht; anderseits auf tieferem und festerem Grunde: auf den mathematischen und physikalischen, gleichsam kosmischen Gesetzen des Klanges an sich, seiner mehr und minder nothwendigen Verbindungen und Verwandtschaften, wie seiner Unterschiede und einander abstoßenden Pole u. s. w.; endlich auch, wie wiederum ähnlich bei der Sprache, seines Daseins in der irdischen Natur außerhalb des Menschen. Denn die „Naturlaute" müssen durch ihre ersten Eindrücke auf Gehör, Nerven und Gemüth des Menschen den organisch oder artikuliert werdenden Wiederhall, eine unwillkürlich idealisierende Nachahmung, in der Stimme des Hörers als die erste Musik hervorgerufen haben; ein Vorgang, der sich auch in der von der bloßen Natürlichkeit gelösten, zum eigenen Reiche gewordenen Kunst immer wiederholt.

Manche Winke für diesen Entwickelungsgang gibt eine schöne Abhandlung von Ludwig Nohl über die geschichtliche Entwickelung der Musik in ihren Hauptzügen in der Österr. Wochenschrift 1863 Nrr. 38 ff. Wir machen nach ihm darauf aufmerksam: daß die Geltung der Octave,

Quinte und Quarte bei Völkern verschiedener Zeiten und Stämme auf dem naturgesetzlichen Grunde beruhe, daß diese Intervalle die meisten gleichen Partialtöne haben, wie sie auch der natürliche Tonfall der Sprache bei Frage und Antwort stets anwende. Nicht bloß die (Arier) Inder und Perser, sondern auch die keltischen Galen und die stammlich so fernen Chinesen haben die Eintheilung in Octaven und Tetrachorde. Beide letztere Völker bildeten auch die fünfstufige Tonleiter c d f g b, auf deren Umfang sich ihre meisten Tonweisen beschränken. Erst die Griechen gründeten mit dem diatonischen Tongeschlecht die Musik als wirkliche Kunst, besonders durch Pythagoras. Sinnlichere und tiefer stehende Tongeschlechter, auch das enharmonische, hatten sie darneben von orientalischen Völkern überkommen, wozu die eigene „Neigung zu feinster sinnlicher Reizung mitwirkte". Übrigens erhebt sich auch die griechische Musik nicht über die eintönige Einstimmigkeit oder Homophonie, und würde sich in vielen Stücken gar nicht in die moderne Harmonie fügen, wofür sie die Mannigfaltigkeit der melodischen Folge, des Nacheinander, einigermaßen entschädigt haben mag. Merkwürdig ist die der unseren entgegengesetzte Empfindung der alten Griechen bei Dur und Moll, die Nohl zu erklären sucht. Er entwickelt in einem besonderen Abschnitte den Übergang der antiken Homophonie in die Polyphonie des christlichen Mittelalters (a. a. O. Nr. 41).

In dem folgenden Umrisse der Musikgeschichte vom Beginne der christlichen Zeit an halten wir uns wiederum vorzüglich an Schlüter, auch einige andere Schriftsteller zu Rathe ziehend und bisweilen der eigenen Meinung eine Äußerung gestattend.

Der erste lateinische Kirchengesang der römischen Christen war einstimmig. Die Vorsicht gegen Verfolgungen und der Gegensatz gegen das Heidenthum „ließen in der jungen christlichen Kirche die Instrumentalmusik ganz zurücktreten". Die Liturgie war, dem Parallelismus membrorum der Psalmen folgend, Wechselgesang, entweder zwischen Männer- und Frauen-chor, oder zwischen Priester und Volke. Unter den Heidenchristen (weitaus der zunehmenden Mehrzahl der Christen) mochten die alten griechischen Tonweisen auch auf die christlichen Hymnen übertragen werden.

Papst Sylvester errichtete 330 zu Rom eine Gesangschule. Erzbischof Ambrosius zu Mailand 374–397 erwarb sich „um kunstmäßige Pflege wie edle Popularisierung des Kirchengesanges ein großes Verdienst“. Er dichtete und komponierte selbst; jedoch stammt der ihm zugeschriebene berühmte Lobgesang (Te Deum laudamus) aus späterer Zeit von einem bis jetzt Unbekannten. Vgl. o. S. 548.

„Den inzwischen für die kirchlichen Zwecke zu frei und weltlich gewordenen Gesang suchte Gregor d. G., Papst 590–604, zu der früheren Kraft und Einfalt zurückzuführen“. Er erweiterte die von Ambrosius ursprünglich auf das griechische Tetrachord gegründeten vier „authentischen Kirchentöne“ (dorischen, phrygischen, lydischen, mixolydischen) durch vier plagalische oder Nebentonarten. Die Singezeichen seines Antiphonariums hießen Neumen (νεῦματα Winke). Der von ihm eingeführte „gregorianische“ oder römische Gesang, für welchen er eine Schule errichtete, war ein einförmiger Sprechgesang (canto fermo, plain-chant), im Gegensatze zu der „rhythmischen Mannigfaltigkeit und freieren Beweglichkeit des weltlichen“. Jetzt sang fast nur der Sängerchor, „wodurch die frühere lebendige Betheiligung der Gemeinde selbst fast ganz wegfiel!“ (wie allmählich im ganzen Kirchenwesen!) Ambrosius schuf genial „mit warmem Gefühl für das Herzensbedürfnis des Volkes“; Gregors Thätigkeit war mehr „verstandesmäßig, kritisch organisatorisch“.

„Der an die Stelle des ambrosianischen Volksgesanges gesetzte gregorianische Chorgesang verbreitete sich von Rom aus schnell über das christliche Abendland“. Ihn förderte Karl d. G. und errichtete, von dem britischen (angelsächsischen, S. 562. 599 u. s. w. genannten) Mönche Alcuin unterstützt, zahlreiche Singschulen in Frankreich und Deutschland (in Metz, Mainz, Fulda u. s. w.). Das Selbe that 100 Jahre später Alfred d. G. in England.

Dieser gregorianische Gesang dauerte zeitgemäß bis zum 13. Jahrh. oder höchstens bis auf Palestrina. Seine heutige Restauration in der römischkatholischen Kirche ist verfehlt durch „unsere Ultras mit bloßer Affectation eines tieferen Verständnisses!“

Mit dem 10. Jahrh. beginnen bestimmtere Versuche in der Harmonie und Verbesserungen in der Tonschrift. Doch war die, von

Mönchen eingeführte, Mehrſtimmigkeit noch nicht „wirklich harmoniſche Kunſt“. Der Blaming Hucbald (840—930) gründete feſter den ſchon lange (um 660 pueri symphoniaci in der päpſtlichen Kapelle; vgl. Rohl a. a. O.) praktiſch geübten zweiſtimmigen Satz, „concentum concorditer dissonum“, „Symphonia“, „Diaphonia“ oder „Organum“, was auf Einfluß des, ſeit dem 8. Jahrh. (zuerſt 756 von Konſtantinopel aus) aufgekommenen, Orgelſpiels deutet. Der Benedictiner Guido von Arezzo, „inventor musicae“, brachte in der erſten Hälfte des 11. Jahrh. die Harmonie nicht ſonderlich weiter. Er ſchuf die Solmiſation; si (h) als 7. Stufe kam erſt viel ſpäter hinzu. Im 12—13. Jahrh. gründete der Presbyter Franco von Köln die Zeitmaßtheorie (mensura, Menſural- oder Figural-geſang im Gegenſatze zum Choralgeſange), die im 14. Jahrh. Marchettus von Padua und der Franzoſe Johannes de Muris (Jean de Meurs) fortbildeten. Rohl zeigt die nothwendige Verbindung des Zeitmaßes, des Tempos und des Taktes mit dem „Discantus“, der zu Ende des 11. Jahrh. in Flandern und Frankreich aufkam. In dieſem wurde die Begleitſtimme des Organums zur ſelbſtändigen Weiſe, die Hand in Hand mit der Principalſtimme ſchreitet. Daß ſogar Gaſſenhauer als Diskant zu einem liturgiſchen Geſange benutzt worden ſein ſollen, entſpricht der Laune des Mittelalters. Später bedeutete Diskant die höchſte Stimme der Polyphonie.

Im 14—16. Jahrh. blühte die niederländiſche Schule, eine verdienſtvolle und weitverbreitete Vorarbeit des Verſtandes. Der älteſte bekannte Contrapunctiſt iſt W. Dufay (aus Chimay im Hennegau), päpſtlicher Kapellmeiſter 1380—1432. Der Stifter des fugierten Styls, Joh. Ockeghem (Ockenheim, ebenfalls aus dem Hennegau), ſtarb um 1513. „Der letzte große Meiſter der Niederlande und, nächſt Paleſtrina, der gröſte des 16. Jahrh. überhaupt war Orlandus Laſſus, geb. zu Bergen (Mons) im Hennegau 1520, ſtarb zu München 1595; über 2000 Compoſitionen von ihm ſind erhalten. Die niederländiſche Kunſt ſchwand weniger durch die folgenden Kriege (wie Fetis glaubt), als durch die Fortſchritte der Kunſt ſelbſt.

Paleſtrina ſteht an der Spitze des kirchlichen Kunſtgeſanges in Italien, deſſen Schulen in Rom, Bologna, Neapel und Venedig

blühten. In die Kirchenmusik waren viele weltlich-frivole Weisen eingedrungen, selbst (wie heutzutage wieder) mit ihren profanen Titeln. Das trientiner Concil (1562) wollte die zuchtlose gewordene Kunst reinigen, um nicht hinter den Fortschritten der deutschen Reformation zurückzubleiben, und vertraute besonders Palestrina diese Aufgabe an. Seit 1502, wo Ottavio Petrucci aus Fossombrone die beweglichen Drucknoten erfunden hatte, verbreiteten sich die Werke der Meister schnell nach allen Seiten.

Giovanni Pierluigi aus (da) Palestrina (1524–94) bewegte sich innerhalb der gesetzlichen Schranken mit Freiheit und genialer Leichtigkeit, und mit großer Fruchtbarkeit. Wir nennen nur seine Lamentationen und besonders die rührenden achtstimmigen zweichörigen „Improperia, liebevolle Vorwürfe des Herrn an sein undankbares Volk". Sein Chorgesang ist ganz ohne dramatische Erregtheit, „eine selig in sich ruhende Harmonie", die jedoch die verschiedenen Dreiklänge noch unvermittelt neben einander stellte und (wie wir uns mit Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen Braunschweig 1863, ausdrücken) „den musikalischen Zusammenhang des Akkordgewebes noch nicht besaß". Seines Mitschülers Giov. Maria Nanini aus Vallerano (starb 1607), berühmtester Schüler war Greg. Allegri aus Rom (1590–1652), dessen Miserere Mozart aus der sixtinischen Kapelle entführte. Neben ihm steht auch der glutvolle Spanier Tomm. Lud. da Vittoria (geb. um 1560), der in Rom und München wirkte.

Die venezianische Schule, auf „Vollchörigkeit und Stimmenfülle" gerichtet, entsprach dem „reichen Formen- und Farben-sinne" von Tizians (starb 1576, s. u. Malerei) Schule. In Venedig erfand Bernhard der Deutsche 1470 das Orgelpedal. Die zur venezianischen Schule gezählten Meister Lotti (1660–1740), Caldara (1674 bis 1763) und besonders Benedetto Marcello (1680–1739) gehören der, durch die neapolitanische Schule heraufgeführten, neueren Zeit an.

Diese Schule war die Hauptbildnerin der Oper. In dem „lebensfrohen sinnenfrischen" Neapel behinderten keine kirchlichen Rücksichten den weltlichen Gesang, namentlich das schon u. A. auch von Lassus und Palestrina componierte, lebhafte mehrstimmige, Liebe und Landleben besingende Madrigal.

Seit 1580 wirkte in dem „gelehrten und kunstsinnigen" Florenz ein reformatorischer Verein für Musik und bildende Kunst. Dort blühte auch die Oper mit „musica parlante" (Recitativ), verbessert durch Claudio Monteverde, geb. zu Cremona 1566, gest. zu Venedig 1650. Noch Bedeutenderes that, auch für die geistliche Musik und namentlich für das Oratorium durch Befreiung und Ausbildung der Melodie Giac. Carissimi aus Padua (um 1600 ff.).

Erst um die Mitte des 17. Jahrh. wurden die Vorstellungen der Opern öffentlich; vgl. das früher S. 464. 471 ff. über die Oper u. s. w. Gesagte. Der eigentliche Schöpfer der modernen Oper und ihrer Melodie, welche Richard Wagner „Rückfall in den Paganismus" schilt, ist Aless. Scarlatti, geb. 1659 zu Trapani, gest. zu Neapel 1725. Sein Sohn Domenico (geb. 1683 zu Neapel) war Meister des Pianos in Composition und Spiel; Letzteres auch ein Giuseppe Scarlatti, der 1771 in Wien starb. Der Hauptvertreter der italienischen Oper in engerem Sinne ist „il divino Sassone" Jos. Adolf Hasse, geb. zu Bergedorf bei Hamburg 1699, gest. zu Venedig 1783, der über Mozart prophetisch ausrief: „questo ragazzo ci farà dimenticar tutti!" Er war vorzüglich in Dresden thätig, mit seiner schönen und gesangreichen Gattin Faustina, für welche zunächst er über 100 Opern schrieb. Sein alljährlich in der Hofkapelle zu Dresden aufgeführtes Requiem stellt Krause selbst über das Mozartsche. Zugleich dichtete P. A. Dom. Bon. Metastasio (aus Assisi 1698–1782) seine musikalischen Texte. Im 17. bis 18. Jahrh. treten auch in Italien die großen Meister in Bau und Spiel der Geigen auf, namentlich in Cremona Amati, Guarneri, Straduari.

Im 18. Jahrh. standen Kirchen- und Opern-musik „in fast steter Wechselwirkung", so daß „solenne Oper und ernste Messe" kaum einen Unterschied hatten. Diese Verweltlichung war aber keine kirchenfeindliche, sondern das Heilige nahm allen Glanz der Künste in seinen Dienst (s. Jahn Mozart I 441). Giov. Batt. Pergolese (aus Jesi 1710–36) führte in der Kirchenmusik, eben auch in seinem berühmten Stabat mater, einen mehr weichen Charakter an der Stelle der früheren Würde und Kraft ein. Eine Art geistlicher Oper

war im 18. Jahrh. das italieniſche Oratorium; ſeine höchſte Bedeutung aber gewann es erſt durch die Deutſchen Seb. Bach und Händel, welchen ſich ſpäter Ferd. Schneider aus Waltersdorf in der Lauſitz (1786–1853, auch namentlich Operncomponiſt) und Bernhard Klein aus Köln (1794 – 1832) würdig anſchließen. Vgl. o. S. 461–2. 469.

In Italien war die Kunſt frei, und den kirchlichen Zwecken mehr und minder übergeordnet; dagegen faſt ausſchließlich kirchlich im proteſtantiſchen Deutſchland. Die, durch die Wiederaufnahme der klaſſiſchen Studien veranlaßte, allgemeine Geiſterbewegung des 16. Jahrh. befreite in Italien die Kunſt, in Deutſchland das Denken. Die unſinnliche und im ganzen kunſtfeindliche Reformation widerſtrebte in ihrem geiſtigen Ernſte dem leichten und künſtleriſchen Sinne der Italiener.

Dennoch erwuchs zu großer Bedeutung der evangeliſche Kirchengeſang, welchen Luther (an Ambroſius erinnernd) in deutſcher Mutterſprache bildete und, wie ja das Kirchliche überhaupt, möglichſt zu populariſieren ſuchte. Er wollte, „daß der Haufe mitſinge“, und ſein Choral war der volle Gemeindegeſang, gegenüber dem rein liturgiſchen römiſchen Chorgeſange, den er wüſtes wildes Eſelsgeſchrei nannte. Dieſer Gemeindegeſang war ſchon in den Liedern der Huſſiten, der böhmiſch-mähriſchen Brüder vorgebildet. „Im allgemeinen war der Choral der proteſtantiſchen Kirche eine Verbindung des gregorianiſchen Geſanges mit der neu ſich entwickelnden Harmonie“.

Zunächſt ſetzte man die in den Landesſprachen gedichteten Lieder in bereits beliebte weltliche und kirchliche Weiſen. Luther ließ ſeine Lieder mehrſtimmig ſetzen und das Volk in die herrſchende Melodie einſtimmen. Der deutſche Schweizer Zwingli aber war Gegner des Kirchengeſanges überhaupt. Auch der franzöſiſch-calviniſtiſche Kirchengeſang hat nur geringe Bedeutung. Meiſtens ſetzte der burgundiſche Hugenotte Goudemil (wurde 1572 zu Lyon ermordet), Paleſtrinas Lehrer, die, gröſtentheils weltlichen, Weiſen der von Marot und Beza in der Landesſprache nachgedichteten Pſalmen in vier Stimmen; ähnlich in drei Stimmen Clemens non Papa die vlaemiſchen Pſalterliedchen (Souterliedekens).

Seb. Bach und Händel, in Einem Jahre geboren, „beide nach verschiedenen Seiten bahnbrechende Genies," gaben der auf protestantischem Boden erwachsenen Musik ihre Vollendung, und bezeichnen zugleich „den Eintritt und die Obergewalt eines neuen Volkes in der Geschichte der Musik", des deutschen. Seb. Bach aus Eisenach (1685–1750) war Meister der geistlichen Cantate, schrieb aber auch katholische Messen; sein Talent erbten in verschiedenen Antheilen seine Söhne Emanuel, Friedemann, Joh. Christoph Friedrich, Joh. Christian. G. Frd. Händel aus Halle a. d. S. (1685 – 1759), der Meister des Oratoriums, schrieb in Deutschland (Berlin, Hamburg) u. a. Singspiele, in Italien (drei Jahre verweilend) und besonders in England italienische Opern, Oratorien u. s. w.

Aus Italien kam das Singspiel nach Frankreich; auch der bekannte, doch nicht sehr bedeutende, Giov. Batt. Lulli aus Florenz (1633 – 87). Sein tüchtigerer, jedoch an Überladung leidender Nachfolger war Jean Phil. Rameau aus Dijon (1683 bis 1764). Der Hauptmeister der französischen Operette, einer Mittelgattung zwischen Oper und Vaudeville, war der Wallone Gretry aus Lüttich (1741 – 1813); ihm zunächst stehn Nicolo Isouard aus Malta (Italiener? geb. 1777, starb zu Paris 1818), der Schöpfer des lieblichen Cendrillon, Adrien François Boieldieu aus Rouen (1775 – 1834), und Et. H. Méhul aus Givet in den Ardennen (1763–1817).

Christoph Willibald Ritter v. Gluck aus der Herrschaft Weidenwang in der Oberpfalz (1714–87) wirkte besonders in Wien und in Paris, wo er die Singbarkeit der französischen Sprache erwies. Er war „der Epoche machende Umbildner der großen Oper, in welcher er, wie Lessing im Schauspiel, den deutschen Geist vom romanischen Modezwange befreite". Als seinen ausgezeichneten Textdichter nennen wir den Florentiner Ranieri di Calzabigi; als seinen Hauptgegner Nicolo Piccini aus Bari (1728–83), Zögling der neapolitanischen Schule.

Jh. Frd. Reichardt aus Königsberg (1751 – 1814) wandte Glucks Grundsätze auf Goethes Gedichte an, komponierte auch Opern (und treffliche Liederspiele, s. o. S. 473) und eine bedeutende

Trauerkantate, und war ein geistvoller musikalischer Schriftsteller. Sein Lehrer und Schwiegervater Franz Benda aus Alt-Benatky in Böhmen (1709–88) gilt als Stifter einer Violinschule in Deutschland. Sein berühmterer Bruder Georg (1721 – 95) componierte Operetten und besonders gute Melodramen (vgl. das bei dem Drama S. 473 von letzteren Gesagte). Der Gründer des deutschen Liederspiels (Operette) aber ist J. A. Hiller aus Wendisch Ossig bei Görlitz (1728 – 1804), zugleich auch der Gründer des Gewandhausconcertes in Leipzig. Carl Ditters v. Dittersdorf aus Wien (1739 – 99) machte das deutsche Singspiel, insbesondere die komische Oper, volksthümlicher und kräftiger. Für Lieder-, Sing-spiel, Vaudeville u. s. w. vgl. o. S. 462. 472 ff.

„In der Symphonie wird die Instrumentalmusik ganz heraustretende Gefühlsmalerei und eine selbständige Dichtung. — Die Instrumentalmusik, deren glänzendsten Zeiten wir jetzt entgegengehn, ist, wie die Malerei, eine in ihrem ganzen Wesen durchaus moderne Kunst, und zugleich die Gattung, mit welcher Deutschland zuerst Italien selbständig gegenüber und bald an die Spitze der weiteren Entwickelung tritt." Die Italiener sind durch die Streichinstrumente, die Deutschen durch die Blasinstrumente ausgezeichnet. Aber auch das Klavierspiel, der Schattenriß der Symphonie, ist hauptsächlich in Deutschland zu Hause.

Der erste Hauptbildner der deutschen Instrumentalmusik ist der herrliche Jos. Haydn aus Rohrau an der ungarischen Grenze (1732–90), der Ph. Em. Bachs Klaviersonaten Viel verdankt. In London, wo er drei Jahre hindurch verweilte, kam er erst recht zu Ehren. „Er führte die Musik aus Kirche und Schule in das frisch natürliche Leben hinüber, in die Kreiße des Volkes, wie es weint und lacht." Jeden einzelnen Gedanken führte er mannigfach und wundervoll aus. Die erhabene Schöpfung schrieb er 1797, die idyllischen Jahreszeiten 1801. Seine Fruchtbarkeit bezeugen 118 Symphonien, 83 Quartette, 24 Concerte, 24 Trios, 44 Sonaten u. s. w. Auch sein Bruder Jh. Michael zeichnete sich aus, namentlich durch kirchliche Tonwerke.

Die Vollendung der Oper verdanken wir Wolfgang Amadeus Mozart aus Salzburg (1756–91), dem jung Gestorbenen, in

ewiger Jugend Fortlebenden. Seine hohe muſikaliſche Bildung war ſeiner früh entwickelten Naturanlage würdig, und er war keineswegs „nur inſtinktiv und naiv“. Seinen Don Juan weiß Schlüter nur mit Göthes Fauſt zu vergleichen. Beethoven ſtellte jedoch ſeine Zauberflöte am höchſten. Sie und die Entführung begründen eine ſelbſtändige deutſche Schule; aber Don Juan und Figaro ſind weltbürgerlich und allumfaſſend, und wirkten gleich mächtig auf die deutſche, italieniſche und franzöſiſche Oper. Als Mozarts ſchönſte Symphonien nennt Schlüter Es dur, G moll und C dur mit der Fuge. Otto Jahn vergleicht in ſeinem klaſſiſchen Werke über Mozart den großen Darſteller „edler Schönheit“ in Tönen mit ihrem Schilderer Raphael, und ſagt ferner u. a. von ihm: „Aber auch mit Shakeſpeare und Goethe kann Mozart gemeſſen werden, inſofern er mit jenem die Fülle, Kraft und Lebendigkeit dramatiſcher Geſtaltung, wie die Kühnheit des Humors, und mit dieſem die Einfachheit und Natürlichkeit menſchlicher Empfindung, wie die plaſtiſche Klarheit gemein hat: — das ganze Gebiet der Muſik war ihm nicht ein eroberter Beſitz, ſondern die angeborene Heimat.“

Die Glanzzeit der Inſtrumental- und Lieder-compoſition wird weiter durch Ludwig v. Beethoven aus Bonn (1770–1827) und durch Franz Schubert aus Wien (1797–1828) vertreten.

„Die hohe ethiſche Bedeutung hat die Muſik Beethovens mit der Dichtung Schillers gemein, während ſie zugleich in der Anmuth und Lebensfriſche einigermaßen der Goetheſchen entſpricht.“ Die Sonaten ſtellen in klaren Formen ſein erhöhtes Seelenleben, ſeine geiſtigen Kämpfe und Siege dar. „Die großen Menſchen im Kampfe mit großen Geſchicken und über alle feindlichen Gewalten ſiegend darzuſtellen, aus der Beengung zur Freiheit, aus Nacht zum Lichte aufzuſteigen: das iſt der hohe, man darf ſagen, tragiſche Grundgedanke Beethovens, den er am ſchönſten in den Symphonien Es dur (Eroica), C moll und A dur, am gewaltigſten in der neunten ausführt.“ Die ſchönſte von allen aber iſt D dur. Sein Fidelio, trotz ſeiner Großartigkeit, „erfüllt nicht die höchſten Forderungen ſeiner Gattung“, der Oper. Seine bedeutendſten Geſänge ſind die ſchottiſchen Lieder.

„Das von dem männlichen Beethoven im ganzen wenig gepflegte Lied behandelte in ſeinem Geiſte und mit unerreichter Meiſterſchaft

F. Schubert." Aber von ſeinen (an 600) Liedern konnte keines Volkslied werden. Sein Lied und Beethovens Sonate „bezeichnen die organiſche Vollendung der modernen Tonkunſt".

Unſere Zeit der Epigonen „liebt vor allem das draſtiſch Erregte, die Affekte bis zur Höhe Treibende". Jh. Nep. Hummel aus Preſſburg (1778–1837) wurde unter Mozarts „formell bildendem Einfluſſe der bedeutendſte Klaviercomponiſt (doch nicht in der Sonate) nach den drei großen Meiſtern". Ihm folgte C. Maria v. Weber aus Eutin (1786–1826) in ſeinen Klaviercompoſitionen, noch mehr der „klaſſiſch gebildete" Ignaz Moſcheles aus Prag (geb. 1794). Mit hoher Achtung für einen großen Theil ſeiner Werke nennen wir auch Muzio Clementi aus Rom (1752–1832), der in England, Frankreich, Rußland und Deutſchland als Componiſt und als Virtuoſe auftrat und den größten Einfluß beſonders auf die moderne Klavierſonate übte — obgleich Schlüter ihm „kalte akademiſche Formenglätte" zuſchreibt und ſogar Mozart, mit welchem er einen Klavierwettkampf ehrenvoll beſtand, ihn in einem derben Ausbruche der Laune „einen bloßen Mechanicus" nannte.

Deutſche Einflüſſe auf die neueren Jtaliener ſind häufig ſichtbar, wie Glucks auf Antonio Sacchini aus Neapel (1735–86), Glucks und Mozarts auf den faſt ganz deutſchen, beſonders in Wien gebildeten, Antonio Salieri aus Legnano (1750–1825), Mozarts auf Vincenzo Righini aus Bologna (1766–1812), der in Prag und Berlin wirkte. Andre Beiſpiele ſiehe im Folgenden.

Jn der komiſchen Oper Jtaliens glänzten beſonders Domenico Cimaroſa aus Neapel (1755–1801), der Tondichter des „Matrimonio segreto", worinn wiederum Mozarts Einfluß unverkennbar iſt; und Giov. Paeſiello aus Tarent (1741–1816), deſſen „bella Molinara" noch heute ſo viele liebeerfüllte Herzen rührt und erheitert durch das köſtliche Lied „Nel cuor non più mi sento", das verdeutſchte „Mich fliehen alle Freuden". Jn Deutſchland noch jetzt mehr und minder bekannt und beliebt ſind auch die römiſchen Operncomponiſten Val. Fioravanti (geb. 1767) durch ſeine Cantatrici villane (Sängerinnen auf dem Lande), und Nic. Zingarelli (geb. 1752) durch Romeo e Giulietta (beſonders die Arie „Ombra adorata,

aspetta"), beide geſtorben 1837; ſowie Fern. Paer aus Parma (1771–1839), der beſonders in Wien und Paris lebte; die weiche Melodienfülle namentlich ſeines „Sargino" reicht ſchon in die neueſte italieniſche Muſik herüber.

Dieſe beginnt, nach kurzem Interregnum, mit dem „Schwan von Peſaro, dem genialen Melodiker und „Melodienverſchwender" Gioacchimo Roſſini (geb. 1792), der lieber Roſſini bleiben, als vergeblich ſtreben wollte, Mozart zu werden. Er iſt Meiſter in der Opera buffa, hat aber auch mit ihrem Feuer die ernſte belebt und Bedeutendes in ihr geleiſtet, wie in Othello, Semiramis, Moſes und beſonders in Tell, ſeinem größten und einen neuen Zeitraum ſeiner Entfaltung bezeichnenden Werke. Sein Barbier von Sevilla iſt voll heitren Zaubers, wenn er uns auch freilich nicht entzückt, wie Mozarts ſtoffverwandter himmliſcher Figaro; ſeinem Tancred ſpendete Jemand das zweideutige Lob „buntſcheckiger Begeiſterung". Der Sicilianer Vincenzo Bellini aus Catania (1802–35) trat nicht aus ſeiner Lyrik und Jugend heraus. Der begabte Gaetano Donizetti aus Bergamo (1797–1848) iſt leichtfertig, und glücklicher im Komiſchen als im Sentimentalen. Noch einige Italiener von vielen werden wir nachher bei der franzöſiſchen Schule nennen.

Dem gegenwärtigen Geiſte der Oper in Italien entſpricht die Haltung der Zuhörer. „Der Italiener erwartet von einer Oper nicht viel mehr, als wir Deutſche von einem erträglichen Gartenconcerte: angenehme Unterhaltung für die Pauſen der Converſation. Das frohe ſinnliche Leben des Volkes bringt es ſo mit ſich. — Es war gewis kein blos zufälliges Zuſammentreffen in der politiſch ermatteten und muſikaliſch armen Zeit, daß in Wien zugleich mit der Roſſiniſchen Oper die Tanzmuſik unter Strauß und Lanner ihre klaſſiſche Zeit feierte."

Auf die franzöſiſche Schule wirkten Gluck, Mozart und Haydn; Gluck namentlich auf den würdigen Méhul (oben S. 672) und noch mehr auf Gaſparo Spontini aus Majolati bei Jeſi im Kirchenſtaate (1778–1851), welchen Schlüter „den direkteſten und genialſten Nachfolger Glucks" (zumal in der „Veſtalin") nennt, ein Anderer „den Componiſten des franzöſiſchen Kaiſerreichs", wozu ſein heroiſcher

Pomp und seine überreiche Instrumentation paßt. Haydn und Mozart wirkten auf den „nationlosen", indessen mehr deutschen, als italienischen und französischen, Luigi Cherubini aus Florenz (1760–1842), dessen edel-schöner „Wasserträger" allbekannt ist und der auch großartige religiöse Werke schuf. Sein Schüler war Boieldieu (o. S. 672), der „das leichte französische Element wieder in den Vordergrund brachte", aber nicht bloß volksthümlich, sondern auch gediegen war. Ein andrer Schüler Cherubinis, Dan. Frç. Esprit Auber aus Caen (1784 ff.), entspricht in seiner Musik dem „eleganten Conversationston" von Scribes Texten; sein bedeutendstes und bekanntestes Werk ist die Stumme von Portici. Ihn übertraf „in der klugen Berechnung aller Effektmittel" Jakob Meyer Beer aus Berlin (1794–1864), von jüdischem Stamme, ein Mann von bedeutender Begabung, der aber leider „Caricatur des universellen Mozart" wurde und dessen „Raffinement Natur und Gefühl ausschließt" (Schlüter). Sein Stammgenosse J. Frç. Fromental Halevy aus Paris (1799–1862) schloß sich in der großen Oper an ihn an, in der komischen an Auber. Was Meyer Beer im großen, versuchte im kleinen J. Offenbach, „ein nach Paris gegangener Kölner", der den Geschmack des großen Publikums „so recht bis in den Grund verdarb". Gleich scharf kritisiert ihn ausführlicher Schletterer a. a. O. 163 ff., der seine Musikstücke „widerliche musikalische Zoten" nennt, was ihm Ed. H. in der Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 29 sehr übel nimmt, ob er gleich den Werth seines Werkes anerkennt. Giuseppe Verdi aus Parma (1814 ff.), nicht unbegabt, aber auch nicht gewissenhaft, „hat durch das unheilvolle Bündnis mit Frankreich seinem Vaterlande den allerschlechtesten Dienst erwiesen". Zu den Franzosen rechnen wir auch den jetzt in Deutschland, wenigstens in Darmstadt, geschätzten und überschätzten Belgier (Flamänder?) Gounod.

Schlüter spricht von der französischen „Programm-Musik, einer dem innersten deutschen Wesen fremden Erscheinung". Ihr Erfinder sei Hector Berlioz (aus Côte Saint-André, geb. 1803), dem namentlich Franz Liszt (aus Raiding in Ungarn, Gespanschaft Oedenburg, geb. 1811) verwandt ist. Berlioz ist in der Kunst und, wie man erzählt, auch im Leben, Neuromantiker in folio, und hat

sein, wie Carl Banck es nennt, „für Alles Ersatz bietendes Toncolorit“ auch quantitativ einmal (hymne à la France) durch ein nahezu 1000 Mann starkes Orchester gesteigert. Er selbst erklärt seine „Vorurtheile“ für nationale, in Frankreich eingewurzelte, bezeigt jedoch zugleich seine größte Hinneigung zu Gluck und Beethoven (mit welchem er die Zauberflöte für Mozarts Meisterwerk hält), demnächst für M. v. Weber, erst nach diesen zu Mozart, den er gleichwohl bewundert. Er hat auch eine Reihe kritischer Aufsätze geschrieben. Seiner Richtung schloß sich auch der Provenzale Felicien David (aus Cabinet bei Aix, geb. 1810) an.

Unter den ausländischen Genossen der neueren französischen Richtungen nennen wir noch Folgende. Frd. v. Flotow aus Teutendorf in Mecklenburg (geb. 1811), der den deutschen Charakter indessen nicht aufgab. Der irische Engländer Balfe (aus Dublin, geb. 1805) „versuchte vergeblich den Franzosen nachzucoquettieren“. Der Engländer G. Onslow aus Clermont (geb. 1784) dagegen bildete sich zwar in Frankreich aus, aber großentheils nach deutschen Mustern. Als Franzose (auch wohl der Abstammung nach) gilt auch der Pole („François du Nord“) Frd. Fz. Chopin (aus Zelazowawola bei Warschau 1810—49), der in Tonsetzung und Klaviertechnik eine seltsame und zarte, verschieden beurtheilte Gattung der Romantik schuf. Schlüter nennt ihn einen eleganten, doch nicht verkränkelten, Schwärmer besonders für Frauen. U. v. A. gehören zu den Franzosen auch die Geiger Rud. Kreuzer, ein Deutscher aus Versailles (1767—1831; nicht zu verwechseln mit dem gemüthlichen Opern- und Liedercomponisten Konradin Kreutzer aus Mösskirch 1783-1849), und die Mitglieder der belgischen Geigerschule, wie Beriot, Vieuxtemps, Prume. Allein steht der Genuese Nic. Paganini (1784—1840) mit seinen genialen Künsteleien. Norweger ist der berühmte Geiger Ole Bornemann Bull aus Bergen (1810 ff.).

Gerne kehren wir wieder heim nach Deutschland. „Vor Allen ein wahrhaft deutscher Componist“, auch in seinen Opern, ist C. M. v. Weber, den wir vorhin bei den Klaviercomponisten nannten. Auch wollen wir P. Winter in München (1755—1825), den Componisten des „unterbrochenen Opferfestes“ u. s. w., nicht vergessen. In der

lyrischen Oper am höchsten steht „der gediegene, sich allseitig bewährende Meister" Ludwig Spohr aus Braunschweig (1784–1859). Gute komische Opern componierte Albert Lortzing aus Berlin (1803–51). An C. M. v. Weber schloß sich der Romantiker H. Marschner aus Zittau (1795–1861). Am meisten Aufsehen in neuester Zeit machte der Zukunftsmusiker Richard Wagner aus Leipzig (1813 ff.), welcher „die Oper in Ein Finale und den Gesang in eine fortlaufende Declamation auflöst". Schlüter gehört nicht zu seinen Anhängern, sagt aber doch: „Wir schätzen das Gute in Tannhäuser und Lohengrin höher, als den ganzen Operkram unserer Tage."

Der echt deutsche Jude Felix Mendelssohn-Bartholdy aus Hamburg (1809–47), in der Composition vorzüglich K. Frd. Zelters (1753–1832) Schüler, wurde der „feinsinnige geschmackvolle Repräsentant moderner Bildung, der mit seiner, an den Alten erfrischten, Kunst in die sentimentale Geschmacksrichtung der Zeit vorsichtig eingieng — weniger reichhaltig und tief, aber reger und bildsamer, als Spohr", den er verdrängte. Er führte u. a. den Dänen Niels W. Gade aus Kopenhagen (1817 ff.), einen einfachen Componisten, in die musikalische Welt ein.

Robert Schumann aus Zwickau (1810–56), der mit seiner nachmaligen Gattin, der trefflichen Klavierspielerin Klara Wieck Chopin verehrte, hatte sich „aus Sturm und Drang zu Maß und Klarheit und fester Meisterschaft wunderbar schnell herausgearbeitet", kehrte aber später wieder bald in Phantastik, bald in geistreiche Reflexion zurück. Seine Lieder stellt Schlüter zunächst nach denen Schuberts. Von ihm sagt der deutsche Schweizer Xaver Schnyder v. Wartensee aus Luzern (geb. 1786), dieser klassische und vielseitigst gebildete Theoretiker und Kunstkritiker: er wäre ganz was Anderes geworden, wenn er schon in früheren Jahren seine musikalische Schule gemacht hätte.

Die meisten der vorgenannten deutschen Dichter haben auch das, vorzugsweise dem deutschen Volksgeiste entsprossene, Lied angebaut, das zwar, gleich der entsprechenden Lyrik in der Dichtung, allmählich in Überfülle der Zahl verflacht ist, aber doch immer noch zu Zeiten bedeutend und sinnvoll auftritt. Moriz Hauptmann aus Dresden (1792 ff.) mag als Vertreter einer Gesangesgattung genannt werden,

die hoffentlich fortklingen wird, wann der „noble Bänkelsang“ der Salonsänger längst verhallt ist. Die Menge der Sänger und die, der Bildung im allgemeinen förderliche, Vielheit der deutschen Staaten, resp. Residenzen, ließ manche gute Werke nur in engerem Bereiche bekannt werden, wie z. B. die Lieder und die klassischen Oratorien von Bernhard Klein aus Köln (1794–1832) mehr nur in Berlin; auch u. a. sehr singbare und ausdrucksvolle Lieder aus Wilhelm Meister von Leopold Lenz in München. Gute Volkslieder erlauschte und schuf Frd. Silcher (aus Schnaith in Wirtemberg 1789–1860). Sein Landsmann Jh. Rud. Zumsteeg (1760–1802) und C. Löwe aus Löbejun (1796 ff.) sind unsere genialsten Balladencomponisten.

Mit dem wachsenden Strome der Lieder, Oratorien und Instrumentalstücke ist in Deutschland „die musikalische Oberherrschaft fast ganz von der Bühne an den Concertsaal übergegangen“. Hier fehlt freilich das volle Leben der Oper, aber auch ihre Bestechungsmittel, wogegen wiederum die Virtuosität mit Fug und Unfug stärker hervortritt. Die Instrumentalmusik schwankt zwischen „krassem Realismus und abstraktem Idealismus“. Überhaupt hat in der Musik die Phantasie einer materialistischen Richtung Platz gemacht; um so mehr wird die Erhaltung einer „schönen Idealität“ ohne Verhimmelung Pflicht des Künstlers.

Schlüter erklärt, doch uns nicht genügend, aus dieser Zeitrichtung auch eine Abnahme der Singstimmen im Umfange, „also“ an charakteristischer Klangschönheit, was denn doch Zweierlei ist. Beim Klaviere wenigstens steht der größere Umfang der Octaven mit einer Abnahme des musikalischen Inhalts in Wechselwirkung. Mit Recht aber schreibt Schlüter der lärmenden Opernmusik große Mitschuld an der Verderbnis der Stimme zu, und rügt die Abrichtung beliebter Sänger auf einzelne und gehaltlose Lieblingsopern. Früher schrieben umgekehrt große Componisten Rollen für Sänger. Ein landüblicher Misbrauch ist das widerliche Tremulieren erlogenen Gefühls, das keinen reinen Ton mehr aufkommen läßt.

Beispiele zu einer ethnologischen Liste von Sängern und Sängerinnen seit dem vorigen Jahrhundert sind: aus Italien (der früheren unseligen verstümmelten Wundersänger nicht zu gedenken) Tamburini, Rubini, Lablache (aus Neapel 1794–1858), die schon

erwähnte Faustina Bordoni-Hasse (aus Venedig 1700 ff.) und ihre Nebenbuhlerin Francesca Cuzzoni-Sandoni; Angelica Catalani (aus Sinigaglia 1783–1849), Giulietta und Giuditta Grisi, die Pasta; aus Spanien der Abstammung nach Maria Felicitas Malibran-Garcia (geb. zu Paris 1808, gest. zu London 1836); aus Frankreich Roger (Sänger und Schauspieler), der Deutsche Jul. Stockhausen aus Paris (geb. 1826); aus Deutschland Anton Raff (1714 bis 1797), Fischer (geb. 1745), Vogl (1768–1840), Wild (geb. 1792), Haizinger (geb. 1796), Staudigl (1807–60); Wilhelmine Schröder-Devrient (aus Hamburg 1805–60), Henriette Sonntag (aus Mainz 1806–54, starb in Mexiko), Nanette Schechner (aus München 1806 ff.), Anna Milder-Hauptmann (aus Konstantinopel 1785 bis 1838, starb in Berlin), Sophie Löwe (1815 ff.); Luise Köster; aus Schweden Jenny Lind (1821 ff.); aus England Clara Novello (1818 ff.).

Wir haben hier eben nur Beispiele gegeben, und auch in der ganzen Skizze eine Menge von Namen weggelassen, welche Auszeichnung verdienten und fanden, oder auch nur Eins von Beidem. Aber auch vom ethnologischen Standpunkte aus bescheiden wir uns, mehr nur Bruchstücke gegeben zu haben. Manches ergänzt sich durch das früher u. a. bei der Dichtung Gesagte, besonders für den Volksgesang, dessen musikalische Seite im ganzen noch nicht so genügend untersucht worden ist, wie seine dichterische und geschichtliche Bedeutung. Wir berührten z. B. die Tonweisen der beiden Keltenstämme in Großbritannien, von welchen die irischen weiterhin, auch durch Opern, bekannt geworden sind; der slawischen Völker, unter welchen die böhmischen Musikanten auch die technische Geschicklichkeit ihres Stammes überall bekannt gemacht haben. An die Singvereine der Deutschen in der Schweiz und in Deutschland, jetzt auch überall in der neuen Welt, knüpfen sich die großen Musikfeste in diesen Ländern. Der mehrstimmige Männergesang ist in Deutschland großentheils auch in den niedren Volksschichten, theilweise mit Einschlusse der Soldaten, eingedrungen; und wo dieß geschehen ist, verhallte zwar immer mehr der alte naturwüchsige Volksgesang, aber auch das Zotenlied und das wüste Geschrei, wie wir schon früher bemerkten.

Daß Kunſtgeſänge zu wirklichem und mächtig wirkendem Volksgeſange werden können, beweiſen z. B. die früher erwähnten neueren Lieder der Polen, die Marſeillaiſe, das Heckerlied und das nach gleicher Weiſe geſungene „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen". Von den officiellen Volks- und Soldaten-liedern haben wir auch früher geſprochen. Mit den Klängen des Volksliedes vereinigen ſich gewöhnlich mächtige Erinnerungen, ſei es das ſchlichte Heimweh des hochſchottiſchen Galen in Indien, oder bei den beſiegten Mauren in Granada die jammervolle Erinnerung an den Sturz ihres letzten Bollwerkes Alhama, weshalb bei Todesſtrafe von den noch nicht ſicher ſtehenden Siegern die Weiſe „Wehe mir, Alhama"! verboten wurde (vgl. C. Löwes ergreifende Ballade), um das unglückliche Volk nicht zur Verzweiflung aufzuregen, wie aus gleichem Grunde die Engländer jene galiſchen Volksweiſen beim indiſchen Heere unterſagten. Die mildere Macht des einfachen Liedes, das wir in den ſchönſten Frühlingstagen unſeres Lebens voll Sehnſucht oder Glück ſangen oder ſingen hörten, haben wir älteren Menſchen wohl alle ſchon empfunden, wann uns einmal unvermuthet in ſpäteren Tagen die früheren mit ihren Geſtalten und Empfindungen auf den Schwingen jener Töne wieder zuſchwebten.

Die bildenden Künſte.

Klänge und Geſänge der alten Welt, durch wenig genügende Zeichen und Zeugniſſe feſtgehalten, leben nur noch in ſchwachem Nachhalle fort. Weit ausgeprägtere und dauerhaftere Bedeutung für die Geſchichte der Völker und ihrer Bildung haben die **bildenden Künſte**, unter welchen wir die **Baukunſt** (Architektonik, Architektur), die **Bildnerei** (Plaſtik, Skulptur) in ihren mannigfachen Geſtaltungen, und die **Malerei** ſammt ihren Schweſterkünſten verſtehn.

Viel körperlicher, als die Tonkunſt greifen ſie mit viel größerer Nothwendigkeit in das Leben ein, deſſen alltäglicher Bedarf das Handwerk und den Gewerbfleiß hervorruft, auf höherer Stufe aber die Veredlung und Verſchönerung der Formen durch den Kunſtfleiß, der ſich endlich durch Befreiung von den unmittelbaren Forderungen des

praktiſchen Lebens zur ſelbſtändigen Kunſt erhebt. Dieſe wirkt nun wieder zurück auf jene untergeordneten, der Entwickelung nach früheren (primitiveren) Arbeitsgattungen, und allmählich auf das Bedürfnis der Menſchen ſelbſt, das erſt von dem Nothwendigſten zum Behaglichſten aufgeſtiegen war, und nun auch das Gefällige und Schöne verlangt.

In der That fand und findet dieſe Rück- und Wechſel-wirkung ſchon im Bereiche des Gewerbfleißes ſtatt. Die Noth war nur die Mutter der erſten und roheren Erfindung. Sobald ihre erſten Gebote erfüllt waren, entſtanden neue, höhere Bedürfniſſe, die bald ebenfalls dringlich erſchienen, und die mit dem Erfindungsgeiſte — dem Feinde der Genügſamkeit und der Philoſophie des Kynikers in der Tonne — immer wieder Kinder zeugten. Dieſer Geiſt überſprang in genialen Menſchen ganze Bildungszeiträume, belauſchte aber immer die menſchliche Natur und ſchmiegte ſich ihren wachſenden Wünſchen an, indem er ſelbſt zugleich dieſen Wachsthum förderte.

Es iſt die alte Geſchichte von dem Geiſte und dem Ideale überhaupt, die nie aus utopiſchem Jenſeits herabgeſchickt werden, ſondern aus dem Leben, der Geſammtgliederung, in welcher ihr Keim (implicite) vorhanden war, alſo nicht ſchlechthin aus dem Stoffe, der Körperwelt, ſich heraus und empor bilden. Je höher die allgemeine Bildungsſtufe, deſto freier und ſelbſtändiger wurde auch die Erfindung. Wenn ſie jedoch nicht zur übernatürlichen Phantaſtik oder zur widernatürlichen Zerrbildnerei werden wollte — und ſelbſt da noch einigermaßen —, blieb die Natur ihr Vorbild und zeichnete die Grenzen ihrer Freiheit. Aber dieſe Natur, zumal die Geſtalt und das ganze Weſen des Menſchen, vervollkommnete ſich ſelbſt durch die Bildung (wie wir früher ſchon mehrmals nachwieſen); und aus dem erhöhten unmittelbaren Vorbilde erſchloß die Kunſt ein immer höheres Urbild oder Ideal.

Unſere Anſicht über das Schöne in ſeinem Verhältniſſe zu den verſchiedenen Typen und Raſſen iſt folgende.

Wir halten jede Variation der Menſchheit befähigt, freilich in ſehr verſchiedenem Maße der Qualität und der Zeitfriſt, aus eigener Kraft ſich (allmählich, dereinſt) über die mechaniſche Auffaſſung und Nachbildung des Vorhandenen zu erheben, alſo der gegebenen

Gestaltung und Färbung der Naturwesen in der organischen und der sogenannten unorganischen Welt außerhalb des Menschen, sodann des Menschen selbst.

Dieses Vorhandene und Gegebene wird dann zwar der Grund, die Urform und die Norm für die vorschreitende Anschauung bleiben, aber von dieser in seinen gesündesten, besten, schönsten Einzelheiten und Einzelwesen, als den würdigsten Trägern des gemeinsamen Typus, zusammengefaßt und zu neuen Gebilden umgeschaffen werden, die sich selbst zu den höchsten thatsächlichen Vorbildern verhalten, wie jedes Ideal zu seiner Wirklichkeit.

Die Baukunst und ein Theil der Bildnerei wird in Formen, Lichtern und Farben durch Landschaft, Pflanzen- und Thier-welt angeregt und bestimmt werden. Die Idee der menschlichen Gestalt und ihre Ausführung durch bildende Kunst wird den eingeborenen Rassentypus, solange sie nicht geradezu Fremdes nur adoptiert und nachahmt, zum Vorbilde behalten. Zwar wird die Einbildungskraft, der bis zu gewissem Grade schöpferische Kunstsinn die, mit leiblichem Auge nicht erblickten, Gipfelbilder oder Ideale dieser Typen frei gestalten und dabei selbst einer veredelnden Zukunft der letzteren vorgreifen; aber ohne jemals in völlig abweichenden, divergierenden Richtungen sich zu bewegen. Das natürliche Vorbild wird sogar da bemerkbar bleiben, wo absichtlich Götter in Übergröße und Vielgliederung, Kobolde und Genossen in zwerghafter und verkrüppelter Gestalt, endlich der Teufel als Gegenfüßler des, den höchsten und schönsten Nationaltypus besitzenden, guten Gottes geschaffen werden. Andre Erscheinungen kommen zu Tage, wann die Berührungen mit andern Volksstämmen und Rassen jene Anlehnung an die Errungenschaften fremder, namentlich höherer Bildung hervorrufen; oder wann der Widerwille gegen den fremden Stamm dessen Gestalt und Farbe zum Vorbilde des (z. B. schwarzen oder weißen) Teufels macht, was bekanntlich nicht bloß in der „Zauberflöte“ geschieht. Solche ethnische Unterschiede spiegeln sich dann auch öfters in den Gestalten der guten Gottheiten, wie z. B. der alten indischen Götter und der christlichen Madonnen.

Somit werden die bildenden Künste ihre vollkommenste esoterische Entwickelung, d. h. ihre Vorbilder und die befähigtesten Nachbildner

auf einheimischem Boden nur da finden, wo ein körperlich und geistig ausgebildetes und, mehr und minder, schönes Volk selbst die plastischen und malerischen Modelle erzeugt; und wo Klima und Boden, Himmel und Erde Umrisse und Farben leuchtend hervortreten lassen und selbst zur Erhaltung des fertigen Kunstwerkes mitwirken, des Bildes wie des Gebäudes. So vor allem in Griechenland und demnächst in Italien.

Solche Gebilde und Bildner üben denn die vorhin mehrmals angedeutete Propaganda bis in ferne Räume und Zeiten hinaus. An sie lehnen sich nacheifernde, nicht bloß nachahmende, Menschen und Völker an und eilen der eigenen Natur in der Kunst voraus; jedoch nicht ohne ermäßigende Einwirkung der ersteren, je mehr wirklichen Kunsttrieb sie besitzen, so daß die Nach- und An-bildung auch zu einer Umbildung führt.

Diese kann freilich bei wenig Begabten oder in Zeiträumen ohne schöpferische Kraft zur Verschlechterung und Zerrbildung werden, wie z. B. bei den nach griechischen und römischen Mustern ungeschickt gemachten Bildwerken und Münzen „barbarischer" Völker. Sie kann aber auch unter günstigen Verhältnissen den Reichthum der fremden Vorgänger und Vorbilder übertreffen. Diese Möglichkeit muß sogar ein Ziel des künstlerischen Glaubens, die Hoffnung der Zukunft sein, wenn die Kunst nicht unter dem Drucke der Fessel, die in dem verzweifelnden Bekenntnisse der bloßen Nachahmungsfähigkeit liegt, zum bloßen Handwerke erlahmen soll.

Wann einmal ein Volk einen bedeutenden Grad künstlerischer Schöpfungskraft und Bildung gewonnen hat, so wird dieser ein Bestandtheil der Volksnatur und theilt deren allgemeine Entwickelungen und Schicksale. Leider haben aber auch die Dämonen der Geschichte Macht darüber. Bei den Völkern des mittleren und südlichen Amerikas verschwanden Baukunst, Skulptur, Kunst- und Gewerbfleiß jeder Art, die Errungenschaften langer Zeiträume, nicht selten mit Einem Male unter dem furchtbaren Drucke der Spanier; und der Ersatz durch höhere Bildung blieb den Unglücklichen größtentheils aus. Wir haben uns bereits o. S. 168 hierüber ausgesprochen. Die feindseligen Gewalten, welche die Tempel und Bildsäulen der hellenischen Götter

zertrümmerten, konnte ihre schönere Auferstehung nicht hindern, solange sie nicht das ganze Volk zertraten. Mit dem Siege über die Perser begann die Blütezeit seiner Kunst. Mit seiner Freiheit, seit der makedonischen Herrschaft, welkte diese Blüte langsam ab, obschon die Kunst in Alexander d. G., seinen Nachfolgern, und noch mehr später in den, nur anfangs barbarisch zernichtenden, Römern neue Förderer gewann, bis sie im byzantinischen Christenthum erstarrte und endlich mit dem ganzen Volksthum von dem misgestalteten Türkenthum vollends zermalmt wurde, der vorübergehenden Lawinen der Völkerwanderung und des christlichen Bildersturms nicht zu gedenken.

Aber die Reliquien der hellenischen Kunst waren reich genug, um in den vormaligen „Barbaren" späte und ferne, jedoch würdige Erben zu finden, die ihren Kunstsinn an ihnen entzündeten und die nun das neuerstandene und fortgebildete Erbe hoffentlich mit dem Mutterlande theilen werden, wenn auch König Georgios der Däne fürs erste noch nicht der Überbringer und das gährende Volk der Gegenwart noch nicht der Empfänger des Erbtheiles sein wird.

Wir begnügen uns, von den zahlreichen uns vorliegenden oder erreichbaren Schriften über die bildenden Künste nur wenige zu benutzen. Zunächst einige allgemeinere, theilweise sehr eigenthümliche Ansichten Sempers aus seinem Werke „Der Styl in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik" (Band 1. 2. 1859–63, nach der Augsb. A. Z. 1863 Beil. zu Nrr. 360–1).

Die Baukunst richtet sich ursprünglich nach den Formen, die sie in Bekleidung und beweglichem Hausrath vorfindet. Der, über das bloß sinnliche Bedürfnis hinausgehende Drang des Menschen nach Harmonie seines ganzen Seins, der künstlerische Trieb bedarf Jahrtausende langer Uebung, bis er ein freies Kunstwerk hervorbringt. Die langsame Entwickelung und lange Dauer der frühesten Bildungszeiträume ergab sich bereits in unserem physiologischen Hauptstücke.

„Sowie die Natur bei ihrer unendlichen Fülle doch in ihren Motiven höchst sparsam ist, wie aber diese nach den Bildungsstufen der Geschöpfe und nach ihren verschiedenen Daseinsbedingungen tausendfach modificiert, in Theilen verkürzt oder verlängert, in Theilen

ausgebildet, in andern nur angedeutet erscheinen; wie die Natur ihre Entwickelungsgeschichte hat, innerhalb welcher die alten Motive bei jeder Neugestaltung wieder durchblicken: ebenso liegen auch der Kunst nur wenige Normalformen und Typen unter, die aus urältester Tradition stammen, in stetem Wiederhervortreten dennoch eine unendliche Mannichfaltigkeit darbieten und gleich jenen Naturtypen ihre Geschichte haben. Nichts ist dabei reine Willkür, sondern Alles durch Umstände und Verhältnisse bedingt."

Semper nimmt die „textile" Kunst des Bindens, Flechtens, Webens, Stickens als die Urkunst an (vgl. unsere frühere Erwähnung der geflochtenen Blätterschürze im Paradiese), die unmittelbar aus der Naturnachahmung sich herausbildete und deren Typen und Symbole die übrigen Künste, die Töpferei an der Spitze, annahmen. Selbst die Sprache der Holzarbeit und der Baukunst entlehnte jener die Ausdrücke, wie Band, Gurt, Kranz, Futter, Bekleidung, Spannung, Decke. Von dem Teppich aus bildete sich der Schmuck des Fußbodens, der Zimmerdecke, der Wände; die Anwendung dieses Satzes auf die aegyptischen, assyrischen, griechischen Bauten führt Semper wohl allzu folgerecht aus. Von großem Einflusse auf die Färbung und Gestaltung der Gewande ist der Stoff, aus welchem sie gemacht werden. So für die Bereitung aus Fellen und Pelzwerk bei Nordasiaten und Germanen, aus Wolle bei den Hellenen und anderartig bei den Assyriern, aus Flachs und Seide; den Aegyptiern war das gepresste Leder eigen.

Nach der Webekunst kommt die („Keramik") des Töpfers, Thon-, Glas- und Metall-arbeiters mit erst flüssigem und darnach erhartendem Stoffe. Mancherlei örtliche Verhältnisse wirken mit; der Aegyptier schöpfte das Wasser aus dem Nil, der Grieche fing es aus der fließenden Quelle auf. Selbst noch die Baugeschichte des 18. Jahrh. ist mit der des Porcellans verwachsen; das Rococo kam mit letzterem aus Dresden nach Versailles.

In anderer Weise ging die geschmackvolle Renaissance des hölzernen Hausraths in geschmackloser Anwendung auf die Steinfaçaden der Paläste über und erzeugte den leidigen Kommodenstyl des 17. Jahrhunderts.

Dem bloßen Holzbau folgt die Anwendung des Metalls und dann erſt des Steines. Stützen und Wände von Holz wurden erſt mit Teppichen bekleidet, dann mit Erz überzogen, auf welches ſich auch die Verzierungsformen übertrugen. Aus gegoſſenem Erze beſtanden die Hohlſäulen der Semiten, namentlich des ſalomoniſchen Tempels; auf Erzguß weiſen auch die Säulen von Perſepolis hin. Die Griechen erſt, deren doriſche und joniſche Säulen die hohe Fortbildung der aegyptiſchen und aſſyriſchen ſind, ſchufen dieſe ſelbſtändiger aus Marmor, wenn auch mit ſichtbaren Reminiscenzen an Holz, Erz, auch gebrannten Thon. So bildete ſich auch die freie Plaſtik der Marmorbildſäule erſt aus, nachdem bemalte Holzſtatuen erſt mit wirklichen Gewändern (wie noch heute ſo viele Madonnenbilder) behangen, dann mit Metallblech überzogen worden waren; dieſe ältere Weiſe idealiſierten die Goldelfenbeinſtatuen.

Soweit ſind wir Semper gefolgt, und werden in den folgenden kunſtgeſchichtlichen Umriſſen Kuglers und Lübkes Anſichten und Ausdrücke mit unſern eigenen verſchmelzen, mitunter auch noch andere hinzuziehend. Die erſtgenannten ſchöpfen wir aus den Werken: „Handbuch der Kunſtwiſſenſchaft“ von Kugler, 4. A. bearbeitet von Lübke, Stuttg. 1861; und „Geſchichte der Plaſtik“ von Lübke, Lpz. 1863. Die Wechſelbeziehungen der bildenden Künſte laſſen, zumal bei unſerer kurzen und eklektiſchen Behandlung, ihre ſtrenge Sonderung nicht zu. Wir ſuchen die, oft unerläßliche, ſynchroniſtiſche Darſtellung mit der deutlichen Unterſcheidung der Völkerſtämme und Länder zu verbinden, überall nur die wichtigſten Charakterzüge und Beiſpiele auswählend.

Bei den redenden und tönenden Künſten iſt ſchon der Stoff ein beſeelter, aber deſto vergänglicherer; in Beidem unterſcheidet ſich der der bildenden Künſte. Sie beſeelen erſt den lebloſen Stoff und bearbeiten die mehr und minder ſpröden Maſſen, mit Hülfe anderer Stoffe: des Waſſers, des Feuers, der Luft, und der mechaniſchen Gehülfen. Zu letzteren gehören nicht bloß die todten Werkzeuge, ſondern auch die lebenden mechaniſchen Diener, leider auch die willenloſen und gezwungenen, beſonders in niedren Bildungszeiträumen. Die Frohnden ganzer Völkermaſſen: der Aegyptier bei den Pyramidenbauten, der

Juden bei den Ziegeleien in Aegypten und ebenso anderer semitischer Volksstämme in Mesopotamien, kommen heutzutage nicht mehr vor, wo selbst die Marmorsägereien in Zuchthäusern als allzuharte Strafe in Abgang kommen und die Arbeiten kriegsgefangener Soldaten nicht mit den todbringenden der athenischen Kriegsgefangenen in den Steinbrüchen von Syrakus zu vergleichen sind. Der gefangene Fürst, welcher den schönen Burgthurm zu Friedberg in Hessen erbauen muste, that dieß nicht einmal mit höchst eigener Hand, sondern durch bezahlte Arbeiter.

Jene Stoffe spenden alle Naturreiche: das Mineralreich die Erdarten in mannigfachster Gestalt, als Grundstoff des Tumulus, in neuerer Zeit des Pisébaus, als Backstein und Ziegel zu den Weltstädten Assyriens und Babyloniens, als Thon zu plastischen Gebilden und Geräthen, als Bindemittel und Mörtel; das Gestein zu Bauten und Bildwerken; das biegsame und schmelzbare Metall. Das Pflanzenreich gibt das abgestorbene und fast mineralisch erstarrte Holz; das Thierreich Elfenbein, Horn u. s. w. zu plastischen Werken. Die Malerei hat wiederum ihre eigene Schatzkammer.

Was nun die Gegenstände der bildenden Künste betrifft, so will die Baukunst das Schöne der unorganischen Natur in gesetzmäßiger Harmonie darstellen, die Bildnerei aber das beseelte organische Einzelleben oder Gruppen desselben, welche die Einzelgestalten harmonisch verbinden, ohne jedoch dieselben auszuführen.

Das Relief, abhängig von der Fläche, an der es haftet, bezeichnet den Übergang zur Malerei, sucht sich aber nach Kräften dem Rundbilde zu nähern, vom zartesten, fast noch gezeichneten Flachrelief an bis zu dem, fast von der Fläche gelösten, Hochrelief (Bas- und Hautrelief).

Der Gegensatz der Plastik zur Malerei verknüpft sich mit dem der antiken (klassischen) Zeit zur modernen christlichen. Die Plastik ist nämlich zunächst der Ausdruck der durch Schönheit geadelten Sinnlichkeit. Die idealistische Malerei aber will die Reinheit der Seele und die Schönheit der Empfindung darstellen, und bedarf mehr der von Licht umflossenen Oberfläche der Gestalt, indem sie die Psyche nicht durch die volle Körperlichkeit niederdrücken will. Ihr

bleibt auch die allmählich ſich ausbildende, wenn auch auf die Antike geſtützte Plaſtik des ſpiritualiſtiſchen Chriſtenthums nahe, welche die geiſtige Bedeutung des Individuums, alſo Haupt und Geſicht, mehr im Auge hat, als dieß bei der Antike (im allgemeinen) der Fall war. Auch am lebenden Menſchen iſt ja das plaſtiſch ſchönſte Antlitz noch nicht das beſeelteſte. Unbeſchadet ſeines Formenadels kann ſein Auge das „ſtarrblickende" der Götter ſein, und bei dem Profil iſt vollends das unmittelbarſte Organ der Seele, das Auge, nur Nebenſache.

Zu den „Vorſtufen künſtleriſcher Geſtaltung" gehören überall als erſte Denkmäler Haufen von Erde und Steinen, in noch unbeſtimmter aber mächtiger, mehr quantitativ wirkender Geſtalt. So in dem keltiſchen und germaniſchen Norden und Weſten Europas, beſonders bei den britanniſchen Kelten diesſeit und jenſeit des Kanals.

Solche Denkmäler, deren Entſtehungszeit bis jetzt nicht genau anzugeben iſt, beſtehn mitunter in ſchon gebauten Grabkammern, Gängen u. dgl., die gewöhnlich mit Erde, ſeltener mit Steinen, bedeckt ſind. Zu dieſen gehört der „Cârn" der hochſchottiſchen Gaidelen (Galen), der durch, von den Vorübergehenden hinzugeworfene, Steine ſich immer mehr vergrößert, eine Sitte der Pietät, die auch im Oriente vorkommt. Kugler nennt eine Synonyme „Galgal"; wir kennen nur gaidel. gall m. Stein, Fels. Der monumentale Steinpfeiler der Britonen, briton. (in der Niederbretagne) „Peûlvan", entſpricht dem „Bautasteinn" der ſkandiſchen Germanen. Mit aufgeſetzter Platte heißt er briton. Dolmen f., und wird für einen Altar gehalten; das Wort bedeutet vermutlich Tafelſtein (dol ſtatt tol, taol aus lat. tabula). Auch die Benennung Menhir enthält men Stein hir lang. Dieſen Menhirs u. ſ. w. ähnliche Denkmäler glaubt man z. B. in den „Lübbenſteinen" auf den Saſſengräbern bei Helmſtädt zu finden, aber auch in fernen Welttheilen. Die kymriſche Form von men iſt maen m.; daher die zuſammengeſetzten Benennungen für Grabmäler maendo m., maenfedd m., und cistfaen f. d. i. Steinkiſte, plur. cistfeini, deren Beſtimmung indeſſen noch zweifelhaft iſt. Die Steindenkmäler der Kymrobritonen ſtehn oft in Gruppen, namentlich kreisförmig, wie die Cromlech f. (d. i. Krummſtein) in Wales (Cymru). Die großartigſten Werke ſolcher Art

sind: der kymrische „Côrgaur“ (d. i. Riesenchor, von cawr m. Riese), bekannter unter dem englischen Namen „Stonehenge“; das Feld von Carnac in der Bretagne, ein (zufällig mit dem neuaegyptischen in Theben zusammentreffender) Ortsname, der wahrscheinlich eben durch diese Denkmale (allgemein keltisch carn Stein, Steinhaufe) entstanden ist; die mächtige Steingrabhalle auf der nur von einer Familie bewohnten Gavrinis (Ziegeninsel) im Morbihan, die neuestens erst verdiente Aufmerksamkeit erregt. Die Reste keltischer Bauten, besonders Festungen, in England wurden ausführlich von G. R. Hall besprochen in den vorjährigen Sitzungen der British Association zu Newcastle (s. den Bericht im „Reader“ 1863 p. 450 ff.).

Die europäischen Indogermanen haben, wie wir früher bemerkten, mehrere religiöse Vorstellungen und Namen, Sagen und Formeln aus dem heimischen Osten mitgebracht, schwerlich aber, wenigstens in das nordwestliche Europa, Bauformen der Tempel, Altäre und Gräber. Spärliche Berührungen des ältesten Westens mit dem Osten mögen nicht sowohl geschichtlicher als bloß dynamischer Art sein, und die Künste bei der ersten Trennung dieser Familie noch in den ersten Anfängen gestanden haben.

Die alten Germanen waren, wie wir S. 261 bei der Religion andeuteten, wenn auch nicht sehr zu Tempelbau und Götterbildnerei geneigt und geschickt, doch nicht so arm daran, wie man häufig annimmt, auf Tacitus (Germania IX) gestützt. Kugler beruft sich nur auf den späten „ganz von Golde gebauten“ (Adam. Brem. IV 26) Tempel zu Upsala. Aber die deutschen Stämme, mindestens Goten, Sachsen und Hochdeutsche, haben ein sehr altes einheimisches Wort für Tempel gemein: alh, nom. alhs, dessen älteste Form vielleicht nomen Alcis ist bei Tacitus, Germania XLIII, wo dieser Singular eher die heilige Stätte, als die dort verehrten Götterzwillinge bedeuten mag (vgl. J. Grimm, Mythologie S. 57 ff., auch mein Goth. Wörterbuch A. 49). Andre altdeutsche Benennungen bezeichnen das Heiligthum überhaupt, und zwar zunächst den heiligen Hain (vgl. Tacitus, Germ. IX) oder auch Baum; dann aber, bei fortschreitender Bildung oder Verbildung, das erbaute Heiligthum, Tempel und Altar, sogar das Götterbild (Grimm a. a. O.), das

anfangs den Germanen (vgl. u. a. Tacitus ll. c.) wie den Kelten (deren Zeusbild nur eine hohe Eiche, ὑψηλὴ δρῦς Maxim. Tyr., Diss. VIII, war) und ſo allen Völkern auf tieferen Stufen der künſtleriſchen, aber auf reineren und naturwüchſigeren der religiöſen Bildung fehlte.

Auch bei den Kelten, wie bei den Slawen, folgten den natürlichen Tempeln des Haines mit Menſchenhand erbaute, aus Holz z. B. bei den Wenden auf Rügen und in Pommern, mit Bildſäulen aus gleichem Stoffe. Bei den Preuſſen fügte ſich zu der heiligen Eiche ein Zelt (vgl. oben Sempers Anſichten) für das Götterbild. Der feſte Bau des „templi, gallica lingua Isarnodori“ in Burgund, der am Ende des 5. Jahrh. n. C. ſchon dem alten Heidenthum („vetusta paganitas“) angehörte, konnte von Galliern auf Burgunder vererbt ſein. Für ſonſtige Zeugniſſe altdeutſcher Tempelbauten und Götterbilder verweiſen wir auf J. Grimm a. a. O.

In der neuen Welt ragen jene Vorſtufen künſtleriſcher Geſtaltung tiefer in die neue Zeit herein. Zwar läßt ſich ſchon von bildender Kunſt der Eingeborenen Amerikas ſprechen, und zwar von einer ſelbſtändigen, deren Berührungen mit aſiatiſcher, namentlich indiſcher, oder auch chineſiſch-japaniſcher, gleichwie die entſprechenden der Volkstypen ſelbſt, nur dynamiſche ſind. Aber trotz dieſer Selbſtändigkeit, einer gewiſſen Großartigkeit der Bauten und des Reichthums ihrer Skulptur, iſt jene Kunſt auf ziemlich niederer Stufe ſtehn geblieben. Es fragt ſich: wieweit die Raſſe im Stande war, ohne Einimpfung fremden Blutes und Sinnes ſich zur Anſchauung des Schönen (in den oben gezeichneten Grenzen) zu erheben, da ſie durch die weiße Raſſe theils zernichtet, theils für immer in ihrer ſelbſtändigen Entwickelung unterbrochen wurde, wie wir bereits mehrmals bemerkten.

Wir können Amerika in drei große Bildungsprovinzen Einer Raſſe theilen. Über der nördlichen, deren Begräbnisſtätten (Mounds u. ſ. w.) wir o. S. 182. 251 ff. erwähnten, hängt ein dichter, oft blutiger Nebel, der uns nicht in ihre Vorzeit durchdringen läßt. Schon vor den europäiſchen Einwanderungen iſt ein ruheloſes Drängen, deſſen Spuren

bis in die Polargegenden reichen, eine feindselige Zersplitterung sichtbar, Zustände, in welchen ein eigenthümlich strenger Volkscharakter sich entwickelte. Der Kunsttrieb ist gleichwohl ziemlich thätig, äußert sich aber mehr nur in kleinen Gegenständen, im Zubehör des Einzel- und Gemeinde-lebens, als in größeren Werken, zu welchen ruhige Siedelung und Zusammenwirkung größerer einträchtiger Gliederungen nothwendig ist. Kugler läßt Nordamerika fast ganz unerwähnt. So bestimmt wir auch den stammlichen Zusammenhang seiner Urbevölkerung mit der des übrigen Amerikas, zunächst des centralen, annehmen können, so dunkel sind uns ihre Wanderungen, deren Ausgangspunkte und Richtungen. Vermuthung bleibt uns deßhalb auch nur der Zusammenhang der größten Hügelbauten des Missisippithals mit den Bauten in Mexiko und Peru. Die in jenen gefundenen Gegenstände „ergeben als geographische Grenze ihres Vorkommens das Alleghanigebirge, die nördlichen großen Seen, die Sierren von Mexiko und den mexikanischen Meerbusen“ nach Zacher (bei Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen S. 73). Jene Erdbauten, die nur sehr selten mit Steinen bekleidet sind, und deren Errichtung mitunter noch nach der europäischen Einwanderung vorkam, größtentheils aber einer grauen Urzeit angehört, sind theils zu Begräbnissen und Kultuszwecken, theils zu Festungen bestimmt (vgl. u. a. Perty a. a. O. 126 ff.).

Ähnliche Erdbauten (Mohilen, Kurgane) neben riesigen Steinwällen, Steinkreißen und andern Denkmalen kommen auch in den Steppen Centralasiens und des Pontuslandes, selbst in der Ukraine vor (ebds.). Die Epigonen errichten nur noch kleine Mohilen als Wegweiser, während die alten großen oft, wie in Amerika, von altem Waldbestande überwachsen sind.

In Südamerika schuf das (angeblich im 11—12. Jahrh. gegründete) Inkasreich große Städte mit starken Mauern, Palästen, Tempeln, baute mächtige Heerstraßen (vgl. o. über die Verkehrswege), formte auch kolossale Bildwerke, namentlich Köpfe. Massenhafte Skulpturen finden sich in der jetzigen Wüste Atakama auf dem „camino de las pintadas“, einer glatten Trachytwand, welche Philippi (Reise durch die W. A. Halle 1860 S. 75) aus der Inkaszeit

herleitet, und u. a. in der angrenzenden peruanischen Provinz Tarapaka. Merkwürdiger Weise liegen solche Skulpturen und alte Bauten Perus häufig in wüsten und wohl von jeher wasserlosen Gegenden und in der Schneeregion (Darwin im Journal of Researches bei Perty a. a. O. 129).

Dem strengen peruanischen Style gegenüber zeigt in Centralamerika das Reich der verhältnismäßig gebildeten Tulteken (Tolteken) im 7—12. Jahrh. n. C., welchen die roheren Azteken im 12. Jahrh. folgten, ein reiches und prächtiges aber chaotisches Formenspiel. Der „Altartempel" (Teokalli) ist eine oben abgeplattete Pyramide mit Treppen, gewöhnlich von Höfen und Bauten umgeben. Am besten erhalten sind die Tempel in Quatemala mit pyramidalen Statuen und roth und gelb bemalten Götterbildern. „Die 100—120 Fuß hohen Tempel, aus Quadern und Backsteinen erbaut, glockenförmig oder terrassierte Pyramiden darstellend, haben entweder ein scheitelförmiges Dach, zu oberst mit einer Art Halle oder Kapelle, zu der man auf Außentreppen gelangte, wo geopfert und Feuer angezündet wurde; oder sie sind ohne Dach, mit auf Säulen ruhenden Überbauten." (Perty a. a. O. 128.) Die verlassenen Städte mit ihren großen Bauwerken (casas grandes, c. de pietra), namentlich Gemeindehäusern mit vielen Einzelwohnungen und Gemächern, sowie die unterirdischen Gräber bei den Palästen von Mixtlan (Mitla) sind mit mustivischen Verzierungen bedeckt. Die Verzierungen in Palenque sind oft aus aufgelegtem Stuck geformt. Die zahllosen Bauten in Yukatan, wo sich die Spuren älterer und roherer Kunst zeigen, sind nach strengen Gesetzen aufgeführt, und bilden oft menschliche und thierische Kolosse. Bekannt ist die Größe und Pracht der Vorgängerin der Hauptstadt Mexiko, der Lagunenstadt Tenutschtitlan, welche Cortez aus kriegerischer Nothwendigkeit mit größerem Bedauern zerstörte, als jüngst die Franzosen die Häuser und Kirchen von Puebla.

Plastische Kunstwerke sind zahlreich namentlich in den Gräbern des einst mächtigen Kulturvolkes der Chibchas (Tschibtschas) in Cundinamarka und Veragua. Sie bestehn aus 57,75 Theilen Gold, mit 37,45 Kupfer und 4,78 Silber legiert (nach Wöhler und Uriconchea bei Perty a. a. O. 129), was auf ausgedehnten

Handelsverkehr deutet, da Cundinamarka weder Gold noch Kupfer besitzt.

Seitdem wir dieß niederschrieben, hat Waitz in dem 4. Bande seiner oft citierten „Anthropologie der Naturvölker" zahlreiche Einzelheiten über die bildenden Künste der mittel- und süd-amerikanischen Völker zusammengestellt, welche wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Auch in der weiten malayo-polynesischen Inselwelt haben sich „Vorstufen der Kunst" entwickelt. In Otaheiti, Tongatabu u. s. w. die Morais, Treppenterrassen, ähnlich den vorhin erwähnten in Amerika und andern buddhistischer Bauten in Indien, Java u. s. w. Auf der Osterinsel pyramidale Steinhaufen mit behauenen Korallenblöcken; auf andern polynesischen Inseln Bildpfeiler und Idole. Die Pfeilergassen auf der Mariane Tinian sind vielleicht Reste buddhistischer Tempel.

Aegypten besitzt schon im 3. Jahrtausend v. C. Glanz der Macht und der Bildung, welche durch die roheren (vermuthlich semitischen) Hykfos ½ Jahrt. lange unterbrochen, jedoch nicht gebrochen wird, und während dieses Zeitraums Denkmäler in Aethiopien schafft, aber nach der Verjagung der Hykfos, nach der Mitte des 2. Jahrt. neuen und bedeutenden Aufschwung nimmt und viele Denkmäler hinterläßt. Neuem allmählichem Verfalle folgt wiederum neuer Aufschwung im 7. Jahrh. v. C., wo die 100 Jahre lange herrschenden aethiopischen Könige (Sabako, Tahraka u. s. w.) vertrieben wurden. Dieser Aufschwung wird wieder durch die Eroberung der Perser gegen Ende des 6. Jahrh. unterbrochen. Im 4. Jahrh. kommen die bildungs- und kunst-freundlichen Ptolemaeer, im Jahre 30 v. C. die Römer. Beide setzen die nationalen Bauten fort, den alten Typus fortbildend, mitunter auch verbildend.

Dieser Typus ist im Grunde der uralte, in allen Zeitaltern wiederholte und nachgeahmte, dem conservativen Charakter des Volkes gemäß, welchem auch die strenge und verständige Regelmäßigkeit der Kunst und die Größe und Dauerhaftigkeit ihrer Werke entspricht. Die Thätigkeit und Kraftanstrengung der Bauleute wird zwar durch die Tyrannen geboten und erzwungen, liegt aber auch in Wesen und Gewöhnung des Volkes, das durch sein Wohnen in der Stromniederung

ſchon früh zum Denken und Handeln gedrängt wird. Aber es beſitzt nicht die ſchöpferiſche Fortſchrittskraft der Hellenen, ſondern nur die Kraft der Selbſterneuerung nach jenen Störungen, weſshalb auch ſeine ganze Kunſt „ſtereotyp und monoton“ bleibt (Lübke). Nach 3000 Jahren wird ſie, namentlich die Skulptur, greiſenhaft kindiſch (Kugler). Sie zeichnet ſich ſchon in jenem früheſten Zeitraume (3000 v. C.) durch ſcharfe geſchichtliche Auffaſſung aus, namentlich im Gegenſatze zu Indien, deſſen ganze Geſchichte (ſ. o. bei dieſer und der Dichtung) noch ſpät durch myſtiſche Speculation zum Märchen wird. Indeſſen zeigen ſich vielleicht einige indiſche Einwirkungen bei jener Abzweigung und ſpäteren Umbildung der aegyptiſchen Kunſt in Aethiopien (Obernubien und Abyſſinien), beſonders bei den Obelisken von Axum; ſonſt ſind dort griechiſche und römiſche Einwirkungen ſichtbar und durch die Geſchichte erklärlich. Jedoch ruht auf der ethnologiſchen Geſchichte der aethiopiſchen Denkmäler noch manches Dunkel, das hoffentlich in der Kürze Brugſch durch ſprachliche Unterſuchungen erhellen wird.

Die Hauptdenkmäler der aegyptiſchen Kunſt ſind weltbekannt, zum Theile ſchon ſeit älteſter Zeit, und werden jetzt immer gründlicher unterſucht. So die Pyramiden, die Rieſengrabmale der Könige, welche immer wieder durch neue Überbauten nach allen Richtungen vergrößert wurden. Die Könige ſind, wie in ihrer S. 279 beſchriebenen Stellung im Staate, auch in der Kunſt die Mittelpunkte, um welche ſich erſt ſelbſt die Götter gruppieren.

Der Kultus des Todes tritt noch lebhafter in den zahlloſen, oft in Felſen eingehauenen, Gräbern hervor, in deren Wandmalereien und bemalten Flachreliefs das Volk ſein ganzes Leben und ſeine Geſchichte ſchildert, die Lebenden gleichſam den Todten zu Ehren ſich unſterblich machen, wozu denn noch überall die Hieroglyphen kommen. Dieſe Gräber ſind mit Säulen geſchmückt, die zum Theil die heimiſchen Pflanzenformen des Lotos, der Palme u. ſ. w. nachahmen, zum Theil ſchon die doriſche Säule vorbilden. Letzteres gilt auch von den rieſigen Säulen der Tempel und Paläſte, deren geneigte Flächen ſich der Pyramidenform nähern, die älteren in Memphis, die jüngeren beſonders in Theben aus der Zeit nach den Hykſos.

Im 7. Jahrh. v. C. bauen 12 aegyptiſche Fürſten, welche die vorhin erwähnten aethiopiſchen vertrieben hatten, ein Bundesheiligthum, das ſogenannte Labyrinth, über deſſen Erbauung und Beſtimmung jedoch auch andre Anſichten vorliegen. Auch ſetzen ſie, wie ſchon der Aethiope Sabako, die Erbauung Thebens fort. Erſt nach 362 v. C. begann Nectanebus die Bauten von Philae, die (ſammt denen von Theben) von den Ptolemaeern und ſelbſt von den Römern fortgeſetzt wurden. Erſt Kleopatra gründete die Tempel von Hermonthis und Tentyris, die man früher für uralt hielt.

Der hohe Werth der aegyptiſchen Bildnerei zeigt ſich ſowohl in jenen Scenen aus dem täglichen Volksleben, wie in den Porträtköpfen der, ſchon frühen, Freiſkulpturen, namentlich der ſitzenden Bildſäulen, wiewohl in herkömmlicher Starrheit. Weit bewegteres Leben haben die Scenen jener flachen oder mäßig hohen Reliefs, deren lebhafte Färbung ſie der Malerei nähert. Beſonders gut ſind die Thierbilder. Die Köpfe der eingeborenen Aegyptier (neben denen fremder Stämme, wie der Juden) zeigen, nach Lübke, „niedrige Stirn, flachgedrückten Schädel, ſchmales langgeſchlitztes Auge mit niedrig geſchwungener Braue, lange ſchnabelartig gebogene Naſe, ſinnlich volle Lippen, kurzes aber feſtes Kinn“. In ſpäterer Zeit erſcheinen Hochreliefs (Koilanaglyphen, basreliefs en creux), eingegraben, mit ſtehnbleibenden Rändern.

Ein beſonderes Gebiet der älteſten Kunſt bildet das meſopotamiſche Mittelaſien, die Weltreiche Babylons und Ninives. In Vielem iſt dieſe Kunſt der aegyptiſchen verwandt, doch nie ſo einheitlich und abgeſchloſſen, wie ſie und wie die oſtaſiatiſche (indiſche); ſie hat viele Beſonderheiten. Das Volk hat mit dem aegyptiſchen den Anbau des Fußbodens gemein, aber nicht die Felſen als Bau- und Bild-ſtoff; ſodann die Fixierung des Staates in dem deſpotiſchen Königthum, die ſich wiederum auch in der Kunſt abſpiegelt; Lübke rechnet hierhin auch den „hiſtoriſch nüchternen Chronikengeiſt“. Die mittelaſiatiſche Kunſt ſtellt, wie Kugler ſagt, „im Ganzen einer einfach mächtigen Grundſtimmung einen glänzenden Luxus zur Seite“, der durch wachſende Üppigkeit Entartung und frühes Welken verſchuldet. Ihre tief vergrabenen Reſte ſind erſt in neuerer

Zeit durch Franzoſen und Engländer (Botta, Layard) ans Tageslicht gefördert worden.

Zu Alt-Babylon (Babel im Lande Sinear Gen. XI 1–9), das im 3. Jahrt. v. C. blühte und gegen Ende des 2. Jahrt. der Nebenbuhlerin Ninive weichen muſte, wurde der bekannte „Thurm“ erbaut, ein rieſiger Belustempel in Geſtalt einer 8ſtöckigen, je 600 Fuß in Höhe und Baſisbreite meſſenden Stufenpyramide. Bis zum 7. Jahrh. v. C. blieb die Herrſchaft bei Aſſyrien mit der Hauptſtadt Ninive; ſeit dem 7. Jahrh. beſtanden die Reiche von Neu-Babylon und von Medien, ſeit dem Anfange des 6. Jahrh. von Perſien; im 4. Jahrh. kam Alexandros d. G. von Makedonien.

Schon die ungeheure Größe der meſopotamiſchen Hauptſtädte ſteht in Wechſelwirkung mit verhältnismäßig bedeutender Bildung, insbeſondere der bauenden und bildenden Künſte. Ninive lag am oberen Tigris, dem jetzigen Moſul gegenüber. Das älteſte Überbleibſel iſt im Süden der Hügel von Nimrud, der Reſt einer Grabpyramide (Ninos oder Sardanapals, wie man annimmt) auf 150 Fuß breiter Baſis, die von Palaſtbauten umgeben war. Jünger ſind die Reſte von Khorſabad im Norden, die von Kujundſchik in der Mitte des Stadtgebietes. Den Grundſtoff bilden Dörrziegel, bedeckt mit Alabaſterplatten, dieſe mit farbigen Hochreliefs; der Oberrand der Wände iſt (nicht mit Geſimſen, ſondern) mit gemalten Verzierungen verſehen. Die — auch auf Abbildungen von Gebäuden vorkommenden — nicht zahlreichen Säulen haben die Vorbilder (nicht Nachbildungen) ioniſcher Voluntenkapitäle (dagegen in Aegypten der doriſchen Ordnung S. 696). Die Bildnerei beherrſcht die Baukunſt. Wie in Aegypten, trägt ſie monumentalen Charakter, und geſellt ſich Inſchriften zu, hier in ſogenannter Keilſchrift.

Die, ethnologiſch ſehr lehrreichen, Bilder enthalten geſchichtliche Darſtellungen mit genauen Einzelheiten, meiſtens aus dem Leben der Könige, in Krieg und Belagerung, wie in friedlichem Prunke, beſonders der jagenden Nimrode; ſehr ſelten ſind mythiſche und ſymboliſche Bilder, ſowie freiſtehende Statuen. Im kurdiſchen Gebirge kommen auch Felsſkulpturen vor. Der weiche Alabaſter jener Platten begünſtigt die Feinheit und biegſame Lebendigkeit der Bilder, gegenüber der

Feierlichkeit und strengen Regel der aegyptischen. Mehrere Zeitalter der Kunstbildung sind sichtbar, bis zu der letzten und feinsten seit ungefähr 700 v. C.

Die Gestalten der einheimischen Menschen sind — gegenüber den schlanken feingliederigen auf den aegyptischen Denkmälern — gedrungen, derb, fleischig, die Glieder muskulös; auch die Köpfe voll und derb, mit stark gebogenen Habichtsnasen (der semitisch-jüdischen Nase, z. B. auf einem Kopfe aus Nimrud), üppigen Lippen, vortretendem Kinne, Haar und Kinnbart lang und in Löckchen geordnet. Die Kleider sind lang und reichverziert; sie schließen sich an die von den alten Schriftstellern gemeldete Teppichweberei an. Die Bilder der Thiere sind noch großartiger, als die aegyptischen, und trefflich ausgeführt, besonders die Löwen, weniger die Pferde; auf Landschaftsbildern zeigen sich Flüsse mit Fischen. Auch die Pflanzen sind fein ausgeführt. Die Phantasie verbindet menschliche Gestalten mit thierischen; geflügelte Menschen sind die Vorbilder der jüdischen Cherubim. Sehr reich entwickelten sich, vermuthlich von Aegypten ausgehend, die plastischen Kleinkünste in Geräthe und Schmuck. Ihre Stoffe sind Elfenbein, farbiger Schmelz (émail) und besonders Bronze, worauf außer assyrischen Keilschriften auch phoenikische Inschriften vorkommen.

In Medien erbaute Deiokes um 700 v. C. Ekbatana in Atropatene, mit siebenfacher, in Stufen sich erhebender Ringmauer; man unterscheidet die später blühende Hauptstadt Großmediens, die man südlich in Hamadan sucht.

Die Reste Babylons aus seinen beiden Zeiträumen (Nebukadnezar in Neubabylon 604—551 v. C.) finden sich bei Hillah. Im Birs-i-Nimrud sucht man den Belusthurm; auch die Spuren von Semiramis Terrassengärten glaubt man zu sehen. Berühmt waren auch die bethürmten Mauern mit ehernen Thoren und die Wasserbauten der Stadt. Die Stoffe der, der assyrischen ähnlichen, Bildnerei waren Stein und Metall, namentlich Gold, vermuthlich als Holzüberzug. Man findet Edelsteinspiegel und Amuletcylinder mit theils rohen, theils feinen Skulpturen.

Persien fügte vermuthlich zu eigener alt-arischer Bildung und Kunst die der Euphratländer, jedoch nur „eklektisch“ (Lübke),

und bildete ihre Baukunst und Bildnerei in eigenthümlicher Weise fort. Die Gestalten der Menschen ähneln den assyrischen, noch mehr die kräftigen der Thiere, auch der mythischen. Die der Menschen sind freier und edler entwickelt, aber minder muskulös, wobei jedoch der kleinere Maßstab zu bedenken ist. Die Gewande weichen von den assyrischen ab, und sind den Körpern noch mehr angeschmiegt. In Kyros des Ä. Denkmälern (559–529 v. C.) ist sein Bild in assyrischem Styl ausgeführt, trägt aber die aegyptische Krone.

Außer den Entlehnungen aus Assyrien und Aegypten sind auch spätere aus dem ionischen Kleinasien wahrscheinlich. Indessen betrachten wir die, wie in Assyrien, an die ionischen erinnernden Kapitäle der, hier weit zahlreicheren, Säulen als alt-asiatische Form, gleichwie dort. Den allgemeinen Charakter der bildenden Kunst in Persien bezeichnet Lübke als milde Würde. Ihr Hauptgegenstand ist das Königthum überhaupt (in Assyrien mehr die Individuen der Herrscher) in seinen verschiedenen, und zwar friedlichen, Verrichtungen. Ausnahmsweise schildert das Denkmal von Behistan (Bisutun) den Sieg des Königs Darius Hystaspis (521–467 v. C.) über Rebellen (den Magier Gaumâta, griechisch Gomates oder Pseudo-Smerdis). Auf diesen König beziehen sich auch vorzüglich die Gebilde zu Persepolis (Istakhr) in der Ebene Merdascht.

Noch undurchforscht sind die Trümmerhügel von Susa (Schus, östlich von Tigris). In Ekbatana (Hamadan s. o.) melden die Alten kostbare Holzbauten, mit edeln Metallen geschmückt. Erhalten sind dort Reste von Steinbauten, auch das Bruchstück eines Löwenkolosses. Von Kyros d. Ä. stammen die plastisch reichen Denkmale des älteren Stammsitzes der Könige, Pasargadae (bei Murghâb), mit der erwähnten Mischung des Styles.

Kleinasien mit Inbegriffe Syriens lehnt sich in der Kunst vor, außer und neben der hellenischen an Mittelasien, womit es auch die Phoeniken vermittelten; sodann, theilweise in geschichtlichem Zusammenhange, an Aegypten, wie namentlich in Ramses II. Denkmale (vgl. Herod. II 102. 106.) an der Mündung des Lykos (Nahr el Kelb) bei Berytos (Beirut) ein aegyptisches Original erhalten ist, darneben auch spätere Bildnerei der assyrischen Eroberer Aegyptens.

Eine aegyptisierende Nachbildung dagegen ist das Denkmal bei Nymphion (in Jonien, unweit Smyrna). In Galatien (zu Boghazköi) finden sich Bauten mit kyklopischem („pelasgischem") Mauerwerk, und geschichtlich-mythologische Felsreliefs, die an babylonische und persische Denkmäler erinnern, mit aegyptischer Beimischung. Lübke findet darinn sakische (indoskythische) Gestalten, und erinnert an die von Herodotos VII 64 beschriebene Tracht. Spiegel (s. „Ausland" 1864 Nr. 20) bezweifelt die Beziehung dieser, den assyrischen ähnlichen, Skulpturen auf den Friedensschluß zwischen Kyaxares von Medien und Alyattes von Lydien. Ausgemeißelte Felsfaçaden finden sich auch im nördlichen Phrygien und in Lykien.

Lykiens merkwürdige Denkmäler: u. a. auch Vorhallen und freistehende Gebilde, namentlich in Sarkophagform, oft skulpiert, deuten auf griechische Muster und stehn häufig zwischen dem „archaisch-griechischen und dem assyrischen Style" (Lübke). Argivische Könige beriefen lykische Baumeister. Aus Lykien kam der Apollonsdienst nach Delos. Die Inschriften der lykischen Denkmale haben den Zugang zu der Sprache dieses merkwürdigen Völkchens eröffnet, aber dadurch bis jetzt noch kein Endurtheil über die Abstammung fällen lassen. Man glaubt neuerdings, Spuren der lykischen Menschengestalten und ihrer Kleidung in der jetzigen türkischen oder turkisierten Bevölkerung wiederzufinden.

Die aus Mittelasien stammende häufige Harpyiengestalt hat die Überlieferung in Kappadokien selbst noch in mohammedanischer Zeit nachgebildet. In ummauerten Bauten Kiliciens vermuthet Kugler Feueraltäre u. dgl. aus der Zeit assyrischer oder persischer Herrschaft, wie denn auch anderweit kleinasiatische Kunst (s. vorhin) nicht bloß an Ninive, sondern auch an Persepolis erinnert, sodann auch den Übergang in die ionische bildet. Sehr alte Grabhügel finden sich besonders in Lydien. In einem derselben bei Sardes sucht man den des Königes Alyattes, der nach Herodotos I 93 1300 Fuß im Durchmesser, einen steinernen Unterbau und fünf Denksäulen auf dem Gipfel hatte. Weit jünger sind die Felsgräber, namentlich die lykischen in Myra.

In dem für Völkerkunde und die gesammte Bildungsgeschichte so unendlich wichtigen Kleinasien, dem Sonnenaufgangslande (Ἀνατολή)

war, das östlich von Eden im Lande der Flucht (Nôd) wohnte. Man deutet dieß als ein Zugeständnis: daß den hebräischen Nomaden (Abel) östliche Völker in der Bildung vorausgeschritten seien (Pott a. a. O.).

Der phoenikischen Kunst ähnelt, nach Kugler, die „pelasgische", die vor- und ur-griechische, was uns an Kieperts Annahme semitischen Stammes bei den Pelasgern erinnert. Aus jener Vorzeit rühren Grabhügel, die auch in der troischen Ebene vorkommen, kaum Tempel. Die, ursprünglich an sich gestaltlosen, Götter werden, wie bei den Phoeniken, Phrygen u. s. w., durch Steine vertreten. Diese, anfangs viereckig, werden allmählich säulenartig, und endlich zur Herme, die dem viereckigen Pfeiler einen Menschenkopf aufsetzt. Die Königsburgen haben kyklopische Mauern, später künstlicheren Quaderbau; ihre Steinthore haben die geneigten pyramidalen Seitenflächen der aegyptischen Bauten. Aus Aegypten stammt der Minotauros Kretas; aus Assyrien vielleicht die Löwen des Thores von Mykene, die älteste Reliquie europäischer Plastik. Aus Mittelasien leitet auch Lübke Vieles in der Plastik dieses Zeitraumes ab, namentlich die Metallbildnerei, die wir freilich nur aus Sagen kennen. Bauten aus demselben sind die Burgen und unterirdischen Schatzhäuser (Thesauren) in Argolis, namentlich in Tiryns und Mykenae, und in Boeotien Minyas Schatzhaus zu Orchomenos.

Homeros steht „auf der Grenzscheide zweier Welten". Er „schuf die Götter", erlebte aber noch keine hohe Kunst ihrer Bilder und Tempel, deren er mehr nur nebenbei erwähnt, während er seinen Königshäusern und ihren Gärten die Pracht und Zierde Asiens und Bildnerei in Metall und Elfenbein zuschreibt. Ein andres Zeugnis damaliger Plastik ist sein Achillesschild. Sein Heroengrabmale dagegen sind nur aus Erde und Stein aufgethürmt.

In der vorklassischen Zeit Italiens tritt besonders Etrurien hervor. Da die nordische Herkunft der „Tarsenen" noch viel weniger entschieden ist, als die eines möglichen andern Bestandtheils der Etrusker aus Kleinasien: so adoptieren wir Kuglers kunstgeschichtliche Schlüsse aus diesen Voraussetzungen ebensowenig, wie die geschichtliche (nicht bloß dynamische) Natur der von Otfr. Müller

(Etrusker III 1, 4) behaupteten Verwandtschaft etruskischer und kleinasiatischer Musik. Die Blüte des etruskischen Staates fällt in die erste Hälfte des letzten Jahrt. v. C.

Die etruskische Kunst, die lange und weithin in Italien, auch in Rom (besonders durch die tarquinischen Könige) herrscht, ist im allgemeinen herb, nüchtern und verständig, „mehr Manier als Styl" (Lübke), hat jedoch auch plastische Eigenthümlichkeiten. Älter, als die sicheren griechischen Einwirkungen, sind Erinnerungen an Assyrien und an Aegypten. Mancherlei Fremdes kam vermuthlich sporadisch herein, da die Etrusker Seefahrer waren, vielleicht auch unmittelbar mit den Phoeniken und durch diese mittelbar mit dem inneren Asien in Berührung standen.

Wir machen hier darauf aufmerksam: daß die etruskische Schrift zwar phoenikischen Ursprungs ist, aber (wie die europäischen Schriften im allgemeinen) durch die Griechen vermittelt wurde, jedoch in älterer Zeit, als die übrigen alten italischen Schriftgattungen.

Selbst nach der Einführung der helleniſchen Kunst bleibt oft noch der einheimische Charakter sichtbar, wie denn dieser verständige Realismus, die „orientalische chronikenartige Schilderung", sowohl in Scenen der Wirklichkeit, wie in mythologischen (neben denen hellenischer Gattung), noch spät in italischen Wandgemälden und Grabreliefs auch außerhalb Etruriens bemerkbar ist. Im 7. Jahrh. v. C. sollen griechische Künstler, vermuthlich besonders Thonbildner aus Korinthos, nach Italien gekommen sein, die zuerst von den Etruskern, dann von den Römern nachgeahmt wurden.

Die Etrusker bauten über und unter der Erde (z. B. Thürme und Gräber), und höhlten Grabgrotten in den Felsen aus, deren Façaden sie ausmeißelten. Letztere hatten pyramidalisch, jedoch nicht ganz in jenem aegyptischen Style, geneigte Fläche; manche stellen etruskische Säulenportiken plastisch dar. Die ältesten Mauern und Thore gleichen den vorhin beschriebenen altgriechischen. Dem früh entwickelten Quadernbau ist das „Kistengewölbe" eigenthümlich, namentlich in der Cloaca maxima der Tarquinier. Solche praktische Bauten, Kanäle und Dämme bauten die Etrusker geschickter, als

ihre Tempel (vgl. beſonders Vitruv. IV 7). Die älteſte Geſtalt der letzteren iſt nicht „orientaliſch-pelasgiſch“, ſondern „raſeniſch“ (Kugler o. S. 704); d. h. ſie trägt den entſchiedenen Typus des alten nordeuropäiſchen Holzbaus, und iſt mit Säulen und Bildwerk geziert (vgl. u. über die doriſchen Tempel).

Etrurien und überhaupt Italien eigenthümlich iſt das Atrium des Wohnhauſes, deſſen Traufen nach innen gehn, bei den Tempeln dagegen nach außen. Reichliche Bildnerei auf Stein und Metallblech ſchildert, gleichwie die Wandgemälde der Gräber, meiſtens Vorgänge aus dem Leben. Daneben treten aſſyriſche Flügellöwen und aegyptiſche Sphinxe auf. Auch das Bildwerk auf den bekannten ſchwarzen Thongefäßen erinnert gröſtentheils an aſiatiſche Vorbilder. Menſchengeſtalten in den Grabbildern haben das Auftreten mit der ganzen Fußſohle mit den älteſten griechiſchen gemein; es iſt die aus Mittelaſien, vielleicht urſprünglich aus Aegypten ſtammende Überlieferung, die auch von phyſiologiſchem Standpunkte aus unterſucht werden ſollte. Auffallender ſind bei den älteren Bildern (neben den jüngeren helleniſierenden) andere Erinnerungen an Aegypten, ſogar Köpfe mit flachem Schädel, zurückweichender Stirn, ſchrägen Augen, vortretendem Munde, die von allen griechiſchen und italiſchen abweichen und vielleicht eher nach fremden Bildern, als nach lebenden Menſchen gezeichnet ſind. Lübke jedoch hält dieſes Profil für das eigentlich etruskiſche; vgl. dagegen unſer Früheres über die Etrusker oben S. 165 ff. Deleutre (Geſchichte der Kunſt, bearb. von Feſter, Lpz. 1863) ſchreibt es, als bloß techniſchen Fehler, auch der älteſten griechiſchen Kunſt zu.

Die Zieraten der Tempel ſind erſt aus Thon (ſo auch in Rom durch etruskiſche Bildner), darnach aus Erzguſſe geformt. Schöne und zahlreiche kleine Schmuckſachen und Ziergeräthe ſind großentheils aus Bronze und aus Gold gebildet.

Späterhin denn miſchte ſich etruskiſche Kunſt und Mythe mit der helleniſchen, und gieng wiederum auf Rom über. Die Ausdehnung ihrer Ausübung bezeugen ungefähr 2000 eherne Bildſäulen, welche die einzige Stadt Volſinii bei ihrer Eroberung durch die Römer 265 v. C. beſaß. In dieſem ſpät-etruskiſchen Zeitraume

blühte außer dem Erzguſſe (von Koloſſen bis zu Statuetten) die Plaſtik mannigfaltig: Gravierte Zeichnungen auf Gemmen und (bisweilen in Flachrelief) auf ehernen Rundſpiegelrücken und Ciſten. Aſchenkiſten mit Hochreliefs und Bemalung kommen beſonders in Volterra vor. Selbſt bei dem Fortſchritte mit und nach der helleniſchen Kunſt behält die etruskiſche Übertreibung und Schroffheit der menſchlichen Bewegung bei, wie denn überhaupt in Italien, noch 200 v. C., neben der griechiſchen Kunſt entſchieden italiſche bemerkbar iſt, die theilweiſe an den Orient erinnert. Die den Etruskern und den Aſſyriern gemeinſame Linienverzierung findet ſich auch in keltiſchen Gräbern und am Schatzhauſe von Mykenae.

Am Ende löſt ſich die etruskiſche Kunſt völlig in Handwerk auf, wie überhaupt in Italien auch die griechiſch-römiſche Plaſtik allmählich „verwilderte".

Die höchſte Blüte alles Völkerlebens, des helleniſchen der geſchichtlich klaſſiſchen Zeit, umſchließt auch die Kunſt. Im Gegenſatze zu der weitgedehnten aber eintönigen „orientaliſchen" Bildung entwickelt ſich das Griechenthum auf engem Raume, aber in reichſter Gliederung des Einzellebens, deren Pole der doriſche und der joniſche Stamm ſind.

Am Ende des 2. Jahrtauſends v. C. brachten die Dorer aus den Gebirgen des Nordens, in der Peloponneſos ſich feſtſetzend, den Dorismos als occidentaliſche Kultur herein, nicht aber als fertiges eigenes Element mit, während der Jonismos das alte pelasgiſche Element verjüngt und umbildet (Kugler). Die aſiatiſche Tyrannis gieng in ariſtokratiſche und demokratiſche Freiſtaaten über, deren Freiheit mit der Sittlichkeit auch den Kunſtſinn förderte und erzog. Der Volksgeiſt bildete die Götter allmählich aus Vertretern der Naturgewalten zu ſeinen eigenen Vertretern um, zu idealiſierten Menſchen, welche die Kunſt abbilden und deren Bildern ſie Tempelpaläſte bauen durfte.

Die Plaſtik emancipierte ſich von der Architektonik, und vermehrte ihre Mittel durch den Glanz von Metallen und edeln Steinen, ſowie durch Farben (der Bildwerke, vermuthlich auch der Säulen), in das Gebiet der Malerei übergreifend, vielleicht weniger

aus Gefühl der Nothwendigkeit, als aus Geschmack. Die gesammte griechische Kunst besitzt „edle Einfachheit und stille Größe“ (Winckelmann). Sie entspricht der idealsten Richtung des sehr mannigfachen und häufig von diesem Ideale abweichenden Volksgeistes. Ein individueller Ausdruck desselben in jener Würde ist uns in der Grabstele eines athenischen Bürgers Aristion in einfacher Hoplitenrüstung erhalten, der in dem Perserkriege lebte und fiel, also in der Zeit der edelsten griechischen Volkskraft. Lübke findet in diesem Bilde den „anziehenden Ausdruck ruhiger Sicherheit des inneren Lebens und ehrenfester Tüchtigkeit“.

Über die menschlichen Vorbilder (Typen) der griechischen Kunst und ihre Mannigfaltigkeit innerhalb des Gemeinsamen, sowohl für Kopf und Gesicht, wie für den Körper, wäre Viel zu sagen. Die Ethnologie hätte zu den Denkmalen auch die schriftlichen Nachrichten der Alten zuzuziehen, wie auch besonders die Schädel und ganzen Skelette in antiken Gräbern, ferner die Reste der späteren Zeiträume bis zu dem lebenden Geschlechte der Gegenwart. Wir begnügen uns hier, eine zwar erst aus dem 5. Jahrh. n. C. herrührende, aber auf ältere und ethnisch reinere Zeit hindeutende Schilderung des hellenischen Typus aus Adamantios Physiognomik XXIV mitzutheilen (nach Uhlenhuth, das plastische Kunstwerk 2. A. Berlin 1864, vgl. O. Müllers Archaeologie): „Wenn bei Manchen der hellenische und ionische Stamm sich rein bewahrt, dann sind es ziemlich große Männer, etwas breit, gerade, wohlgebaut, mit weißer Hautfarbe, blond und mit einer angemessenen schön gefügten Fleischmischung, gerade Schenkel, schön gewachsene Extremitäten (Spitzen) mit einem Kopfe von mittlerer Größe, gerundet (darum nicht Rundkopf nach moderner Terminologie, s. o. bei der Physiologie), der Hals kräftig, das Haar etwas blond, weich und sanft gekräuselt, ein quadratisches Gesicht, feine Lippen, gerade Nase, schmachtende Augen. Strahlend blickend haben sie in sich viel funkelndes Feuer, denn das hellenische Volk hat die schönsten Augen von allen.“

Der dorische Tempel mit Säulenhalle ist, wie der erwähnte etruskische, aus Holzbau entstanden, ohne daß wir darum, wie Kugler bei letzterem, an Ursprung aus höherem Norden Europas denken, wir müßten denn Vermittelung durch die Etrusker annehmen,

wobei wir deren Identität mit den pelasgischen Tyrrhenern in der Haemoshalbinsel unentschieden lassen würden. Verkehr Griechenlands mit Etrurien selbst ist sicher, auch unmittelbarer, nicht bloß durch Großgriechenland. Wir erinnern an unsere obige Äußerung über das etruskische Alphabet, dessen nächstes Vorbild wenigstens in Großgriechenland nicht aufgefunden wurde, sowie an die Sage von der Einführung der Thonplastik aus Korinthos (S. 705), wo sie erfunden worden sein soll. Bei bemalten und beschriebenen dorischen Thongefäßen, besonders aus dem 6. Jahrh. v. C., herrscht noch orientalischer Geschmack vor (Kugler). Seit dem Anfange des 6. Jahrh. jedoch beginnt bereits die edelste hellenische Baukunst und Plastik, beide harmonisch vertheilt. Die kraftvolle dorische Kunst und die weichere, sinnvoll gegliederte ionische unterscheiden sich namentlich durch die Säulen, deren wir schon oben in Asien und Aegypten gedachten. Manchmal sind beide Ordnungen verbündet, wie in Attika. Außerhalb Hellas herrschte die dorische in Unteritalien und Sicilien, die ionische in den kleinasiatischen Stammsitzen und späteren Siedelungen des ionischen Stammes.

Das älteste (durch Pausanias V 17) bekannte Werk griechischer Plastik nach der Heroenzeit ist die mit mythischen Skulpturen und Einlagen aus Holz geschmückte Cedernholzlade der Kypseliden im Heratempel zu Olympia. Der fortschreitenden bildenden Kunst schenkte der heimische Boden seinen Marmor. Die Verwandelung der puppenhaft starren Gestalten in lebende durch die Daedalen reicht in mythische Zeit hinauf, oder wurde vielmehr dem dichterischen Volke frühe zum Mythos. Metallkolosse entstanden schon früh; die 101 rhodischen (nach Plinius) gehören einem späteren Zeitraume an. Hier und da, z. B. bei der Pyramide von Kenchreae, vermuthet Kugler (Lübke aber nicht) unmittelbare aegyptische Einwirkung, die übrigens in andern Bildungszweigen bekanntlich durch die Sagengeschichte aegyptischer Kolonisten behauptet wird.

Mit Kugler und Lübke nehmen wir vier Hauptzeiträume der griechischen Kunst an.

Der erste umfaßt das 1. Jahrh. v. C. und einige Jahrzehnte des fünften. Seit dem 5. Jahrh. steigert sich das Volksbewußtsein

durch die Abwehr der Perſer in Griechenland, der Karthager in Sicilien. Die älteſten, meiſt doriſchen, Tempel ſtanden in den ſiciliſchen Städten Syrakuſae, Akrágas (Agrigentum, Girgenti), Selinús; in Griechenland in Kórinthos, Ägina (Athenetempel), Athen (der ältere Parthenón und der Tempel des olymphiſchen Zeus) Delphi (Apollons); in Kleinaſien in Epheſos (der ioniſche Tempel der Artemis), Aſſos (doriſch), auf Samos (alt-ioniſcher Tempels Heras).

Die Plaſtik ſchuf eherne Geräthe und Weihgefäße namentlich auf kleinaſiatiſchen Inſeln; Bildſäulen aus Holz mit Elfenbein und Gold, in der Peloponneſos von Meiſtern aus Kleinaſien und Kreta, darnach auch in Erz in Sikyón. Doriſche Kunſt herrſchte in Aegina vor, ioniſche in Athen, im nächſten Zeitraume zur doriſchen geſellt.

Malerei ſoll in Sikyon und Korinthos (wo Kleanthes das Schattenbild erfand) entſtanden ſein. Jedenfalls ſtand ſie noch auf niederer Stufe, und wurde auf Statuen und Thongefäßen nur handwerklich geübt.

Der zweite Zeitraum beginnt um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Nach den Perſerkriegen, wie wir ſchon mehrfach bemerkten, entfaltete der griechiſche Volksgeiſt überhaupt ſeine volle Herrlichkeit, deren Untergang ewige Todtenklage verdient. Das Maſſige und Starre weicht der Elaſticität. Der Vorort aller Kunſt wird Athen, namentlich durch Perikles und Phidias (Φειδίας), dieſen allſeitigen genialen Künſtlerfürſten, der, gleich Sokrates, als „Götterläſterer“ im Kerker ſtarb. Wir fanden ſchon in der Literaturgeſchichte das Pfaffenthum in Griechenland nicht minder blühend, als in Judaea und in der chriſtlichen Welt; dazu kam noch vorzugsweiſe bei den Hellenen der Neid gegen die größten Männer des eigenen Volkes! Jener Beider Werk, der jüngere Parthenon, deſſen Säulen Delentre (a. a. O. 24) an Körper und Stellungen ſchöner Frauen erinnern, hat in wundervollen Trümmern alle Akte des griechiſchen Trauerſpiels überdauert, den Cultus der römiſchen Caeſaren und des „unbekannten Gottes“ in Athen, das Bombardement der Venezianer, Lord Elgins rettenden Raub. Seine herrliche Bewohnerin, die heilige Jungfrau Athene in

Phidias riesigem Bilde, stand noch gegen Ende des 4. Jahrh. n. C. und verschwand seitdem spurlos! Auch Phidias noch großartigeres Werk, der chryselephantine Zeus von Olympia, der „den Gottesbegriff des ganzen Volkes darstellte“ (Lübke) und auch noch bei den Römern die höchste Verehrung genoß, verbrannte sammt seinem Tempel erst im 5. Jahrh. n. C. Letzterer war dorisch, wurde von Libon aus Elis gegründet und gegen 432 v. C. vollendet. Phidias Werke in Marmor und Erz, mit Hülfe von Gold und Elfenbein, athmen höchste ruhige harmonische Würde; er war der Meister aller Götterbildner.

Wir verzeichnen noch einige Meisterwerke dieses (zweiten) Zeitraums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Örtlichkeit. In Athen noch den Theseustempel, die dorischen und ionischen Propyläen, die ionischen Tempel der Nike Apteros und der Athene Polias (Ἐρέχθειον) auf der Akropolis. In Attika ferner die Tempel der Demetermysterien in Eleusis, der Nemesis in Rhamnús, der Athene in Súnion weit ins Meer hinaus erglänzend. Tempel erhoben sich in der Pelopónnesos, in Arkadien (des Apollon Epikurios zu Bassae), auf Delos (Apollons), wo später ein Barbar mit griechischem Namen die harmlosen, bis dahin gottbeschützten, Bewohner mordete und die heilige Insel verwüstete (Pausan. III 23). In Großgriechenland bemerken wir Metapontion und den noch sichtbaren Poseidonstempel zu Paestum (ἡ Παῖστος); in Sicilien die in christliche Kirchen verbauten Tempel Athenes auf der syrakusischen Insel Ortygía, und des Zeus Polieus in Akrágas, sowie die, durch die zerstörenden Einfälle der Karthager 409 und 405 v. C. im Ausbau unterbrochenen, Tempel zu Selinus und den des olympischen Zeus zu Akrágas, den größten der griechischen Welt nach dem Artemistempel zu Ephesos.

Für die Plastik nennen wir die Schule von Ageládas aus Argos (wo zwei Bildhauer dieses Namens genannt werden), aus welcher sowohl Phidias selbst, wie Polýklitos (Πολύκλειτος) aus Sikyon oder Argos und Myron aus Eleutherae (Grenzstadt Attikas und Boeotiens) hervorgiengen; sodann Pythagóras aus Rhegion, Kálamis u. A. in Athen.

Die Malerei hebt sich allmählich, namentlich durch Polýgnōtos aus Thasos, der in Athen wirkte und die Halle (Lesche) der

Knidier in Delphi ausmalte; Agátharchos aus Samos, der in der 2. Hälfte des 5. Jahrh. in Athen Wohnungen und Theater zierte und vermuthlich Verdienste um die Perspective erwarb; Apollódôros in Athen, den „Schattenmaler", der Lichter und Farben wirken ließ.

Der dritte Zeitraum beginnt im 4. Jahrh. v. C., nach dem peloponnesischen Kriege. Als seine Merkmale nennt Kugler: Wirkung und Schein, im besten Sinne; geistige Erregung und Individualisierung statt der früheren „Gattungsmäßigkeit" (doch s. S. 708 die Bemerkung zu der Stele aus dem Perserkriege); malerisches Element.

In der Baukunst nimmt die verbündete Jonik und Dorik den prachtvollen korinthischen Blätterkelch statt des ionischen Voluten-kapitals an. Der Bildhauer Skópas aus Paros ist zugleich der Baumeister des größten und prächtigsten peloponnesischen Tempels, der Athená Aléa zu Tegéa. In Kleinasien werden viele Tempel gebaut; in Halikarnassós das Mausoleum (Μαυσώλειον), dessen Reste erst neuerdings auferstehn. In der Plastik wirken die athenische und die peloponnesische Schule. In jener schuf Skopas namentlich den bekannten langgewandeten Apollon Musagetes mit der Kithara; der graziöse Praxitéles aus Athen oder Paros namentlich Aphrodite in dem rings offenen Tempel zu Knidos. In der peloponnesischen Schule nennen wir Euphranor, der auch Maler war; Lysíppos aus Sikyon, der Bildnisstatuen schuf, darunter mehrere Alexanders d. G., und seinen Bruder Lysístratos, der nach Wachsmasken arbeitete; Dâmophón von Messene, der dort (nach der Wiederherstellung des Staates) und in der arkadischen Megalopolis viele Götterbilder schuf, auch an Phidias Zeus in Olympia das Elfenbein restaurierte.

In diesen Zeitraum fällt auch die Fortbildung der Kunst in Lykien, namentlich das sogenannte Harpagos-Denkmal auf der Akropolis von Xánthos; die in London befindlichen Friesreliefs verbinden griechische und assyrische Kunst in genauen geschichtlichen Darstellungen. Felsgräber, besonders in Myra und Karýanda, zeigen namentlich naive weich behandelte Familienscenen, in Pinara (τὰ Π.) auch landschaftliche Ansichten von Städten und von Grabdenkmälern.

Im 4. Jahrh. bildet sich die Münzprägung aus in Hellas, Großgriechenland und Sicilien. Gegen Ende des Jahrhunderts werden viele Gemmen gearbeitet, die früher häufiger, jedoch in hellenischem Styl, in Etrurien vorkommen. Die Malerei gelangt jetzt zu selbständiger Blüte. Der attischen Schule des vorigen Zeitraumes stellt sich die ionische entgegen, die an die venezianische erinnert. Sie blüht besonders in Kleinasien, namentlich in Ephesos; woher auch Parrhasios stammt, der in dem bekannten Wettstreite mit Meister Zeuxis diesen selbst täuschte, wie Zeuxis vorher die Vögel. Timanthes von Kythnos deutete bei Iphigenias Opfer den höchsten Schmerz des Vaters, den kein Maler abbilden kann, nur an durch Verhüllung des Hauptes. Die Schule von Sikyon bildete u. A. den schon genannten Euphranor; Pausias, den Enkaustiker und ersten Zimmerdeckenmaler; den wissenschaftlichen Künstler Pámphilos, bei welchem der Jonier Apellés aus Kos oder Ephesos, der größte griechische Maler, seine in Ephesos begonnenen Studien vollendete. Aus diesem Zeitraume stammen Gemäldereste in Paestum.

Der vierte Zeitraum geht von der makedonischen Oberherrschaft bis zur römischen Eroberung. Mitten in dem Reichthum der, wenn auch nicht mehr frischen, doch wundervoll ausgebildeten Kunst, die an allen Wohnsitzen der Griechen bis auf die kleinsten Inseln heimisch ist, ahnen wir mit tiefer Trauer ihren Verfall mit dem der Freiheit und der Sitte des Volkes, und die unendliche Verwüstung und Verödung der herrlichsten Bildungsgebiete. Nirgends sind diese tiefer durch barbarische Eroberer verschüttet, als in Kleinasien, der Wiege des Griechenthums.

Alexandros d. G. wollte die Griechen für die Idee begeistern: „hellenische Civilisation unter makedonischer Obermacht nach Osten zu tragen“ (sagt Lübke, der an Österreichs Aufgabe gedacht haben mag). Mit ihm aber tritt an die Stelle der vermenschlichten Götter der vergöttlichte Mensch.

Von der eklektischen Baukunst dieses Zeitraums sind mehrere Reste vorhanden: der ionische Tempel des Zeus Panellenios zu Aezani (*οἱ Αἰζανοί, Ἀζανοί*) in Phrygien; von den Prachtbauten in Athen der von Andrónikos Kyrrhéstes (aus Kyrrhos) erbaute Thurm der Winde; in Sicilien u. a. das Theater von Segesta.

Die Skulptur blühte besonders auf dem Festlande und den Inseln Kleinasiens. Chares aus Rhodos, Lysippos Schüler, schuf den berühmten Apollonskoloss. Apollonios und Taurikós aus Tralles (αἱ Τράλλεις, ἡ Τράλλις) in Lydien oder Phrygien bildeten die leidenschaftlich bewegte, aber nicht fein berechnete Gruppe des „farnesischen" Stiers, die von Rhodos einst nach Rom gebracht wurde und jetzt sich im Museum zu Neapel befindet. Die reichen Könige Attalos und Euménes von Pergamos förderten Wissenschaft und Kunst. Pyrómachos schildert ihre Kämpfe gegen die eingedrungenen Galater, von welchen uns ethnologisch wichtige Bilder in den fälschlich „sterbender Fechter" und „Paetus und Arria" genannten Kunstwerken erhalten sind. — Die Malerei wendet sich mit luxuriösem Reichthum dem Genre zu, und wirkte auch auf die Ausbildung der (bisher schon bei Fußböden üblichen) Mosaik.

Mit diesem vierten Zeitraum ist die reiche Kunstthätigkeit der Griechen noch bei weitem nicht geschlossen; aber wir verfolgen ihre ferneren Zeiträume in der „Kunst der römischen Epoche".

Auf der Höhe ihres Volksthums sahen wir die Römer bereits in unseren früheren Abschnitten als ein verständiges und praktisches Volk — von Aristokraten, sagt Lübke, mit alten Ahnenbildern in gemalten Wachsmasken —, als tüchtige Staatsmänner und Gesetzgeber; aber auch als tapfre, kluge und gewissenlose Eroberer, jedoch nicht mehr als die barbarischen Städtezerstörer ihrer früheren Zeit, sondern aus den eroberten Ländern Kunstwerke und Künstler als edelste Kriegsbeute heimführend (wie ähnlich die Franzosen unsers Jahrhunderts). Bald erblicken wir sie im Besitze eines „gediegenen Luxus" und namentlich einer großartigen, massigen und reichverzierten Architektonik, während nur wenige Bildhauer eingeborene Römer sind.

Selbst arm an künstlerischer Phantasie, gewann ihr Ehrgeiz doch Geschmack genug, um die Reste des Hellenismos zu fördern und, soweit es der spröden römischen Natur möglich war, selbst anzunehmen. Doch behielten ihre korinthischen Säulentempel Erinnerungen der oben bezeichneten etruskischen Kunst. Auf dem Deckel der von dem Italer Novius Plautius mit griechischer Kunst gefertigten

ficoroniſchen Kiſte zeigt ſich roher alter italiſch-etruskiſcher Styl von andrer Hand. Alt-italiſch ſind auch die Bögen und Überwölbungen der Bäder, Brücken, Waſſerleitungen, Thore und Triumphbögen, Theater und Amphitheater. Eigenthümlich, mit römiſcher Einrichtung und Sitte zuſammenhangend, ſind die vielumfaſſenden Fora, die Baſiliken für Gericht und Börſe mit dem Tribunal als Halbrundniſche, welche ſpäter in chriſtliche Kirchen verwandelt wurden; auch die gewaltigen Grabmale und vieles Andere.

Als erſte griechiſche Künſtler in Rom werden Dämóphilos und Górgaſos genannt, welche den, ſchon 493 v. C. eingeweihten, Cerestempel beim Circus maximus mit Bildwerken und Gemälden ſchmückten. Um 250 v. C., nach den Samnitenkriegen, kamen griechiſche Kunſtwerke nach Rom, 212 aus Syrakus, 146 aus Korinth. Die Beſieger der Makedonen, Flaminius und Aemilius Paullus, und der Aetoler Fulvius Nobilior, führten zahlreiche Kunſtwerke und Künſtler ein, Letzterer allein 515 Statuen aus Erz und Marmor. Von 146 (der Eroberung Griechenlands) an beginnt, durch Roms Macht und Mittel gefördert, die hohe Nachblüte der griechiſchen Kunſt in der neu-attiſchen Schule, großentheils in Rom ſelbſt, in warmer Reproduction und feinſter Ausführung, nur von der alt-attiſchen Schule übertroffen.

Kugler und Lübke nehmen drei Zeiträume der römiſchen Kunſt an.

Der erſte Zeitraum währt vom 2. Jahrh. v. C. bis 69 n. C., d. h. bis zum Untergange des auguſtiſchen Hauſes und der Herrſchaft der Flavier.

Die Baukunſt ſchafft in Hellas ſelbſt u. a. die Propylaeen des Demetertempels zu Eleuſis (nach denen der atheniſchen Akropolis gebaut) und des neuen Marktes zu Athen; hier auch die, noch vorhandenen, koloſſalen Säulen des Tempels des olympiſchen Zeus. In Kleinaſien Tempel zu Aphrodiſiás (von dem noch ioniſche Säulen aufrecht ſtehn) und Ankyra (des Auguſtus und der Roma; Reſte noch vorhanden). In den italiſchen Städten zahlreiche Bauten, z. B. in Rom (u. a. das Pantheon), Pompeji mit vielfarbigen Decorationen. In Iſtrien den Tempel des Auguſtus und der Roma zu Pola.

Von der Skulptur dieſes Zeitraums ſagt Kugler: ſie ſei „ein Auszug des Höchſten und Feinſten, was die früheren Blüteepochen der helleniſchen Kunſt ausgezeichnet hatte“, aber bei dieſer „Virtuoſität“ ohne den „innerſten Lebenspuls“ des 4. und 5. Jahrh. v. C., indem „die Unſchuld des künſtleriſchen Gefühls“ fehlte. Reſte dieſes Zeitraums ſind zahlreich. Z. B. der „borgheſiſche Fechter“ von Agaſias aus Epheſos (im Pariſer Muſeum); der „farneſiſche Hercules“ von Glykon aus Athen (in Neapel); die „mediceiſche Venus“ von Kleoménes aus Athen, „eine Umprägung des praxiteliſchen Ideals“ von höchſter Anmuth der Formen, aber ohne die des „naiven Selbſtvergeſſens“ (in Florenz); der „Apoll von Belvedere“ (im Vatikan); die Laokóöngruppe, von dreien Rhodiern: Agéſandros, Polydóros und Athenódóros, meiſterhaft, „aber bühnenmäßig“, ausgeführt (ebenfalls im Vatikan). Gegenüber der helleniſchen Kunſt zeichnet ſich die römiſche (in engerem Sinne) dieſes und des folgenden Zeitraums durch Porträtſtatuen aus, deren realiſtiſche Genauigkeit den Abbildungen der verſchiedenen Völkertypen bedeutenden ethnologiſchen Werth gibt. In dieſen Zeitraum fallen die 14 Nationenſtatuen in dem, von dem Römer Coponius unter Pompejus gearbeiteten, Siegesdenkmal; auch die merkwürdige, neueſtens gefundene, Bildſäule des Kaiſers Auguſtus. Auf Münzen und Kameen bemerken wir die in Glas eingeſchnittenen Scenen der ſogenannten Portlandsvaſe (in London, von einem Wahnſinnigen zertrümmert, kunſtreich wiederhergeſtellt).

In der Malerei zeichnet ſich aus Timómachos aus Byzantion, deſſen Medea ein Wandgemälde in Herculanum nachbildet; eine Malerin Lala aus Kyzikos malte Bildniſſe. Später wird die Malerei nur decorativ. Fresken und Moſaiken nehmen zu.

Im zweiten Zeitraume, unter den Flaviern, blüht die Kunſt vorzüglich unter Trajanus und Hadrianus.

Für die Baukunſt zeugt der ganze Orbis Romanus, u. a. das Coloſſeum der Flavier, der gewaltigſte römiſche Maſſenbau, mit helleniſchen Säulen geſchmückt; Titus Triumphbogen: Trajans Forum, eine großartige Bauanlage; Trajans Bögen u. a. auch in Spanien und Afrika (Tucca); Philópappos Miſchbau in Athen; römiſch-helleniſcher Styl in Hadrians Bauten zu Rom, Remanſus (maison

quarrée zu Nîmes), Nikaea, in Aegypten die ganze Stadt Antinoe (Αντινόεια).

Die Plastik römischen Styls, deren Hauptgesetz nicht Schönheit, sondern geschichtliche Wahrheit ist, erscheint besonders bei Trajans Denkmälern, namentlich auf seiner Säule mit 2500 Männergestalten, deren dakische Typen spärlichen ethnologischen Ersatz für die mangelnden Aufzeichnungen aus der Sprache des Volkes bieten. Ähnlichen ethnologischen Werth hat der Markomannenkrieg auf Mark-Aurels Säule. Unter Hadrianus herrscht hellenischer Archaismus vor, namentlich auf den Bildern seines Lieblings Antinoos. Häufig sind Sarkophage aus diesem Zeitraum. Lübke läßt denselben schon von 14 (statt 69) bis 138 (Hadrianus) n. C. währen, und kennzeichnet ihn ebenfalls durch Wachsthum der geschichtlichen Bildnerei, als „echter Tochter des römischen Geistes", der auch immer mehr im Dienste der, sammt ihrem plastischen Schmucke an Großartigkeit zunehmenden, Baukunst waltet.

Der dritte Zeitraum dauert bis zum Untergange des Reiches. Seit Septimius Severus (193–211 n. C.) lastet die soldatische Kaiserherrschaft auf den Völkern des ungeheuren Reiches. Volksthum und Kunst zeigen wirres Gemisch des Westens und des Ostens, in welchem die alte römische Tüchtigkeit versiegt ist und als Bodensatz hinterlassen hat „barbarische Rohheit, häßlich verschmolzen mit den Lastern der verdorbenen Kulturen dreier Welttheile" (Lübke). Zu der römisch-griechischen Götterwelt kommen noch Gottheiten aus Aegypten, Assyrien, Persien (Isis, Mithras u. s. w.), und endlich, unter Constantinus (gest. 337) das Christenthum, schon zur Staatsreligion gefälscht, mit den Anfängen seiner Kunst.

Zugleich wird die gesunkene römische Kunst nach Ost-Rom, der neuen Konstantinopolis, übergetragen, wo jedoch aus diesem Zeitraume wenige oder keine Reste vorhanden sind, die Reliefs auf Theodosios Obelisken nur in Abbildungen.

Die Baukunst schuf Septimius Severus mächtige Triumphbögen und hinterließ in dessen Vaterlande Afrika bedeutende Reste, sowie auch in Gallien und Istrien; mischte römischen und asiatischen Styl in Kleinasien und besonders in Syrien phantastisch und sinnverwirrend (Pálmŷra, Heliópolis); in Palaestina römischen

Styl mit aegyptiſchem und mit einheimiſcher Überlieferung (Felsdenkmale, Königsgräber). Das ausgedehnteſte Denkmal in Arabien iſt Petra. In Rom ſelbſt zeigen ſich verſchiedene Stylarten; aſiatiſcher Geſchmack namentlich in Verona und in Salona (Diocletianus Palaſt in Spálatro, aus dem Anfange des 4. Jahrh.). Unter Conſtantinus werden Baſiliken in Pergamos und in Trier (wenn nicht eher Thermen; jetzt evangeliſche Kirche) erbaut.

In der Plaſtik wirken Romanismus und Hellenismus neben einander; ſie widmet ſich den verſchiedenen Götterdienſten. Noch ſpät, beſonders von der Zeit der Antonine an, ſind unzählliche Sarkophage mit theils handwerksmäßigen, theils ideal helleniſchen Reliefs geſchmückt. Häufig ſind Bildniſſe der Kaiſer und Kaiſerinnen, auch z. B. des wüſten Caracalla: ſie verdrängen die Ideale und verderben die Kunſt. Dieſe unſinnigen Barbaren auf dem Kaiſerthrone ſchlugen ſogar den geraubten griechiſchen Bildſäulen die edelſchönen Götterköpfe ab, um ihre eigenen misgeſchaffenen darauf zu ſetzen. Claudius erſetzte auch auf Gemälden den Kopf Alexanders d. G. durch den des Kaiſers Auguſtus. Caligula ließ die Statuen großer Männer auf dem Marsfelde umwerfen und zerſchlagen, wie ähnlich Nero in Olympia verfuhr. Bei Conſtantinus kam noch der affektierte Fanatismus des Proſelyten dazu. Er gab das Signal zu der maſſenhaften Zerſtörung antiker Bildſäulen durch die erſten chriſtlichen Bilderſtürmer. „Länger als ein Jahrhundert ertönten die Geſtade des Mittelmeers von dem Lärm der Hämmer, welche die Meiſterwerke der griechiſchen Künſtler zerſchlugen“; die ſpäter eindringenden heidniſchen Barbaren fanden nur noch Trümmer (Deleutre a. a. O. 67. 108). Neueſtens wurden auf Kypros begrabene wirre Trümmermaſſen antiker Kunſtwerke gefunden, welche man von einem ſolchen Bilderſturme etwa im 4. Jahrh. n. C. herſchreibt. Aber die Kunſt iſt nicht zu tödten, weil die Menſchheit ihrer nicht entbehren kann, wenn ſie auch nach ſolchen Gräueln nur langſam wieder Lebenskraft gewinnt und eine neue Kindheit durchmachen muß.

Daher entwickelt ſich auch über den Trümmern der antiken Welt wieder ein neues Zeitalter: das der altchriſtlichen Kunſt, das Kugler in drei Zeiträume theilt. Der neue Geiſt bedient ſich

anfangs noch der alten Form, wo er eben sich in Formen und Bildern offenbaren muß. Denn „das junge Christenthum erbte von dem Judenthum die Scheu vor der Bildnerkunst“ (Lübke), wie später in noch höherem Grade der Islam. Das Symbol wird häufiger abgebildet, als das Wesen, die geschichtliche Gestalt. Indessen wird uns auch von Bildnisstatuen erzählt, selbst von Christus Abbilde, wie von der Bildsäule in Kaiser Severus Besitze, auch von einem Cedernbilde bei Nikodemos. Die Kirchenväter schrieben zum Theil Christus die schönste Gestalt zu, zum Theile begriffen sie in die Selbsterniedrigung des Gottes auch die Verhäßlichung ein. Längere Zeit hindurch wollten sie die Passion nicht dargestellt wissen, weil sie fürchteten, „daß der Anblick eines am Kreuze hängenden Gottes Anstoß geben werde“ (Deleutre a. a. O. 117). Auf den symbolischen und geschichtlichen, oft noch mit antiker Kunst gearbeiteten Skulpturen der Sarkophage im 4. Jahrh. erscheint Christus, meistens in jugendlicher Gestalt, auch in Mosaiken. Bemerkenswerth ist ein Christuskopf in der Katakombe des hl. Pontianus. Aus dem 5. Jahrh. stammen die Bildsäulen des Apostels Petrus von Erz (in St. Peter) und des h. Hippolytos von Marmor (im altchristlichen Museum des Lateran), beide an altrömische Kunst angelehnt, nach der obigen Bemerkung, oder, mit Lübke, wie das erste Halbjahrtausend des „altchristlichen Kunstbetriebes immer noch von Reminiscenzen der alten Kulturvölker zehrt“.

Gegen das Ende des Zeitalters tritt die „leblose Feierlichkeit der byzantinischen Kunst“ (Lübke), an welcher die griechische Kirche noch heute festhält, stärker hervor; z. B. in den Reliefs der Benedictinerkirche zu Cividale im Friaul, die im 8. Jahrh. von der longobardischen Fürstin Peltrudis erbaut wurde, neben der Rohheit des ebendaselbst erhaltenen Altars des Herzogs Pemmo. Sonst herrscht in den Kirchen jetzt mehr die Malerei.

Der erste Zeitraum der alten christlichen Kunst währt bis zur künstlerisch selbstthätigen Zeit unter dem großen Goten Theodorich. Die Baukunst schafft jene kirchlichen Basiliken, deren Tribunal (S. 715) jetzt der Altar und seine Diener einnehmen, u. a. auch in Tyros, Jerusalem, Bethlehem, Afrika, in Libyen sowohl, wie Kirchenbauten verschiedenen Styls in Aegypten, bis nach Abyssinien

hinauf, das manche Eigenthümlichkeiten besitzt. In Rom erheben sich die großartigsten Kirchen der Apostel Petrus (im 16. Jahrh. umgebaut) und Paulus (fuori le mura, nach dem Brande 1823 prachtvoll erneuert). Der Taufe und dem Tode sind besondere Bauten gewidmet: Baptisterien und Grabkapellen, wie „la Rotonda" Theodorichs zu Ravenna, sowie die Katakomben Roms und Neapels. Die Plastik schmückt mit Reliefs namentlich Sarkophage, auch die Außenseite der inwendig mit Wachs überzogenen Diptychen. Glasschalen tragen Gravierungen auf Goldgrund. Malerei und Mosaik schaffen christliche Gebilde an Wänden und Deckengewölben, und Miniaturen auf Pergament.

Der zweite Zeitraum währt von dem (slawischen) Kaiser Justinianus (527–565 n. C.) bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts. Die byzantinische Kunst waltet mit großen Mitteln, besonders im Orient. Reste der Baukunst sind u. a. Kirchen der heiligen Sergios und Bakchos zu Konstantinopel und San Vitali zu Ravenna, mit achteckigem Mittelraum unter hoher Kuppel, von niedren Umgängen und Galerien umgeben. Verwandten Styl zeigt die riesige, 532–7 von den Kleinasiaten Anthemios aus Tralles (S. 582) und Isidoros aus Miletos gebaute H. Sophia zu Konstantinopel, deren Restauration durch einen christlichen Künstler in unserer Zeit ihre und des ganzen byzantinisch-griechischen Reiches Wiederherstellung vorbedeuten mag. Sie verbindet die Längenwirkung der Basilika mit der mächtigen Centralkuppel des Ostens. Einfachere Kirchen finden sich in dem damals immer noch von griechischer Kunst und Bildung befruchteten Kleinasien, zu Ankyra in Galatien und zu Kassaba und Myra in Lykien. Unter den Langobarden erstehn Kirchen und Paläste in Italien, unter den Franken in Gallien (so spät erst die Porta nigra in Trier?), unter den Angelsachsen in Britannien (7. Jahrh.). Das früh christliche keltische Irland hat seine eigenthümlichen Holzbauten, aber auch steinerne Rundthürme und kleine Kapellen, die an die kyklopischen Mauern erinnern. Bauten in Spanien folgen der allgemeinen Zeitrichtung. Die Plastik ist mehr weltlichen Gegenständen gewidmet; geistlichen namentlich in der Sophienkirche.

Im dritten Zeitraum, seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh., bilden sich neue Staaten. Karl d. G. (768–814) waltet und baut in Deutschland und Frankreich und hilft den Kirchenstaat in Italien gestalten. In Osten und Westen herrschen die Mohammedaner (Abbassidenreich in Bagdad, Khalifat in Córdova); auf ihre eigenthümliche Kunst kommen wir nachher. In der Baukunst treten jetzt auch deutsche Meister auf. Abt Ansegis leitet noch „materiell tüchtig" den Bau von Karls Münster zu Aachen und Bauten in seinem Kloster St. Wandrille. Alcuin hilft bei der Basilika St. Peter in York, Einhard baut eine (erhaltene) Kirche in Seligenstadt am Main, fränkische Baumeister machen einen (erhaltenen) Bauriß für St. Gallen; in Ingelheim am Rheine ragte Karls säulenreiche Pfalz. In der merkwürdigen Halle zu Lorsch zeigt sich Zierlichkeit und selbst Classicität neben barbarischem Gemische, welches das Baptisterium St. Jean zu Poitiers kennzeichnet. Die bunten Farben fränkischer Baureste erinnern sowohl an die bunten Fabrikate der Kelten, namentlich der alten Gallier, wie an den mohammedanischen, vielleicht hier von Spanien her eindringenden, Geschmack, der von Osten her auf die Decorationen des (erhaltenen) Hebdomons in Konstantinopel wirken mochte, wo Kaiser Theophilos mit den Abbassiden Bagdads wetteiferte. In Spanien selbst zeigen Kirchen des 9–10. Jahrh. nur wenige Arabismen. In Rom weicht der Byzantinismus wieder der alten Basilika, während in Dalmatien (Zara) der Kuppelbau S. Donata sich erhebt. San Marco in Venedig wird am Ende des 1. Jahrh. begonnen.

Die Skulptur hemmt der Gegensatz der Askese gegen die „fesselose Phantasie der Orientalen" (Kugler), anderseits auch neben den christlichen Bilderstürmern der Widerwille des Islams gegen alle Abbildung menschlicher Gestalt, dessen Bann erst neuerdings die Sultane durch ihre eigene Abbildung brechen. Eine Synode gibt 842 der Kirche ihren Bilderschmuck zurück; die Pracht ihrer Stoffe und Geräthe hatte sie nie aufgegeben.

Malerei, namentlich der Wände, Miniatur und Mosaik blühen auch in Deutschland, besonders unter Karl d. G.; sodann in der Ornamentik der Angelsachsen und der Iren. Die

erstarrte byzantinische Malerei kehrt mitunter zur Antike zurück Ihr volles Recht im byzantinischen Osten gewinnt die Antike erst durch eine völlige Restauration und Losmachung von dem Byzantinerthum, und zugleich durch den Anschluß an das vorgeschrittene Abendland. Wieweit auch auf diesem Gebiete die neue Hellas wieder nationale Kraft gewinnen kann, muß die Zukunft zeigen. Mit dem Aufsuchen und Auffinden begrabener Kunstwerke belebt sich auch der Kunstsinn aufs neue. Als günstiges Wahrzeichen nennen wir einstweilen eine Schrift von Kumanudes: Ποῦ σπεύδει ἡ τέχνη τῶν Ἑλλήνων τῶν σήμερον; (Belgrad 1846).

Wir wenden uns nun eine Weile zu vor- und nicht-christlichen Gebieten des Ostens. Zuerst nur kurz zu den Reichen der Sassaniden und der Indoskythen. Jene (226–641 n. C.) stellen in Persien die Reinheit des Glaubens wieder her und hinterlassen Denkmale der Baukunst und der Plastik, in welchen sich einheimische Kunst mit der byzantinischen verbindet. Ebenso auch in dem mannigfachen, auch mit älteren griechischen Elementen gemischten Style der Indoskythen, die 90 v. C. das griechisch-baktrische Reich gestürzt hatten.

Ein größeres und eigenthümlicheres Gebiet nimmt die Kunst der Hindus nebst ihren Ausläufern ein. Wie in Hindostan die Naturfülle das Menschenwerk überwuchert, so die Phantasie die klare Anschauung, wie sich dieß schon oben bei dem Verhältnisse der Dichtung zur Geschichte zeigte. Diese Phantastik läßt „das Tiefsinnige ins Verschrobene umschlagen“ (Lübke) und spottet in den ungeheuerlichen vielgliederigen Göttergestalten der Natur wie der Plastik. Letztere wird unendlich angewendet, geht indessen, als Dienerin der gleich mystischen und wunderlichen Baukunst, nicht über das Hautrelief hinaus, welchem selbst die sitzenden Kolosse des brütenden Buddha angehören. Von Avghanistan bis an die Südspitze Dekans und nach Ceilon hinüber wandelt sich der gewachsene Fels in Grotte, Tempel und Bildwerk. Die Darstellungen sind meist religiös. Eine auffallende Ausnahme machen die realistischen Reliefs des buddhistischen Tope-Portals (s. u.) zu Sanchi in Centralindien, deren Belagerungsscenen an assyrische Bildnerei erinnern. Die Bilder und Scenen aus der Götterwelt sind selten thatkräftig; Ruhe, Weichheit, Träumerei

herrschen in Göttern und in Menschen der Wirklichkeit, der Dichtung und der bildenden Kunst vor. Übrigens ist uns die Bildnerei immer noch nicht zur Genüge bekannt. Aus der Zeit vor dem Buddhismus (6—3. Jahrh. v. C.) und selbst vor der Einwanderung der arischen Hindus finden sich Steindenkmäler in Süd-Dekan und in Hinter-Indien, die an keltische u. a. des europäischen Nordens (S. 690 ff.) erinnern. Die arisch-indische Kunst ist jünger, als die griechische, mit welcher einige Berührungen vorkommen. Sie beginnt wahrscheinlich erst zu Alexanders d. G. Zeit, wie Kugler annimmt, ob er gleich weiß, daß schon damals große und schöne Kulturstädte in Indien blühten. Er nimmt für sie vier Zeiträume an.

Der erste beginnt um die Mitte des 3. Jahrh. v. C., mit dem buddhistischen König Aschoka (Açôka), und dauert bis in die christliche Aera hinein. Die Baukunst errichtet Siegessäulen; Grabhügel, Sing. sanskr. stûpa msc. pali thûpa neuind. tope, auch sanskr. dhâtugôpa neuindisch dagop (Reliquienbehälter) oder auch sanskr. čaitya ntr. (Grabdenkmal, Opferstelle; masc. ficus religiosa, heiliger Baum in der Nähe von Ortschaften; vgl. čitâ, čiti f. Erdhaufen, Scheiterhaufen); auf cylindrischer Basis steht eine Halbkugel mit kegelförmiger Spitze. Sodann sanskr. vihâra m. (Tempel), das buddhistische Kloster, Hallen mit Nebenhallen, vermuthlich mit besonderem Tempelsaal, worinn ein Stupas steht. Der brahmanische Klostertempel hat (nach Lassen) einen Vorhof, und besteht aus einer Vorhalle (sanskr. sabhâ) und einem Adyton (sanskr. garbhagṛha). Die Tschaitja- (čaitya-) Grotte ähnelt der römischen Basilika, hat ein breites Mittelschiff, vom schmalen Seitenschiffe durch Pfeiler getrennt, welche die eigenthümlich gebauten Decken stützen. Kugler vermuthet Umbildung persischer und griechischer Formen, namentlich in den Kapitälen der Siegessäulen des Buddhismus, auf welchen Löwen stehn. Diese Grotten kommen besonders im Dekan vor, z. B. in Karli östlich von Bombay. Auch vielstöckige Gebäude erscheinen, namentlich (Lassen Ind. Alt. II 421) ein Riesenbau mit eisernem Dache „lôhaprâsâda“ (sanskr., d. i. Eisenpalast). Bildnerei und Wandmalerei kommt in Grotten vor; auf dem großen Stupas von Bhilha Kriegsscenen in Relief (identisch mit den obigen von Sanchi?).

Im zweiten Zeitraume, ungefähr 4 – 6. Jahrh. n. C., veredelt ſich die Baukunſt. Abweichend ſind die Tempel mit ummauerten Höfen in Kaſchmir (Kaçmira), mit claſſiciſtiſchen Spuren, vielleicht durch Indoſkythen oder Saſſaniden vermittelt, bis ins 10. Jahrh. herab. Die Plaſtik ſchafft Buddhakoloſſe mit Stuckkleidern, namentlich in Niſchen einer Felswand bei Bamiyan.

Der dritte Zeitraum dauert bis ins 11 – 13. Jahrh. n. C. Der Brahmadienſt wandelt die Wiharagrotten (S. 723) mit Pfeilerhallen nach ſeinem Bedürfniſſe um; die Wucht der Felſendecke erfordert ſchwere Tragepfeiler. Die Pagoden (ſanskr. bhagavati Heiligthum) ſind pyramidale Freibauten. Die berühmteſten Pagoden und Grotten finden ſich in Ellora (der Brahmanen, auch der Buddhiſten und der Dſchainas), auf der Inſel Elephanta bei Bombay, zu Mahamalaipuram (Mahavellipore) an der Koromandelküſte. Die Plaſtik, zumal der Brahmanen, bildet Hautreliefs, oft mit weich ſchönen, pflanzenhaft träumenden Menſchengeſtalten.

Der vierte Zeitraum beginnt entſchiedener etwa mit dem 13. Jahrh. n. C. Der Islam führt im Norden fremde Kunſt ein und drängt die einheimiſche mehr ſüdwärts in das Dekan (ſanskr. Daxiṇâ f. Südland), wo ſich pyramidale Tempel und Thore erheben. Neben Verſuchen älterer Strenge ſchafft die Baukunſt urwaldliche Wirrnis, namentlich in dem 1623 begonnenen, von Rieſenpfeilern getragenen, Saale der Tſchultri (des Hoſpizes) zu Madura.

Die indiſche Kunſt verbreitet ſich mit der Religion weithin in Aſien und bildet ſich oft um. Java beſitzt von Buddhiſten und Brahmanen geweihte Tempel und Paläſte, z. B. in Brambanan, mit reicher Skulptur. Das größte Bauwerk iſt die Terraſſenpyramide den Tempels von Boro Budor, 526 Fuß breit und 116 hoch, in 6 Stockwerken mit Bogenniſchen, in welchen Buddhabilder hauſen, darüber Stupas aufgebaut. Wir geſtatten uns eine längere Schilderung (zunächſt nach W. v. Humboldt) einzufügen. Unfern der ausgeſtorbenen Tempelſtadt von Brambanan erhebt ſich am Fuße des waldbewachſenen Minoreh-Gebirges der iſolierte Tempelhügel oder, richtiger, Hügeltempel von Boro Budor. Denn der ganze Hügel iſt ein Tempel Buddhas, vom Fuße bis zur Spitze durch Menſchenhand überbaut, und ohne

Zweifel in seinem Inneren heilige Reliquien des Gottes vor den Menschen bergend, die ihn seit lange auch nicht mehr Buddha nennen. Unzählliche Bilder bedecken die untere Hälfte des Hügels, die in viereckigen Ummauerungen nach den Weltgegenden gerichtet ist. Die Buddhas zeigen sich, verkörpert, in den mannigfachsten Berührungen mit den Menschen aller dieser Weltgegenden. Aber auf der höheren Hälfte fängt mit der Kreißform des Tempels die Beziehung zum Himmel an, und auch das Symbol zieht sich mehr vom Körperlichen zurück. Die Reliefs mit ihren zahllosen Gruppen verschwinden; die Gestalten der Heiligen stehen ganz allein, unzugänglich, nur dem Auge, und diesem nur halb, durch Gitterwerk, erreichbar. In der Kuppel, die das Ganze krönt, verschwindet auch der Allerheiligste selbst mit allem Bildwerk, und das dort Verborgene bleibt auch dem Auge völlig verschlossen. Durch diesen Gipfel deuten die tiefsinnigen Buddhisten die höchste der drei Welten an, die Welt ohne Gestalt und Farbe, in welcher die in allen drei Welten thronenden, zu Menschen gewordenen, Buddhas selbst ihre Namen verlieren. Doch indem der Menschengeist auf diesem Gipfelpunkte sich über die Welt der Farben und Namen und Einzelgestalten in die namenlose des Urlichtes und des Alls erhebt, ruft ihn der wundervolle Anblick, der sich von hier aus bietet, wieder in die schöne Welt zurück, welcher der Mensch zunächst angehört. Drunten in ihr strömen silberblitzend die Fluten des Prago und des Elo in Ein Bette zusammen; jenseit der fruchtbarsten Fluren heben sich fast auf allen Seiten Gebirge 10,000 Fuß in die Wolken — Himmel und Erde grenzen in diesem schönen Lande nahe zusammen.

In Nepal mischt sich indische Kunst mit chinesischer in eigenthümlicher Weise. In Pegu, wie auf Java und in China, formt die Plastik viele Bronzegeräthe.

In China, an welches Japan sich anlehnt, herrscht der Buddhismus schon früh. Der vorwaltende Verstand entwickelt die Technik, nicht aber den Geist und die Schönheit der nur handwerksmäßigen Kunst. Sollte nicht auch der Mangel höherer, schönerer Vorbilder in der Rasse des Volkes mitwirken? Zwar verräth die Skulptur und die saubere Malerei oft vorzügliches „künstlerisches Gefühl", ist aber „in der künstlerischen Absicht um so seltsamer

und verkehrter" (Kugler), und an die Naturnachahmung schließt sich die Fratze (Lübke). Die Baukunst versteht die Paläste und die, meist kleinen, Tempel mit Säulenhallen. Vielgeschossige, 100—150 Fuß hohe, Thürme (tha) haben vorspringende geschweifte Geschoßdächer mit Glöckchen und gefirnißten Ziegeln. Die Wände sind bunt angestrichen oder (wie der 1413—22 gebaute von Nanking) mit Porcellanplatten belegt. Quer über die Straßen werden Denkmalthore (pä-lu) gebaut, mit steinernen oder hölzernen Säulen, darüber Querbalken mit Inschriften. Die weltberühmte chinesische Mauer wurde schon 200 v. C. errichtet.

Wiederum betreten wir ein Zeitalter, in welchem die Religion sich mit Örtlichkeit und Volksthum verbindet, und über deren Grenzen hinaus herrschend wird. Kugler betitelt es: Die mohammedanische Kunst und die verwandten Gruppen orientalisch-christlicher Kunst. Obschon jene Abneigung gegen die Abbildung menschlicher Gestalt herrscht, und oft die sinnvolle Inschrift auch dem Bilderschmucke der Architektur vorzieht: so gedeiht dieser doch namentlich bei den Schiiten. Allmählich sogar überwuchert die Verzierung (Ornamentik) das Bauwerk, welches Bögen über Bögen häuft. Kugler schreibt der Baukunst „Trieb zur Einzelgestaltung" zu. Wir folgen seiner Eintheilung in vier Zeiträume.

Der erste Zeitraum geht bis zum Schlusse des 10. Jahrh. n. C. Er baut die Tempel (arab. al haram sing.) in Mekka (die antike Stiftshütte Kaaba) und an der Stelle des salomonischen Tempels in Jerusalem, wo auch die basilikenartige Moschee el Aksa; Moscheen in Kairo; darnach in Damascus; in Kairwan (Kairowan), südlich von Tunis, woher die arabischen Eroberer Siciliens kamen; in Cordova (8. Jahrh.) excentrisch, mit Thierkaryatiden; dort auch das schon im 11. Jahrh. zerstörte Wunderschloß az-Zahra; Bauten in Bagdad. Diese Namen bezeichnen hinlänglich die Herrschaft und Kunst der mohammedanischen Araber nach ihrer Ausdehnung.

Im 10—11. Jahrh. blühte die christliche Kunst der Armenier und der Südkaukasier. Die Baukunst ruht auf byzantinischer Grundlage und ist streng und zierlich zugleich, namentlich in der, noch stehenden aber entseelten, armenischen Hauptstadt Ani.

In Georgien (Karthli) ist die Sion-Kathedrale zu erwähnen; in Imerethien die reiche und phantastische von Kutais. Das Innere schmücken Wandgemälde und wenige Reliefs.

Im zweiten Zeitraume erwächst die mohammedanische Baukunst mit ihren Zieraten stolz und machtvoll. Hierhin gehören in Toledo die Puerta del Sol und der jüdische basilikenartige Tempel (Synagoge), welchen die christlichen Gewalterben S. Maria la Blanca getauft haben; in Sevilla die Moschee-Kathedrale und die 200 Fuß hohe Minaret Giralda. Sodann Bauten in Sicilien, Mauretanien, Aegypten (dort namentlich Mausoleen) und Kleinasien (namentlich das Seldschukenschloß zu Ikonion).

Im dritten Zeitraume 13—14. Jahrh. nennen wir vor andern Bauten in Spanien Alhambra in Granada mit seinen zahlreichen Decorationen: Löwenstatuen, Emailvasen, Malereien (auch auf Pergamentüberzuge der Decken). Ein frommer Kunstkritiker, Prisac, kann sich einer profanen Bewunderung kaum erwehren und sagt u. a.: „Der allerdings reizende Bau der Alhambra ist mir schreckbar, allerdings ein Bau voller Poesie, aber für unlautere Geister, nicht für Christen!“ An einer anderen Stelle des „Kölner Domblatts“ (1863 Nr. 221) ereifert er sich zwar über die „Judas-Theologie“, welche die Kirchenschätze lieber zum Besten des Volkes und des Staates verwendet, gesteht aber ein, daß die Reliquieneinfassungen in Bronze durch Kriegssteuer u. dgl. minder gefährdet sind, als die in Silber und Gold. Dabei führt er einige interessante Gründe des Verfalls der alten Kirchenbauten in Spanien bis zu Ende des 15. Jahrh. an und erzählt (nach Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens) die Vertragsbedingung von 712 n. C. zu Merida nach dem Siege der Mauren bei Xeres de la Frontera: daß aller Reichthum und Schmuck der Kirchen dem Sieger verfalle; sogar die Ausbesserung der alten Kirchen und der Aufbau neuer wurde den Christen untersagt. Bekanntlich übten die siegenden Christen später schreckliche Wiedervergeltung an den Eindringlingen.

Im dritten Zeitraume entstanden ferner Bauten in Aegypten; in Kleinasien sehr gemischte der osmanischen Herrscher, zeitweilig auch der mongolischen, namentlich die „blaue Medressek“ in Ikonion,

mit Einwirkung perſiſcher Kunſt; in Hindoſtan beſonders Bauten der avghaniſchen Herrſcher in Delhi.

Der vierte Zeitraum beginnt mit dem 15. Jahrhundert. In Spanien ahmt die chriſtliche Kunſt die mohammedaniſche nach. Dieſe ſchafft in der weſtafrikaniſchen Heimat der wiederverdrängten Eroberer noch Unbedeutendes; Größeres in dem neueroberten Konſtantinopel, beſonders Solimans II. Moſchee und Mauſoleum; auch in Perſien Einiges, ſogar bei Teheran moderne Felsreliefs. In Hindoſtan wirkt die einheimiſche phantaſtiſche Kunſt auch auf die Prachtbauten des Großmoguls (ſeit 1526).

Wir haben früher (S. 604 ff.) geiſtvolle, wenn auch nicht unbefangene Äußerungen Franz Löhers über die Araber und ihre Spuren in Europa, beſonders in Sicilien, mitgetheilt. Wir entnehmen der Fortſetzung ſeines Aufſatzes „Palermo“ (A. A. Z. 1863 Nrr. 327–9) einige weitere, auf die bildende Kunſt bezügliche, die bis über unſern Zeitraum hinaus gehn.

In Sicilien hinterließen die Araber auffallend wenige Bauten, faſt nur die paar Schlöſſer in Palermo, ohne daß die Chriſten ſolche zerſtört hätten, die vielmehr Luſtſchlöſſer und Gärten in arabiſchem Geſchmacke anlegten (doch nach welchen Vorbildern?). Die ſchönſte jener Königsburgen iſt die Ziſa, ein hohes einfaches Mauerviereck in harmoniſchen Verhältniſſen, deſſen nackte Flächen „durch große einfache Liſenen (pilaſterartige Streifen) überaus anmuthig belebt ſind“. Das vielfach durchbaute Innere zeigt in Fenſterbögen und Wölbungen noch die unvollkommene Gotik. Eine ſchöne offene Brunnenhalle mit vielem Schmuckwerke iſt erſt von den Normannen ausgebaut worden. Reicher gegliedert und geſchmückt iſt urſprünglich die „Cuba“, auf deren Viereck eine breite Kuppel ruht; auf vier Vorbauten laufen oben große Hallen in die freie Luft aus. Löher möchte das Schönſte an dieſen und andern Reſten der, in der Grundanlage kaſtenartigen, arabiſchen Bauten byzantiniſchen Baumeiſtern zuſchreiben, welche urkundlich Moſcheen und Schlöſſer der Türken bauten, wie anderſeits deutſche Baumeiſter den Dom zu Mailand. Ähnlichen Verdacht hegt er bei herrlichen Bauten in Aegypten und Spanien aus arabiſcher Zeit, weil der Islam nach ſeiner ſtarr mathematiſchen

Gottesidee nie und nirgends einen echten eigenen Baustyl schaffen konnte, wie den Arabern auch im Staatswesen der Sinn für organisches Leben abgieng. Sie mischten kindisch aller Orten vorgefundene Baustyle und Bestandtheile. „So z. B. brauchen sie in Persien und Indien den Kielbogen, der ohne Zweifel schon bei den Brahmanen, noch feiner bei den Sassaniden ausgebildet war als die Schattenlinie der altorientalischen Zwiebelkuppel. In Spanien dagegen, wo die Araber den Rundbogen vorfanden, machten sie daraus ihr rundes Hufeisen. Später, als der germanische Spitzbogenstyl seine Herrlichkeit in fast ganz Europa entfaltete, benutzten die Araber auch diesen.“ Sie brachten ebensowenig ihn, wie den Reim, nach Europa. Dennoch haben sie etwas Nationales und ganz Eigenthümliches in die Geschichte der Baukunst gebracht: die Form ihres heimatlichen Zeltes mit seinen farbenreichen Teppichen und Verzierungen und das Gewölbe der wasserreichen Grotte mit ihren Pflanzen- und Tropfstein-bildungen. So wurzeln bei allen Völkern Formen der Baukunst in den Erinnerungen ihres heimischen Naturlebens: bei den Buddhisten ebenfalls in dunklen Grotten, bei den Deutschen im Hochwalde, bei dem Griechen im hellen Berggipfel, beim Chinesen in der Bambushütte mit breitem Vordach. In ähnlicher Weise sucht Löher die „Arabesken“ und überhaupt die im kleinen so reiche Ornamentik der Araber zu deuten. In Sicilien folgte ihnen die Kunstperiode der Normannen, aus welcher drei Prachtkirchen vollständig erhalten sind: die Klosterkirche della Martorana, die Palatina (Palastkapelle) in Palermo und der Dom zu Monreale. In diesen erblickt der schönheitssinnige und phantasievolle Christ der römischen Kirche das höchste Maß von Ernst und Lieblichkeit, in den Formen der Baukunst und der Bildnerei, obgleich ihre „märchenhaft“ aus dem Halbdunkel zu der „goldenen Helligkeit“ der Kuppel aufsteigenden Säulen und Bögen an sich nicht mit dem „machtvoll aufstrebenden Säulenwalde unserer gotischen Dome“ zu vergleichen sind, vielmehr hier die Kunst des byzantinischen Ostens zu Grunde liegt. Das Starre in der Bildnerei der letzteren milderte der germanische Geist der Normannen. Ganz besonders glänzen die Mosaiken auf Marmor- und Goldgrund; der Dom zu Monreale, ein in Gold und Farben strahlender

„Feenpalaſt“, in welchem gleichwohl „furchtbar erhoben“ Chriſtus in der letzten Chorrundung ſteht. Freilich ſind manche Geſtalten von Menſchen und Thieren „für unſer Wiſſen und Fühlen etwas kurios gerathen“. Zwar erinnern in München die Allerheiligenkapelle an jene Palatina, die Baſilika, viel nüchterner, an den Dom von Monreale; ohne Gleichen aber iſt der an letzteren ſtoßende Kreuzgang. „Warum bauen wir nichts Ähnliches mehr? Fehlt der nöthige Welthumor den Künſtlern oder Bauherrn?“ Ja, antworten wir; jene Romantik liegt hinter uns, ob wir ſie gleich noch nachempfinden können!

Wir gehn an der Hand unſrer früheren Führer weiter. Im romaniſchen und ruſſiſchen Oſteuropa beginnt mit dem byzantiniſchen Chriſtenthum auch ſeine Kunſt, mit ihrer Starrheit in Gemälden, Skulpturen und Goldeinlagen, in phantaſtiſch verworrener Pracht, in Bauten mit zahlreichen Kuppeln, die in Ruſſland oft Birnform annehmen. Dort bringt die zeitweilige mongoliſche Herrſchaft mohammedaniſche Einflüſſe herein.

Vom Oſten wenden wir uns wiederum zum Weſten, zur chriſtlichen Kunſt des occidentaliſchen Mittelalters.

Seit dem 10. Jahrh. prägen ſich die neuen Nationen ſchärfer aus, mit ihrer Bildung und Kunſt, die ſich zunächſt an die überlieferte anſchließt, allmählich aber den Volksnaturen Raum geſtattet. Mit der „einfachen klaſſiſchen Reminiscenz“ der Romanen miſcht ſich in mannigfachen Proportionen „das ebenſo kühne und ſtrenge wie phantaſievolle Verhalten der germaniſchen Völker“, wozu denn noch das Keltenthum „mit mancher ſeltſam formalen Eigenthümlichkeit“ kommt (Kugler). Lübke betont die chiliaſtiſche Furcht vor dem Weltuntergang am Ende des 1. Jahrtauſends und ſagt: „Trat die Kirche mit der ſtrengen Forderung der Einheit, der Unterordnung des Einzelwillens, der Abtödung der nationalen Empfindung auf: ſo ſuchte der germaniſche Freiheitsſinn die Selbſtändigkeit des Individuums dagegen durchzuſetzen.“ Daher wechſelte kühne Auflehnung mit Zerknirſchung, und auch die verſöhnende Kunſt ringt ſich nicht von dieſem Dualismus los. Auf die occidentaliſche Kirche wirkt, wie Kugler ſich ausdrückt, die den Byzantinern und den (chriſtlichen wie mohammedaniſchen) Arabern gemeinſame Aufgabe:

die Darstellung des „himmlischen Gnadenreiches“ gegenüber „dem Wirrsal irdischen Dranges“.

Die neuen Kunstformen der, von Lübke als „byzantinisch-romanisch“ bezeichneten Epoche tragen sich auch auf slawische und magyarische Stämme über, vielleicht (wie Kugler bemerkt) nicht ohne deren eigene Bethätigung. Aus dem späteren Romanismus geht die Gotik hervor, zuerst in Nordfrankreich. Idealer und einheitlicher, als jener, bricht sie mit den Überlieferungen der altchristlichen Kunst und der, in dieser fortwirkenden, Antike. Hier wie dort waltet die Baukunst vor. Wir verfolgen beide Stylgattungen zunächst nach Kugler-Lübke.

Die romanische Kunst dauert vom Eintritte des sächsischen Herrschergeschlechtes bis zum Ausgange des hohenstaufischen, und erlischt im 12. Jahrh. in Nordfrankreich, vom 13. an im übrigen Europa.

In ihrem ersten Zeitraume nimmt die Baukunst oft Holz zum Stoffe, besonders im Norden, Deutschland voran. Die Basiliken haben bisweilen, besonders für Frauen, orientalische Emporen. Unter ihnen werden Krypten gebaut; an den Thürmen Vorbauten. Ihre Reste finden sich namentlich am Niederrhein bis nach Mainz hinauf, in Niedersachsen, England, Frankreich, Italien, besonders in Venedig, und im nahen Istrien. Im 10—11. Jahrh. sind die Kirchen arm an plastischem Schmucke, dagegen reich an Fresken und Mosaiken; allmählich gesellen sich Elfenbeinschnitzereien und Metallgefäße zu kunstreicheren Altären.

In den folgenden Zeiträumen herrscht die Basilikenform noch vor. Im zweiten entstehn viele Kirchenbauten in den genannten Gebieten, auch in Südostdeutschland, im Elsaß, in Spanien (11. Jahrh., besonders im Norden), Italien (byzantinisch, besonders S. Marco in Venedig) und Sicilien. In der Plastik bleibt Italien und noch mehr England hinter Frankreich und Deutschland (namentlich Westfalen und Baiern) zurück. Deutschland ist fleißig in Erzguß, Holz- und Elfenbein-schnitzerei, Urkundensiegeln, überhaupt in decorativer Kunst.

Im dritten Zeitraum wölbt die Baukunst des 12. Jahrh. die Decken der Basiliken und verziert sie reicher. Reiner bleibt ihre Form

in Sachsen, Schwaben, Baiern (Pfeilerhallen). U. a. entstehn die Dome zu Mainz, Speier, Worms; mit etwas normannischem Geschmacke in den Verzierungen der Kaiserpalast zu Gelnhausen und das Schloß zu Münzenberg (jetzt große Ruine im Großh. Hessen); Basiliken in Österreich, auch in den ganz oder halb slawischen Ländern Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen; Backsteinbauten in Lübeck, der Mark u. s. w. In Frankreich ist besonders wichtig die Auvergne, alterthümlicher und einfacher die Provence. Zwischen beiden steht Burgund; wildere Stylmischung zeigt das transjuranische Burgund (die französische Schweiz), wo sich zu südfranzösischen und deutschen Elementen noch ein phantastisches drittes gesellt, das Kugler (o. S. 730) „keltisch" nennen möchte; sicherer findet er letzteres in der Bretagne. Im 12. Jahrh. zeigen die Bauten in der Normandie Rückwirkungen aus dem eroberten England, aber „kräftiger und geschlossener", während dort die Kunst sich glänzender fortentwickelt, meist in langen Basiliken mit Emporen. So auch in Schottland und auf den kleineren Inseln, weniger in Irland, wo noch die „urthümliche Bauweise" vorherrscht, und zwar aus bewußtem Volkssinne. Dem Erzbischof Malachias (gest. 1148), der zu Bangor eine Kirche in kunstreicherem Style baute, wehrten seine Landsleute, mit dem Zuruf: „Iren sind wir, nicht Gallier!" Außer Kirchen, Sarkophagen, Steinkreuzen in Irland werden jetzt noch Rundthürme gebaut. Auf Skandinavien hat England, doch auch Irland Einfluß. Die mit phantastischer „Bandschlinge" geschmückten Holzkirchen haben mitten auf dem Hauptdache ein Glockenthürmchen. In Schweden erheben sich neben den vorchristlichen Tempeln christliche Steinbasiliken. Rundbauten in Grönland und selbst auf Rhode-Island rühren von den Nordländern her. In der Lombardei mischt sich der italienische Styl mit nordeuropäischem, in Süditalien und Sicilien mit byzantinischem und saracenischem. Die Bildnerei ist überall ziemlich roh.

Im vierten Zeitraum nimmt Leben und Gliederung zu, und die Antike tritt wieder auf. In der Baukunst verdrängt das Gewölbe

fast ganz die flache Decke. In Deutschland werden die oben genannten Dome weiter gebaut, dazu neue Kirchen u. a. in Kloster Arnsburg (Gh. Hessen, Grafschaft Laubach, bei Münzenberg), Limburg a. d. Lahn, Gelnhausen, Bamberg. An den Niederrhein reiht sich Belgien, an den Oberrhein die Schweizerstädte Basel und Zürich mit ihren Münstern. Der sächsische Styl wirkt bis nach Böhmen. In den germanisierten Slawengebieten Nordostdeutschlands wird viel gebaut. In Serbien mischen sich im 13–15. Jahrh. mit byzantinischen Elementen auch romanische, verschwinden aber nach der türkischen Eroberung. An den „romanischen Spätstyl von Deutschland lehnen sich Schweden und Dänemark, während in Norwegen der Holzbau fortdauert. Die reichen Decorationen der Bauten in England sind national, in der Provence feine Nachbildung der Antike. In Spanien herrscht gemischter aber prachtvoller Styl. Die Bildnerei entwickelt sich bedeutend, besonders in Nordostfrankreich, das überhaupt nach der Hegemonie der Bildung ringt. Deutschland zeigt im Süden noch Barbarismen; im Norden blüht die sächsische Schule mit Erzguß und Stuccoreliefs; das luxuriöse Goldrelief vom Altar des Baseler Münsters ist jetzt noch in Paris. Malerei erhebt sich in Deutschland und wirkt auf Böhmen.

Die Kunst des gotischen Styls umschließt widersprechende Kräfte und Neigungen: berechnenden Verstand, der das Phantastische ausschließt, aber durch die „spiritualistische Tendenz“ die Mystik fördert, welche sich besonders im aufwärts strebenden Inneren der mit farbigen Bildern, namentlich auf Glas, geschmückten Kirchen zeigt. Die große Mannigfaltigkeit wird durch größere Kraft der einheitlichen Gliederung zusammengehalten. Jene Berechnung führt allmählich die Kunst abwärts nach dem Handwerke hin, in welches sie sich endlich auflöst. Die Mystik selbst bahnt, wie bei den dramatischen Mysterien (S. 457 ff.), der Skepsis und der Ironie der nahenden Neuzeit den Weg. Bekannt sind die, gegen die Heiligen und Heiligenthümer der Kirche gerichteten, Zerrbilder an und in den Kirchen selbst (S. 457).

Der erste Zeitraum der Gotik beginnt, wie schon bemerkt, in Nordfrankreich, wo Lübke bereits im 13. Jahrh. die spät- oder

franko-gotiſche Epoche beginnen läßt. Ärmer an Bauwerken iſt Südfrankreich, wo in dem folgenden Zeitraum die Ketzergerichte die Bildung ſtören.

Im zweiten Zeitraum verbreitet ſich die Baukunſt aus Frankreich, wo ſie die Kathedralen von Chartres, Rheims, Amiens, Beauvais u. ſ. w. errichtet, durch die Niederlande, Lothringen und Belgien nach Deutſchland, wo ſie der tiefere Sinn des Volkes fortbildet. Wir bemerken folgende neue und fortgeſetzte Kirchenbauten, die meiſtentheils an Rhein, Main, Lahn und in Heſſen liegen: im „hilligen" Köln (der Dom, 1248 gegründet), in Freiburg i. Br., Straßburg, Frankfurt a. M. (Dom, 1238 gegründet), Oppenheim (St. Katharina), Geisnidda (Dorf im Gh. Heſſen, nahe der Wetterau), Marburg a. d. Lahn (Eliſabethenkirche; auch der hohe Saal im Schloſſe), Wetter, Haina, Frankenberg, Wetzlar a. d. Lahn (Stiftskirche), Grünberg (Gh. Heſſen), Friedberg in der Wetterau (Kirche und ein Judenbad, beide gut erhalten), Alsfeld. Eine Abart bildet ſeit dem 13. Jahrh. die engliſche Gotik, mehr nur decorativ und an romaniſcher Tradition feſthaltend. Ihre Räume ſind kleiner, als in Frankreich, nüchtern, jedoch mit überreicher Einzelgliederung. Sie wirkt auch in Schottland und Norwegen (Dom zu Drontheim); in Schweden vielleicht niederländiſche Gotik. Spanien ſchließt ſich beſonders an Frankreich an, miſcht aber alte romaniſche und mauriſche Elemente zu (Kathedralen von Burgos, Toledo). In Italien bleibt der Romanismus neben der ſchon im 13. Jahrh. auftauchenden Gotik; die Decoration wiegt vor. Hier u. a. Dom von Siena, Campo ſanto von Piſa, Paläſte. Die Skulptur bethätigt ſich beſonders an Kirchenfaçaden in Nordoſtfrankreich (Chriſtus von ſtrenger Würde am Hauptthore der Kathedrale von Amiens). Hinter ihr bleibt die Malerei zurück, die Glasmalerei ausgenommen.

Im dritten Zeitraum der Gotik wird das Leben freier, flüſſiger. Die Deutſchen bauen Hallen und ſetzen ihre Dombauten fort, außer den genannten noch in Regensburg und Wien (St. Stephan). Unter Karl IV. iſt Böhmen ſehr thätig. Nürnberg blüht; Danzig baut den Artushof; der deutſche Orden u. a. das Schloß

von Marienburg in Preußen. Auch in Litauen, Kurland, Estland erstehn Kirchen, Klöster und Schlösser. Der deutschen Bauweise schließt sich Spanien an. In Portugal ist besonders die Klosterkirche von Batatha zu nennen; in Italien der Dom von Mailand (begonnen 1386), der Dogenpalast u. s. w. in Venedig. Die Bildnerei nimmt zum Stoffe weißen Marmor in Italien, Stein, Stucco, Holz in Deutschland, wo Altarwerke mit Farben und Gold geschmückt werden. Hier schreitet auch die Glasmalerei vor; nicht so die Tafelmalerei mit ihren unentwickelten, doch oft den Ausdruck kindlicher Unschuld tragenden Bildern. Malerschulen kommen auf: in Nürnberg mit plastischen Formen, später und feiner in Köln, noch plump in Belgien, kunstreicher in Italien (Florenz, Siena u. s. w.; Giotto u. A.).

Der vierte Zeitraum dauert vom 15. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Während die Bildnerei sich schon vom Mittelalter abwendet, zeigt die Gotik der Baukunst noch merkwürdige Entwickelung. Das Innere der Kirchen breitet sich hallenartig aus, strebt aber minder in die Höhe. Allmählich weicht die Harmonie der Willkür, und Nüchternheit wechselt mit Überladung. In Italien lebt sich die Gotik im 15., im Norden im 16. Jahrh. aus (s. o.). Bemerkenswerthe Kirchenbauten entstehn im Rheinlande; in Schwaben, der Macht des Bürgerthums entsprechend (Münster von Ulm, ein „gewaltiges Werk deutscher Gotik"), ebenso in der Schweiz (Münster in Bern, 1421 durch den Straßburger Heinz begonnen). In Frankfurt a. M. erheben sich die Kirchen St. Nicolaus und Leonhard, der Domthurm (begonnen 1415), die (bei unserem Gedenken niedergerissene) Halle des Heiligengeisthospitals. Hallen werden in Hessen und Westfalen gebaut; in Wien der Stephansthurm; in Ungarn und Siebenbürgen Kirchen unter österreichischem Einflusse. Die englische Baukunst prägt sich in diesem Zeitraum am meisten aus. Die Franzosen bauen graziös, mit reichen Verzierungen.

Die Geschichte der modernen Kunst ist in dem oben genannten, von Kugler gegründeten, darauf von Burkhard bearbeiteten Werke vorzüglich von Lübke abgefaßt und in Kapitel abgetheilt, welchen wir folgen. Sie beginnt im Anfange des 15. Jahrh. und knüpft sich

unmittelbar an die mittelalterliche Kunst an, geht aber über sie hinaus; einestheils zurück zur Antike, welche die „Renaissance“ originell und großartig handhabt; anderntheils vorwärts, durch wissenschaftliches Streben, das sich, im Gegensatze zum schwärmerischen Spiritualismus, die Erforschung des Naturlebens zum Ziele stellt, und zugleich denn schärfere Selbsterkenntnis und ein „gesteigertes Bewußtsein der persönlichen Geltung“ erzeugt. Später tritt die Baukunst hinter die Bildnerei zurück. Die Ölmalerei erblüht; Holzschnitt und Kupferstich beginnen die immer höher steigende Reihe der Erfindungen, die nach Wesen und Zweck der Buchdruckerkunst verwandt sind.

Der erste Zeitraum umfaßt die moderne Baukunst bis gegen Ende des 18. Jahrh. Ihre Wiege ist Italien, wo sich zugleich die Decoration aufs höchste ausbildet. Dort werden viele Paläste gebaut, namentlich in Florenz. Wir nennen die Meister Peruzzi, Palladio, den vielseitigen Michelangelo, Bramante und seinen Neffen Raffaele de' Santi (Sanzio) von Urbino (1483–1520), den Malerfürsten, der zugleich auch Baumeister war und welchen Leo X. zum Nachfolger seines Oheims als Bauführer der Peterskirche ernannte.

Wir fügen hier einige, vorzugsweise praktische, Anschauungen Schinkels über die ältere und neuere Architektur italienischer Städte aus seiner ersten italienischen Reise ein (vgl. A. A. Z. 1862 Nr. 213 Beilage). Die staunenswerthe Architektur Venedigs, deren Mischung aus morgenländischer und antiker man „saracenisch“ nennt, zeigt sich in ihrem reichen äußeren und inneren Schmuckwerk mehr auf unsere Theaterscenen, als auf unsere moderne Baukunst anwendbar, da uns Deutschen die Natur nicht die Mittel dazu verlieh; jedoch verbündet sich die Schönheit dieser Bauten mit nachahmungswerther Umsicht und Zweckmäßigkeit. Weit näher stehn uns die, oft in Palladios Styl errichteten, Bauten in Padova aus Mauerziegeln und ungleich gebrochenem Stein mit Kalktünche. Nach Stoff und Ausführung sehr tüchtig sind die, nebst ihren Verzierungen aus gebrannten Ziegeln geformten, Kirchen, Paläste u. s. w. in Ferrara und Bologna; ihre glatten Façaden bedürfen keines ausgleichenden Kalküberzuges. Die schönen Paläste in Florenz von hartem Stein, aus Bramantes und Michelangelos Zeit, passen am wenigsten für nordisches Klima.

Ihre über 30 Fuß hohen Stockwerke, größtentheils mit gewölbten Decken, sind vorzüglich zur Erhaltung der trefflichen Fresken geeignet. Das Selbe gilt von den römischen Palästen, die mit großen Kosten vorzüglich aus Mauerstein und Travertin mit Puzzolanerde gefügt sind; die antiken Bauten aber oft aus Mauerziegeln, deren Innenseite mit Steinstücken und Kalk ausgefüllt ist. Nach Süden hin weicht die Architektur immer mehr von der unsern ab. In Neapel und Sicilien kennt man das Ziegeldach fast gar nicht. Über die flache Wölbung des Hauses kommt ein fester Guß aus Puzzolane und Gyps. Die weitesten Räume des Inneren bestehn aus offenen, von Pfeilern und Arkaden getragenen Hallen und aus breiten Corridoren, die auf allen Seiten zu Altanen oder Weinlauben führen. Noch nicht nach Würden beachtet sind mehrere alte, zum Theil nach und nach veränderte, Kirchen und Paläste Italiens und Siciliens in gotischem, saracenischem und spätmittelalterlichem Style, deren Charakter „für das Zeitalter ihrer Entstehung Ehrfurcht erregt".

In Spanien erbauten J. Bautista de Toledo und Juan de Herrera 1563–84 das Lorenzokloster im Escorial. Zu den imposantesten Denkmalen spanischer Baukunst gehört auch die Stadt Mexiko im ganzen genommen, deren großartiger Eindruck auf die vielgewandertesten Reisenden, wie A. v. Humboldt, Mühlenpfordt, Ch. Lempriere indessen noch mehr durch ihre unvergleichliche Lage bewirkt wird (vgl. A. A. Z. 1863 Nr. 201 ff. Beil.). Ihre stolze dorische Kathedrale, 1573–1657 erbaut, ist aus Porphyrquadern aufgeführt. Jeder der beiden Thürme wird durch eine glockenförmige, in eine Blume auslaufende Kuppel geschlossen, auf welcher sich ein Kreuz erhebt. Um diese Kuppeln laufen mit kolossalen Statuen geschmückte Balustraden. Leider hatte man die riesige Pyramide des aztekischen Tempels, auf dessen Stelle der christliche steht, abgetragen, statt sie zur Basis zu benutzen. A. v. Humboldt rügt die Zerstörungswuth der Spanier, welche der der älteren Römer gleichkomme; wir haben übrigens Cortez Bedauern über die nothwendige Zerstörung der großartigen Aztekenstadt bereits S. 694 erwähnt.

In Deutschland nennen wir aus diesem Zeitraum u. a. den Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, die Martinsburg in

Mainz, das Gewandhaus in Braunschweig, auch den Zwinger in Dresden, als Vertreter des „Rococo", der letzten Blüte der modernen Baukunst vor Wiedererweckung des klassischen Styls.

Die italienische bildende Kunst des 15. Jahrh. zeigt eine, durch das Studium der Antike genährte, „Großheit des Sinnes" als Erbgut des italienischen Volksgeistes. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fördern auch Päpste, besonders Julius II. und Leo X., die Kunst. Meister der Skulptur ist Michelangelo; die berühmtesten Maler außer ihm und Raphael: Leonardo da Vinci (vgl. o. S. 585), Correggio, Giulio Romano, Giorgione (in Venedig, der „Befreier" der Kunst), Tiziano Vecellio (1477–1576), Pordenone, Bordone.

Die moderne nordische Bildnerei und Malerei vom Anfange des 15. Jahrh. bis zur Mitte des 16. hatte freilich nicht, wie die italienische, die Antiken unmittelbar vor Augen. Doch entstanden schon weit früher, um den Schluß des 12. Jahrh., an Adel der antiken Richtung ebenbürtige Werke namentlich in den Skulpturen von Wechselburg und Freiberg. Wie einst das Christenthum, hemmte jetzt die Reformation die stetige Fortentwickelung der alten „Lebensinteressen", indem sie ein neues und freieres Leben keimen ließ, das zuerst sich zur Speculation wandte, um erst später auch seine eigene Kunst zu erzeugen.

Erst im zweiten Viertel des 16. Jahrh. sucht der Norden die italienische Formbildung mit der „heimischen Darstellungsweise zu verschmelzen". Dadurch entwickelt sich ein „ganz besonderes Element: das Phantastisch-Humoristische", wozu der deutsche Volkscharakter sich besonders neigt, was uns auch bei der Literatur bemerklich wurde. Bei den Italienern dagegen bleibt „schon im romantischen Zeitalter Neigung zur Plastik der Antike" erkennbar.

Die Malerei bestimmt ihre moderne Richtung zuerst in der flandrischen Schule, an deren Spitze die beiden Brüder van Eyck stehn. Im 15–16. Jahrh. zeichnet sich Brabant aus, wo Quintin Massys in Antwerpen 1529 stirbt. Die Malerei der Niederlande wirkt weithin bis nach Spanien und Frankreich, zunächst auf das stammverwandte Norddeutschland; während aus ihr Oberdeutschland mit der Schweiz eine eigene Gestaltung herausbildet,

namentlich der geniale, in allen bildenden Künsten und in den angrenzenden Wissenschaften auch als Schriftsteller thätige, vielgeprüfte Albrecht Dürer aus Nürnberg (S. 586. 630.), der sich auch im kunstreichen Venedig stolz einen Deutschen („Germanus") nannte; sodann Lukas Sunder aus Kronach im Bambergschen, daher genannt Cranach (1472–1541), Luthers Freund, der vorzüglich in Thüringen und Sachsen lebte und wirkte. In der Bildnerei zeichnete sich die Familie Vischer in Nürnberg aus.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bietet im allgemeinen die Kunst nicht viel Erfreuliches. In Italien arbeiten Kunsthandwerker in Thon (Majolika, Terrakotten). Aus dieser Zeit stammen die neuerdings von Brugsch aus Persien mitgebrachten 50 Prachtblätter persischer Schrift und Malerei, unter dem großen Schah Abbas (1587–1629) gefertigt. Nach einem Berichte in der „Schwäbischen Kronik" 1863 Nr. 223 ist „die Farbenpracht und feine geschmackvolle Ausführung der Zeichnungen und Malereien unbeschreiblich". Aber sie sind nicht rein orientalisch, indem die persischen Randbilder und Arabesken häufig Gestalten der christlichen Legende und Mythologie umgeben, deren abendländische Vorbilder wohl nachweisbar sein dürften.

Im 17–18. Jahrh. verbreitete sich der Streit und Wettstreit und ebenso die Wechselwirkung der beiden christlichen Hauptkirchen im Abendlande auch auf die Kunst, besonders die Malerei: die römisch-katholische, mit Einschlusse der läppischen Allegorien der Jesuiten, in Italien, Spanien, Brabant, die protestantische besonders in Holland.

Neben der Historienmalerei blüht das Genre, sowohl höheres, wie — vorzüglich in Holland — niederes, in Italien leidenschaftliches, überall sich der Volksstimmung anschließend. Einige der bedeutendsten Geschichtsmaler dieses Zeitraums sind: in Italien die Caracci in Bologna mit ihrer Schule, der Domenichino (Domenico Zampieri), Guido Reni; in den Niederlanden Rubens, van Dyck, Rembrandt van Rijn; in Spanien der größte des Landes: Esteban Murillo (1618–82); in Frankreich der Classicist Nic. Poussin (1594–1665) und Lebrun (1619–90), der unter dem „renommistischen" Selbstvergötterer Ludwig XIV. die französische „theatralische

Scheingröße" ausbildet. Herr und Diener ſind bei den Aegyptiern (S. 279. 696.) in die Schule gegangen; denn auf Lebruns Deckengemälden wirft ſich, wie Hettner (in ſeiner o. angeführten Literaturgeſchichte) ſagt, der ganze Olymp dem Könige zu Füßen, deſſen Weſen auch der ganze prunkende Baukoloſſ Jules Hardouin Manſards in Verſailles „ohne tiefere gedankenvolle Gliederung" repräſentiert. — In England, wo u. A. der Deutſche Hans Holbein d. J. aus Baſel (1495–1550) gearbeitet hatte, werden viele Bildniſſe gemalt, auch die romantiſch-hiſtoriſche „Shakſpere-Galerie".

Für die „Kabinetsmalerei" erwähnen wir: in den Niederlanden wiederum Rubens und Rembrandt für die Landſchaft, Jenen auch für das Genre (Bauernhochzeit) neben Tenier und den geborenen Deutſchen Adrian und Iſaak van Oſtade; für die Landſchaft den myſtiſch poetiſchen Ruysdael ſammt ſeinen Nachfolgern, und Ph. Wouverman (1620–68), der Landſchaften mit vornehmen Jagdſtücken und Thiergeſtalten malte. In Italien u. A. Annibale Caracci (auch Geſchichtsmaler S. 739), die beiden Canaletti in Venedig, Salvator Roſa (il Salvatoriello) aus Renella bei Neapel (1605–73), welcher Maler, Radierer, Dichter und Muſiker war und außer einigen hiſtoriſchen und kirchlichen Bildern hauptſächlich düſter-wilde Landſchaften und Seebilder malte. In Frankreich für das Genre den phantaſtiſchen Jacques Callot und den feinen Watteau, für Seeſcenerie den älteren Vernet (1714–89), für architektoniſche Bilder wiederum Pouſſin, und Claude Gelée genannt Lorrain, voll „klaren Wohllauts". Im 18. Jahrh. bildet ſich in Italien der Kupferſtich, in Deutſchland der Holzſchnitt aus.

In dem, heute fortwährenden, Zeitraume des 18–19. Jahrh. ſchreiten Italien und Spanien rückwärts, vorwärts aber Deutſchland und Frankreich, demnächſt Belgien, auch Holland und England.

Die erſte Stufe kennzeichnet Lübke durch Natürlichkeit, gegenüber der beſonders von Frankreich aus früher eingeriſſenen Manierirtheit. In Deutſchland ſchuf Dan. Nik. Chodowiecki aus Danzig (1726–1801), dem Namen nach von polniſchen Ahnen, ſeine naiven Radierungen; auch ſein Bruder Gottfried und ſein Sohn Wilhelm halfen und folgten ihm. Th. Gottfried Schadow aus Berlin

(1764–1850), Schüler des Niederländers Taſſaert, formte plaſtiſche Werke, auch Bildnisſtatuen, aus Thon und Stein, ſchrieb auch über Kunſt; ebenſo ſein zweiter Sohn, der Maler Fr. W. v. Schadow-Godenhaus (1789–1862), der Gründer der Düſſeldorfer Schule, von dem wir hier im Städelſchen Inſtitute die klugen mit den noch reizenderen thörichten Jungfrauen beſitzen. Deſſen älterer Bruder Rudolf (1786–1822) war Bildhauer; ein anderer Bruder, Felix, Bendemanns Schüler, iſt Hiſtorien- und Porträtmaler.

Auf der zweiten Stufe wächſt die Herrſchaft der Antike, deren Herold der Deutſche Joh. Joachim Winckelmann aus Stendal (1717–68) in Rom war. Die Engländer Stuart, Revett und Elgin bringen aus dem damals noch den Türken preisgegebenen Athen die Trümmer antiker Plaſtik dem Weſten zur unmittelbaren Anſchauung. Die Deutſchen K. Frd. Schinkel aus Neuruppin (1781–1841) und der „minder ſelbſtändige klaſſiſche Eklektiker“ Leo v. Klenze aus dem Fürſtenthum Hildesheim (1784–1864), beide auch Schriftſteller, ſchufen herrliche Bauwerke, Jener in Preußen, Dieſer in Baiern, auch in Petersburg und in Athen; ein Nekrolog Klenzes in der A. A. Z. 1864 Nr. 32 Beil. nennt ihn mehr Römer, Schinkel mehr Griechen. Gottfried Semper aus Hamburg (geb. 1804), auch Schriftſteller, verbindet in klaſſiſchen Renaiſſancebauten zu Dresden Alterthum und Gegenwart; ebenſo in Frankreich Ch. Percier aus Paris (geb. 1770?), mit ſtrengerer und ſchlichter Claſſicität G. Moller aus Diepholz (1784–1852), beſonders in Darmſtadt thätig, auch als Schriftſteller.

In der Plaſtik obenan ſteht der klaſſiſche Isländer Thorwaldſen (1770 – 1844), der in Italien und Dänemark ſchuf. In Italien nennen wir den Venezianer Canova (1757 – 1822), der bald plaſtiſch und edel, bald befangen und kokett, häufig maleriſch auftritt. Jh. H. v. Dannecker aus Waldenbuch (1758–1841) wirkte in Stuttgart, früher auch in Rom, mit zartem Naturſinn. In Berlin nennen wir, außer Schadow, den Claſſiciſten Chrſt. Frd. Tieck (1776–1851), den Bruder des Dichters, der namentlich Porträtſtatuen bildete; in Schweden Sergel, Byſtröm, Fogelberg; in England Flaxmann. In der Malerei zeichnet ſich Frankreich durch

den Classicisten J. L. David (1748–1825) mit zahlreichen Nacheiferern aus.

Die dritte Stufe wendet sich der Blüteperiode des romantischen Zeitalters zu. Die Baukunst ist vorzugsweise in England gotisch, in Deutschland romanisch. In der Skulptur folgen romantischen Idealen u. A. Schwanthaler in Baiern, klassischen Rauch und Rietschel in Norddeutschland.

Besonders mannigfaltig gestaltet sich die Malerei. Aus Vielen nennen wir die Deutschen Peter v. Cornelius, „nicht den ersten Maler, wohl aber den ersten Künstler unserer Zeit"; ihm zunächst A. Rethel; sodann Schnorr v. Carolsfeld; den eleganten, phantasievollen, aber auch zeitverständigen W. v. Kaulbach; M. v. Schwind, mit oft klassischer Form für romantischen Inhalt; den classicistischen Bon. Genelli (italienischer Abkunft in München und Weimar); die gemüthlich naturalistische Düsseldorfer Schule: u. A. W. v. Schadow (S. 741), Schirmer, Bendemann, Hübner, Lessing, den Schilderer des protestantischen Martyriums. In Frankreich machen die Romantiker fleißige Farbenstudien, Horace Vernet verherrlicht die nationalen Thaten mit mehr Glanz, als Geist und Gemüth. Vortrefflich schildern die französischen Schweizer Leop. Robert südliches Volksleben in Genrebildern, Al. Calame aus Vevay besonders heimische sturmbewegte Alpenlandschaften. Erneuert wird die Glasmalerei und, erst in England, dann in Frankreich und zuletzt in Deutschland, der Holzschnitt, in Wechselwirkung mit der illustrierten Literatur für Wissenschaft, allgemeine Bildung und Unterhaltung der größeren Volkskreiße, Hand in Hand mit dem Steindrucke, dem Stahlstiche und nun auch der Photographie, welche die Natur unmittelbar und handwerksmäßig nachbildet und eigentlich zu den angewandten Naturwissenschaften gehört, aber auf die Kunst zurückwirkt.

Lübke bemerkt am Schlusse seiner Geschichte der Plastik u. a. noch ungefähr Folgendes. In Italien zehrt alle bildende Kunst von den Vorgängern. In England lebt wenig Sinn für Plastik wie für höhere geschichtliche Malerei. In dieser ist Belgien selbständig, in den übrigen bildenden Künsten aber von den Franzosen abhängig. Diese zeigen schon seit dem 13. Jahrh. Beruf zur Plastik durch ihren

Formensinn. Ihr Streben nach dem Reize sinnlicher Erscheinung verbindet sich mit theatralischem Pathos, ohne Tiefe des Geistes und der Empfindung (was uns an die spätgriechische Kunst erinnert). Die Baukunst bedarf überall der Auferstehung. Die Kirche, die alte Gönnerin der Kunst, ist durch ihre eigene Entstellung und innere Unwahrheit zur Feindin der Kunst geworden, wälzt aber die Schuld auf die Unkirchlichkeit des Zeitalters, zu dessen Verständnisse sie sich nicht erheben mag noch kann.

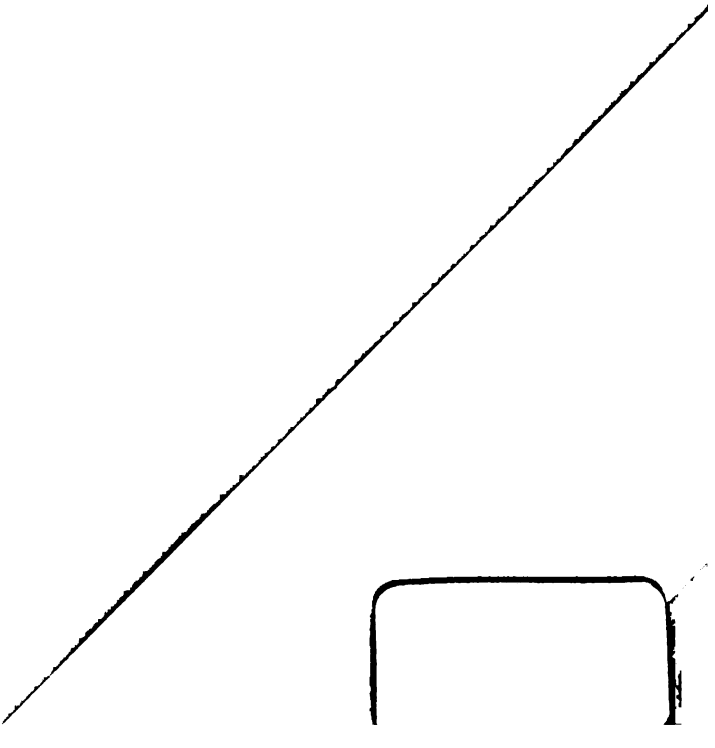
Aus dem Wirrsal entwickelt sich das Miasma eines „Restaurationsfiebers", über welches die A. A. Z. 1861 Nrr. 356–7 Beill. einen lesenswerthen Aufsatz gibt, mit Beispielen aus Frankreich und Deutschland. Die Haupturſache dieser Krankheit sieht der Verfasser in dem „berechnenden Fanatismus einer retrograden Partei, die auf allen Gebieten die Probe zu machen sucht, wieweit die Gegenwart in ihrem kirchlichen Leben sich bis in die Vergangenheit zurückschrauben läßt", dabei sich aber „ebensowohl am Leben der Gegenwart wie an den Schöpfungen der Vergangenheit versündigt".

Aus der Fülle des vorliegenden Stoffes geben wir hier noch in freier Einkleidung, für die Ergänzung der Einzelheiten auf das Vorige verweisend, den Hauptinhalt einer Rede, welche Stud. Becker in der 27. Generalversammlung des akademischen Domvereins zu Bonn gehalten hat (s. Kölner Domblatt 1863 Nr. 220), und die zwar nicht ganz frei von Parteistandpunkten ist, aber eine gute ethnologische Chronik der Kirchenbaukunst entwirft.

Constantin führte den, unter dem Drucke des Heidenthums auf Privathäuser, Katakomben und andere Verstecke beschränkten, christlichen Gottesdienst in würdige Gotteshäuser ein, zunächst in die oben beschriebenen Basiliken, an welche sich die Neubauten anlehnten. Eine im fernen Phoenikenlande in Tyros von Bischof Paulinus 313 bis 324 erbaute gehört zu den ältesten. Die von Constantius gegründete, von Constantin vollendete Sophienbasilika in Konstantinopel blieb der Gipfelpunkt der „vormittelalterlichen Periode". Sie verbrannte und wurde von Justinian durch Anthemios von Tralles (s. o.) in 6 Jahren bis 537 neu und herrlich wieder aufgebaut, aber 5 Jahre darauf durch ein Erdbeben größtentheils wieder zerstört und darauf nur

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03047 3832

BOUND

MAR 12 1945

UNIV OF MICH.
LIBRARY